Toronto University Library

Presented by

Joseph Baer & C.— Frankfort on Maine.

through the Committee formed in

The Old Country

to aid in replacing the loss caused by

The disastrous Fire of February the 14th 1890

H. Hager jun.,
Buchbinder.
Leipzig, Poststrasse
Nr. 1b

Mod.
W1142

Das

Zeitalter der Revolution.

Geschichte

der

Fürsten und Völker Europa's

seit dem Ausgange der Zeit Friedrichs des Großen.

Von

Dr. Wilhelm Wachsmuth,

ordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

Erster Band.

Die Aufklärung der Zeit Friedrichs des Großen, die Revolution und ihre Widersacher bis zur Entthronung Ludwigs XVI.

Leipzig,
Verlag der Renger'schen Buchhandlung.

1846.

14285
30/7/91

Vorrede.

Kampf des Guten gegen das Böse, des Lichtes gegen die Finsterniß ist das Grundgesetz des gesammten Weltlebens der Menschheit; um dieses Kampfes willen ist sie da. Die Geschichte bewahrt die Acten des Processes der Menschheit und, vermag sie nicht das Endurtheil, welche von den beiden Mächten siegen solle und werde, zu sprechen, so ist sie doch reich an Aufklärungen über den bisherigen Gang des Antagonismus, über das gewaltige Rüstzeug des bösen Princips, über die unerschöpfliche Widerstandskraft des guten, an Weisungen zu Vorsicht, Muth und Trost für Die, welche dem letztern anhangen. Was das Ganze der Weltgeschichte, das bietet in einem drangvollen Sturme von Ideen und Thaten der jüngste Theil derselben, das Zeitalter der Revolution, ein noch nicht vollendeter Kreislauf von Begebenheiten, von dem aber bedeutsame Abwandlungen und Abschnitte schon jetzt als Gegebenes vorliegen. Die Weltgeschichte berichtet von vormaligem thatsächlichen Vorhandensein der theuersten Güter der Menschheit; in den Anfängen von Völkergeschichten, voraus der germanischen, läßt sie uns Freiheit und Volksrecht, in den Anfängen des Christenthums den Geist der Liebe und Duldung, Frömmigkeit und Sittlichkeit schauen: das Zeitalter der Revolution aber, dem tiefe Versunkenheit vorausging, hat zur Vorläuferin die Freiheit der Forschung in Glaubenssachen und die Wiedererweckung des urchristlichen Princips der Duldung, und zur Ankündigung das Erwachen des Bewußtseins von den gerechten An-

sprüchen der Menschheit auf Rückführung des Weltlebens zu naturrechtlichen Grundlagen. Der Eintritt des Bewußtseins hier inmitten des Verderbnisses ist für die Menschheit im Ganzen so viel werth, als das dereinst thatsächliche Vorhandensein jener Güter in einer Welt der Unmündigkeit. Die Wirkungen desselben sind rasch, stürmisch, gewaltthätig gewesen. Die Idee einer Verjüngung der Menschheit durch die Revolution ist in rohen und verderblichen Abirrungen unkenntlich geworden. Wiederum ist darauf eine Reaction eingetreten, die da wähnt, sie könne mit List und Gewalt die unnatürlichen Zustände, die der Revolution vorausgingen, zurückführen. Die Menschen vergessen leicht; die Errungenschaft eines Menschenalters vererbt sich nicht in Masse auf das folgende. Die Geschichte ist berufen, den Vergeßlichen zu vergegenwärtigen, was da gewesen ist und woran sie sich zu halten haben. Vor Allem hat sie die ungeheure Lüge von historischem Rechte, die von der Macht mit Berufung auf die Geschichte ausgesandt wird, die falschen Götzen, die Idole des Stillstands und Rückgangs, die unter jenem Titel aufgestellt werden, aus dem Reiche der Wahrheit und des Rechts zurückzuweisen. Dies kommt vorzugsweise einer Geschichte des Zeitalters der Revolution zu und darin hat sie ihre bedeutsamste Anweisung auf das Volksleben. Ein Bericht von Dingen, die noch nicht ganz abgethan sind, wo die Erinnerung mit der Gegenwart zusammengrenzt, hat der herrschenden Bewegung sich anzuschließen, ihr zur Springfeder oder zum Hemmschuh zu dienen. Geschichten dieser Art müssen auf die Abgeschlossenheit selbständiger und für alle Zeiten ansprechender Kunstwerke verzichten; ihre Richtung geht auf die Zeit, wie sie ist, und ihr Zweck ist um so vollständiger erreicht, je umfänglicher und eindringlicher sie bei den Zeitgenossen beherzigt werden. Es ist eine Thorheit, für

die Nachwelt schreiben zu wollen, ohne der Zeitgenossen zu gedenken; die Adresse ist höchst unsicher; die beste Ueberlieferung des geistigen Gehalts eines Schriftwerkes an die Nachwelt geschieht dadurch, daß es sich der Gesinnung der Zeitgenossen eingebildet habe. Wer aber dazu sich berufen fühlt, der spute seinen Schritt; die Zeit wartet nicht. Bewegung als physische Kraft für das Handeln der Menschen bis zur Schnelligkeit des Gedankens aufzubieten, ist die Frage des Tages; auch für die geistige Kraft, die das Leben bedingen will, gilt es mehr als je sich möglichst rasch zu bewegen. Für die Förderung der geistigen Arbeit freilich hat Zeit und Menschenkraft ein unveränderliches Maß der Bewegung, die nicht durch Dampfkräfte sich beschleunigen läßt: der Ruf des Zeitalters aber ist, daß das Ziel einer Arbeit, die für das Leben bestimmt ist, nicht in weite Ferne gesetzt werde; er heißt die geradesten Wege nehmen; was auf Umwegen geht, läuft Gefahr sich abzunutzen, ehe es zum Ziele kommt. Fassen wir näher ins Auge, was einer Geschichte, die aus dem Heiligthume idealer Kunstvorstellungen oder dem Staube der Gelehrsamkeit als geistige Macht in das Volksleben eintritt, mit einfacher, gerader Sprache der Gesittung zu berichten, zu lehren, zu mahnen, zu rügen, in ihrem Verkehr mit dem Volke förderlich sein wird! Ohne treue, gewissenhafte Begründung der Wahrheit, ohne mühsame Ausrüstung zu ihrer Mission darf sie nicht den ersten Ausschritt wagen; ohne dies wird die Bewegung leichtfertig wie die eines Irrlichts. Jedoch sie soll nicht in den vornehmen Mantel der Studien gewickelt hervortreten; im Schleppschritt kommt sie nicht zu ihrem Ziele. Mit der ehrenhaften deutschen Art und Kunst, bei der Forschung sich des Materials in ausgedehntestem Umfange zu bemächtigen, auch das Entlegenste nicht außer Acht zu lassen, sei ihre zweite Tugend, sich nicht breit

damit zu machen, und über der Darlegung emsiger Studien nicht die Gestaltung daraus gewonnener geistiger Größen zu verabsäumen. Ferner soll eine für das Volksleben geschriebene Geschichte durch den Wald von Thatsachen die lichte Straße gesunden Urtheils nie vermissen lassen. Sie soll die Gesinnung gestalten und ausprägen; sie soll den Geist wappnen, daß er sich nicht verblüffen lasse, das Herz stählen und mit einem Muthe erfüllen, der sich's bewußt sei, daß alle dämonischen Mächte der Finsterniß die Weltgeschichte doch nicht rückgängig machen können; daß zwar nichts Neues unter der Sonne geschehe, aber das Alte, was sich ausgelebt hat, sich nimmermehr mit Lebenskraft wiederherstellen lasse. Die Geschichte soll endlich den Muth geben, der, an der Macht der Tugend und des Guten nicht verzweifelnd, sich von der Bitterkeit fernhalte, die im Weltleben nur eine Ironie auf die göttliche Vorsehung erblickt. Nach diesem Maßstabe, Glaube an die Macht des Guten, strenge Rüge des Bösen, Freimüthigkeit mit Billigkeit, wünscht gegenwärtiges Buch gemessen zu werden.

Im Einzelnen hat sein Verfasser sich stets gegenwärtig gehalten, was der ehrliche Dohm (Denkwürdigkeiten I, XLII) von sich sagt: „Bei edeln und großen Handlungen verweile ich mit Vorliebe, bei schlechten und unwürdigen unterdrücke ich die Verachtung nicht, die sie mir einflößen. Nie ist es mir eine Freude gewesen, edle Charaktere geflissentlich herabzusetzen, um nur etwas Neues, Auffallendes und bisher nicht Gesagtes vorzubringen, oder die Handlungen allgemein verehrter Männer so lange durchzuwühlen, bis schlechte Triebfedern zu ihnen gefunden sind."

Inhaltsanzeige.

Erstes Buch.

Europa's Fürsten und Völker unter dem Einflusse der Aufklärung vor dem Ausbruche der Revolution.

Seite

1. Capitel. Die Aufklärung und politische Bildung im Zeitalter Friedrich's des Großen überhaupt 4

2. Capitel. Die innern Zustände der einzelnen Staaten Europa's vor den Einwirkungen der Revolution.

1. Das deutsche Reich insgesamt 32
2. Preußen 51
3. Die deutschen Staaten zweiten und geringern Ranges.
   - Bayern und die Pfalz 60
   - Würtemberg 67
   - Baden, Ansbach und Baireuth 69
   - Hessen, Nassau 70
   - Die sächsischen Lande 72
   - Anhalt 73
   - Die welfischen Lande 74
   - Mecklenburg, Oldenburg, Holstein, Schleswig . 76
   - Die geistlichen Fürsten 77
4. Oestreich 81
5. Die Schweiz 104
6. Italien 106
   - Neapel und Sicilien 108
   - Kirchenstaat 110
   - Toskana 111
   - Parma 113
   - Modena, Sardinien 114
   - Die Freistaaten 115
   - Die Lombardei 116
7. Spanien 117
8. Portugal 120
9. Rußland 122
10. Polen 130
11. Die Pforte 138
12. Schweden 139
13. Dänemark 142
14. Holland 145
15. England 147
16. Frankreich 162

3. Capitel. Die Staatshändel der alten Cabinetspolitik 200
- Preußen 206
- Oestreich 208
- Rußland 211

Seite
Frankreich 214
England 216
Der holländische Krieg 218
Katharina's und Joseph's Türkenkrieg; Gustav's russischer Krieg 220

Zweites Buch.

Die Revolution in Frankreich bis zum Eintritte der Constitution des Jahres 1791.

1. Capitel. Vorspiele zur Revolution 239
2. Capitel. Umsturz des altfranzösischen Staates 275
Die Julitage 1789 295
Der 4. August 314
3. Capitel. Der politische Neubau bis zur Jahresfeier des 14. Julius 1790 319
Der 5. und 6. October 1789 338
Fortsetzung des politischen Neubaues in Paris bis zum Bürgereide der Geistlichen 346
Der 19. Juni und 14. Juli 1790 362
4. Capitel. Anarchie und Intoleranz der Revolution, Verschlimmerung ihres Gegensatzes.
Von der Julifeier des Jahres 1790 bis zu Mirabeau's Tode, 2. April 1791 370
5. Capitel. Des Königs Unfreiheit, Flucht, Suspension und Herstellung; die erste Constitution 395

Drittes Buch.

Das autokratische und aristokratische Europa und die Revolution bis zum Umsturze des französischen Throns.

1. Capitel. Europa im Verhältnisse zur Revolution bis zum Eintritte der neuen Verfassung. Belgien. Lüttich. England. Die Emigranten 420
Belgien 422
Lüttich 427
England 429
Die Cabinette 434
Die Emigranten 441
2. Capitel. Erschütterung des französischen Throns und der Verfassung durch Jacobiner, Emigranten und Einmischung des Auslandes. Gustav III., Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. 445
3. Capitel. Das Ministerium der Girondisten. Die Kriegserklärung. Der 20. Junius 1792 475
4. Capitel. Die Coalition und Katharina II. im Sommer 1792. Umsturz des französischen Throns und der polnischen Constitution 496
Die Augusttage 1792 509
Umsturz der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791 . 516

Erstes Buch.

Europa's Fürsten und Völker unter dem Einflusse der Aufklärung vor dem Ausbruche der Revolution.

Erstes Capitel.

Die Aufklärung und politische Bildung im Zeitalter Friedrichs des Großen überhaupt.

Das Wort, die Geschichte ist Lehrerin des Lebens, gehört zu den Gemeinplätzen, die alle Welt im Munde führt, und ist doch wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Wer das Leben und Treiben der menschlichen Gesellschaft beobachtet, wird erkennen, daß der reiche Schatz von Belehrung, den die Geschichte darbietet, ein selten benutztes Capital ist, und daß der Geschichtschreiber nicht Ursache hat, auf jenes Wort sich viel einzubilden. Ohne einen Rückschluß ist es eben so unwahr als berühmt. Dieser aber lautet, nach dem Gesetze der Wechselwirkung, ohne welche kein Unterricht stattfinden kann, das Leben, als Lehrling der Geschichte, ist einer Prüfung zu unterwerfen und daraus zu entnehmen, für welche historische Belehrung es empfänglich ist und welcher bedürftig? Das Ergebniß wird nach Zeit und Umständen verschieden sein. Das besagt nicht eine Aufhebung der allgemeinen Gesetze wissenschaftlicher Behandlung der Geschichte, soll nicht das Aushängeschild für zweideutige Tendenzarbeit werden. Für den engen Kreis wissenschaftlich Geweihter ziemt es sich, auch den entlegensten und für das Volksleben nie bedeutsam gewesenen Gebieten der Geschichte Fleiß und Scharfsinn der Forschung zuzuwenden; die Frucht solcher Arbeit ist eine der Wissenschaft für sich gebührende Darbringung. Wer aber die Geschichte der nächstvergangenen Menschenalter zu bearbeiten unternimmt und

diese bis in die Gegenwart herabzuführen gedenkt, hat sich nicht blos mit der Wissenschaft durch ämsige Forschung und treue Wahrhaftigkeit abzufinden; für ein Werk, das auf dem offenen Markte des Lebens gelten und wirken soll, ist Grund und Maß nach den Ansprüchen des letztern zu bestimmen. Dies soll keineswegs die gesammte Gestaltung und Richtung unserer Aufgabe von Bedingnissen der Gegenwart abhängig machen, wohl aber zunächst ihren Anfangspunkt und Umfang zu bezeichnen seine Stimme haben. Wir leben in einer Zeit, wo in Staat und Kirche mit scharfen Gegensätzen gekämpft wird, ob Fortgang oder Rückbewegung gelten solle: der Kampf hat vor länger als einem Jahrhundert begonnen; Trieb und Zweck, Ausrüstung und Mission der streitenden Mächte liegen in der Geschichte der nächstvergangenen Menschenalter klar vor Augen; daraus hat die Gegenwart sich zu unterrichten und darnach Urtheil, Rath und That zu regeln. Die Geschichte aber, welche die Verkettung der historischen Erscheinungen nach ihren Beziehungen auf die Gegenwart und zur Belehrung für diese darstellen soll, wird zum Anfangspunkte den Ursprung des noch fortdauernden Antagonismus nehmen. Dies führt zurück zu dem Zeitalter der Aufklärung, das der Revolution vorausging. Wer mag zählen, wie oft die Revolution von jener Aufklärung, der sogenannten Philosophie der Franzosen, abgeleitet worden ist! Das ist nicht unsere Meinung. Revolution ist nicht die Tochter der Aufklärung, sondern der dunkeln Gluth des Fanatismus und des Mangels an Erkenntniß und an Entschlossenheit, den Bewegungen im Volke zu rechter Zeit und mit den rechten Mitteln zu begegnen. Nicht die vermeintliche, jedenfalls zu hoch angeschlagene Schuld jener Philosophie, die Revolution veranlaßt zu haben, sondern die Leidenschaftlichkeit unserer Zeit gegen dieselbe giebt uns den Fingerzeig zur Festsetzung der Gränze, von welcher ausgehend der Verlauf unserer Geschichte ein zusammenhängendes in die Gegenwart sich herabgliederndes Ganzes bildet. Die heutigen Bestrebungen, in das Leben der Völker eine rückgängige Bewegung zu bringen, sind nicht blos gegen die Nachwirkungen der Revolution gerichtet; es gilt nicht blos politische Fragen: mächtiger ist die Erregung der Geister für den Streit, ob es hell oder dunkel sein solle?

Dieser aber hat seine Bedeutung auch ohne Bezug auf die Revolution, und darum richtet sich unser Blick rückwärts über diese hinaus auf die Anfänge des Lichts, das jetzt in Verruf gebracht werden soll, auf die Herrschaft desselben, als Friedrich II. und die Mehrzahl staatsregierender Zeitgenossen desselben seine Verbreitung als eine Hauptaufgabe ihres Berufs ansahen. Wir müssen wissen, was es mit jener Philosophie zu sagen hat, wir müssen es schon deshalb, weil es zu den Zeichen unserer Zeit gehört, das Andenken Friedrichs zu verunglimpfen, zugleich weil einige jener fürstlichen Pfleger der Philosophie sich mit großem Eifer gegen die angebliche Tochter derselben, die Revolution, gewandt haben.

Von dem Zeitalter Friedrichs beginnt der Ausschritt zum Vorwärts, dem sich jetzt die Macht eines Geistes entgegenstemmt, der seine Gesetze ebenfalls in der Geschichte sucht. Dieser verkennt oder verschmäht die unbestreitbare Lehre der Geschichte, daß niemals das Spätere ganz auf den Standpunkt des Frühern hat zurückgebracht werden können, er bietet der Geschichte Hohn und verkehrt den Grundsatz, man solle aus ihr lernen, in einen scheinbar verwandten, aber trüglichen, nämlich Gegenwart und Zukunft seien nach dem Maßstabe und den Formen einer abgestorbenen Vergangenheit einzurichten. Die Geschichte aber muß jede Berufung auf ihre Vergegenwärtigung der Vergangenheit abweisen, wenn Stillstand oder Rückgang des Lebens daraus gefolgert wird. Sie hat bei der Darstellung des Geistes, welcher der Revolution vorausging und diese begleitete, für ihren eigenen Heerd zu kämpfen, hat Geltung und Ehren eines ihrer bedeutsamsten Besitzthümer aufrecht zu halten gegen einen planmäßigen Betrieb, dasselbe schlecht und zum Gegenstande des Hasses und Abscheues zu machen. Sollte es einst dahin kommen, daß die politischen Zustände unserer Nachkommen auf Autokratismus der Zeit Ludwigs XIV. und die kirchlichen auf den Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückgebracht würden, so wäre damit die Verweisung des Zeitalters der Aufklärung und der Revolution aus der Reihe großer Abwandlungen in der Herrschaft von Ideen entschieden. Die Geschichte würde dann auf einer von den Zuständen dunkler Jahrhunderte her in die Gegenwart hinein gespannten geistigen Ketten-

brücke sich die Passage durch jähe Klüfte und über schwindelnde Höhen ersparen können, ja ihr dieselbe verboten werden. Wir sprechen das Unmögliche aus. Die Grablegung des Theiles der Geschichte, welcher unsere erste Aufgabe bildet, wird nie gelingen. Der Proceß der Verdummung und Willenslähmung eines mündig gewordenen Geschlechts ist unendlich schwerer als die hergebrachte Herrschaft über die süße Gewohnheit des Nichtwissens, Nichtdenkens und Nichtwollens. Nur ein Theil des kirchlichen und politischen Horizonts ist von finsterm Gewölk bedeckt; ein unermeßliches Lichtmeer strahlt ihm gegenüber. Eben dieses giebt auch für die Zukunft Bürgschaft, daß die Aufklärung, welche der Revolution vorausging und diese selbst nicht als unebenbürtige Häupter in der historischen Geschlechtsfolge der Mißachtung unterliegen werden. Sie sind nicht ein unnatürlicher Auswuchs, nicht eine Unterbrechung des richtigen Ganges der Weltgeschichte, sie sind auf Gottes Wegen, die die Geschichte nie ableugnen darf, in die Welt gekommen, daß diese daran sich weiter bilde. Eben darum aber kann auch nie die Rede davon sein, das Leben auf den Standpunkt jener zurückführen zu wollen; sie sind vielmehr als Springfedern zu weiterer Bewegung anzusehen. Wie weit wir seitdem vorwärts gekommen sind und ob die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart als unabhängig von dem, was die Aufklärung und die Revolution gebracht haben, anzusehen oder ob der Name Zeitalter der Revolution auch für sie passend sei, das soll nicht das Vorwort, das mag die Geschichte selbst darthun.

Als Friedrich II. den Thron bestieg, war Unumschränktheit der Fürstengewalt in der Mehrzahl der Staaten des europäischen Festlandes nach rascher Verjährung zu historischem Rechte geworden; Friedrich und seine fürstlichen Zeitgenossen hatten das Erbe ohne die Mühe und ohne die Gehässigkeit des Erwerbes. Reichs- und Landtage waren entweder ganz außer Brauch gekommen oder Schattenbilder geworden. König Friedrich Wilhelm I. that den preußischen „Junkers" zu wissen, daß er seine „Souveränetät wie einen Rocher von bronce stabilire;" in der Instruction an das Generaldirectorium

schrieb er: „Wir sind Herr und König und können thun was wir wollen;“ auf eine Erinnerung der jülichschen Stände an ihre hergebrachten Rechte antwortete er, das seien alte Geschichten und längst abgethane und vergessene Dinge. Nach den letzten Gründen der höchsten Gewalt im Staate zu fragen, lag nicht im Sinne der Völker; sie hatten nur die Verwaltung im Auge und ihr Lob und Tadel beschränkte sich auf die Art, wie die Fürsten ihre Gewalt ausübten. Wenn hie und da eine Theorie des Staatsrechts, aus mittelalterlich-patriarchalischem Nebel auftauchend, die Lehre von einem ursprünglichen Vertrage zwischen Völkern und Fürsten vorbrachte, so blieb dies Sache der Speculation, auch wurde die entgegengesetzte von göttlicher Uebertragung der Throngewalt an die Fürsten nicht verdrängt; praktisch aber wurde die Lehre von unumschränkter Machtvollkommenheit der Fürsten kraft thatsächlichen Besitzthums derselben. König Ludwig XIV. und mehrere seiner fürstlichen Zeitgenossen hatten nach dem Worte „der Staat bin ich“ ihre Gewalt schmählich zur Ausbeutung des Volkes für Cabinet und Hof gemisbraucht und vor Allem sich darin gefallen, den Hof zum Spiegel der Herrlichkeit zu machen; dagegen hatten vermöge autokratischer und zum Theil höchst rechtswidriger Machtübung werkthätige Fürsten, wie Karl XI., Peter I. und Friedrich Wilhelm I., ihre Aufgabe darin gesucht, in dem Staate Einsicht und Kraft darzustellen. Diese Vorbilder zu übertreffen, ward Friedrichs II. Ruhm. Erbe unumschränkter Macht und ehrenwerther Schöpfungen derselben gab er ihr die geistige Weihe. Es kam die Zeit der Läuterung und Verklärung fürstlicher Machtvollkommenheit. Daß es Friedrich Ernst sei, wenn er sich den ersten Diener des Staats nannte *) (1748) und das öffentliche Wohl die Aufgabe seiner Regierung, wenn er Gewicht auf die Pflichten des Fürsten legte, bewies er durch unermüdliche Thätigkeit für den Staat; sein Wort wurde zur Wahrheit. Musterfürst auf ein halbes Jahrhundert für Europa ward aber Friedrich dadurch, daß er Geist und Licht zu Reichsgehülfen nahm,

*) Un prince est le premier serviteur et le premier magistrat de l'état. Oeuvr. p. I. 218.

daß er dem eben auftauchenden Genius des Jahrhunderts zum Bunde die Hand bot. Nun ward erkannt, daß Einsicht Macht sei und ein Philosoph auf dem Throne kein Unding. Die Völker bewunderten den großen Kriegshelden; Fürsten und Staatsmänner gaben ihm die Palme als dem fleißigsten Arbeiter im Staatswesen, die Erleuchteten waren stolz auf ihn als ihr geistiges Haupt, als den gekrönten Repräsentanten des Geistes, den das Jahrhundert sein eigen nannte, und als sein höchstes Kleinod und den Gipfelpunkt der Gesittung achtete. Als die Nachricht von seinem Tode nach Wien kam, rief Kaunitz, ebensowohl sein Widersacher als in Sympathie mit ihm: „Wann wird ein solcher Fürst wieder das Diadem zieren!"

Kein Sterblicher vermag außer den Bedingungen seiner Zeit zu wirken; auch die höchstbegabten Glücklichen, welche als Schöpfer einer neuen Zeit gepriesen werden, haben ihre Macht zu großem Theil aus der Zeit, die sie trägt und ihr Werk vorbereitet. Fürstenseelen sind aus keinem andern Stoffe geschaffen als die Menschenseele überhaupt; Gutes und Schlechtes, das sie schaffen, ist weniger ihrer ursprünglichen innern Organisation, als den Einwirkungen derer, die ihr Ohr haben, zuzurechnen; wohl, wenn die Stimme eines fackeltragenden Zeitgeistes zu ihnen gelangt. So war es eine der seltenen Schickungen der Vorsehung, daß Friedrichs reich ausgestatteter Geist einer geistigen Macht begegnete, die sich als bedingend für die Zeit ankündigte, und daß sie durch ihn unter den Fürsten zur Geltung gebracht ward.

Sie kam zu Friedrich aus dem Lande, woher die Fürsten gewohnt waren das Muster für Hofgepränge und Hofschwelgen zu nehmen, aus Frankreich. Die Verkünder derselben nannten sich Philosophen und wiesen auch den Namen Freidenker nicht von sich ab. Die neue Philosophie, wie wir die Doctrin der Aufklärung von nun an nennen wollen, war dem Schooße absterbender Starrgläubigkeit und unchristlicher Unduldsamkeit entsprossen. Aechtes Christenthum, Frömmigkeit und Liebe war in den Staatskirchen des siebzehnten Jahrhunderts nicht zu finden. Der festgebannte Staatsglaube hatte nur, wenn es Verfolgungen galt, Bewegung gehabt; Huguenotten, Jansenisten, englische, polnische und ungarische Dissi-

denten, Waldenser, deutsche Pietisten, Pfälzer, Salzburger waren die Blutzeugen kirchlicher mit dem Arme weltlicher Gewalt gerüsteter Tyrannei. Als nun Ludwig XIV. in grämlichem Alter mit der frömmelnden Maintenon die kirchliche Devotion zur Hofmode machte, die berechnende Heuchelei aber, die sich an den Stufen des Throns weidete, den Zwang schon mit Unlust empfand, erhob sich zunächst außerhalb der Gränzen von Ludwigs Herrschaft ein Gegensatz gegen das altgläubige und unduldsame Kirchenthum allzumal. Die ersten Zweifler in Holland und England, Bayle, Locke, Shaftsbury, Toland, Collins ꝛc. blieben mit ihrer Kritik innerhalb des beschränkten Kreises gelehrter Forschung. Aber nachdem Ludwig die Augen geschlossen, ward in Frankreich jene Philosophie, Dank ihrem eleganten Gewande des Welt- und Hoftons, mündig zum Eintritte in die vornehme Gesellschaft. Voltaire, der vollendetste Repräsentant derselben, waffnete sie, von seiner Epistel an Uranie 1716 an, aus der Rüstkammer des Esprit mit Frivolität, Witz und Spott, und so zog die moderne Pallas in belletristischem Waffenrocke aus, ihre junge frische Kraft im Kampfe gegen unduldsames Priesterthum, vernunftlose Blindgläubigkeit und scheinheilige Heuchelei zu versuchen. Anfangs war sie bescheiden genug, das Christenthum selbst und die Religion überhaupt unangetastet zu lassen, und mitten in allem Uebermuth, mit dem sie kirchliche Mißbräuche angriff, leuchtete wie ein schönes und nicht unchristliches Feuer ihre Lehre von Duldsamkeit in Glaubenssachen und geistiger Freiheit. Bald feierte sie Triumphe. Friedrich II., vertraut mit Bayle's Zweifeln, belehrt durch Studium Wolfischer Philosophie, ward entzückt von dem Geiste Voltaire's und befreundete sich diesem als geschworner Feind hochmüthigen, trägen und lieblosen Priesterthums und als Verächter von Dogmen, gegen welche sich die Vernunft sträubt und welche aufrecht zu halten bisher die weltliche Macht geholfen hatte. Friedrich, nicht ohne Religion, wollte ein Christenthum mit Duldung, Sittlichkeit und Menschenfreundlichkeit. Die Duldung hatte in ihm ihren Schutzherrn, als er am 22. Juli 1740 schrieb: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, denn hier darf jeder nach seiner Façon selig werden." Zu derselben Zeit, wo er dem französischen Hofe, welchem die neue

Philosophie ein Gräuel war, die Rechte zum politischen Bunde bot, streckte er die Linke den dort gehaßten oder von dort flüchtigen Philosophen entgegen. Sein Beispiel bahnte dem neuen Staatsprincip von geistiger Freiheit im Gebiete des Glaubens, von der Endschaft des Kirchenzwanges und insbesondere von der Unerträglichkeit papistischer Anmaßungen den Weg von Hof zu Hof. Der Heerd des neuen prometheischen Feuers aber blieb Paris trotz dem, daß der Hof von Versailles bis auf Ludwig XVI. es nicht an Verfolgungen der neuen Literatur fehlen ließ. Glücklich die, welche zur unmittelbaren Anschauung desselben kamen, welche in die eleganten, von geistreichen Frauen eröffneten Kreise, in die bureaux d'esprit einer Tencin, Geoffrin, Deffand und Lespinasse Zugang fanden. Selbst schriftliche Berichte von den dortigen Verhandlungen zu erhalten, ward für schätzbare Gabe angesehen, und die Kundschaft deutscher und anderer Fürsten und Fürstinnen war einträglich für die Geheimschreiber der Annalen jener pariser Philosophie und Schöngeisterei. Die französische Philosophenliteratur aber verbreitete sich in ungemeiner Ausdehnung unter doppelter Gunst äußerer Zustände. Das Französische war Sprache der vornehmen Welt Europa's, und Preßzwang und Büchermauth hatten entweder nicht mehr den alten Rigorismus oder wurden in freisinniger Nachbarschaft geäfft. Verbrannte man in Frenkreich Bücher, so wurden sie in Holland neu gedruckt. Eine Geistesverwandtin hatte die Philosophie in der Freimaurerei, in welcher als wesentlichster Grundsatz Förderung der Humanität ohne Unterschied der christlichen Glaubensbekenntnisse galt, und die seit 1725 von England sich über protestantische und katholische Länder des Continents verbreitete. Ihre muthmaßliche Entstehung in England fällt in die Zeit des ersten Auftauchens der Freidenkerei daselbst.

Willkommen war die Philosophie, wo es in Wahrheit um Licht und Menschenfreundlichkeit zu thun war, willkommen aber auch, weil sie mit Herrschlust, Ehr- und Ruhmbegier der Fürsten sich trefflich vertrug. Das Erstere besonders in der Richtung gegen des Papstthums Hierarchie. Der Standes- und Berufsstolz der Fürsten und die Machtliebe regierungssüchtiger Staatsmänner führten auf der von der Philosophie gewiesenen Bahn zu Schritten gegen das Papst-

thum, die sich wie der letzte Act in dem Processe der Entäußerung des Fürstenthums von mittelalterlichen Beschränkungen ausnehmen. Das Papstthum, schon 1721 von Montesquieu ein altes Idol, das man aus Gewohnheit beräuchere, genannt, schien an unheilbarer Kraftlosigkeit darniederzuliegen. Benedikt XIV. (1758—1769), der als Cardinal in Paris mit der Macht des neuen Geistes vertraut geworden war, sagte: „Ich freue mich, wenn mich die weltlichen Fürsten noch um dasjenige bitten, was mir zu nehmen ich ihnen nicht wehren kann *)." Also ward der anmaßlichen Bulle In coena domini von den eifrigst katholischen Höfen die Gültigkeit abgesprochen; das Papstthum mußte sich beschränkende Concordate gefallen lassen, Steuern der katholischen Christenheit kamen nur noch spärlich nach Rom, selbst der weiße Zelter von Neapel blieb aus. Das Bannrecht des alten Kirchenthums ward beschränkt, die Inquisition in enge Gränzen zurückgewiesen, das Mönchthum verachtet, verspottet und durchgreifenden Reformen unterworfen; Toleranz, an sich die schönste Frucht inniger Verbindung der Frömmigkeit mit Menschenliebe, damals aus Haß und Abscheu gegen die Unchristlichkeit kirchlicher Verfolgungen erzeugt, wurde zur glänzenden Größe des Zeitalters. Ueberhaupt wurde kundgegeben, daß (um Kaiser Josephs Worte zu gebrauchen) „man es als unpassend ansehe, wenn die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerke ihrer Weisheit zu machen **)." Höchster Triumph der mehr vom Geiste der Herrschlust als der Philosophie erfüllten Staatsmacht war die Aufhebung des Jesuitenordens in Portugal, in den bourbonischen Staaten, und endlich durch Clemens' XIV. Bulle 21. Juli 1773 in der gesammten katholischen Christenheit. Es war wunderbar, wie die blindgläubigen und nichts weniger als philosophischen Inhaber der Throne, die den Anfang dazu machten, von ihren Rathgebern hier nicht sowohl in das Licht, als hinter dasselbe geführt wurden. Die Jüngerschaft der Philosophen hatte nicht eben Ursache, über die

*) v. Dohm, Denkwürdigkeiten 2, 316.
**) Joseph II. Briefe. Leipzig 1822. S. 41.

Motive und die Art der Aufhebung zu frohlocken*). Die Fürsten aber, welche dem Geiste der Zeit huldigten, achteten diesem gegenüber die geistige Macht des Jesuitismus so geringe und waren so stolz und sicher auf die Herrschaft erleuchteter Throngewalt, daß Friedrich die Jesuiten in seinem Lande fortbestehen ließ und daß auch Katharina II. den Orden in einer ihrer Provinzen duldete, scherzend, sie unterhalte das exotische Gewächs in ihrem botanischen Garten, um auf Begehren Samen davon geben zu können.

Nicht Alles, was glänzte, war Gold. Man hat die mittelalterliche Romantik mit dem Dämmerlichte des Mondes verglichen: jene Philosophie war wie ein Brillantfeuer mit mancherlei sehr unreinen Flammen. War es wohlthätig zu Anfange gewesen, als es nur darum galt, die Gebrechen eines unförmlichen lieb- und geistlosen Kirchenthums in ihrer Häßlichkeit und Unchristlichkeit darzustellen, so folgte bald ein Schwarm von Irrlichtern. Witz erzeugte Aberwitz, Aus Voltaire's Frivolität und der Encyklopädisten Diderot, d'Alembert u. s. w. scharfen Kritiken des alten Kirchenglaubens erzeugte sich krasser Materialismus, der Deismus hatte den Atheismus zum Nachtreter. Der pfälzer Baron von Holbach und seine Gesellschaft wühlten den Boden der Religion selbst auf. Die Fürsten, so viele nicht, gleich einem Karl III. von Spanien, ganz ungestört in ihrer Abgeschlossenheit gegen die neue Lehre blieben, erkannten, daß diese, mit welcher sie selbst sich wohl abzufinden wußten, nicht für das Volk tauge. Das philosophische Evangelium sollte unter den Geweihten der Hofreligion, das Volk bei seinem Glauben bleiben. Voltaire's Project einer Philosophencolonie konnte auch auf Friedrichs Grund und Boden sich nicht verwirklichen**). Friedrich legte Werth auf kirchliche Ermahnungen der Prediger, wo es noth that, dem Volke und Heere Muth und Vertrauen auf Gott einzuflößen. Wo die Volksstimmung einer kirchlichen Neuerung entgegen war, ließ er das Alte fortbestehen und begnügte sich, statt des Zwanges, mit einer Abfertigung, die nur sein persönliches Misfallen an den

*) Saint-Priest, Gesch. d. Sturzes d. Jes. 1845; jüngster Zeuge.
**) Preuß, Friedrich der Große. 3, 264.

Anstößigkeiten im alten Kirchenwesen aussprach *). Wiederum gab es keine Macht in der Welt, welche den Ueberwuchs der Hofphilosophie in den Gedankenkreis des Volkes zu hindern und das gesunde Fruchtkorn ihrer Aussaat vor Zumischung des Unkrauts sicher zu stellen vermocht hätte. Verflüchtigten sich nun böse Säfte der neuen Philosophie in der Atmosphäre der vornehmen Welt, in leichtem Aufbrausen verdunstend, so drohten sie im Volksleben zu einer Gährung zu führen, die erst nach den heftigsten Explosionen ihre Abklärung haben konnte. Friedrich war in den letzten Jahrzehnden seines Lebens unzufrieden mit der Philosophenliteratur, sie war mehr als unartig geworden. Das aus Holbach's literarischem Kreise hervorgegangene widerliche „System der Natur" reizte ihn zum Unwillen; er versuchte eine Widerlegung des darin enthaltenen krassen Materialismus; Raynal, dessen Buch über die Colonien, mit bedeutsamen Zuthaten von Diderot ausgestattet, von Declamationen gegen Despotismus strotzte, fand bei ihm keine günstige Aufnahme. Jedoch Friedrichs Urtheil ging zumeist auf Ton und Styl der französischen Literatur: eine andere Frage aber liegt uns näher, nach den Wirkungen der kirchenfeindlichen Schriften auf das sittliche Leben. Auch hier ist zwischen dem Leben der Großen und des Volks zu unterscheiden; jene Literatur war bei weitem mehr auf jene als auf dieses berechnet und ging großentheils von Solchen aus, die in der vornehmen Welt verkehrten. Kein Wunder, daß mit der Hinwegsetzung über die alte Glaubenslehre zugleich auch die Begriffe von Pflicht und Tugend schlaff wurden; und doch nicht eigentlich eine

*) Ein Prediger in Neufchatel läugnete die Ewigkeit der Höllenstrafen; er sollte abgesetzt werden; die Acten kamen an Friedrich. Dessen Bescheid war: „Ich erlaube meinen getreuen Bewohnern von Neufchatel, sich so lange ewig verdammen zu lassen, als sie es für gut finden werden, wenn sie nur diejenigen in Ruhe lassen, welche nicht an die ewigen Strafen glauben wollen." Als berliner Gemeinden gegen ein neues Gesangbuch protestirten, lautete Friedrichs Bescheid: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angehet, so stehet einem jeden frei, zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug; aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung zugestattet werden. (18. Jan. 1781.)"

Folge davon. Der Trieb nach moralischer Regellosigkeit war dem der Lösung vom Glaubenszwange verbrüdert. Der Egoismus wurde Lebensprincip; es wurde eine Theorie der Glückseligkeit und Weltklugheit aufgestellt. Davon hatten schon die Engländer Bolingbroke u. s. w. das Beispiel gegeben; von den Franzosen suchte vor Allen Helvetius seinen Ruhm auf diesem Gebiete. Die Großen handelten dem gemäß. Aber auch dies war nicht sowohl Wirkung als gleichzeitige Erscheinung jener Theorie und es ist sehr die Frage, ob letzterer die Schuld davon beizumessen sei. Die Roués sind wahrlich nicht erst durch die neue Philosophie in die Welt gekommen; diese gab nur das Wort zu der schon vorhandenen That, und ihre unsaubere Schwester, die obscöne Poesie und Kunst, war ihr vorausgegangen. Der Madame Tencin Schmutzbilder sind älter als ihr Vorsitz in einem Bureau d'esprit. Sind aber in der That die Großen des Zeitalters der Aufklärung schlechter gewesen, als die des siebzehnten Jahrhunderts: von dem Volksleben, das meist nur in mittelbarer Berührung mit der Philosophenliteratur, läßt sich das nicht sagen. Bei aller Unzufriedenheit mit den Verirrungen jener Philosophie muß anerkannt werden, daß das Licht auch sittliche Wärme gebracht habe. Mehr als jemals hatte die Staatsverwaltung Antheil an dem, was im Volke sich gestaltete und, was zu den seltenen Erscheinungen der Geschichte gehört, an der Einführung des Geistes der Zeit in das Volksleben. Zur Erkenntniß dessen, was in diesem Sinne geschah, kommt wenig in Betracht, was die Philosophenfürsten und ihnen geistesverwandte Staatsmänner glaubten; es kommt an auf das, was sie thaten.

Es war nicht blos Aufklärung und Duldung, die jenes Zeitalter zu rühmen hatte, und nicht war es den Fürsten, welche der alten Hierarchie entgegentraten, dabei blos um Behauptung und Ausdehnung ihrer Macht zu thun. Der Kampf gegen blindes Vorurtheil und trügerischen Schein vermeintlicher Interessen des Himmels hatte auch Abstellung von Misbräuchen, die Erleuchtung auch schöpferisches Streben, zu gestalten und zu bauen, zur Begleitung. Es ward zu Arbeit und rührigem Fleiße gerufen, mit dem Aberglauben und der Unwissenheit auch die Trägheit aufgestört; vielfältiger Neubau,

schwieriger und mühsamer als das Einreißen, gab Eifer zu That und Werk zu erkennen. Friedrich war nicht in Allem voran; in manchem blieb er hinter dem Eifer seiner Zeitgenossen zurück; er that nichts zur Aufhebung bäuerlicher Unfreiheit, die er als auf Verträgen ruhend ansah; nichts für die Juden — seine schwache Seite —, er wollte die Bauern nicht weit über Lesen und Schreiben hinauskommen lassen. Joseph II. überbot ihn in vielerlei, ohne darum weiser zu sein als Friedrich. Wir fassen zusammen, was über Europa hin zerstreut als eine Masse von Lichtpunkten erscheint, ohne schon hier zu fragen, wo wirklicher Lichtstoff, wo nur Schein war. Also bethätigten mit mehr oder minder Ernst und Erfolg und in theilweise verschiedenen Richtungen die gemeinsame Losung von Toleranz und Aufklärung Friedrich II., Katharina II., Gustav III., Joseph II., Leopold in Toscana. In andern Staaten, wo den Fürsten selbst Einsicht oder Wille und Kraft mangelte, arbeiteten hohe Staatsbeamte im Geiste der Zeit, Tanucci, Squillaci und Caraccioli in Neapel, Pombal in Portugal, Aranda und Campomanes in Spanien, Choiseul, Turgot und Malesherbes in Frankreich, Du Tillot in Parma, die Bernstorffe und Struensee in Dänemark, die Czartoriski in Polen. Selbst der Tatarchan Schahin Geray gedachte die französische Encyklopädie ins Tatarische übersetzen zu lassen *). Vollkommen im Stillstande war, außer der Pforte, kein Staat in Europa, und auch dort regten sich wenigstens die Griechen; Krebsgang zeigte sich hin und wieder, wo man ohne rechten Ernst oder zu rasch vorgeschritten war und nicht den rechten Athem hatte, die Bewegung fortzusetzen. Hindernisse legten, wo und wie sie nur konnten, die Inhaber von Privilegien in Kirche und Staat dem neuen Wesen in den Weg: dagegen trat dann auch wohl eine Herbigkeit und Rücksichtslosigkeit der Staatsgewalt ein, die Recht und Gewohnheit so gut als das Vorurtheil verletzte: der Eifer für Aufklärung führte zur Intoleranz. Preiswürdig und folgereich auf alle Zeit ist aber die Sorgfalt, mit der auch in den beim Kirchenglauben wenig be-

*) Dohm, 2, 56.

theiligten Gebieten des Staatslebens Förderung der öffentlichen Wohlfahrt betrieben wurde. Da ist zu rühmen Lösung der niedrigsten Gattungen von Staatsgenossen, Leibeigenen, Juden und Unehrlichen, aus gänzlicher Rechtslosigkeit, Entfernung der Unmenschlichkeit aus dem Strafrechte durch Besserung der Gefängnisse, durch Abschaffung der Folter und Milderung der Qual bei Todesstrafen und durch seltenere Anwendung der Todesstrafe; nicht minder Anstalten für öffentlichen Unterricht durch Real-, Normal- und Sonntagsschulen, Anstalten für Wittwen und Waisen, für ausgesetzte und verwahrloste Kinder, für hülfsbedürftige Arme, Schwache, Kranke, Taubstumme, Blinde, durch Rettungsanstalten für Verunglückte, Begräbnisse außerhalb der Städte und andere Wohlthaten der medicinischen Policei; endlich Ermunterung zu Arbeit und Erwerb durch Sorge für das Gewerbe, Industrieschulen und Arbeitshäuser, Beschränkung von Feiertagen und Bettelei, Vermehrung der Arbeitskräfte durch Ansiedlung gewerbsthätiger Fremden, des Ertrags durch Urbarmachung von Oedschaften, durch Vervielfältigung der Subsistenzmittel für Menschen und Vieh, wo namentlich die Kartoffeln als eine Größe erscheinen, durch Förderung des Verkehrs vermittelst des Baues von Kunststraßen, Kanälen, der Einrichtung von Posten, der Veranstaltung von Entdeckungsfahrten zur See. Also Licht gegen Finsterniß, Menschlichkeit statt Barbarei, Bewegung statt des Stillstandes, Thätigkeit und Erwerb statt darbenden Müßigganges. Wahrlich auch die Völker hatten zu rühmen. Bisher hatten sie entweder nur die Gewaltthätigkeit der fürstlichen Machtvollkommenheit seufzend empfunden, oder die fürstliche Herrlichkeit und ihr Hof- und Jagdschwelgen mit gaffendem Staunen und dem Gefühl demüthiger Ergebung, das sei die von Gottes Gnaden dem Fürstenthum zugemessene Ausstattung, bewundert: jetzt aber gingen ihnen Augen und Herz auf, als sie erkannten, was an den Fürsten zu preisen sei. Was am Nimbus verloren ging, wurde durch bewußte Anerkennung der Fürstenverdienste ersetzt. Mirabeau konnte am Schlusse der Zeit Friedrichs II. an König Friedrich Wilhelm schreiben: „Die Zeit ist nicht mehr, wo die Herren der Erde im Namen Gottes reden konnten, wenn anders sie jemals existirt hat. Die Sprache der Gerechtigkeit

und der Vernunft ist die einzige, die heut zu Tage einen dauerhaften Erfolg haben kann."

Am hellsten strahlte der Glanz der Throne in dem verschönernden Spiegel der französischen Philosophie: diese hatte die Trompete des Ruhms, und lebhafter schallten die Huldigungen der Philosophen als die Segnungen der Völker; der Ehrgeiz der Fürsten zog dem Selbstbewußtsein stiller Bescheidenheit und dem Ausdrucke dankbarer Anerkennung daheim das Bravorufen der Stimmführer des Zeitalters vor. Auch das hatte indessen sein Gutes; ein Fürst, dem man oft sagt, er werde als Wohlthäter seines Volkes gerühmt, wird weniger Blößen geben, als der, gegen welchen seine Zeit gleichgültig ist oder den Dank nicht laut werden läßt. Der Wetteifer, Lob zu gewinnen, ward für die Fürsten zur Ehrensache. Das Lob aber fand seine weiteren Kreisungen auch außer der Sphäre der Philosophie. Auch bei den Völkern begann sich eine öffentliche Meinung zu bilden; die Literatur ersetzte den Mangel öffentlicher politischer Redebühnen; die Philosophie und die Volksmeinung mischten sich miteinander. Die Stimme der letztern begann den widerlichen Mantel der allerunterwürfigsten Schmeichelei abzustreifen; sie konnte auf preiswürdige Thatsachen hinweisen. Das Fürstenlob veredelte sich; es war der Beifallsruf einer ihres Werthes sich bewußten geistigen Macht, die sich sagte, daß sie die Fürstentugend erkennen und achten lehre. Knechtischer Huldigung aber, die hinfort die Literatur verunreinigte, trat auch wohl scharfe Rüge fürstlicher Unbilden entgegen. Man war nicht mehr blind gegen Gebrechen, die der Nimbus sonst verhüllt hatte. Wiederum stand die Literatur, in welcher das Lob von Fürstentugenden das Thema des Tags war, und die sich als eine Hülfsmacht für die Throne darstellte, in hohen Gunsten bei den philosophischen Fürsten und Staatsmännern; man versah sich zu ihr des Guten, ohne das böse Gift, das sie zu bringen vermochte, ängstlich zu scheuen.

Wie zur höheren Empfehlung der erleuchteten auf das öffentliche Wohl bedachten fürstlichen Unbeschränktheit boten dagegen Polen mit seinem freiheitstrunkenen Adel und vor Gustavs III. Staatsstreiche 1772, auch Schweden mit seiner feilen und volksfeindlichen

Aristokratie ein jammervolles Bild der Unkraft und der innern Zerrüttung dar; Ungarn und Belgien aber, wo mittelalterliche Zustände mit hochberechteten Ständen und Unterdrückung politischer Gemeinfreiheit und geistiger Erleuchtung fortdauerten, waren in weitem Rückstande hinter der Aufgabe der Zeit. Nicht minder krankten auch die europäischen Freistaaten Holland, die Schweiz, Venedig und Genua an einer politischen Stockung oder Gährung, wo nur die geschickte, sichere und kräftige Hand eines Alleinherrschers helfen zu können schien.

Nur England, seit dem Abscheiden des Mittelalters, noch mehr seit Entthronung der Stuarts fast in allen seinen Zuständen eine Ausnahme von denen des Festlandes, hatte, ohne daß Philosophen das Staatsruder führten, aber auch wenig gestört durch Untüchtigkeit, Beschränktheit oder Eigensinn seiner beiden letzten Könige, Georg II. und III., sich zu einer Blüthe und Größe erhoben, der die Philosophenstaaten nicht nachkommen konnten. Muster für die Selbstherrscher des Festlandes konnte es nicht sein, da es eine verfassungsmäßige Verwahrung gegen Uebergriffe der Throngewalt hatte und die eigenthümlichen insularischen Verhältnisse sich überhaupt anderswo nicht wohl nachahmen ließen. In der Gesinnung der Völker des Festlandes war Kenntniß und Kritik der englischen Zustände noch zu mangelhaft, um ein rechtes Urtheil über deren Vorzüge und Uebelstände zu begründen; Freiheit, Geld und Stolz der Briten waren im Munde des Volks, aber in der dortigen Staatsverfassung fand es keine Analogien für seine Zustände; England lag außer den Normen der Vergleichung. Ueberhaupt liegt es nicht in der Bestimmung Englands, Völker des europäischen Continents aufzuregen: das ist Frankreichs Weltrolle.

Wenn nun die Mängel und Schattenseiten unumschränkter Regierungsweise hie und da, und zum Theil schmerzlich empfunden wurden, so gab sich doch in der öffentlichen Meinung keineswegs zu erkennen, was ein späteres Zeitalter als Grundbedingung eines rechten Verhältnisses zwischen Fürsten und Völkern anzusehen gewohnt ist, Volksvertretung, Theilnahme derselben an Gesetzgebung, Bewilligung der Steuern, Verantwortlichkeit der Minister ꝛc. Hier

stand die öffentliche Meinung nicht im Gegensatze gegen das Princip der Machtvollkommenheit in Uebung der Throngewalt. Das Jahrhundert hatte eine Fülle des Reichthums in hochbegabten fürstlichen und staatsmännischen Persönlichkeiten und die Völker achteten nur darauf, wie diese sich in der Staatswaltung bethätigte; Formen, dieselben äußerlich zu bedingen, kamen nicht in Betracht. Es war der Staat der vollendeten fürstlichen Subjectivität, das Cabinet ihr Heiligthum; für öffentliche Verhandlungen, für staatsrechtliche Verträge des Volks mit dem Fürsten gab es keine Bühne. Bei den Völkern war vorherrschend die Ansicht, daß es genüge und dankbar anzuerkennen sei, wenn ein Fürst im Geiste der Zeit seine Berufspflicht erfülle; das Vertrauen dazu hatte mehr von der Empfänglichkeit für Gunst und Gnade, als von den Ansprüchen auf dem Volke zustehendes Recht und auf Verwahrung gegen einen Willen, dem es auch einmal einfallen konnte, Böses zu thun. Es war als wenn die platonische Idee, die vollkommenste Darstellung des Staats einem höchst begabten jugendlich kräftigen Tyrannos zuzutheilen*), in der Gesinnung der Völker des Continents sich in einem rohen Abbilde erneuert hätte. Die französische Philosophie brachte darin keine Störung hervor. Sie hatte, ungeachtet des Lobes, mit dem Voltaire und Montesquieu der englischen Verfassung gedacht hatten, doch mit constitutionellen Principien wenig zu thun gehabt. Montesquieu hatte in seinem Geist der Gesetze nicht sowohl das Recht des Volkes auf ständische Vertretung und die Nützlichkeit solcher Repräsentationsformen dargelegt, als die vorhandenen Verfassungsformen, Monarchie ꝛc. nach ihren Eigenschaften und dem Geiste, der ihnen Leben und Bewegung gebe, beleuchtet. Voltaire und seine Schule eiferten wohl gegen Tyrannei, waren jedoch nur bemüht, der Autokratie ihrer Zeit den Geist ihrer Philosophie einzuflößen, ohne eine objective Verkörperung desselben in Staatsformen zu begehen. Theils galt bei ihnen die Ansicht, daß

*) Platon Gesetze 4, 709 E. M. Ein ähnliches Wort hat Arndt, schwed. Gesch. 105: Würden alle Könige als große Menschen geboren, so möchte eine Despotie keine so übele Verfassung sein, weil unter solchen Herrschern die einzig echte Aristokratie, die Herrschaft der Besten, entsteht.

die Form der Verfassung an sich wenig bedeute und es nur darauf ankomme, wie darin regiert werde, theils sahen sie die Macht ihrer Ideen für hinreichend an, jegliche Formen zu ersetzen, theils hielten sie die unumschränkte Fürstengewalt für am meisten geeignet, zur Aufnahme und Verwirklichung ihrer Ideen*). Es war mit ihrer Philosophie wie mit einer politischen Religion, die keine äußerliche Darstellung durch eine Kirche begehrt. Indessen konnte das Nachdenken über die Anfänge des Staats nicht ausbleiben; die Vorstellung, daß der Staat als ein organisches Ganze von seinem ersten Entstehen an gegeben sei, blieb jenem Zeitalter fremd; denen, die über die Anfänge des Staats philosophirten, empfahl sich die von Samuel Pufendorf u. A. aufgestellte Idee eines Urvertrags. Der königliche Philosoph Friedrich selbst war für die Idee eines pacte social, kraft dessen die ersten Fürsten gewählt worden seien**): doch gestaltete sich bei ihm nur die strengste Vorstellung von Pflichten eines selbstregierenden Fürsten, diese ließ aber die ergänzende von Rechten des Volks aus. Zur Erfüllung jener schien es zu genügen, daß das Recht der Staatsgenossen untereinander seine sichere Gewähr habe; also Vervollkommnung der bürgerlichen Gesetzgebung und strenge Beflissenheit, dieser Achtung zu verschaffen. Dies konnte zur Noth wie ein Act der Volkserziehung zu allmähliger rechtlicher Mündigkeit angesehen werden. Zwar trat nun aus der Jüngerschaft der Philosophie J. J. Rousseau, abtrünnig von Voltaire und der gesammten hoflustigen Genossenschaft desselben, 1761 hervor mit seinem Contrat social, worin die Idee des Urvertrags bündiger als zuvor dargelegt wurde, mit Consequenzen, die von dem thatsächlich vorhandenen System des Autokratismus weit abführten. Dieses Büchleins Lehre steht zu der von Unumschränktheit der Fürstengewalt kraft göttlichen Rechtes etwa in dem Verhältniß, wie die Freigeisterei zur Hierarchie. Dennoch blieb eine

*) So auch Mirabeau: Lettre à Fréd. Guill. II, p. 13. Il est redoutable ce pouvoir même pour celui qui le possède, mais aussi les grandes institutions, les réformes importantes, la régénération des empires n' appartiennent qu' à des monarques absolus.

**) Oeuvres p. 6, 59.

weite Kluft zwischen der Theorie von den Anfängen des Staats kraft eines Vertrags und der Anwendung auf das Fürstenthum in seiner dermaligen Machtvollkommenheit. Dazu hätte ja auch die Erinnerung an die historisch emporgebildeten und noch nicht ganz verschwundenen Landstände eher führen können. Nicht die Fürsten ließen sich jene Theorie kümmern; nur einige patriotische Polen und die Corsen wandten sich an Rousseau, um eine Verfassungsform von ihm zu erlangen. In den Staaten unumschränkter Fürstengewalt blieben — wenn anders nicht das dem Großherzoge Leopold von Toscana beigelegte Vorhaben eine Constitution zu errichten sich historisch beglaubigen läßt*) — Verfassung und Staatsbürgerthum, Recht des Volkes dem Fürsten gegenüber in öffentlichen Angelegenheiten unbekannte Größen. Katharina kam seit der Versammlung von Abgeordneten zur Berathung über ein Gesetzbuch von solchen Gedanken gänzlich zurück; es war ihr nur um den Schein zu thun gewesen. Es kann als ein Gesetz der moralischen Welt angenommen werden, daß, wie innig die Fürstenseele auch von dem Eifer für öffentliches Wohl und von Liebe zum Volke durchdrungen sei, dennoch niemals daraus sich die Geneigtheit erzeuge, dem Volke etwas von der Fürstengewalt abzutreten. Das Fürstenthum ist zu allen Zeiten, wenn anders seiner sich bewußt, karg mit Spenden von dem Machtcapital gewesen. In jener Zeit war um so weniger an Abtretung davon zu denken, als der Besitz und Gebrauch der Unumschränktheit recht eigentlich zu den Tendenzen des Zeitalters gehörte. Ferner — was sehr hoch anzuschlagen ist — galt damals nicht die Fülle des Volksthums, sondern Geld für die Macht des Staats, Geld, wofür man Alles, voraus Menschenkraft, kaufen zu können schien; darin war mittelbar eine Schätzung des Volks unter seinem Werthe enthalten. Dem entsprach andrerseits das hohe Vertrauen erleuchteter Fürsten zu ihrer Einsicht und ihrem guten Willen und die Ueberzeugung, daß nur Unbeschränktheit ihre Waltung wirksam machen könne und nicht darein geredet werden dürfe. Darüber ward dann auch unterlassen, dem fürstlichen Willen

*) Botta Storia d'Italia 10, 225. Es sieht aus wie eine Fabel.

für schwache Stunden äußere Schranken zu setzen und darin den Völkern Bürgschaft gegen die schlimmen Folgen fürstlicher Irrthümer zu geben. Zur Beruhigung darüber mochte dienen, was Frau von Staël späterhin zu einem mächtigen Selbstherrscher neuerer Zeit gesagt hat: „Sire, Ihr Charakter ist so gut als eine Constitution.“ Da es nun die Theorie des monarchischen Staatsrechts noch nicht hat dahin bringen können, zu beweisen oder zu verwirklichen, daß Gott die Fürsten auch mit untrüglicher Einsicht und unwandelbar gutem Willen ausstatte, so konnte sich zwar bewähren, daß Einsicht Macht sei, nicht aber das Umgekehrte. Friedrich selbst irrte in der Sache des Müllers Arnold und die Wirkungen des Irrthums waren höchst beklagenswerth. Wie aber, wenn Ohr und Sinn der Machthaber empfänglich waren für die kokette Zofe des Ruhms, die glücklichste Buhlschwester an den Höfen, die Schmeichelei? Und wenn das monarchische Auge nicht scharf genug war, bis in die vom Throne entlegenen Verstecke der Pflichtvergessenheit der Beamten zu dringen, wenn es in den Klagen des Volkes hieß, der Himmel ist hoch und der Kaiser ist weit, und wenn die fürstliche Seele ein Gaukelbild von Volkswohlfahrt umarmte und in dem Wahne, es gehe Alles wie verordnet, schlummerte und schwelgte?

So wohl sich nun erklärt, wie es geschehen konnte, daß bei dem besten Willen, die Pflichten des Fürstenberufs zu erfüllen, das Fürstenthum damals so wenig als in irgend einer Zeit an Beschränkung seiner Gewalt dachte, so mag es doch als ein Räthsel angesehen werden, daß bei Fürsten, die auf ihre Liebe zum Volke und ihre Schöpfungen stolz waren, nicht der Bedacht aufkam, für die Zeit nach ihrem Abscheiden Bürgschaft für Fortdauer dieser zu geben. Und wenn auch: dazu schien es ihnen nicht der Zuziehung des Volkes zu bedürfen: gute Erziehung des Thronfolgers wurde für hinreichend erachtet. Es ist wahr, man hat auch Fürsten jener Zeit beschuldigt, nach Art alter Tyrannen die Thronfolger mit Absicht von der Bildung zum Fürstenberufe ferngehalten zu haben, wenn auch nicht aus Sorge vor daraus entstehendem Hochstreben der Gedanken, doch um nicht die eigene Regierung durch eine nachfolgende verdunkeln zu lassen. Indessen ist nicht sicher zu sagen, wie weit

dieses die philosophischen Fürsten treffe. Condillac wurde Erzieher des Erbprinzen von Parma, Katharina II. forderte d'Alembert auf, Erzieher Pauls zu werden, was jener ablehnte, und berief später (1781) den Waadtländer Cäsar Laharpe zum Erzieher der beiden älteren Söhne Pauls. Doch was für eine Bürgschaft giebt die trefflichste fürstliche Jugendbildung für eine Sphäre, wo Recht und Moral in das Princip der Macht eingesenkt ist, und gegen böses Gelüst der Willkür! Für politische Zukunft ist das kaum anders als die Sicherstellung der Pariser gegen Brodmangel, wenn Mehlvorrath auf eine Woche da ist. Die Geschichte der Thronfolger eben jener philosophischen Fürsten hat gar Wunderliches zu berichten. Und siehe! es dauerte hie und da nicht einmal bis zum Thronfolger.

Also blieb eine Lücke. Während der Philosophie zu Liebe Gnade gespendet, während Recht und Gerechtigkeit gebessert wurde und der potsdamer Windmüller sich gegen seinen König auf das berliner Kammergericht berufen konnte, blieb die Sicherstellung des Volks gegen Willkür und Gewaltthätigkeit, die Theilnahme desselben an der Gesetzgebung, die Mitberathung bei Staatsangelegenheiten, die Steuerbewilligung außerhalb der Staatsphilosophie. Für den Gedanken an Mündigkeit des Volks war kein Raum übrig, vielmehr nahm diesen ganz und gar das System der Bevormundung ein; selbst Communal- und Corporationsrechten war man abhold; sie galten, wie die mittelalterlichen Stände, für veraltet und verrostet. Wenn nun die Fürstenwaltung hierin das, was bei der politischen Cultur unserer Tage für das eigentliche Lebenselement der Verfassung gilt, nicht aus dem Kreise ihres Alleinwillens heraustreten ließ, sondern bedacht war, in diesem Alles zusammenzuhalten, was den Gesetzen zur Begründung dienen sollte, so war auch die Literatur in den Staaten philosophischer Fürsten, trotz Rousseau's Contrat social, über dergleichen Fragen nichts weniger als vorlaut. Es gehört zu den Lieblingsdogmen unserer Zeit, die Preßfreiheit unter Friedrich II. und Joseph II. sei weniger als heut zu Tage beschränkt gewesen. Freilich war sie wenig beschränkt in kirchlichen Dingen; sie durfte aufklären, wo es Dunkelheit, Vorurtheil, Aber-

glauben, Pfaffenthum galt; dessen erfreute sich das lesende Volk, ohne bei dieser sehr einseitigen Richtung so viel Anderes, was die Presse nicht zu Tage brachte, zu vermissen. Auch wurde nicht eben versucht, etwas zur Sprache zu bringen, was den Normen unbeschränkter Staatswaltung zuwider gelaufen wäre. Was aber würde Friedrich II. verfügt haben, wenn es einem seiner schriftstellernden Unterthanen eingefallen wäre, zu verkündigen, daß es gerecht und nützlich sei, die um ihre historischen Rechte gekommenen Landstände herzustellen, oder ein aus gesunden staatsrechtlichen Principien gestaltetes ständisches Wesen einzurichten? Hochherzig war allerdings die Verachtung, mit welcher Friedrich und Joseph manchmal einem gegen sie gerichteten Pasquill oder Spottbilde begegneten. Doch auch darin läßt sich ein Zeugniß von dem fürstlichen Bewußtsein des Höhestandes der Machtvollkommenheit erkennen; dergleichen Pasquille pflegten außerhalb der Kategorie staatsrechtlicher Ansprüche zu liegen, auch nichts vom Charakter der Aufwiegelung zu haben, und so paßte darauf Friedrichs Wort: „Räsonnirt wie ihr wollt, nur gehorcht." Ueber Recht und Sicherheit der Autokratie war man aufs Reine; in der Verwaltung vertraute man seiner Einsicht und seiner guten Absicht; hier ließ man sich auch wohl Einreden gefallen und auf diesem Felde bewegte sich die Rügeliteratur eines Fr. C. von Moser, Schlözer ꝛc. Daß aber die Aufklärung zu Principien von Volksvertretung und Einschränkung der Dictatur des Throns führen könne, wurde auch von den scharfsinnigsten Autokraten kaum geahnt. Selbst von den Philosophen wurde, wenn auch Erwartung künftiger Revolutionen, doch diese aus ganz andern Voraussetzungen als jener staatsrechtlichen Mängel, ausgesprochen und zwar in einer Zeit, wo erst Friedrich allein in ihrem Geiste regierte*). Also auch hier kein Ueberschritt über die Ideen des Zeitalters vom Rechte der Fürsten.

---

*) Voltaire schrieb 1764 an Chauvelin: „Alles was ich sehe, streut Samen zu einer Revolution aus, die unfehlbar eintreten wird und wovon ich nicht das Vergnügen haben werde Zeuge zu sein. — Das Licht hat sich dergestalt allmächtig verbreitet, daß man bei der ersten Gelegenheit losbrechen wird, und dann

Der Abfall der Nordamerikaner von England, Anfangspunkt einer neuen Weltordnung, die schon nach einem halben Jahrhunderte sich gebieterisch geltend gemacht hat, wurde mit sammt dem hochberühmten Pamphlet Thomas Paines': Common sense, nur von wenigen Zeitgenossen jener Begebenheit als etwas auch für Europa Bedeutsames angesehen. Die That der Amerikaner fand vermöge politischer Eifersucht Unterstützung von Frankreich, während das Souverainetätsprincip sie verwerflich finden mußte. Als Kaiser Joseph darüber gefragt wurde, sagte er: „Mein Metier ist Royalist zu sein;" in ähnlicher Art äußerte sich Gustav III. Bei den Völkern waren die Stimmen verschieden; in Deutschland war man für die Engländer nicht durchweg so günstig gestimmt, wie ein Schlözer oder Heyne; die Hauptfrage aber, nach dem Werthe der Freiheit, die die Amerikaner sich erkämpften, ließ ziemlich kühl; volksbeglückende Monarchie wurde von der Menge für besser als ein stürmisches Freiheitsleben geachtet. Was Einzelner Stimmen, wie die eines J. v. Müller und Mirabeau, hervorhoben, daß in Amerika nun ein Asyl für Europäer, die sich heimatlichem Drucke entziehen wollten, offen stehe*), erzeugte nicht auch den Gedanken an Verpflanzung nordamerikanischer Zustände nach Europa. Amerika war weit weg, jenseits des Oceans, ganz abnorm von dem monarchischen System, das in Europa vorherrschte, und dieses ohne alle Sorge vor Gefährde von dorther. Die Throne der Fürsten schienen nie fester gestanden zu haben, als in jener Zeit diejenigen, welche als Sorgestühle für das Wohl der Völker angesehen wurden. Nur da wo die Verwaltung hinter dem Geiste der Zeit zurückblieb, wie in

---

wird es einen schönen Lärm geben. Die jungen Leute sind sehr glücklich, sie werden viele Dinge sehen." Rousseau schrieb schon 1760: „Wir nähern uns dem Zustande der Krise und dem Jahrhunderte der Revolutionen; ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchien Europa's noch lange Dauer haben können; alle haben geglänzt und jeder Staat, der glänzt, ist im Niedergange." Aehnliches hat J. v. Müller, Briefe 2, 238, vom Geiste des 18. Jahrhunderts. Nichts paßt recht auf das, was wir oben als Mangel bezeichnet haben; es ist keine Ahnung der unbekannten Größe.

*) J. v. Müller Br. 2, 11. Mirabeau Lettre à Fréd. Guill. II. p. 26.

Frankreich, sammelten sich aus der Philosophie und amerikanischen Erfahrungen Wünsche und Ansprüche; diese Gährung aber, besonders stark in dem Kopfe eines Lafayette und ihm gleichgesinnter Waffengenossen, blieb der Menge noch fremd. Fox hatte Recht, 1790 im Parlament zu sagen: „Ich schäme mich nicht falsch geweissagt zu haben, weil ich überzeugt bin, daß man den klügsten Mann in Europa, der das, was sich in Frankreich ereignet hat, vorhergesagt hätte, für einen Unsinnigen erklärt haben würde."

Verweilen wir nun noch bei den Schattenseiten der philosophischen Staatswaltung, so mag nicht gefragt werden, ob die Völker bei aller Bewunderung, die den Fürsten der Aufklärung von den Herolden der letzteren zu Theil wurde, auch zufrieden gewesen wären? Wann wäre Zufriedenheit Charakter eines Volkes gewesen! Wir legen freilich kein Gewicht darauf, daß die moderne Staatswaltung die alte träge Behaglichkeit aufstörte und daß physisches Wohlleben nirgends als Frucht derselben recht gedeihlich aufsprossen wollte. Wohl aber treten uns verfängliche Seiten jener Staatsphilosophie entgegen, welche, weil eine Idee eben dieser dabei verfolgt wurde, ihr selbst als unheilbringend zuzurechnen sind. Voran steht die schon oben angedeutete, ihr eigene Pflege der fürstlichen Ruhmsucht. Diese trieb ihre Ranken am liebsten nach der Seite hin, wo der meiste Widerschein. Gar oft galt es bei den Fürsten weniger die That, als das Gerede darüber. Am schlimmsten war dies, und zwar recht eigentlich unter ermunterndem Zuspruche der Philosophie, bei den Bestrebungen, das Gebiet durch Eroberung nach außen hin zu vergrößern. Zwar schließt kriegerische Größe nicht die Güte aus; von dem Glanzlichte der Thaten fürstlicher Helden und Eroberer kann auf die innern Zustände eine wohlthätige Wärme zurückströmen; ein kriegslustiger Held kann auch wohlthätiger Landesvater sein; die Geschichte ist stolz auf einen Trajan, und einen Alexander soll man nicht nach der Krämerelle bürgerlicher Wohlfahrtspolizei messen. Jedoch bei dem Mittelmaß menschlicher Begabtheit wird ein Fürst selten Pflug und Schwert mit gleich gutem Erfolge nebeneinander zu führen vermögen, und so lange die hohe Politik für sich die Entbundenheit vom Rechts- und

Moralgesetze in Anspruch nimmt, wird auch die innere Waltung sich bedenklicher von dort in sie übergeleiteter Analogien nicht erwehren können. Wie sehr nun die wohlthätige Sorge für das Innere durch ruhm- und gewinnlustigen Kriegs- und Eroberungsdrang in dem philosophischen Zeitalter aus ihrem Gleise gebracht wurde, das darzulegen mag auf die Geschichte des Staatenverkehrs verspart werden.

Aber auch wo nicht Ruhmsucht trieb, war Gewaltthätigkeit Charakter der Staatsregierung; die Idee des dem Throne zustehenden Rechts, nicht sowohl aus Principien göttlicher Uebertragung desselben an die Fürsten, als aus denen des thatsächlichen Machtbesitzes entwickelt, verschwisterte sich mit einer zweiten von der Philosophie, wo nicht entnommenen doch empfohlnen, daß um die von ihr gepriesenen höchsten Güter der Menschheit zuzubringen, die Fürsten auf ihre Machtvollkommenheit angewiesen seien und um der guten Sache willen bestehendes Recht nicht in Frage komme. Die Theologie hat ihre Lehre von Unwiderstehlichkeit der Gnade, die Jesuiten haben den Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, die moderne Staatswaltung eines Pombal und Joseph II. ging in ähnlicher Art zu Werke. Ihr mangelte ganz und gar der Begriff der Volkserziehung und der Schonung und nur allmähliger Abstellung des Hergebrachten. Daher konnte auch wohl der denkende und vorurtheilsfreie Mensch fragen, ob der Gewinn von der Beugung des historischen Rechts nicht etwa blos einer Dictatur zu gut kommen möchte, die minder löbliche Zwecke verfolgte. Besonders da, wo es recht noth that, dem von dichter Finsterniß umfinsterten Volke Licht zuzubringen, hatte der autokratische Irrthum über die Natur des Processes der Lichtverbreitung schlimme Folgen. Plötzlicher Glanz blendet blöde Augen. Es ist ein Fluch für die Völker, wenn Fürstengewalt ihnen Finsterniß aufzwingen will, aber Unheil kann auch aus dem Eigensinn erwachsen, der Lampen anzündet, ehe nährendes Oel da ist. Die Natur macht keine Sprünge; im Leben der menschlichen Freiheit sind sie das Vorrecht der mit genialer Einsicht und Kraft Begabten; bei der Menge strafen übereilte Fortschritte sich durch Rückschritte; auf dem Streckbette über-

rascher Cultur wird der Stumpfsinn meuterisch, oder ein Volk wird eher faul als reif. So war es mit Joseph II., als er, nach seinen Zwecken edler Menschenfreund, im Gebrauch der Mittel Despot, den Widerstand der Mächte, die die blinde Menge befangen hielten, hervorrief, und mit den Umtrieben der Finsterniß auch einer würdigen Opposition historischen und nationalen Rechts bei den Ungarn begegnete.

Natürlich verwandt mit dieser stürmischen Gewaltthätigkeit in ihrem Aufklärungs- und Bildungsprocesse war die Sucht des Vielregierens. Diese war zum Theil nothwendiges Ergebniß aus der anspruchsvollen Versetzung aller Bestandtheile des Staats unter unmittelbare Vormundschaft des Throns; je mehr die Fürstenwaltung von der Autonomie von Genossenschaften im Staate in sich absorbirte, um so mehr bekam sie für neue Bedingnisse zu sorgen. Es ist schwer zu sagen, ob nicht die freie Bewegung im Staatsleben durch die nun beginnende Regierungssucht mehr gelitten habe, als die Freiheit überhaupt durch den Mangel der Volksvertretung. Es häuften sich Verordnungen und Einrichtungen, theils überflüssig, theils aufdringlich, nicht ausgeführt, nicht ausführbar; es wurde von den Hirten der Völker vergessen, daß Völker, wenn zwar in mancher Hinsicht den Heerden ähnlich, doch eine andere Art Hirtenstab für ihren Weg als die Lämmer und Rinder begehren. Bei gesundem Organismus des Staatskörpers und freiem Auswuchse und Spielraume des Gliederbaues wird weise Diätetik sich der Recepte enthalten; bei leichten Störungen jener empfiehlt sich das Minimum gesetzgeberischer Homöopathie zum Heilmittel: aber damals begann man vielmehr so reichlich und unermüdlich zu verordnen, daß der gesunde Körper zur Mattigkeit eines kranken niedercurirt wurde.

Im Gegensatze dazu ließ das gewalt- und regierungslustige Herrscherthum eine hergebrachte Bevorzugung einzelner Theile des politischen Körpers und eine daraus sich ergebende Verkümmerung der übrigen Theile des Ganzen unangetastet, nämlich das historische Unrecht im Verhältniß der höheren Stände zu dem eigentlichen Volke, die Feudalität, und was ihr verwandt war, in der Richtung

gegen das Volk. Einerseits ward, wie oben bemerkt, das Recht der mittelalterlichen Stände gegen die Fürsten als unverträglich mit den modernen Staatsprincipien angesehen; dagegen aber blieb ihnen in der Mehrzahl der europäischen Staaten eine sehr umfängliche Immunität von Staatslasten, wodurch das Gewicht der letztern für das Volk erschwert wurde, dem Adel insbesondere, außer den Ehrenvorzügen am Hofe, Standesvorrecht in Beamtung und vor Gericht, eine Ungleichheit, welche die Person des Nichtbevorrechteten unter Umständen empfindlicher treffen konnte, als die Steuerlast sein äußeres Gut. Ferner behielten sie, wenige Staatsgebiete des Continents ausgenommen, auch alle Herrenrechte, welche die feudale Gutsherrlichkeit des Mittelalters über die Insassen und Nachbarn des Guts zu erlangen gewußt hatte. Leibeigenschaft mit schwer drückenden und zum Theil schmachvollen und die Menschheit entwürdigenden Banalrechten feudaler, weltlicher und geistlicher, Gutsherren lasteten weit und breit auf dem Bauernstande des Continents. Der Bürgerstand wurde durch eine weite Kluft mindestens von den Ehrenrechten der Privilegirten abgehalten. Friedrich II. wollte nur Edelleute zu Officieren, weil den Bürgerlichen das Ehrgefühl mangele, höhere Hofämter aber blieben, das damalige Eldorado der Emporkömmlinge und Günstlinge im Osten Europa's ausgenommen, Vorrecht des Adels, und zu hohen Staatsämtern gelangte selten durch Gunst oder außerordentliches Verdienst ein Bürgerlicher. Ein Anderes war es nur mit den Persönlichkeiten, die den Geist repräsentirten, Philosophen und Schöngeistern, voraus mit den französischen Fremdlingen. Diese bildeten als hommes de lettres einen Stand außer den Gesetzen der Hofetikette. Nicht ganz unentwickelt blieb eine Idee, die als das Analogon der fürstlichen unumschränkten Alleinherrschaft nahe lag, nämlich daß, gleichwie außerhalb dieses kein objectives ständisches Recht bestehe, ebenso alle Ehren und Würden, Auszeichnungen und Vorrechte, die die Zeit dem Geburtsadel zugebildet hatte, nur von dem Fürsten ausgehen und daß dessen Bestimmung über das, was der Mensch werth sein solle, das historische Recht auch auf diesem Gebiete auflöse: daher hie und da Rangordnungen: jedoch der alte Geburtsadel wurzelte zu tief, um

ihn durch Hofordnungen verflüchtigen zu wollen oder zu können. Jener Privilegienstand nun war es, den die öffentliche Meinung im Volke als etwas Unnatürliches und einen krankhaften Zustand des Staatskörpers zu bezeichnen begann. Es wurde eine Verstimmtheit des Volks, mindestens der Gebildeten in ihm, merkbar, daß nur in diesem Verhältniß das historische Recht fortbestehen sollte, während es übrigens sein Ansehn verlor. Wo aber Standesvorrechte mit Anmaßung und Uebermuth geübt wurden, sammelte sich Galle. Dies allein ist das demokratische Princip in der damaligen Stimmung der gebildetern Völker, und daraus ist nachher eine der wirksamsten Triebfedern zu revolutionärer Bewegung geworden. Daran aber hatte die neue Philosophie bei weitem weniger Antheil, als es scheinen möchte. Nicht Rousseau's Schrift über die Ungleichheit der Stände hat das Gefühl des Unmuths über Kränkung der Menschen- und Bürgerrechte durch Anmaßung der Bevorrechteten erzeugt, und die ungeheure Wirkung, die später Beaumarchais' Figaro hervorbrachte, kommt auch nicht auf Rechnung eines Philosophen. Dergleichen war in die gesammte populäre Literatur und auf die Höhern übergegangen. Dennoch war dieser Groll über Ungleichheit von Stand und Recht bei den Völkern vor dem Ausbruche der Revolution minder böse als die Bitterkeit der Privilegirten, wo diese durch die Fürstenmacht in ihren mittelalterlichen Rechten beeinträchtigt wurden. Ja diese vermochten, wo das Volk unerleuchtet geblieben war, dieses selbst zu offenem Widerstande aufzuregen gegen das Fürstenthum, das es gut mit jenem meinte, so in Belgien. Die Unzufriedenheit des Volkes mit autokratischem Verfahren des Fürstenthums war nirgends bösartig, wo es nur Licht genug gab. Es blieb bei Murren, Raisonniren, Klagen und Seufzen. So war Volksaufklärung und Gehorsam zusammen. Die fürstlichen Philosophen wurden noch nicht veranlaßt zu wähnen, daß politische Unmündigkeit der Völker sich nur mit Unwissenheit vertrage. Umtriebe, Meuterei und Empörung kam damals von den Wächtern der Dunkelheit. Die Völker waren entweder ohne Sehnsucht nach Freiheit, oder doch ruhig trotz der Sehnsucht; die Vertheidiger der Freiheiten aber stellten sich zur Wehr, wenn diese angegriffen wurden.

Ob nun nach diesem Allem auf der Charte des damaligen Europa das Licht reichlicher als der Schatten gewesen sei, ist deshalb schwer zu sagen, weil man zu leicht versucht wird, von dem Standpuncte der politischen Bildung und Gesinnung unserer Zeit den Maßstab dazu zu entnehmen. Es würde nicht ganz unhistorisch sein, das Urtheil der Zeitgenossen der damaligen Zustände in Anschlag zu bringen. Es bedarf jedenfalls einer Umschau nach den einzelnen Staaten und Völkern. In welchem Maße die Aufklärung diesen zu Theil geworden sei, ist demnach der Gegenstand des folgenden Abschnitts: hier ist nur noch übrig, auf eine Abwandlung des Geistes der Regierungen in der Zeit vor der Revolution hinzuweisen. Den Eifer für Erleuchtung seines Volkes behielt Joseph bis an sein Lebensende; nicht anders sein Bruder Leopold, so lange er in Toscana war: anderswo war durchweg die Philosophie in der Staatswaltung schon zur Zeit von Friedrichs II. Ableben auf dem Rückzuge, als wären die Anstrengungen der Fürsten auf diesem Gebiete unnatürlich gewesen. Die Völker, welche für die gestrenge Waltung allein- und selbstherrschender Fürsten Entschädigung in deren Einsicht und Tüchtigkeit gefunden hatten, erwachten mit Sorge, als eine Reaction eintrat, und wurden nun zum Theil erst gewahr, daß sie ohne alle Verwahrung gegen unheilbringenden Despotismus seien. Da schlug die französische Revolution das Buch auf, das in den unumschränkten Monarchien wie mit sieben Siegeln verschlossen gewesen war; die Lehre von Rechten des Volks kam an die Reihe, und die Philosophie ward an den Höfen der Fürsten geächtet als die Büchse der Pandora.

Zweites Capitel.

Die inneren Zustände der einzelnen Staaten Europa's vor den Einwirkungen der Revolution.

---

1. Das deutsche Reich insgesamt.

Man hat Deutschland das Herz Europa's genannt. Das Herz giebt in der politischen Rangordnung menschlicher Gaben keineswegs die erste Stelle: diese aber gebührt unserem Vaterlande in dem Zeitalter der Aufklärung, weil bei den mächtigsten deutschen Fürsten Geist und Herz, Licht und Wärme vereinigt waren, weil Friedrich der Große der Erste in der Reihe monarchischer Lichtträger war und weil Joseph am spätesten noch auf dieser Bahn fortwandelte.

Freiheit war im Mittelalter das Wort der Fürsten gegen die deutschen Könige: daraus ging nicht des Volkes Freiheit, sondern fürstliche Landesherrlichkeit hervor: Reichsritter und Reichsstädte entzogen sich dieser, ohne darum des Königs zu bleiben. Das Reich war ein unförmlicher Gliederbau von hohen und niedern landesherrlichen Gebieten; der mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage versehenen Stände waren 159: 8 Kurfürsten, 100 geistliche und weltliche Fürsten und Herren, 51 Reichsstädte; jedoch der Stände, die in ihren Gebieten Herren waren oder die Herren spielten, bei weitem mehr; außer den reichsunmittelbaren Grafengebieten, 90 an der Zahl, unterlagen auch 1400 bis 1500 Güter der Reichsritterschaft mit wenigen Einschränkungen der landesherrlichen Gewalt ihrer Besitzer. Macht und Menge der Hoheiten hatten schon im

Mittelalter das königliche Reichshaupt zur Ohnmacht herabgebracht; es war längst keine Bündigkeit mehr im Reichsverein; einen unheilbaren Riß aber erlitt die Einheit des Reichs durch die Reformation; von der Zeit an konnte es sich nie wieder im Geiste einigen; der Geist einer dreispaltigen Kirche brachte den der Nationalität um sein Stimmrecht. So brachte noch bei dem Kampfe Friedrichs II. gegen Oestreich, der von Friedrich selbst ohne Interesse für seine Kirche geführt wurde, die öffentliche Meinung, ja selbst die Ansicht englischer Staatsmänner das Interesse streitender Kirchen zu den Kriegsbannern. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts vermochte allerdings diesen Gegensatz zu mildern; Friedrichs und Josephs Toleranz empfahl sich auch anderen Regierungen; Uebertritte protestantischer Fürsten zur katholischen Kirche wurden seltener als bisher; Katholiken und Protestanten begannen friedlicher neben einander zu wohnen; auch bei den Theologen hörte die Polemik auf an der Tagesordnung zu sein. Aber politischer Einheit stand nunmehr die Stellung Preußens zu Oestreich nicht minder als die Verschiedenheit des Kirchenthums im Wege, und auch ohne dies war der reichsständische Egoismus und die Abgeneigtheit, für das Ganze zu handeln oder zu steuern, bei dem Reichstage wie der Bann eines immerwährenden Schlaftrunks. Da war Rath und Unrath ohne That. Auf ihm war nicht sowohl die Grundlage aller Staatsränke, wie es in einer Schrift vom Jahre 1780 hieß, sondern die Schaubühne deutschen politischen Sonderungstriebs, wo die Rang- und Machtsucht sich mit Cermoniel und Etikette aufsteifte. Allerdings läßt sich sagen, daß gerade hier die Gebrechen am grellsten hervortraten und es bei einzelnen Theilen besser bestellt gewesen sei, als bei der Repräsentation des Ganzen. Auch abgesehen von Preußen war in der That keineswegs Schatten ohne Licht, die Geschichte hat nicht bloß grau in grau zu malen. Wir werden unten eine nicht geringe Zahl trefflicher Fürsten und Staatsmänner kennen lernen, die, vom Geiste der Aufklärung, Menschenliebe und Volksfreundlichkeit geleitet, ihrem schönen und edeln Berufe entsprachen. Nehmen wir aber die Zeit, wo Joseph II. den Kaiserthron bestieg (1765) und Fr. C. v. Mosers Schrift vom deutschen Nationalgeiste erschien, so ist zu beken-

nen, daß wenig Tröstliches im Reiche zu finden war. Jene Schrift Mosers ist nur eine Ausführung des Satzes: Es fehlt uns überall! Darum hier zunächst eine Wanderung durch das Schattenreich des Reichstags, Reichsheeres, der Reichsgerichte. Die den Deutschen natürliche Bedächtigkeit wurde zur Lahmheit und dem Schleppgange der Verhandlungen auf dem Reichstage entsprach die gesamte deutsche Geschäftsweise. Die hohen Reichsgerichte krankten an Mangel von Arbeitern, weil die Reichsstände entweder das Geld, das an Kammerzielern erspart werden konnte, lieber hatten als prompten Rechtsgang, oder auch die Eifersucht der Fürsten auf ihre landesherrliche Justiz den Verfall jener nicht achtete. Das Reichsheer war im siebenjährigen Kriege zu Hohn und Spott geworden und hatte sich seitdem noch nicht wieder zusammengefunden; die Reichsfestungen waren nicht bemannt; Philippsburg wnrde 1782 von seiner Besatzung, funfzehn Mann, geräumt und Kehl war schon seit 1754 ohne alle Besatzung; man kann denken, wie es mit Wall und Geschütz stand. — Die Landeshoheit hatte vom Mittelalter her in den meisten deutschen Gebieten ihre Beschränkung durch Landstände gehabt, die reichsstädtische Obrigkeit durch Bürgerausschüsse: beides lag in tiefem Verfall oder war ganz verschwunden. Wo man noch genöthigt war, Landstände zu berufen, verstand man, sich mit ihnen abzufinden oder sie einzuschüchtern; auch fehlte es nicht an brutaler gegen sie geübter Gewalt. Der fürstliche Wille verirrte sich gern und leicht in die autokratische Laune eines Ludwig XIV., und Hofdienerschaft, Hofprunk, Hoffeste, Prachtbauten, Mätressen, Soldaten und Jagden brachten drückende Lasten und schlimme Schulden über das Land. Deutschland wimmelte von Hofhaltungen. Die Herren winziger Gebiete liebten das Gepränge der Hoheit; hochbetiteltes und nach der Rangordnung gegliedertes Hofpersonal im Schloß, Soldaten vor dem Schloß, hohe Jagd im Walde, wo den hochgebornen Nimroden der arme Landmann frohnden mußte, während das Wild seine Saaten ungefährdet verwüsten durfte. Es fehlte nicht an eigentlicher Tyrannei: Reichsgrafen und Reichsritter, die geringsten unter den Gebietern, gaben reichlichen Stoff zu Klagen über Misbrauch der Gewalt: die Duldsamkeit des Volkes hatte aber

im Ganzen ungemessene Gränzen. Die financielle Plusmacherei, schamlos wie sie war, verschmähte auch nicht die verwerflichsten Mittel; leider gab Friedrich von Preußen mit seiner Regie, seinen Kaffeeschnifflern und seinem Lotto ein schlimmes Beispiel. Lotto schien zu den heilsamen Einrichtungen des Staatshaushalts zu gehören. Das Volk war so verblendet darüber, daß im J. 1762 eine Landgemeinde dem Landesherrn eine Dankadresse für Einführung des Lotto überreichte, weil sie Schulden und wenig Nahrung habe und nun sich bald der Aermste mit dem geringen Satz glücklich machen könne.[1]) Oder war dies Ausgeburt eines Spottvogels? Zu einem sardonischen Lachen konnte allerdings die Erfindsamkeit im damaligen Steuerwesen reizen. Im Wittgensteinschen sollte jeder Unterthan Wachdienst thun oder sich davon loskaufen; nun bestellte der gnädige Herr eigene Wächter; deren Besoldung mußten die Unterthanen aufbringen, außerdem aber Wachgelder wie zuvor bezahlen und endlich dazu auch selbst Wachdienst thun. Ebenso ward das Strafgeld, welches jeder, so nicht jährlich 20 Sperlingsköpfe lieferte, bezahlen mußte, zu einer Steuer. Und dennoch war trotz aller Erpressungen der Staatshaushalt fast überall in Verwirrung; eine Menge weltlicher und geistlicher Staatsbudgets standen auf den Bankrutt. Die „Pfaffheit" füllt bei allen Gemälden des damaligen Deutschlands, wie es nicht seyn sollte, auf der katholischen Seite einen bedeutenden Raum. Weltprunk an den geistlichen Höfen, Verschwendung des Einkommens von den Kirchenpfründen zu Befriedigung profaner Ueppigkeit, Säumniß oder Chikane im Gerichtswesen bei den zum Theil unabhängigen Klöstern, Unfähigkeit zu ordentlicher Bewirthschaftung von Klostergütern, Lascivität im Verkehr mit dem andern Geschlechte, Wadenmessen, Schuhsuchen ꝛc., des Schlimmeren nicht zu gedenken, das sind allgemeine Typen, zu denen sich Beispiele in Menge finden lassen.[2])

Bei der fiscalischen Ausbeutung des Volkes kam denn auch wohl der Einfall vor, dem Luxus desselben in Kleidung und Nah-

1) Schlözer, Briefwechsel 9, 135.

2) S. u. a. Bronners Leben 1, 326. 3, 15. Schlözer, Briefw. 3, 15.

rung zu steuern, damit das Geld nicht außer Landes ginge: daher hie und da eine Kleiderordnung und mehrfältig das Verbot des Kaffeetrinkens für den gemeinen Mann, so in Hannover, Hildesheim, Cassel.[1]) Ueberhaupt war man bis zur Naivetät stark im Verbieten, so gut wie im Fordern.

Die französische Philosophie hatte in dem größten Theil des katholischen Deutschlands die Bücherpolicei wider sich, die allerdings den öffentlichen Vertrieb nur kümmerlich, den geheimen fast gar nicht zu hindern vermochte: statt der Aufklärung aber suchten die Höfe von den Franzosen gern die Glätte der Conversation sich anzueignen; französische Sprache war in der Unterhaltung an den Höfen und bei dem Adel gewöhnlich; Franzosen, wenn auch Abenteurer, waren willkommene Gäste; der deutschen Nationalität konnte man sich indessen nicht entäußern, daher jene Nachäffung mancherlei Fratzenbilder der Geckerei hervorbrachte. Dafür hieß es denn zum Spotte in Paris: Il parle français comme un prince allemand.[2]) Der deutsche Hofstolz ging herab bis zu den Hoftrompetern, Lakaien und Stallknechten, und der ehrliche deutsche Gewerbsmann, so gut wie die Hofleute und Beamten mit der deutschen Erbsünde, der Titelsucht, behaftet, blies sich auf, wenn der Spießbürgerlichkeit ein Hofcharakter angehängt wurde. Die deutsche Bescheidenheit wagte nicht, den Brief mit Ich anzufangen, und doch saß die Hoffärtigkeit in Fleisch und Blut. Was aber nicht vom Hofe abgeleitet werden konnte, wurde mit einer wahnhaften Fiction der Geburt zugeschoben: der deutsche Mittelstand wurde zu einem wohl- und hoch-

1) Schlözer, Briefwechsel 8, 123. 213.

2) Quelque indigné que soit le philosophe en Allemagne, dans ce pays de servitude et de vanité, où quelques hommes sont tout, et les autres des bêtes de somme et des dogues élevés au combat; où la féodalité, dépourvue de sa dignité antique, n' a presque plus que des ridicules et des vices; où de grands propriétaires, si bien placés pour être puissans, heureux et bienfaisans, préfèrent à l'honneur touchant d'être chez eux des souverains pasteurs, les tristes voluptés de notre grande Babylone, qui ne voit en eux que des bourgeois méprisables et méprisés etc. So schreibt Mirabeau darüber 1787 einem Holländer, der einen Verfassungsentwurf von ihm zu haben wünschte. Mémoires de Mirab. écrits par lui-même etc. Brux. 6, 111.

edelgebornen Geschlechte. Ueberall Perrücke und Zopf! ist denn das viel anders geworden? Was die Hofluft ungefährdet ließ, wurde durch die Beamtenwelt angezehrt. Die deutsche Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit in dieser hatte nicht mehr, wie in der Zeit der Autonomie den Freimuth der Selbständigkeit zum Begleiter; der Amtsberuf wurde gar zu gern zum Hofdienste gemacht: die Vorstellung, daß der Beamte nach seiner Bedeutung im Staate einen Theil des Volkes ausmache, entschwand und die dem Volke zuzuneigende Gesinnung ward in kriechende Hofdienerei verkehrt. Es war nicht Mangel an ursprünglicher Rechtschaffenheit, was den Beamtenstand seiner unwürdig machte: es war die Versunkenheit zur Lakaiengesinnung, zu blinder Ergebenheit in den Willen des gnädigsten Herrn, eine gänzliche Entäußerung von Sinn und Muth, auf dem Rechte und für das Recht zu stehen. Was in neuerer Zeit wohl gesagt worden ist, ein wohl organisirter Beamtenstand vermöge für den Mangel einer Constitution Ersatz zu geben, wäre damals Unsinn gewesen. Was Friedrich Wilhelm I. bei Gelegenheit eines Processes, wo eine Kriegs- und Domänenkammer das Recht auf Seiten der Landstände fand, gesagt hatte: „Wir geben ja den Kammern nicht um dessentwillen Besoldung, daß sie vor die Landstände sprechen, mit ihnen eine Bande, und was das allerärgste, Partie wider uns selbst machen sollen",[1]) war für die Beamtenwelt zur Norm des Verhältnisses zwischen Herrn und Unterthanen geworden und Dienerschaft die rechte Bezeichnung für jene. Dies ward selbst von den Universitätslehrern nicht verläugnet; Fr. C. v. Moser bezeichnet die Professoren der Politik und des Staatsrechts auf den meisten Universitäten als Lehrer des Eigennutzes und blinden Gehorsams.[2]) Das Recht hatte aber, auch wo es nicht Vertretung des Unterthanen gegen den Herrn oder dessen hohe Umgebung galt, nur in wenigen Staaten festen Boden und Anhalt, und auf gradem Wege zu seinem Rechte zu kommen, war so schwer, wie in der Wildniß eine Herberge zu finden. Ungetreue Rechtsbeamte

1) Stenzel, Gesch. d. preuß. Staats 3, 320.
2) Fr. C. v. Moser, vom deutschen Nationalgeist S. 14 ff.

wußten sich ohne sonderliche Mühe zu decken. Gar oft bedurfte es nur der Gefälligkeit gegen Hof, Günstlinge und Hofgesinde, und es ward durch die Finger gesehen. Oder, wie uns Ritter von Lang beschreibt, ein Collegium saß zum Discurs zusammen, ohne viel nach den Acten zu fragen; mit dem Glockenschlage eilte man zur Suppe auseinander und überließ es einem niedern Expedienten die Sache »nach den Acten« über das Knie zu brechen. Oder der Landesherr selbst ließ sich die Acten bringen und häufte Stöße übereinander, aus denen dann gelegentlich wie aus einem Glücksrad das erste beste Fascikel hervorgeholt wurde. Auch wo es getreu, ehrlich und rechtlich in der Justiz zuging, hatte der deutsche Pedantismus auf dem Wege Rechtens so viele Schlagbäume aufgeführt, daß eine gerichtliche Klage und die damaligen Schneckenposten ungefähr gleich rasch von der Stelle kamen. Darin thaten es die reichsstädtischen Gerichte den landesherrlichen wohl noch zuvor. So war denn noch zu Anfange des siebenten Jahrzehends des achtzehnten Jahrhunderts, ungeachtet des ehrenwerthen Beispiels, das Friedrichs II. musterhafte Sorge für Rechtspflege gab, über den Bürger- und Bauernstand der meisten, insbesondere der kleineren deutschen Gebiete, das gedrückte Bewußtseyn eines Standes der Abhängigkeit verbreitet, und was nur dem Missethäter zu gute kommt — Gnade für Recht —, war damals so, daß der ehrliche Mann sein Recht selten anders, denn als Gnadensache anzusehen hatte. Rechnet man dazu die Leibeigenschaft, Gülten, Renten und Frohnden des Landvolkes, die Rechtlosigkeit der immer noch als Auswurf der Gesellschaft behandelten Juden, die noch vielfach fortdauernde Unduldsamkeit gegen andersgläubige Christen, so war es allerdings mehr Unstaat als Staat.

Jener Zustand hatte wenig Tröstliches; nun aber geschahen Fortschritte zum Bessern unter Einfluß des Zeitgeistes. Wir kommen zu der Lichtseite; sie ist von schwachem Scheine, doch ihre Anschauung nicht eitel. Die Reichsgerichte, obschon langsam und nicht eifrig, noch mächtig genug, jegliche Tyrannei zu ahnden, boten dennoch, wo es zu arg wurde, eine Hülfe in der Noth, und es muß in unsern Tagen als ein beneidenswerther Vorzug jener Zeit

erscheinen, daß höchste Gerichte da waren, das gekränkte Recht der Unterthanen herzustellen. Wenn auch selten eingeschritten wurde, so konnte doch die Verhaftung des Reichsgrafen Friedrich von Leiningen-Guntersblum, des Wild- und Rheingrafen Carl Magnus zu Rheingrafenstein, des Grafen Gebhard zu Wolfegg-Waldsee und mehr als einmal verfügte kaiserliche Debitcommissionen den Trost geben, daß dem Rechte Hohn zu sprechen nicht ohne Maß und Ziel erlaubt sei, am wenigsten, daß der Säckel der Unterthanen von den Gebietsherren als ihr eigener angesehen werden sollte. „So leichtfüßig, berichtet von Lang über Oettingen-Wallerstein, man nicht selten über andere Gegenstände hinwegging, so genau und ernstlich nahm man es mit den Geldsachen, damit nur ja kein Geschrei, keine Klage der Unterthanen beim Reichshofrath entstände." Leider blieb Kaiser Josephs Eifer für Revision des Reichskammergerichts fruchtlos.

Mehr als die Furcht vor den Reichsgerichten wirkte zur Einschüchterung des Despotismus die Literatur unter dem Schutze der Preßtoleranz. Die französische Philosophie hatte mächtige Einwirkung auch auf Deutschland gehabt; französische Literatur war gäng und gebe und die Deutschen ließen es gewohnter Weise nicht an Uebertragungen und Nachbildungen fehlen. Jedoch das daher kommende Licht blieb größtentheils auf die vornehme Welt beschränkt, und für französische Theorien war der Deutsche jener Zeit, das kirchliche Gebiet etwa ausgenommen, nicht gemacht. Dem Volke aber erwuchs nun auf echt deutschem Boden eine auf öffentliche Angelegenheiten gerichtete Literatur, wo nicht sowohl allgemeine Doctrinen bearbeitet, sondern was im staatsrechtlichen Leben vorkam, besprochen wurde; an dem Einzelnen konnte man sich zum Allgemeinen emporarbeiten. Geheimhaltung der Staatszustände war hergebrachte Begleiterin fürstlicher Eigenmächtigkeit, Veröffentlichung statistischer Angaben höchst selten, ja man gab sich auch wohl nicht die Mühe, dergleichen zusammenzubringen; man tappte über Volkszahl ꝛc. im Finstern. Die würtembergischen Stände gaben 1764 ein damals hohe Verwunderung erregendes Beispiel, als sie die bis dahin geheim gehaltenen Landtagsabschiede bekannt machten. Bald nach der Zeit nun, wo die wackern Anwalte der Volksrechte in

Würtemberg, J. J. Moser (1759) und Huber (1763), ihr freimüthiges Wort mit harter Haft büßen mußten, bald nach dem Tode des sächsischen Volksquälers Brühl, regte sichs in den deutschen Gemüthern. Die bessere Zeit dämmerte auf mit dem Bewußtsein, daß es schlecht um das Gemeinwohl stehe. Der Ruhm von Friedrichs Tugenden war zunächst mächtiger zur Begeisterung des Volkes, als die Erkenntniß eigener Unbilden bei den Machthabern wirksam zu deren Abstellung. Poetisches Gefühl, Schwärmerei für Deutschthum, ging der bestimmten Gestaltung der Rüge voraus. Die Poesie begann von deutscher Freiheit, vom Urdeutschthum zu singen; es wurde den Jünglingen zu enge in der Brust; ein unbestimmtes Drängen und Sehnen war der Charakter der Jugendzeit Goethe's und Vossens. Das hatte kein Ziel der Bewegung und konnte den bestehenden Gebrechen nicht abhelfen; hierzu bedurfte es directer Hinweisung auf das, was nicht so war, wie es sein sollte. Dies aber leistete zuerst Schlözer in seinem Briefwechsel, darauf in den Staatsanzeigen, und im Wetteifer mit ihm wirkten Weckherlin mit seinen Chronologen und seinem grauen Ungeheuer, v. Göckingk mit dem Journale von und für Deutschland, Fr. C. v. Moser mit dem patriotischen Archiv, Spittler (und Meiners) mit dem historischen Magazin. Ja selbst Pütters Aufsatz gegen das Lotto im göttinger Magazin machte große Sensation. Bald fürchteten sich die kleinen Tyrannen mehr vor Schlözer als vor den Reichsgerichten und unterließen oder verdeckten sorgfältigst manches Gewaltstückchen, damit nur Schlözer es nicht bekannt machte. Die edle Maria Theresia gab etwas auf Schlözers Rüge und säumte nicht, abzustellen, was ihr unterlegen hatte.[1]) „Schlözer," heißt es in einem Schreiben jener Zeit, „ist doch die bête noire der Großen. Wenn sie dem was anhaben könnten, so gäben sie große Summen dafür. Ich kenne welche, die bei der Nennung seines Namens in Wuth gerathen, aber ihn auch fürchten."[2]) Ein vor-

1) Ein Beispiel, die prager Büchercensur betreffend, s. Schlözer, Briefw. 5, 21. 6, 87.

2) Schlözers Leben 1, 387. Briefe eines reisenden Franzosen (Risbeck) 1, 245.

zügliches Zeugniß von Schlözers Geltung ist der ermunternde Brief, den ihm 1781 Herzog Carl von Meiningen schrieb[1]), worin er verheißt, ihm „wichtige und lesenswürdige Nachrichten mitzutheilen, um dadurch Aufklärung und Duldungsgeist zu befördern, und Bosheit und Dummheit zu entlarven und zu unterdrücken." Schlözer war Monarchist und sein Eifer traf meistens nur Misbräuche der Verwaltung und kirchlichen Widerstand gegen Aufklärung; mehr als die fürstlichen Unbilden griff er die aristokratischen an. Doch findet sich auch wohl einmal eine Aeußerung über Recht des Volkes; er gedenkt eines criminis laesae nationis, darauf folgt eine Stelle, die Schlözer jedoch als nicht sein eigen bezeichnet, „eines Verbrechens, das um eben so viel strafbarer, als das crimen laesae majestatis ist, als das Volk mehr wie der Souverain ist."[2]) Anderswo redet er den (adligen) Landständen das Wort. „Norwegen kam um seine bürgerliche Freiheit, sobald man ihm seinen Adel genommen hatte. Undenklicher Besitz, Gesetze, Eide, Verträge: alles hilft nichts ohne — unabhängige Wächter."[3]) Dagegen heißt es von der berner Aristokratie: „Giebt es eine scheußlichere, die Menschheitsrechte mehr verspottende Regierungsform, als die berner Aristokratie?[4]) und mit Wohlgefallen berichtet er, „wie die Oligarchie in Liefland und Esthland unter den Hobel genommen wird."[5]) Wie nun scharfe Rüge Schlözer auszeichnet, so kerngesunder biederer Bedacht, aus den Zuständen der Versunkenheit durch Erweckung des Gemeingeistes Gutes hervorzurufen, den edeln Justus Möser. Er ist ehrwürdiger Repräsentant des „Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen." So gut wie irgend Einer erkannte er, wo den Deutschen der Schuh drücke, aber er hatte seine Stärke nicht in Schmähungen auf die Krankheit, sondern in Hinweisung auf die heilende Naturkraft des Volkes.

Unterdessen hatte auch die Bühne sich des Thema's der ruchlosen Frevellust der Großen bemächtigt und ihre Darstellungen

1) Schlözers Leben 1, 387. 2, 209.
2) Briefw. 1, 299.
3) Briefw. 5, 40.
4) J. v. Müller, Briefe 1, 192.
5) Staatsanzeigen, Heft 44, 47.

pflichtvergessener Präsidenten und Geheimräthe und satanischer Secretäre und Kammerdiener wirkten zur Verbreitung des Hasses gegen Willkür und Rechtskränkung; es gab nun eine öffentliche Meinung in Deutschland. Der Despotismus freilich, wenn auch eingeschüchtert, unterblieb keineswegs; noch im J. 1786 schrieb Schlözer: „Kein Monat vergeht, wo ich nicht entsetzliche Beispiele von Despotismus in Deutschland höre“ [1]): doch es ward unendlich besser als zuvor. Muster des Fürstenberufs waren Friedrich und Joseph. Jedoch ist es sehr zweideutig, von Nachahmung Friedrichs bei den Fürsten zu sprechen; man möchte leicht des Ungehörigen ebenso viel als des Nachahmungswerthen finden. Auch was J. v. Müller 1781 schrieb [2]): „Alles wird deutsch, denn Joseph ist's und mit ihm sind und werden es alle jungen Fürsten“ bedarf gar sehr der Einschränkung: er wurde von dem Volke gepriesen und dies übertrug Müller auf die Höfe, wozu allerdings damals die öffentliche Meinung Brücken baute. Wir meinen, es ist hier weder nach der erregenden Macht des Beispiels, noch nach der Beachtung der öffentlichen Meinung allein zu fragen; es würde eine Versündigung an dem guten Genius der Menschheit sein, wenn man nicht auch anerkennen wollte, daß eine Zeit gekommen war, wo natürlicher Adel der Fürstenseelen gedeihen konnte, wo der Geist der Zeit wie eine der Entwickelung förderliche Atmosphäre wirkte. Die Tugendlehre, welche die Macht des Beispiels zu sehr hervorhebt, verkümmert sich selbst ihre Grundlage.

Blicken wir nun auf die Zustände des materiellen Lebens und Handelns! Gefühl behaglichen Wohlstandes, so sehr geeignet, ein Volk, das deutsche zumal, für den Mangel sicherer Verbürgung des Rechts und der Freiheit zufriedenzustellen, war auf manchen Stätten zu finden; unter dem Krummstabe, wo es hieß „Leben und leben lassen“ und wo man sich nicht mit Arbeit übernahm, unter weltlichen Fürsten aber da, wo der Staatshaushalt Springfedern zur Belebung von Gewerbe und Verkehr erhalten hatte; die Reichs-

1) Schlözers Leben 2, 185.
2) J. v. Müller, Briefe 2, 231.

städte dagegen, einst Blüthe und Stolz deutschen Wohlstandes, waren meistens tief herabgesunken. Im Ganzen war der Gewerbfleiß in Abhängigkeit von England und Frankreich; gewonnen hatte durch den Verkehr mit jenen Ländern, hauptsächlich mit England, nur Hamburg, der Pol des norddeutschen Handels, dem weder Frankfurt, noch Augsburg und Nürnberg in ihrer Bedeutsamkeit für das übrige Deutschland auch nur nahe gestellt werden konnten. Vielerlei Maß, Gewicht und Münze, unzählige Grenzmauthen, städtische Bannrechte, Straßengeleite für Wege zum Halsbrechen, Dutzende von Pferden zum Vorspann, um über grundlose Tiefen zu kommen, öffentliche Fuhranstalten gleich Marterkasten, langsame, unpünktliche und selbst nicht treue Briefbeförderung, das waren die kleinen Leiden des täglichen Verkehrs, die wir zum Theil noch mitempfunden haben.

Dies Alles war lästig, jedoch nicht so unerträglich, daß man daraus allein in einer Zeit, wo Bedrückung und Verfolgung um der Religion willen selten geworden war, die zahlreichen Auswanderungen nach Südrußland, nach der Sierra Morena, nach Nordamerika zu erklären hätte: wohl nur bei den wenigsten der damaligen Auswanderer war es Verzweiflung über die Trostlosigkeit heimischer Zustände und thatsächliche bittere Noth, welche in die Fremde führte; man ging wohl auch ohne harten Druck und aus Unbehaglichkeit dem Phantasiespiel der Abenteuerlust nach, den Gaukeleien der Hoffnung; gar Viele zogen, um rasch zu großem Besitzthum zu gelangen.

Nicht anders als im Bereich der materiellen Interessen hing man goldnen Träumen nach im Gebiete des geistigen Lebens. Hier aber begegneten einander der Durst nach Licht und Freiheit und das Wohlgefühl des Dunkels und der Vermummung, argloser, leicht zu bethörender Eifer für Menschenwohl und arglistige Umtriebe der zwar kleinlaut gewordenen, aber unermüdlich thätigen vormaligen Jesuiten und ihres Anhangs. Das Geheimniß war Lockspeise für Ahnung und Wißbegier und zugleich Tröstungsmittel für Täuschung. Es ist bemerkenswerth, wie durch alle Landschaften Deutschlands mit dem hellen Tage der Aufklärung jene Vorliebe für ein geheimgehaltenes Dämmerlicht sich offenbarte und neben der offenen Er-

leuchtung durch Kritik und Wissenschaft der Wahn, auf geheimen Wegen zu ungewöhnlicher, übernatürlicher Erkenntniß zu gelangen, in einer ansehnlichen Zahl nicht gemeiner Köpfe spukte. Mit der Abnahme kirchlicher Fest- und Vollgläubigkeit entschwand nicht auch die Leichtgläubigkeit; die Aufklärung keiner Zeit hat der Kritik den Sieg über diese zu schaffen vermocht. Es bildeten sich Sympathien: eine gewisse geistige Leerheit in der Gesinnung der vermeintlich Aufgeklärten, die nur den alten Glauben negirten, aber nicht Geistesstärke, sich ohne diesen zu behelfen, gewonnen hatten, ferner die Gesinnung Solcher, die den alten Glauben neu zu kräftigen sich bestrebten oder Sehnsucht darnach hatten, endlich die Berechnung schlauer Geisterfänger, welche auf die, einer geistigen Befruchtung bedürftigen Gemüther das Trugspiel neuer vorgeblicher Offenbarungen zu impfen bereit waren. Darum war die Mystik des Franzosen Saint-Martin, des philosophe inconnu, auch in Deutschland so willkommen; Exjesuiten und Protestanten weideten sich an solchen Offenbarungen; wir finden den Dillinger Exjesuiten Sailer und Lavater und den ehrlichen Matth. Claudius hier auf einerlei Bahn. Lavater stand in vertrauter Verbindung mit Sailer; es bildete sich eine Art Verbrüderung, an welche Lavater wöchentlich Rundschreiben erließ, die wie apostolische Aussprüche verehrt wurden. Da hatte denn allerdings Nicolai's deutsche Bibliothek und Biesters berliner Monatsschrift Stoff genug zu einer gerechten Polemik. Nur schade, daß diese so sehr nüchtern war.

So wurde denn auch die Freimaurerei, seit Gründung der ersten Loge im Hamburg 1733, trotz aller priesterlichen Anfeindungen über ganz Deutschland ausgebreitet und geduldet, zu fremdartigen Zwecken gemisbraucht. Nach ihrem innern und eigentlichen Wesen hatte sie nur beabsichtigt, Menschenliebe statt eines unduldsamen und starren Kirchenthums zu pflegen, und sich in Dunkel gehüllt, um nicht Verfolgungen bloßgestellt zu sein: nun aber ward Gaukelei mit angeblichen Offenbarungen, welche die Wissenschaft zu geben nicht vermöchte, und welche mehr auf Gewinn äußerer irdischen Güter als auf Seelenbildung gingen, in ihr getrieben; die höhern Grade spielten in ein gar verdächtiges Dunkel hinüber. Die Freimaurerei bekam

durch diese Mysteriokrypsie, wie G. Forster dies Unwesen nennt, im Ganzen einen Stoß. Neben ihr fand 1776 ff. der Orden der Illuminaten ungemeine Verbreitung und große Willfährigkeit, sich der Offenbarung eines neuen angeblichen Geheimlichts theilhaftig zu machen. Adam Weishaupt, Professor zu Ingolstadt, stiftete diesen Orden, um für Aufklärung zu wirken; der Orden, zu dessen gesellschaftlicher Einrichtung Weishaupt manches von den Jesuiten nahm, sollte in Verbindung mit der Freimaurerei mehr leisten als diese. Der Zweck war ursprünglich lobenswerth, die Mittel aber so zweideutiger und verfänglicher Art, daß Misbrauch nicht ausbleiben konnte. Man hat hier nicht blos an Betrüger und Betrogene zu denken; wohl aber schlichen sich falsche Brüder und verschmitzte Gauner ein in das Heiligthum. Der Ruf hoher Trefflichkeit führte anfangs dem Orden Freunde ächter Aufklärung, nicht blos Geheimnißkrämer, in Menge zu; selbst Fürsten, wie der Herzog von Weimar, der Erbprinz von Gotha, und Männer wie Goethe und Herder nahmen Theil daran.*) Nun aber begannen die bösen Künste eines Knigge und Consorten zu spielen; gutmüthige Schwärmer für Menschenwohl, Freiheit und Aufklärung wurden für die egoistischen Absichten Einzelner ausgebeutet; der Orden mußte fallen. Wie schmählich dies geschah, ist unter Bayern zu berichten. Wie mächtig aber der Wunderglaube Gaukeleien mit geheimen Kräften und Offenbarungen unterstützte und wie zahlreich und angesehen die sich dazu drängende Kundschaft, davon zeugt der Unfug, den der leipziger Caffetier Schrepfer († 1774), der Magnetiseur Mesmer (seit 1775), der Teufelsbanner Gaßner (1779) trieben, vor Allem aber das hohe Spiel, das Cagliostro wagen durfte. Das beschränkte sich nicht auf Deutschland. Rosenkreuzer mit Alchymie, Geisterbeschwörung und Schatzgräberei fanden auch außer Deutschland Anhang; Paris war ein guter Markt für sie. Es war mit den Genossenschaften, die sich um den einen oder andern Geheimcult bildeten, wie einst im Mittelalter mit den Einzelgenossenschaften im staatsrechtlichen

*) Dies auf Autorität glaubwürdiger handschriftlicher Angaben. S. C. Th. Perthes, das deutsche Staatsleben vor der Revolution S. 262.

Leben; aus Mangel an allgemeiner Freiheit schloß man sich damals in Innung, Zunft, Stadtgemeinde, Ritterorden ꝛc. zu Sonderfreiheit zusammen; so jetzt auf dem unermeßlichen Gebiete des Lichts, wo man sich zu verlieren meinte und daher verstohlen ein Lämpchen anzündete, zugleich aber, wie zum Ersatze für den Mangel einer Constitution im Staate sich in Verfassungsgesetzen für den geschlossenen Kreis versuchte. Seltsam bleibt jenes Treiben immerhin um deshalb, da die Production in der Literatur und die Leserei mit jedem Jahre wuchs und man jegliche Weisheit für geringes Geld schwarz auf weiß haben konnte, da es auch nicht an warnenden Stimmen fehlte. Der Glaube aber ist nicht blos in der Kirche stark, und, wir wiederholen dies, Abweichung von kirchlicher Orthodoxie führt nicht etwa allerwegen zu kritischem Tacte. Politische Tendenzen haben wir bei jenen Verbindungen nicht zu suchen, mindestens nicht directe. Ein Bund der XXII, wobei Bahrdt mitspielte, mag dergleichen sich vorgesetzt haben; aber er scheint schon in der Geburt abgestorben zu sein.*)

Als einen heilbringenden Ersatz für das, was Freimaurerei und Illuminatismus vor ihrer Entartung im Geheimkreise für Männer hatten sein und wirken wollen, konnte jenes Zeitalter vielfach verbesserte Volkserziehung rühmen, wo der Mensch des Menschen in sich bewußt und der Idee der Humanität zugebildet wurde. Dies war der richtige Weg auch zur Erweckung des Sinnes für Vaterland und Bürgerthum, und hier darf Deutschland bei der Erinnerung an v. Rochow, Salzmann ꝛc. den wohlthätigen Einfluß, den J. J. Rousseau's Emile gehabt hat, nicht abläugnen.

Einmüthigkeit und durchgängige Empfänglichkeit für geistige Einwirkung fand sich im Gebiete der Nationalliteratur. Hier fanden sich die Deutschen wieder. Freilich ohne irgend politisch dadurch zu gewinnen und als Nation sich zu heben. Klopstocks und seiner Anhänger teutonische Bardenweise und erkünstelte Begeisterung für Zustände, die nie gewesen waren und sich keinenfalls reproduciren

*) Von ihm ist die Rede in G. Forster, Briefw. 1, 295. Schlözers Leben 2, 57.

ließen, gaben der vaterländischen Poesie mehr warnendes Beispiel von Verirrung, als Reiz zu nationalem Aufschwunge. Diese ganze Poesie war ein Phantom und die hochschwülstigen Phrasen von Freiheit ohne alle Bedeutung für die Gegenwart. Dergleichen brauchte keine Censur bedenklich zu finden und das geschah auch nicht. Ohne irgend einen Anflug von solchem ausfahrigen Enthusiasmus war für deutsche Gesinnung mehr werth G. E. Lessing, in seinem Gegensatze gegen die französische Literatur der preiswürdigste Anführer unserer Nation und in seiner kirchlichen Aufgeklärtheit nichts weniger als Nachtreter der französischen Philosophen.

Die schönste geistige Blüthe knüpfte sich nicht an die mächtigsten Gebiete, Oestreich und Preußen: das kleine Weimar wurde mit Wieland, Goethe und Herder Lieblingssitz der Musen und das benachbarte Jena die Pflegestätte ächter Philosophie, vor der die französische als Kokette sich zurückzog. Klopstock, seit 1770 in Hamburg, hatte seinen Ruhm schon überlebt und die Zeit des Schwärmens im Teutonismus war vorüber; ebenso die der großen Erwartungen von Josephs Mäcenat für deutsche Literatur; die preußischen Musenjünger zu Halberstadt, Berlin ꝛc., an Friedrichs Hinneigung zur deutschen Literatur zu verzweifeln genöthigt, wandten sich den Weimaranern zu; eben dahin neigten sich früher oder später die Genossen des aufgelösten göttinger Hainbundes. Grade die weimarische Poesie und Literatur war aber bei aller Bedeutsamkeit für deutsche Nationalität vollkommen unpolitisch. Das änderte sich auch nicht, als Schiller in den weimar-jenaischen Kreis eintrat; vielmehr hatte er selbst damals schon sich geändert. Er war nie eigentlich politischer Dichter nach moderner Art gewesen, vielmehr Revolutionsdichter nach weltbürgerlichem Maßstabe. Die Räuber sind der Ausbruch der rohen Kraft eines titanischen Zornes gegen Unterdrückung der Menschen- und Bürgerrechte in einer mit Phantasiefarben schwarz gemalten Welt; den revolutionären Charakter der Räuber haben die Franzosen nachher bei den Aufführungen von Robert, chef de brigands ausgebeutet. Verwandte Opposition gegen das Verderbniß in der bürgerlichen Gesellschaft athmen auch Cabale und Liebe und Fiesco. Mit Don Carlos beginnt die Oppo-

sition gegen Tyrannei in Staat und Kirche mit bestimmten historischen Beziehungen. Schiller erhebt sich als hochbegeisterter Wortführer für Gedanken- und Glaubensfreiheit und für das Recht tyrannisch unterdrückter Völker gegen ihre Zwingherren, die sich vermaßen, in Gottes Auftrage Blutgerüste und Scheiterhaufen zu dessen Ehre zu errichten. So, als Dichter des Protestantismus, hat er einen Ehrenplatz unter den politischen Dichtern im weitesten Sinne des Worts. Durchaus aber blieb seine Poesie frei von dem Streben, als politische Macht auf deutsche Nationalität, Volkskraft, politische Freiheit des Vaterlandes, nationale Erhebung zu wirken. So war auch der Blüthe der deutschen Jugend, der studirenden, gänzlich fremd, was in der spätern Zeit mit so viel Wackerheit und Wahn, mit ebenso edeln Bestrebungen, als argen Verirrungen sich auf unsern Universitäten geregt hat; wiederum der policeiliche Argwohn und die Hyperbolik der Hofdienerei, welche seitdem Jagd auf Verschwörungen machte. Der Student sang von Freiheit, ohne viel Anderes als die akademische zu meinen, und der unbändigste Musensohn trug nachher ganz geduldig das Joch der Philisterei.

Kehren wir zu den politischen Zuständen des Reichs, der Vielhäuptigkeit des regierenden Standes, dem lahmen Reichstage, den hinkenden und doch gefürchteten Reichsgerichten zurück und stellen uns mit Joseph, dem that- und reformlustigen Kaiser, diesen gegenüber. Der Kaiser hatte 13,884 Gulden 32 Kreuzer vom Reiche; die kaiserliche Gewalt im Reiche, könnte sie nach Geld geschätzt werden, war ebenso zusammengeschmolzen: sie konnte auf das Reich nur durch das Reich wirken; die Reichsträgheit und der Kirchenstreit hatten genügt, kaiserliche Einwirkung zu vernichten; nun aber kam positives Gegenwirken Preußens dazu; Friedrich beobachtete mit eifersüchtigem Argwohn jeglichen Schritt Josephs. Dieser bewies schon, ehe er die Regierung der östreichischen Erblande bekam, in dem Kaiserthume einen löblichen Eifer zu Bau und Besserung im Reichswesen, zugleich aber das östreichische herrische und auf Vergrößerung gerichtete Machtprincip. Von jenem zeugte der Versuch, das Reichskammergericht zu reformiren, und das kaiserliche Einschreiten in die Tyrannei manches kleinen reichsunmittelbaren

Zwingherrn, Debitcommissionen, wo das Land von den Schulden erdrückt zu werden drohte, überhaupt Belebung des Bewußtseins, daß vom Kaiser Recht gegen Unbilde eines Landesherrn zu erlangen sei. Von diesem gaben Kunde seine Ansprüche auf Bayern. Nach Erlangung der Herrschaft über die östreichischen Erblande (1780) ward Joseph auch als Kaiser regierungslustiger und, wenn man will, gewaltthätiger als zuvor. Kühn wie bei den kirchlichen Reformen in jenen ging er auch gegen seine geistlichen Nachbarfürsten, die Bischöfe von Passau, Constanz, Chur, Regensburg, den Erzbischof von Salzburg zu Werke, als er deren Diöcesanrechte in Oestreich für ungültig achtete. Gegen die geringern schwäbischen Reichsstände hatte er nicht übel Lust zu verfahren, wie Kaiser Albrecht I. gegen die Waldstätte. Seltsam endlich, wie er hiebei bestehende Rechte nicht achtete, suchte er ein längst abgekommenes kaiserliches Recht, Panisbriefe, d. h. Anweisungen zum Lebensunterhalte auf deutsche geistliche Stifter auszustellen, wieder hervor. Die Verwunderung über das Letztere war fast größer als über jenes. Joseph ward genöthigt, hier und dort einzulenken.

Darauf kam ihm noch einmal die Lüsternheit nach Bayern. Der Plan, dem schwachen Karl Theodor dafür Belgien zu überlassen, ging bei dem damaligen ansehnlichen östreichischen Besitzthum in Schwaben auf mehr als bloße Vorrückung der Grenze; es galt Arrondirung; diese war von hoher Bedeutung und eine Lieblingstendenz in der Politik jener Zeit. Friedrich erkannte, welchen Zuwachs an Macht Joseph dadurch erlangen würde: daher der Fürstenbund. Der kurhessische Minister von Schlieffen hatte zuerst den Plan zu einer Verbindung der Reichsstände zweiten und niedern Ranges zur Sicherstellung ihrer Reichsrechte entworfen*); Friedrich führte die Idee in seinem eigenen Interesse aus. Er verband mit sich zunächst Sachsen und Hannover und gewann für den Bund nach kurzer Zeit die meisten übrigen Fürsten Nord- und Westdeutschlands; ja als wunderbares Zeichen des geringen Maßes der Kirchlichkeit jener Zeit konnte angesehen werden, daß selbst der Erzbischof von Mainz

*) v. Dohm Denkw. 3, 54 ff.

dazutrat. Der Bund wurde 23. Juli ff. 1785 abgeschlossen. Joseph ließ ab, und der Fürstenbund, nur durch den Trieb des Gegensatzes und aus sehr egoistischen Eifersuchtsmotiven Friedrichs ins Leben gerufen, wurde eitel, sobald Joseph sich zurückzog; nach Friedrichs Tode war er thatsächlich so gut als nicht mehr vorhanden. Die Nachwelt aber sollte sich endlich abgewöhnen, diesen Bund als ein hochpreisliches Bollwerk deutscher Reichsfreiheit unter Friedrichs Thaten aufzuführen.

Nur geringe Zeit länger bestand ein der Tendenz nach hochzupreisender Bund der deutschen Erzbischöfe gegen den Papst, die emser Punctation vom 25. August 1786. Des trierschen Weihbischofs Hontheim treffliches Werk über die deutsche Kirchenfreiheit*) hatte schon 1769 eine Vereinbarung der drei rheinischen Erzbischöfe zu Beschwerden gegen päpstliche Misbräuche veranlaßt; Kaiser Joseph aber damals auf die Sache nicht eingehen wollen. Nun ging neues Aergerniß daraus hervor, daß Pacca, der Nuncius am Niederrhein, ein anmaßliches Circular über Ehefälle, wo päpstliche Dispensation nöthig sei, erlassen hatte. Dies Dispensiren war aber ein Gegenstand von hoher Bedeutung für den Nuncius, der es in Anspruch nahm, und für die Erzbischöfe, deren Recht darauf verkümmert wurde. Schon dieses ließ erkennen, was die römische Curie im Sinne habe; sie wollte da arbeiten, wo es, wie zu und um Cöln, noch recht finster war. Nun kam dazu, daß der leicht zu bethörende, von seinem jesuitischen Beichtvater geleitete Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbayern sich vom Papste eine Nunciatur für München aufschmeicheln ließ. Jetzt war es auch für den salzburger Erzbischof Zeit, sich gegen päpstliche Eingriffe zu wahren. Kaiser Joseph forderte 1785 die Erzbischöfe und Bischöfe auf, darüber zu berathen. Joseph war dem Gedanken einer vom Papste unabhängigen deutschen Kirche nicht abhold und bot die Hand zur Förderung des Werkes, ohne gerade die Sache zu der seinigen zu machen; denn er wollte vor Allem Herr seiner Landeskirche bleiben

*) Justin. Febronius de statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis 1763.

und nicht eine deutsche kirchliche Aristokratie von jungen Kräften statt des altersschwachen Papstthums zu bekämpfen bekommen. Ueberdies hatte ihn aber damals die Theilnahme des Erzbischofs von Mainz an dem Fürstenbunde jenem etwas entfremdet. Jedoch daß die Sache mislang, war nicht seine Schuld; der schwache Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbayern war Liebediener des Papstes, und eine gute Wehr für diesen wurde auch die Eifersucht der Bischöfe auf die Erzbischöfe. Man stellte ein Nationalconcil in Aussicht. Der 1786 in München angekommene päpstliche Nuncius Zoglio, dessen Visitenkarten die heilige Kirche darstellten, wie sie auf einem Wagen einherfahrend am Boden liegende Menschen zerquetscht, kümmerte sich wenig darum. Die Sturmfluth der Revolution verschlang Nunciatur und geistliches Fürstenthum zusammen, ehe es zu weiteren Rüstungen gegen den Papst gekommen war.

Was uns bestimmt hat, in der Reihe europäischer Staaten unserem Vaterlande den ersten Platz zu geben, das Maß von Licht und Wärme, würde sich auch für die Reihenfolge der einzelnen deutschen Staaten empfehlen, wenn Licht- und Wärmemesser in der moralischen und politischen Welt so bestimmte Grade hätten wie in der Physik: daher folgen wir anderen Weisungen. Preußen steht nach Friedrichs Tode nicht mehr wegen dort strahlenden Lichts voran, aber die Erinnerung an Friedrich, den Tonangeber für seine Zeit, giebt ihm seine Ehren. Oestreich schließt, weil mit ihm auch von außerdeutschen Angelegenheiten zu reden ist.

2. Preußen.

Friedrichs II. Trefflichkeit ist bei der Säcularfeier seines Regierungsantritts von Berufenen und Unberufenen vergegenwärtigt worden. Sein Ruhm ist in so treuer Verwahrung bei der Geschichte und der Name eines großen Königs ihm so sicher, daß die Schattenseiten des damaligen preußischen Staatswesens immerhin hervorgezogen werden können, ohne das Andenken Friedrichs zu

verkümmern. Seine Staatswaltung war keineswegs durchweg untadlig noch auf Wohlfahrt des Volks vorzugsweise bedacht; der Begriff des Staates stand dem im Wege. Das Volk hatte um dessentwillen viel zu entbehren, viel zu leisten und konnte des Lebens nicht recht froh werden. Friedrich hatte den von seinem Vater eingeführten Zwangsdienst im Heere und die auf Söldner allein anwendbare barbarische Disciplin fortbestehen lassen; er hatte nachher seinem Volke zu dem theuer erkauften Ruhme des preußischen Namens, kirchlicher Toleranz, treuer Rechtspflege und wachsamer Beaufsichtigung aller Räder der Staatsmaschine auch Unerfreuliches zugebracht, harte Arbeit und drückende Lasten, ohne daß jene sich recht hätte lohnen können. Arbeitsamkeit, nicht Behaglichkeit, war der Wahlspruch für die Preußen; das Vermögen des Staates war nicht in reichlicher Ausstattung des Volkes mit äußeren Gütern, sondern in dem Schatze Friedrichs enthalten. Er muthete dem Volke zu viel zu, als er ihm die Kaffee- und Tabaksregie mit den gehässigsten Plackereien der Controle, mit einem ausländischen und meist von Ausländern gehandhabten Mechanismus der Aufpasserei auflegte. Dennoch war das Volk stolz auf ihn, auf seinen Geist, seine Waltung, seine Thaten; das Capital der Anerkennung seines hohen Geistes ward nicht bankbrüchig, wenn dieser durch eine Verirrung dem Volke wehe that. Dank dem Lichte, das die Seele der Regierung war, man erfreute sich des Guten, ohne um einzelner Uebelstände eines im Ganzen wohlthätigen Regierungssystems willen tadelsüchtig zu werden. Der Staat lebte und wandelte mit der Zeit und dies ward in Ehren gehalten. Als ein stummes und sinnvolles Vermächtniß konnte für Friedrichs Nachfolger gelten, daß jener, von tödtlicher Krankheit niedergeworfen, bis zum Tage vor seinem Tode die Regierungsgeschäfte besorgte. Er starb 17. August 1786.

Friedrich Wilhelm II., 42 Jahre alt, wurde von der Menge mit der Erwartung begrüßt, daß er beseitigen werde, was in Friedrichs Zeit gedrückt hatte; vielleicht hofften auch Manche, das Gute aus Friedrichs Zeit werde nun noch besser werden. Wie Preußen den Ideen einer philosophischen Politik zugebildet werden

könne, legte ein damals in Berlin befindlicher Ausländer, der seine genaue Kenntniß des preußischen Staates bald darauf durch ein ausführliches Werk bekundete, der letzte Fremde, der ein Gespräch mit Friedrich hatte, dem Könige in einem freimüthigen Schreiben vor Augen. Es war Mirabeau. Folgen wir denen seiner Fingerzeige, die auf augenfällige Gebrechen hinweisen. Mirabeau ermahnt den König zur Abschaffung der militärischen Sclaverei, statt welcher er das Waffenthum überhaupt erheben und eine Volksbewaffnung einführen möge, zu treuer Haltung der bei Werbung üblichen Capitulationen, Belohnung alter Soldaten und besserer Sorge für Soldatenkinder. Dann begehrt er Freiheit der Auswanderung, Ermächtigung der Bürgerlichen, adlige Güter zu kaufen, Zulaß derselben zu höheren Aemtern, wobei er sich sehr herbe über die dabei herrschende Bevorzugung der Aristokratie ausläßt, Wegfall des Vorzugs, den Militärbeamte vor Civilbeamten haben, Abschaffung der Censur und des Lotto, Parcelirung der Domänen und Freigebung der Leibeigenen auf denselben, Ertheilung bürgerlicher Freiheit an die Juden. Ganz und gar verwerflich findet er das staatswirthschaftliche System Friedrichs, die Monopole, die Aufhäufung des Geldes im Schatze, die Beschränkungen des Handels, die Härte und Willkür bei den Maßregeln gegen Contrebande. Die Denkschrift Mirabeau's wurde ungeachtet der ungemeinen Kühnheit einzelner Stellen gnädig aufgenommen. Ob sie auf bald nachfolgende Aenderungen in der Staatsverwaltung gewirkt habe, läßt sich nicht sagen. Manches von dem, was sie vorbringt, war Stimme der öffentlichen Meinung; manches gehört zu den Träumen der Philosophen, die sich wenigstens in dem Militär- und Geldstaate Preußen nicht verwirklichen ließen.

Was Mirabeau Coketterien eines neuen Regenten mit der Nation nennt, blieb nicht aus. Das, was in Friedrichs Staatshaushalte am schmerzlichsten empfunden worden war, Regie und Tabaksmonopol nebst den dazu gehörigen widerwärtigen und den guten Sinn des Volks entwürdigenden und kränkenden Nachforschungen wurden abgeschafft. Freilich war dies für die Last der Unterthanen nur eine kurz vorübergehende Erleichterung; es mußten Ersatzsteuern

dafür eintreten. Jedoch es gilt nicht blos, was man trägt, sondern wie man es tragen soll. So kam dem Gewerbe mancherlei zu gut. Auch im Heerwesen wurde dies und jenes mit Einsicht geändert. Ja, es wurde gleichsam auf eine große von Friedrich offen gelassene Lücke hingewiesen, als man ein Oberschulcollegium gründete. Doch siehe! ehe ein Jahr nach Friedrichs Tode vergangen war, kamen Erscheinungen vor, die da andeuteten, als sei der eigentliche Geist seiner Regierung, in ganz anderem Sinne als es Mirabeau genommen hatte, ein Irrthum gewesen. Die neue Regierung bemühte sich, es anders zu machen. Es war zu hell geworden, das Licht zu stark für blöde Augen, es sollte gedämpft und der preußische Staat, der nur durch das Licht eine Seele bekommen hatte, auf eine Dämmerungsdiät zurückgebracht werden. Friedrich Wilhelms Regierung wurde ein Nebelstreif. Friedrich hatte noch in seinen spätern Jahren ihm Gaben und Willen zu einer guten Regierung zugetraut*): doch Friedrich Wilhelm hatte, als er zur Regierung kam, seine besten Lebenskräfte schon erschöpft; es konnte nicht ausbleiben, daß die körperliche Abspannung sich auch dem Geiste mittheilte. Aus der Passivität desselben ergab sich für die nächsten Umgebungen des Königs die Gunst bedingend auf ihn zu wirken, und diese hat immer das freiste Feld, wo es dunkel ist. Der Einfluß der vormaligen Beischläferin und nunmehrigen Vertrauten des Königs, Madame Riez, nachher Reichsgräfin von Lichtenau genannt, war nicht eben besser oder schlechter als der jeder Mätresse. Eine hochherzige Gemahlin kann einen schlaffen Fürsten geistig aufregen; einer Beischläferin und unter Umständen nachherigen Kupplerin wird und kann es nie eigen sein, geistigen Adel zu wecken und zu pflegen. Das Vermögen dazu hat selbst einer Agnes Sorel nur die galante Romantik, nicht die ächte Geschichte beigelegt. Mochte nun die Riez weniger Einfluß auf die Regierung, als auf die Person des Königs haben, so galt hier doch, daß das Verderbniß der Quelle schlimmer ist als das ihrer Ausflüsse. Empörend war die Brutalität, mit welcher der Scheinmann jenes Weibes, der

*) v. Dohm I, 425.

geheime Kämmerer Riez, die Gunst seiner Stellung misbrauchte. Von den Persönlichkeiten der Zeit Friedrichs waren Prinz Heinrich und Minister von Hertzberg die bedeutendsten. Jener machte wohl Anspruch auf die höchste Stelle im Rathe des Königs und namentlich auf Oberleitung des Heerwesens: aber statt an ihn wandte der König sich dem Herzoge von Braunschweig und dem General von Möllendorf zu; jener wurde Feldmarschall, beide zusammen sollten das Heerwesen leiten. Diese nun und Hertzberg, welcher einige Jahre hindurch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten behielt, hatten wenig oder gar nichts mit den geistigen Zuständen im Innern des Staats zu thun. Für diese wurden zwei Männer, General v. Bischoffswerder, seit 1779 im Vertrauen des Kronprinzen und nun des Königs, und Minister v. Wöllner, dadurch bedeutsam, daß sie den Geist des Königs durch unmittelbare Einflüsterung gefangen nahmen und in dem Gedankenkreise des Volkes einen Widerschein dieses Dämmerlichts hervorbringen wollten. Friedrich hatte in dem bunt zusammengesetzten preußischen Staate das Gefühl der Gemeinsamkeit der Beziehungen zum Throne geweckt und belebt, ohne einen andern Geist als den des Gehorsams und der Liebe zum Vaterlande heraufbeschwören zu wollen; er hatte erkannt, daß das Kirchliche in einer Bevölkerung verschiedener Confessionen nie zu einer im Staatssystem vorherrschenden Tendenz werden könne, sondern der höheren politischen Idee der Staatseinheit untergeordnet bleiben müsse. Ihm lag der Gedanke fern, den Protestantismus einseitig kräftigen zu wollen, weil dies in letzter Consequenz zu strenger Abscheidung vom Katholicismus führen mußte; Hemmung des Geistes der Kritik im Protestantismus aber, seiner Denkungsart überhaupt fremd, würde ihm auch deshalb nicht zugesagt haben, weil diese für den katholischen Theil der Bevölkerung ein gar sehr bedenklicher Vorzug geworden wäre: die Jesuiten des sechszehnten Jahrhunderts hatten ihre guten Gründe, darauf zu bestehen, daß die Protestanten sich nicht von der augsburgischen Confession entfernen sollten. Also der Geist der Kirchen sollte nach Friedrichs Staatsweisheit sich in der Idee des Staates auflösen. Die jetzt gefeierte Idee eines kirchlichen Staats paßte

schon damals nicht zu einem Staate, wo für Katholiken und Protestanten in der Gemeinsamkeit der Staatsgenossenschaft Verschiedenheit des Glaubens ihre scharfen Ecken verlieren sollte. Diese Gesinnung Friedrichs hatte ihre guten Früchte getragen; die Schlesier sind wahrlich nicht am wenigsten durch Friedrichs Toleranz früh und gut preußisch geworden. Ob Friedrich, wie jüngst behauptet worden ist, wenn er wieder auferstehen könnte, gegen das Prädicat eines Christen protestiren würde, ist wohl zu bezweifeln: gewiß aber hätte er den Titel eines allerkirchlichsten Königs für den unpassendsten erklärt, den ein König haben könne. Anders nun die Räthe Friedrich Wilhelms II. Bischoffswerder hatte entweder nie hell gesehen, oder sein Geist war durch den Umgang mit Menschen, die übernatürliches Wissen vorgaben und Gaukelei mit magischen Kräften trieben, und die schon unter Friedrich II. zahlreich in Berlin waren, verdämmert, oder aber er war Betrüger und umgarnte aus eigennütziger Berechnung den schwachsinnigen König mit trügerischen Künsten. Dies ging bis zu angeblichen Geistererscheinungen. Zu dem gesamten Verdunklungsproceß bot Wöllner die Hand. Wöllner hatte Theologie studirt, später aber, durch äußere günstige Schickungen bestimmt, diesen Beruf bei Seite gelassen. Er war Landwirth, Kammerrath, Nationalökonom, Lehrer des Kronprinzen geworden und hatte 1786 den Adel erhalten. Dieser Mann nahm 1788 statt Zedlitzens die Leitung der geistlichen Angelegenheiten. Wie einst bei Heinrich VIII. von England, so tauchte nun bei ihm die Theologie wieder auf; nicht mit dem Sinne der Religiosität, sondern versetzt mit Rosenkreuzerei und Mystik und mit dem ministeriellen Arm gewaffnet, um die Geister durch Zwangsvorschriften zu normiren. Hoffnungsvoll richteten allerlei Geheimbündler, die nur, wo es dunkelte, ihre Rechnung fanden, die Häupter empor; statt des Geistes, der bisher von Friedrichs Cabinet aus das Land erleuchtet hatte, bildete sich nun um den Thron eine Zunft von Geweihten, die sich mit Blenden waffneten, um ihre verborgene Weisheit nicht der Prüfung im Lichte bloszustellen. Demnach hier das totale Gegenbild zu dem damaligen Oestreich; Dunkelheit oben, Licht unten. Den Monarchen mit Nebel zu umhüllen, bedurfte es

nicht erst jetzt; ohne Mühe erlangte man seine Zustimmung zu Geboten, die den rechten Glauben befestigen sollten. Ein Glaubensedict vom 9. Juli 1788 eröffnete den Reihen; eine Censurverordnung folgte 19. December. Das erste drohte Entsetzung oder auch härtere Strafe allen Geistlichen, die den hergebrachten und festgesetzten Kirchenglauben nicht treu lehren würden. Das Censuredict überwies die fast eingeschlummerte Censur eigenen Behörden und verpflichtete die Buchhändler zur Wachsamkeit auf literarische Importen aus der Fremde. Das Wort klang nicht eben so schlimm; es kam nur auf die Handhabung desselben an. Zum Religionsunterrichte wurde also ein armseliges und nicht einmal durchweg glaubensfestes Lehrbuch eingeführt. Preußen hatte trotz Friedrichs französischer Hofphilosophie würdige, gelehrte und fromme Theologen; die Censur konnte nicht hindern, daß deren Stimme laut wurde; es wurde klar, daß der theologische Minister zu seinem zweideutigen Ziele auch ein falsches Mittel gewählt hatte. Was er betrieb, erschien als das Werk einer Clique, und mit den Freigeistern, deren Berlin damals in Menge hatte, theilten auch wahrhaft christlich gesinnte Männer den Widerwillen gegen Wöllners Anstalten. Die Gutgesinnten und Verständigen erkannten, daß der Strom der Aufklärung, wo er unheildrohend sein rechtes Bett überschritten habe, wohl durch geschickte Abdämmung in Schranken zu halten, daß es aber eine Thorheit sei, den Strom überhaupt mit allem Guten, das er gebracht hatte, rückwärts drängen zu wollen. Als Aufgabe der Zeit konnte gelten, Verweilen zur Umschau, Prüfung und Läuterung, nicht aber vollkommner Stillstand oder Rückgang. Die öffentliche Meinung hatte Gewicht; es gab passiven Widerstand gegen die Maßregeln Wöllners, und dies brach ihnen die Kraft. Wöllner und Bischoffswerder hatten indessen eine Anzahl Männer um sich versammelt, die das Werk in Gang bringen sollten, Hermes und Hilmer, Silberschlag, Oswald ꝛc. Es wurde 31. August 1791 eine geistliche Prüfungsbehörde bestellt, und dieser außer der strengsten Wachsamkeit auf den Glauben der theologischen Amtscandidaten auch aufgegeben, die recht- und andersgläubigen Geistlichen und Lehrer des Landes zu verzeichnen, Reisen zur Untersuchung der Glaubenszu-

stände auf Universitäten und Schulen zu machen, zweckmäßige Bücher auszuarbeiten und theologische Schriften zu censiren. Die ersten Erlasse dieser Behörde gaben zwar, selbst durch Unbeholfenheit und Unrichtigkeit der sprachlichen Form, schlimme Blößen. Doch das Glaubensregiment setzte sich fort mit Empfehlung altgläubiger Schriften, Verpflichtungen neuer Religionslehrer, Anweisungen und Prüfungen, Drohungen und willkürlichen Eingriffen in rechtskräftige Sprüche hoher Gerichtshöfe. Ein Prediger Gebhard zu Berlin hatte gegen die Einführung eines allgemeinen Lehrbuchs der christlichen Lehre mit Censur geschrieben; Wöllner verbot das Buch; das Kammergericht sprach für den Verfasser; aber Wöllner setzte dem die Willkür entgegen. Ein freigeistiger Prediger Schulz, der mit dem Zopfe zu predigen pflegte, sonst ein durchaus braver Mann und treuer Pfleger seiner Gemeinde, wurde denunciirt, vom Kammergerichte losgesprochen, darauf aber durch Machtspruch abgesetzt. Die Stimmung im Lande ward düster. An Gewinnung der Gemüther der gebildeten Bevölkerung war nicht zu denken. Die Zahl der Altgläubigen im Sinne Wöllners war unter den Studirten sehr gering; das konnte nicht rasch zunehmen. Erst ein späteres Menschengeschlecht konnte sich dazu gestalten. Die Jesuiten hatten in der Zeit der Reformation richtig erkannt, daß ihre Aussaat sich erst bei der unreifen Jugend lohnen werde: Wöllner aber wollte ausgewachsene grade Stämme auf einmal beugen. Der Heuchler Zunft war, wie allzeit in Glaubenssachen, wo irdische Macht sich einmischt, für die neue Ordnung der Dinge, aber der Dunstkreis des Landes war noch nicht mit so viel Nebel geschwängert, daß jener das Spiel leicht geworden wäre; sie gedeiht nur bei einem entsprechenden Höhestande der Stimmung für den Glauben, von dem sie den Vorwand nimmt. Den Zwang consequent durchzuführen, war nirgends rechte Willigkeit; man verließ sich selbst darauf, daß der König es gar nicht so ernstlich meine; er sollte, erzählte man sich, als die Sache einige Jahre gedauert hatte, über die Kunde von einer unhöflichen Begrüßung der Glaubensrevisoren in Halle 1794 sich, da sie eben zur Tafel eintraf, mit heiterer Laune geäußert haben: zu bloßem Ministerregiment war aber der preußische Staat nicht geeignet.

Ueberdies hatte der Revolutionskrieg Sorgen gebracht, in denen sich die Glaubensinteressen abschwächten. Vor dem Einflusse des ministeriellen Dunkelsystems blieb übrigens selbst das von Friedrich veranstaltete und 1791 vollendete neue Gesetzbuch nicht gesichert; seine Einführung, schon 1791 angekündigt, wurde verschoben, mehrere Artikel zum Frommen der Theorie von Gehorsam und blindem Glauben umgeändert und erst im Jahre 1794 das Landrecht und die Gerichtsordnung eingeführt. Also auch hier Entgegenwirken gegen den Geist Friedrichs. Am grellsten endlich trat die Nichtachtung desselben grade in der Behandlung des prägnantesten Theils seiner Hinterlassenschaft, seiner literarischen Werke hervor. Diese hatte Wöllner vom Könige geschenkt bekommen. So vollkommen war sein Glaubenseifer nicht, daß er die Papiere vertilgt hätte; er verkaufte sie, und daraus ging eine Ausgabe der Werke des Königs hervor, die als Versündigung an seinem Andenken zur Stunde der Reue und Besserung unterliegt.

Indessen hatte Preußen durch Resignation des Markgrafen Chr. F. C. Alexander 2. December 1791 Ansbach und Baireuth, 160 □Meilen mit 385,000 Einw. erworben. Hardenberg, ein Staatsmann, dessen hohe Bedeutung sich späterhin bewähren sollte, war dort Statthalter. Aber der Schatz war durch den holländischen Feldzug, durch die Rüstungen gegen Oestreich und durch innere Verwirthschaftung sehr zusammengeschmolzen. Das Auge des Herrn fehlte; des Königs trüber Blick vermochte nicht zu erkennen, was noth that; seine Arbeitsscheu überließ das gesamte Räderwerk der Staatsmaschine der Leitung seiner Vertrauten, und wenn es noch erträglich gut ging, so verdankte er dies der Treue und dem Fleiße wackerer Staatsdiener, bei welchen der Geist der Regierung Friedrichs nachwirkte.

Wie das Volk in einem Staate, der nur durch künstlichen Organismus zusammenhing und in dem alle Bewegung von oben kam, sich in dieser Zeit dargestellt habe, ist kaum als Aufgabe der Geschichte zu behandeln. Man lebte in Erinnerungen an den alten Fritz; man begriff den neuen Geist nicht. Unverkennbar hatte sich ein Stolz auf den preußischen Namen emporgebildet; dieser blieb;

er hatte zwei mächtige Stützen in dem Vertrauen auf hohe Tüchtigkeit des Beamtenstandes, wenigstens dessen treue Rechtspflege, und in der Einbildung von der Vorzüglichkeit des preußischen Waffenthums, die erst 1792 gestört wurde. In der Natur monarchischer, im Cabinet centralisirter Regierung lag das Hervortreten der Hauptstadt. Berlin, unter Friedrich durch dessen Aufenthalt zu Sanssouci in Schatten gestellt, nahm den Charakter einer tonangebenden Hauptstadt an. Dieser war wie das gesamte preußische Wesen ein künstlicher; der Verstand gefiel sich in scharf zugespitzten Auslassungen; das Herz war nicht dabei. Die Aufklärung hatte den Sinn der Kritik aufgeregt; diese wurde dünkelvoll; überhaupt war der berliner Ton zu sehr nach hoher und anspruchsvoller Einbildung gestimmt. Diese hatte er mit dem Officiercorps des Heeres gemein. Die Rauhheit des anfahrenden militärischen Tons aber ließ sich selbst in dem gesamten preußischen Beamtenwesen vermerken.

3. Die deutschen Staaten zweiten und geringern Ranges.

Bayern und die Pfalz.

Das Fürstenhaus der Wittelsbacher war seit dem dreizehnten Jahrhunderte in zwei Hauptlinien, die ältere in der Pfalz, die jüngere in Bayern, getrennt gewesen, und diese im Reformationszeitalter, als die Pfälzer zum Calvinismus übertraten, einander sehr fremd geworden. Mit Maximilian von Bayern, dem schlimmsten Widersacher seines Stammvetters, des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, hatte Bayern sich auf Kosten des pfälzischen Kurhauses erhoben, eben damals aber auch mit Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg das Zurücktreten der pfälzer Fürsten zur katholischen Kirche begonnen, das späterhin strenge Verfolgung über die reformirten Bewohner der Pfalz brachte. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (1745—1777) war Kurfürst Maximilian Joseph der einzige übrige Wittelsbacher der bayerschen Linie. Die Pfalz hatte außer dem Kurhause Neuburg-Sulzbach auch die Nebenlinie

Zweibrücken-Birkenfeld; Kurfürst, zugleich Herzog von Jülich, war seit 1743 Karl Theodor; in Zweibrücken regierte seit 1775 Herzog Karl; dessen Bruder Maximilian war als Oberster des Regiments Zweibrücken in französischem Kriegsdienste und lebte gewöhnlich in Straßburg. Katholisch waren nunmehr auch sämmtliche pfälzer Fürsten.

Bayern, zwei Jahrhunderte hindurch von Jesuiten umklammert, hieß die Pfaffenstraße und gehörte in der That zu den dunkelsten Landschaften des deutschen Reiches. Doch Maximilian Joseph war dem Geiste der Aufklärung zugänglich. Schon ehe den Jesuiten der Garaus gemacht worden war, begann es in Bayern zu tagen; 1758 wurde eine Akademie der Wissenschaften errichtet, das Klosterwesen wurde beschränkt, keine Aufnahme von Novizen vor dem 25sten Lebensjahr gestattet, den Klöstern die Criminaljustiz genommen, des Jesuiten Bellarmin Buch von der Macht des Papstes verboten, für kirchliche Verordnungen die Zustimmung des Kurfürsten zur Bedingung der Gültigkeit gemacht, das kurfürstliche Recht in Kirchensachen durch Peter von Osterwald, des Kurfürsten geheimen Rath, dargelegt, von Stertzinger wider die Hexenprocesse geschrieben und Gaßners Betrug aufgedeckt, unter Brauns Leitung das Schulwesen verbessert u. s. w. Maximilian Joseph scheint erkannt zu haben, daß es zunächst nur um Licht zu thun sei, das Uebrige mit der Zeit nachkomme. In manchem Gebiete des Staatswesens vermochte er gar nichts; der Staatshaushalt lag im Argen und die Schulden häuften sich — hier fehlte Auge und Wort der Landstände, die auch er in ihrem Todtenschlafe ließ —. Das bürgerliche Recht wurde durch Gesetzbuch und Gerichtsordnung gebessert, aber das peinliche blieb in einer schreckbaren durch das Gesetzbuch vom Jahre 1751 bestätigten Barbarei, so daß die Tortur in aller Scheußlichkeit fortbestand und mit grausenvoller Verachtung des Menschenlebens Todesstrafe auch um Geringes verhängt wurde oder auch Unschuldige traf. Wenn zwei sterbende Verbrecher Jemand angaben und darauf starben, konnte dies zu des Dritten Tode hinreichen, wie unschuldig er auch sein mochte*); in

*) J. v. Müller, Briefe 3, 234.

dem einzigen Rentamte Burghausen starben in 28 Jahren an 1100 Menschen unter Henkershand.*) Das war Geist der alten Zeit, der in den Gerichtsstuben schwer zu stürmende Bollwerke auch außer Bayern hatte, und an den auch Fürsten von der menschenfreundlichsten Gesinnung wenig zu ändern vermögen. Diese aber hatte Maximilian Joseph in vollem Maße; seine Erscheinung war ein Fest für das Volk: sein zu früher Tod brachte die tiefste Trauer über dieses. Er war der Letzte seines Stammes.

Karl Theodor, nach unbestreitbarem Rechte sein nächster Erbe, hatte nicht verächtliche geistige Gaben und guten Willen. Er war wohlwollend, gutmüthig und für gute Eindrücke empfänglich; doch leider nicht hellsichtig und fest genug, um schädliche Einflüsse von sich abzuweisen. Jesuiten verdüsterten die ersten zwanzig Jahre seine Regierung. Darauf, in der Zeit seines kräftigen Mannesalters, hielt er sich gegen die Aufklärung des Zeitalters nicht verschlossen, trat sogar mit Voltaire in Correspondenz, ließ geschehen, daß mit den Protestanten Wieland, Lessing, Klopstock ꝛc. Verbindungen angeknüpft wurden, und ging gern ein auf Vorschläge zur Stiftung von Anstalten geistiger Bildung und Leistung. Intoleranz aber blieb bei dem Allem Charakter seiner Regierung. Das Duldungsedict vom Jahre 1766 änderte wenig darin. Die Nichtkatholiken in der Pfalz, obschon mehr als zwei Drittel der Bevölkerung, hatten hinfort bittere Beschwerde zu führen; ihre Geistlichen durften keine Synoden halten, Pfarrämter wurden meistbietend verkauft, und alle Verwaltungsstellen des Landes, von der höchsten bis zur geringsten, kamen nur an Katholiken. Zugleich blieb der alte Beamtenunfug und die Käuflichkeit der Aemter ungestört, daher fortgesetzte Auswanderung von Pfälzern. Karl Theodors Anstalten für Verkehr, Landescultur und Gewerbe waren höchstlichst zu rühmen; die Pfalz bekam Chausseen, Baumpflanzungen, Fabriken, Bergwerke, Salinen; doch mancher wohlgemeinte Entwurf wurde nur zu geringem Theil gut ausgeführt; für den eigentlichen Landbau geschah nichts; Unduldsamkeit, Jagdunbilde und Beamtendruck

*) Zschokke 4, 153.

lähmte die eigene Kraft des Landmannes. Ebenso lagen Gymnasien und Volksschulen in tiefem Verfall. Hier hat seine Regierung wenig Stoff für ihren Nachruhm gegeben. Um so mehr aber war im Munde der Menschen der Glanz der Hofhaltung, die eine Unzahl betitelter Personen hatte*), der Schlösser, die mit Luxusgeräth aufs reichlichste versehen waren, der üppigen Tafel, bei der Fremde gastfrei empfangen wurden. Am Hofe zu Mannheim lebte man in Freuden; die Stadt, das Residenzschloß, die Jesuitenkirche, das Kaufhaus, der Garten zu Schwetzingen, Mätressen, natürliche Kinder, Hoffeste, Hofcapelle, italienische Oper, Ballet, seit 1779 eine deutsche Nationalbühne, Gemäldegalerie, Kupferstichcabinet, Statuensaal, Alles hatte glänzende Ausstattung. Auch eine Akademie der Wissenschaften ward 1763 zu Mannheim gegründet, 1767 ein botanischer Garten, darauf 1770 eine landwirthschaftliche, 1775 eine deutsche Gesellschaft; auch ein anatomisches Theater, ein chirurgisches Collegium, eine Hebammen- und eine Krankenwärterschule; die Bibliothek ward ansehnlich vermehrt, die Sternwarte daselbst ward berühmt; Düsseldorf aber erfreute sich einer reichen Gemäldegalerie. Der Aufwand für alle dergleichen Anstalten wird auf 35 Mill. Gulden geschätzt. Dagegen rechnete man, daß der neunzehnte Mensch in der Pfalz ein Bettler sei. Das Land konnte viel tragen, aber bei dem Staatshaushalte ward ihm nicht minder als bei den kirchlichen Zuständen empfindlich, daß es nicht, wie Jülich, Landstände hatte. Das Lotto wurde den Unterthanen von der Regierung als Weg zum Glücke empfohlen. Daß dem äußern Glanze nicht das Maß des innern Lichts im Geiste des Kurfürsten entsprach, zeigte sich erst offenbar, als ihm auch Bayern zu Theil wurde.

Bei der bayerschen Angelegenheit war es weniger Schwäche des Geistes, als des Herzens, daß er sich nachgiebig gegen Joseph bewies, als dieser ihm die Erbfolge zu verkümmern drohte; denn gegen Abtretung von Land und Leuten sollten des Kurfürsten

*) Der Viceleibkutscher und die Hoftrompeter hatten jeder 250 fl., ein sogenannter Professor der Philosophie 200 fl. Häusser Geschichte der Pfalz 2, 931.

natürliche Kinder wohl bedacht werden. Recht lieb wurde ihm auch nachher Bayern nicht; die Pfalz war das Land seiner Jugendfreuden, dahin hing sein Herz; die rheinländische Lebendigkeit des Pfälzers behagte ihm mehr als die schwerfällige Gewichtigkeit des Bayern; „der Rhein war nicht so melancholisch wie die Donau;" selbst der bayersche Dialect war ihm misfällig. Er versuchte in Bayern Reformen, aber ließ ab, als er Schwierigkeiten fand. Manche Feste wurden auf die Sonntage verlegt, Wallfahrten beschränkt, die kurfürstlichen Bauern frei vom Frohndienste: doch im Ganzen blieb es beim Alten; die Tortur ward nicht aufgehoben, sondern nur beschränkt. Verderblich wurde dem Lande des Kurfürsten Abhängigkeit von Weibern und Günstlingen und seine Zärtlichkeit für seine natürlichen Söhne. Um einen der Letztern, den mit der Schauspielerin Seyffert erzeugten Fürsten von Bretzenheim, standesmäßig auszustatten, stiftete er 1781 eine bayersche Zunge des Malteserordens; jener wurde Großprior, eine ansehnliche Zahl bayerscher Edelleute wurde Ritter; zur Dotation sollten die Güter der Jesuiten dienen. Die Schulen, welchen durch die Letztern hatte aufgeholfen werden sollen, wurden nun von Klostergeistlichen besorgt, die sich mit dieser Arbeit die ihnen angesonnene Steuer zu der malteser Zunge abkauften. Die Empfehlung einer Mätresse galt über Alles. Der Mangel eines ehelichen Leibeserben stand hinfort der trauten Verbindung des Kurfürsten mit Land und Volk im Wege. Gleichgültig über das Loos eines Besitzthums, das nach seinem Tode an wenig geliebte Stammvettern kommen sollte, und zunehmende geistige Stumpfheit machte ihn zum zweiten Male 1784 empfänglich für Josephs Anträge, nehmlich ihm Bayern gegen Belgien abzutreten; er war schon quitt mit Bayern, als Josephs Tauschplan am Fürstenbunde scheiterte. Während nun seit dieser Zeit Joseph eifrig zu Reformen wurde, wandte sich Karl Theodor in grade entgegengesetzter Richtung entschiedener als zuvor einem jesuitisch-papistischen Regierungssysteme zu, wo Wollust und Verfinsterung gewohntermaßen traulich mit einander gingen. Karl Theodor ist in dieser Zeit auf derselben Bahn wie Friedrich Wilhelm II. Der Exjesuit Frank, Beichtvater des Kurfürsten, und der geheime Rath

Lippert erinnern an Wöllner und Bischoffswerder. Zur Würdigung dessen, was sie vermochten, ist gegenwärtig zu halten, daß die Exjesuiten große Macht behalten hatten, daß diese seit Karl Theodor bedeutende Fortschritte gemacht, der freisinnige Zaupser wegen seiner Ode auf die Inquisition Unannehmlichkeiten zu bestehen hatte, Braun als Gegner der Jesuiten, die nicht dulden wollten, an Gott statt in Gott glauben zu sagen und den deutschen Gesang in den Kirchen verwarfen, angefeindet wurde, daß der Exjesuit Gruber in München heftige polemische Predigten hielt.*) Nun standen Geheimbünde der Jesuiten mit Rosenkreuzerei ꝛc. und der Illuminaten einander entgegen. Die Letztern waren in Bayern und Schwaben sehr zahlreich. Frank unternahm es, sie zu stürzen. Dazu bot die schon eingetretene Entartung des Ordens Gelegenheit. Es wurde wohl selbst Verletzung der Pflichten des Staatsgenossen und Beamten von den Obern des Ordens begehrt. Zu einer solchen aufgefordert, schied Utzschneider, ein junger talentvoller Mann, Geheimschreiber der Herzogin Maria Anna, 1785. aus dem Orden; Friedrich II., durch Umtriebe der Illuminaten in Berlin argwöhnisch gemacht, veranlaßte Nachforschungen und die Utzschneider abgenöthigten Entdeckungen führten Mitte des J. 1785 zur Auflösung des Ordens. Nun begann die Arbeit Frank's und seiner Helfershelfer. Das Sträfliche in den Umtrieben der Illuminaten wurde gemisbraucht, um harte und weitreichende Verfolgung über Schuldige und Unschuldige, namentlich über wackere und offene Freunde des Fortschritts zu verhängen. Illuminat wurde nun ebenso Titel politischer Verketzerung, wie nachher Jacobiner, Demagog oder Communist. Karl Theodor war durch Vorspiegelungen von Complot und Conspiration geschreckt worden und ließ einer heillosen Cabinetsjustiz freien Lauf. Mitten in der Noth und Angst, die dadurch über die Bestgesinnten des Landes kam, und bei der Eingenommenheit Karl Theodors für den Papst, betrieb Frank die Errichtung einer Nunciatur in München. Karl Theodor mochte darin ebensowohl eine Stütze seiner Eigenmächtigkeit gegen die Bischöfe umher

*) Dies Alles s. b. Schlözer, Briefw. 6, 364. 8, 372. 375. 9, 6 f. 10, 348.

als höhern Glanz seines Hofes sehen. Ueberdies belohnte ihn der Papst 1787 mit der Erlaubniß, seine Geistlichkeit zehn Jahre hindurch besteuern zu dürfen. Karl Theodor würde wohl selbst zu Herstellung des Jesuitenordens gestimmt haben. Von Intoleranz gaben die Religions-Gravamina der pfälzer Protestanten noch 1784 Beweis und es bedurfte der Einmischung des Kaisers Joseph, um ihr gekränktes Recht aufzurichten.

Hatte Karl Theodor gehofft, durch die Anstalten seines Gewissensrathes Ruhe und Gehorsam im Lande zu fördern, so wurde er aufs herbste enttäuscht: nun erst kam es zu Bewegungen; aber nicht von den tiefgedrückten Gegnern des jesuitischen Dunkelwesens und der anmaßlichen Nunciatur. Karl Theodor theilte mit so manchen Fürsten das Schicksal, daß, weil sie den Unterthanen nicht die volle Kraft des Lichts gönnen, ihre guten Absichten verkannt werden. Man darf nicht sagen, daß die Regierung die Hände gänzlich in den Schooß gelegt oder Karl Theodor bei der übergroßen Sorge für seine Chatoulle dem Lande gar nichts habe zukommen lassen. Berg- und Salzwesen hoben sich, der Lauf der Donau wurde regulirt, einige vortreffliche Landstraßen wurden angelegt, das Donaumoos bei Neuburg urbar gemacht ꝛc. Nicht Alles, was der Kurfürst wollte, kam zur Ausführung, Vorurtheil, Trägheit und Selbstsucht standen im Wege, Beamtencontrole mangelte fast gänzlich, und wie leicht läßt sich der Wille eines schwachen Fürsten lähmen! Manches konnte nicht anders als mislingen, so die Anstalten zum Seidenbau; manches ging durch Frevel des blinden Volkes zu Grunde, als die Obstbaumpflanzungen an den Landstraßen. Der Bayer wollte nicht sein wie der Pfälzer. Mit besonderem Eifer war Karl Theodor auf Verschönerung der Hauptstadt bedacht; zugleich sollte das Gewerbe daselbst belebt, der Armuth aufgeholfen, die Bettelei abgestellt werden. Der Zunftgeist in München sperrte sich gegen unzünftige, aber vom Hofe begünstigte Erweiterung des Gewerbes; die plumpe Sprache des Wortführers der Münchner kränkte den Kurfürsten dergestalt, daß er 1788 zehn Monate lang in Manheim Hof hielt. Als er nun auf angelegentliches Bitten zurückgekehrt und noch immer bedacht war, die bayersche Hauptstadt emporzu-

bringen, war ein neuer Günstling, der Amerikaner Thompson, später Graf Rumford genannt, des Kurfürsten rechte Hand. Karl Theodor hatte mit Günstlingen schlimme Erfahrungen gemacht; Baron von Bettschart, ein Bösewicht und des Todes schuldig, hatte Gunst erlangt durch Scheinvermählung mit einer kurfürstlichen Mätresse, die er nie zu berühren geloben mußte; er bekam nur zu viel Gewalt, Unrecht zu thun, und that dieses, bis dem Kurfürsten die blöden Augen aufgingen und Bettschart die Strafe für seine Verbrechen in hartem, schimpflichem Kerker erlitt. Nicht von solcher Art, wenn schon auch durch eine Mätresse empfohlen, war Thompson; er schuf viel Gutes, eine Suppenanstalt, einen englischen Park, die Anfänge des Kartoffelbaus; aber seine Eitelkeit brachte den Kurfürsten in neuen Verdruß über die Münchner. Dabei zeigt sich indessen schon eine Spur des Revolutionszeitalters und wir weisen hier nur noch darauf hin, daß, wie in Oestreich und Preußen, so auch in Bayern das Einverständniß zwischen Fürsten und Volk gestört war.

Würtemberg,

Bayerns Nachbarland, hatte in seinem Herzoge Karl Eugen (1744—1793) einen Fürsten von ungemeiner Kräftigkeit, aber von eben solcher Stärke herrischen Willens und Wohlgefallens an Gewaltübung gegen das Volk und nicht geringerem Triebe nach Sinnengenuß und Hofpracht. Schmeichler und Verführer halfen dies in seinen jüngern Jahren zur schrecklichsten Tyrannei ausbilden. Da sollte sichs recht zeigen, wie wenig Landstände gegen Gewalt schützten. Jedoch endlich kam diesen das Reichsrecht zu Hülfe; 1770 wurden der tyrannischen Willkür durch den Erbvergleich Schranken gesetzt. Noch mehr Gutes wurde dadurch bewirkt, daß die eigene bessere Natur des Herzogs sich geltend machte. Eben dieser Fürst, über dreißig Jahre lang Landes- und Volksquäler, ward am Abend seines Lebens ein anderer. Das am 11. Februar 1778, wenige Wochen nach der schändlichen Einkerkerung Schubarts auf dem Asperg (23. Jan. d. J.) von ihm erlassene und öffentlich verkündete Bekenntniß

seiner Verirrungen[1]) ist einzig in seiner Art, eine politische Beichte, die an sich schon wohlthätig wirkte und sich in der nun folgenden Regierungsweise bethätigte. So bedarf es hier nicht der Vergegenwärtigung seines früher ausgesprochenen Princips „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland," nicht all des Unheils, das seine Wollust, seine Verschwendung, sein Soldatenzwang, sein Steuer- und Frohndruck, Jagdunfug, Diensthandel und jede Art Rechtskränkung über das gute und treue Volk gebracht hatte: in unseren Zeitabschnitt gehört nur die Glanzseite seiner Regierung. Er hatte noch Manneskraft genug übrig zu strenger Thätigkeit. Der herrische Wille dauerte zwar fort — davon zeugt die militärische Einrichtung der Karlsakademie und Schillers Jugend in ihr —, aber er bekam eine wohlthätige Richtung auf Arbeitsamkeit und Selbstregierung des Herzogs. Vorhin hatte er nur gepraßt und geschwelgt; jetzt gefiel er sich in Gestattung des Nützlichen und des Schönen. Daß er Katholik war, hatte gar keinen Einfluß auf die kirchlichen Zustände. Der neuen Philosophie im Kirchenthum war er abhold; es sollte die alte Orthodoxie fortbestehen. Doch stellte er als katholischen Hofprediger den damals nur wegen seiner Freisinnigkeit und Toleranz bekannten Eulogius Schneider an. „Ich erwarte von Ihm, sagte er diesem, „daß Er mir die Wahrheit sagen werde. Fürsten hören ohnehin selten die Wahrheit; wenn sie dieselbe nicht etwa noch von der Kanzel vernähmen, würden sie doppelt unglücklich sein." Jedoch Schneider predigte nur von Freiheit und Gleichheit und sein Weggang nach Bonn geschah 1789 zu rechter Zeit. Die alten Unbilden wurden verschmerzt unter der heilenden Hand des Herzogs; man sah rasche Blüthe der Landeswohlfahrt; Herzog und Volk wurden eins. Unter den Zeugnissen davon ist ein für jene Zeit bedeutsames die Abschaffung des Lotto, der Dank der Unterthanen dafür und die preiswürdige Antwort des Herzogs darauf.[2]) Die deutsche Geschichte hat wenig Beispiele solcher Umwandlung von Unsegen in Segen aufzuweisen.

---

1) Schlözer, Briefw. 3, 92.
2) Schlözer, Briefw. 5, 18. 6, 127.

Baden.

Markgraf Karl Friedrich, 1746—1811 „Vater des Vaterlandes." Ohne Redensarten: Im Staatshaushalte gab er durch Pflege des Acker-, Wein- und Gartenbaues Muster einer verständigen Anwendung des physiokratischen Systems, durch leutseligen Verkehr mit dem Landmann und Abschaffung der Leibeigenschaft, 23. Juli 1783, Zeugniß ächt landesväterlichen Sinnes. Die Tortur verbot er schon 1767, unterirdische Gefängnisse durften nicht mehr sein und den Gefangenen wurde menschliche Behandlung und angemessene Erleichterung und Beschäftigung zu Theil; Arme wurden zweckmäßig unterstützt, für Kranke durch ein vortreffliches Spital zu Karlsruhe und die Bildung von Aerzten und Wundärzten, für Taubstumme durch eine Lehranstalt 1784 gesorgt; Volksaufklärung begann er mit dem richtigsten Mittel, dem Schulunterrichte, Sonntagsschulen wurden 1752, ein Schullehrerseminar 1768, eine Bürgerschule 1774 errichtet. Der Fürsorge erfreuten sich Katholiken, Wiedertäufer und Juden ebenso wohl als die Protestanten. Das Land war wie ein Garten voll Blüthe und Früchte, die Bewohner wie treue und fleißige Kinder eines liebevollen und weisen Landesvaters. Der Hof von Karlsruhe hallte nicht etwa wieder von Castratengesang, vom Schall der Hifthörner und von Orgien, die das Land mit Seufzern bezahlt; es war dort einfache schlichte Weise. Es ist der Geschichte eigen zu Muthe, wenn sie einmal Licht ohne Schatten zu malen hat: Virtuosin kann sie darin nicht werden; aber wehe, wenn sie es verschmäht, die spärlichen Lichtstreifen ihres Magazins hervorzustellen.

Ansbach und Baireuth.

Diese Fürstenthümer, vereinigt 1769, hatten zum Landesherrn den Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander. Einzig in seinem Zeitalter ist er dadurch geworden, daß er 1791 die Regierung niederlegte und sein Land der preußischen Stammvetterschaft überließ. Er hatte sich nie viel um sein Land bekümmert; sein Leben erfüllte sich zumeist in Reisen und Verkehr mit Weibern. Die deutsche Sprache liebte er nicht; er war französisch gebildet und

lebte am liebsten zu Paris. Zu Ansbach stiftete er einen literarischen Verein, wozu Mercier aus Paris verschrieben wurde. Auch seine Liebschaften waren meist ausländische und die letzten Verbindungen der Art mehr um des geistreichen Umganges als der körperlichen Reize willen geknüpft. Er war Mann von feinem Geschmacke. Siebzehn Jahre lang hatte er die Schauspielerin Clairon zur Mätresse: sie regierte wie ein Minister; ihr folgte die geistreiche Lady Craven, mit welcher der Markgraf sich späterhin vermählte. Als Regenten ist ihm weder Gutes noch Böses nachzusagen, denn er regierte so gut wie gar nicht. Daß er an England Soldaten lieferte, war das Schlimmste, was er that. Für gute Staatswirthschaft war rechte Einsicht so wenig, als der Bedacht auf Sparsamkeit vorhanden.

Hessen.

Hessen-Cassel hatte unter Landgraf Friedrich 1760—1785 schlimme Zeit gehabt; die Menschenlieferungen an England haben das Andenken jenes Fürsten schauerlich gemacht. Der Schatz füllte sich von Blut und Thränen des Volkes, das blos den Trost hatte, von der Kriegscontribution einstweilen nur die Hälfte bezahlen zu müssen. Was von dem Blutgelde zur Verschönerung der Hauptstadt, Stiftung des Carolinums, einer Akademie ꝛc. verwandt wurde, war, wie wenn einem Hungernden Bonbons statt Brod gereicht werden. Daß der von Johannes Müller hochgepriesene von Schlieffen, Sömmering, G. Forster, Joh. Müller kurze Zeit hindurch einen gelehrten Verein in Cassel bildeten, daß in Cassel ein Lyceum und ein Schullehrerseminar errichtet wurde, kann heut zu Tage die Geschichte nicht mehr bestechen. J. Müller bemerkt, daß die Etikette des Hofes streng gewesen sei; aus der Rangordnung vom J. 1762 mag hier nur bemerkt werden, daß der Bereuter dem Pagenhofmeister vorgeht.*) Friedrichs Nachfolger, Wilhelm, hatte schon als Erbprinz und Herr von Hanau an dem englischen Soldatenhandel Theil genommen. Im zweiten Jahre seiner Regierung 1787 that er einen Feldzug, um Schaumburg-Lippe als vermeintlich er-

*) Schlözer, Briefw. 7, 326.

ledigtes Lehen an sich zu bringen: der Landfriedensbruch weckte die Reichsjustiz; Kaiser und Reich drohten mit einer Executionsarmee; der trotzige Landgraf wollte dessen nicht achten: doch als Friedrich Wilhelm II. ihn im Stiche ließ und ihm sein Unrecht vorhielt, bequemte er sich zur Räumung des Landes. Was er seinem eigenen Lande sein würde, ließ sich noch nicht erkennen: mindestens war er Erbe eines reichen Privatschatzes und in seinem Berufe lag es, dem Lande davon recht viel zu spenden, weniger in seinem Willen. Das Volk des Hessenlandes zeichnet Joh. Müller 1781: „Eine vortreffliche Nation, kriegerisch über alle Maßen, getreu bis in den Tod, gut (es geschieht nicht leicht ein Mord), arbeitsam, gesund und schön. — Auf allen Dörfern Männer von schönem Wuchse, mannhafter Bildung und Stellung und überall Kriegsdiscurse."

Hessen-Darmstadt. Landgraf Ludwig IX., 1768—1790, lieferte nicht Soldaten an England; er hatte das Soldatenspiel zu lieb und mochte es immer vor Augen haben; er hielt gegen 6000 Mann großer schöner Leute. Pirmasens, sein gewöhnlicher Aufenthaltsort, war Soldatenstadt; einen Hofstaat hatte er nicht; aber die Soldaten, die nicht aus der Stadt durften, wurden zum Theil aus der Hofküche gespeist. Die Landesregierung lag dabei nicht im Argen, doch wollte weder der Vorstand Fr. C. v. Moser 1772—1780, noch die 1777 unter Erklärung der menschenfreundlichsten landesväterlichen Gesinnung des Landgrafen eingerichtete staatswirthschaftliche Landcommission — eine Charlatanerie — Frucht bringen; die Schuldenlast häufte sich dergestalt, daß sogar eine kaiserliche Debitcommission drohte.

Für einen der edelsten Fürsten jener Zeit galt Karl Christian von Nassau-Weilburg, 1755—1788, der das ländliche Gewerbe durch Aussetzung ansehnlicher Preise ermunterte, das Armenwesen trefflich einrichtete, ein Schullehrerseminar zu Idstein gründete, zur Besserung des alten Gesangbuchs 1780 selbst ans Werk ging und dabei Zeugniß von gesundem Gefühl für das ächt Religiöse gab.*)

*) Schlözer, Briefw. 6, 212. 9, 36.

Die sächsischen Länder.

Kursachsen hatte die schmachvolle Ministerregierung Brühls und die furchtbaren Leiden des siebenjährigen Krieges verschmerzt. Zur ersten Heilung hatte schon die vormundschaftliche Regierung Prinz Xavers 1763—1768 wohlthätig gewirkt; Kurfürst Friedrich August bethätigte treue Sorge um das öffentliche Wohl, ohne von dem Bestehenden abzuweichen. Die Kräfte des Landes, der Fleiß der Bewohner und die Segnung des Friedens, welcher durch den bayerschen Erbfolgekrieg mehr bedroht als gestört wurde, thaten das Ihrige. Der Staatshaushalt kam in die beste Ordnung, die Gerechtigkeit ging ihren hergebrachten Gang, aber die Justizämter wurden nicht mehr verpachtet und seit den 2. November 1770 gab es keine Tortur mehr. Sachsen konnte mit Baden als das blühendste Land des deutschen Reiches genannt werden; seine Bewohner galten als die civilisirtesten. Der Geist des Zeitalters rief nicht eben auffallend kühne oder rasche Bewegung hervor, trug aber dazu bei, die Differenz des Glaubensbekenntnisses der Dynastie und des Volkes minder fühlbar zu machen. Jenes schien sich innerhalb des Hofkreises zu neutralisiren; die Landesregierung war protestantisch; daß für protestantische Bildung der belebende Hauch des Landesfürsten fehlte, wurde man kaum inne. Ebenso fremd blieb dem Landesherrn der Geist despotischer Willkür. Dessen getröstete sich das Volk, es hing mit treuer Verehrung an seinem Fürsten.

In den ernestinischen Landen ward Karl August, Herzog von Weimar, seit 1775 Selbstregent, das Muster einer Verbindung des Fürstenberufs mit Poesie und Kunst. Seine Mutter Amalia hatte die Wege bereitet. Der Hof zu Weimar ward der poetische Sternenhimmel für die deutsche Literatur. Die französische Philosophie hatte nur die Stimmung in kirchlichen Dingen gegeben, aber die deutschen Musen gelangten zur Selbständigkeit. Karl August und Goethe, der Herzog in dem trautesten Verein mit dem Dichter, der Dichter wider seine Natur sich dem Staatsdienste hingebend; dies eine Gegenseitigkeit im Austausch eigenen Wesens, wie Deutschland noch nicht gesehen hatte. Friedrichs Verkehr mit Voltaire blieb innerhalb der Gränzen der Schriftstellerei; jener

nutzte diesen für seine literärische Production, während er ihn als Menschen verachtete; Karl August war, ohne an seinem Werthe zu verlieren, weder Dichter noch Schriftsteller, Goethe aber ihm werth als Dichter, als Mensch und als hochbegabter Theilnehmer an der Regierung. Daher dem Musenhofe gegenüber das Land im Gedeihen, das Kirchenthum durch Herder veredelt, und als Pflegestätte geistigen Aufschwungs Jena mit Liebe und ohne Eifersucht von Weimar aus gehoben und der Flammenherd für Erleuchtung und Begeisterung einer hochaufgeregten Jugend durch deutsche Philosophie. Dahin, dahin, hieß es durch ganz Deutschland, zur Fahrt nach Weimar und Jena. Deutschland hatte einen geistigen Mittelpunkt. — Neben Karl August waltete Herzog Ernst von Gotha 1772—1804 in ächt landesväterlichem Sinne und als Volksfreund, wackerer Haushalter und Gastfreund der Musen, im Besitze der treuesten Verehrung seiner Unterthanen. — Herzog Georg Friedrich Karl von Meiningen, 1782—1803, hatte Trefflichkeit der Gesinnung mit den Herzogen von Weimar und Gotha gemein. Dagegen hatten die Herzoge von Coburg-Saalfeld und von Hildburghausen sich einer kaiserlichen Debitcommission, jener 1773, dieser 1769 unterwerfen müssen. Herzog Ernst Friedrich von Coburg, 1764—1800, lebte um das J. 1780 „väterlich und wirthschaftlich bei seinem Volke, aß nicht mehr als drei Gerichte, hatte selten viel Tafelgenossen und war auch in der Kleidung simpel.“*) In Hildburghausen kam mit Herzog Friedrich 1780 bessere Zeit; das Verwirthschaften und eine lächerliche Hoffärtigkeit mit hochbetiteltem Hofpersonal war vorher an der Ordnung gewesen; eins der letzten Lebenszeichen davon war die 1781 während Herzog Friedrichs Minderjährigkeit erlassene hochtrabende Rangordnung.

Anhalt.

Der Fürstenthümer Anhalt gab es noch vier. Von den Fürsten steht Leopold Friedrich Franz von Dessau 1758—1817 in der Reihe derer, die, vom Geiste der Zeit bewegt, schufen und

*) J. v. Müller, Briefe 3, 259.

bildeten. Eine Reise nach Italien, Frankreich und England und Verkehr mit den ausgezeichnetsten Männern jener Länder hatte ihm die Weihe gegeben. Er wurde Freund geistiger Bildung. Die Sorge des Landesvaters ließ sich in dem Anbau des Landes und der Ordnung im Staatshaushalte und bürgerlichen Leben erkennen; der wörlitzer Park, das Philanthropin, die Gastfreundschaft des Hofes für Literatur und Kunst, und was man endlich zur Poesie des Fürstenlebens rechnen möchte, die hohe Jagd, in ganz Deutschland schwerlich mehr als dort zur Kunst ausgebildet, hatte nicht die Seufzer gedrückter Unterthanen zur Begleitung. — Das Gegenstück dazu giebt Friedrich August von Zerbst, 1746—1793, von kriegerischer Neigung und zuletzt in österreichischem Dienste. Er war meistens außer Landes und scheu, mit Land und Leuten daheim in Berührung zu kommen. Im Lande durfte ihm Niemand nahe kommen; wo er auswärts sei, sollte Niemand wissen, muthmaßlich, damit er nicht mit Schreiben belästigt werde. In Zerbst ging es wunderlich zu; des abwesenden Fürsten Verordnungen trugen in der Regel etwas von Verwirrtheit an sich; wen sie nicht betrafen, dem gaben sie Stoff zum Lachen, die Menschen aber, die darnach regierten, stimmten das Volk zum Weinen. Dies war der leibliche Bruder der Kaiserin Katharina II. Coethen wurde von seinem ebenfalls kriegerischen Fürsten Karl Georg Lebrecht, 1755—1789, nicht so verwahrlost; das Land hatte damals gute Zeit, einer Debitcommission bedurfte es nicht. Hier und in Bernburg unter Friedrich Albert, 1765—1796, gab es wenig zu klagen, manches zu loben. Dem Lande kam meistens wieder zu gut, was von ihm genommen wurde. Die Landwirthschaft war musterhaft, Rechtskränkungen aus Despotenlaune waren unbekannt. Daß die anhältischen Fürstenthümer keine ständische Beschränkung fürstlicher Laune, Willkür und Vergeudung hatten, wurde damals nur in Zerbst schmerzlich empfunden.

Die welfischen Länder.

Braunschweig-Wolfenbüttel erfreute sich in seinem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand, 1780—1806, eines Regenten,

wo große Temperamentsfehler sich durch Ueberlegung größtentheils ausglichen. Schon als Erbprinz hatte er in seinem Interesse für Lessing bewiesen, daß ihm der Geist der neuen Zeit werth sei. Die ihm von der Natur gegebenen heftigen sinnlichen Triebe vermochte er nicht in den gebührenden Schranken zu halten; er gab Aergerniß. Das preußische Feldherrnthum that dem heimischen Berufe erst späterhin Abbruch. Daß er Gutes wollte, zeigte sich besonders in seiner Sorge für den Staatshaushalt. Sein Vater hatte verschwendet; dafür sparte er, ohne filzig zu sein. Ein treffliches Denkmal seiner Gesinnung gab er 1794 in dem Edicte, künftige Kammerschulden betreffend, wodurch er, zu des Landes Wohl, nicht nur seinen Nachfolgern, sondern sich selbst die Hände binden wollte.*) Außer den materiellen Interessen, die er auch durch eine Industrieschule zu heben suchte, lag ihm Volkserziehung und Literatur am Herzen: hier aber blieb der Erfolg hinter seinen Anstalten zurück und es gab Stimmen im Lande, daß die großen darauf verwandten Summen besser hätten gebraucht werden können. Doch war ein Ruhm Braunschweigs, zu den damaligen Lichtpunkten deutscher Literatur zu gehören. Ungemeine Vorliebe für das Französische und Einfluß französischer Hofgäste war ein Uebelstand, der die kerndeutschen Braunschweiger oft zum Unmuth stimmte. Graf Hardenberg war, bis er in preußischen Staatsdienst überging, des Herzogs Berather.

Hannover wurde dem Namen nach von England aus regiert; in der That ging es nach den Grundsätzen des hannöverschen Adels und Beamtenstandes und nichts blieb der Regierung fremder als liberale Ideen und Institute Englands. Doch galt Hannover für eins der am besten und vernünftigsten regierten deutschen

*) Er hat einen Lobredner in Mirabeau gefunden, dessen Aeußerungen: Il sait s'ennuyer très-assidument à Brunswick, pour y conduire ses affaires... réligieusement fidèle à son métier de souverain il a senti que l'économie était sa première ressource etc. nebst den Erinnerungen an den Heldenruhm, den er als Jüngling im siebenjährigen Kriege geerntet hatte, späterhin ein merkwürdiges Verhältniß zwischen ihm und dem revolutionären Frankreich einzuleiten beitrugen, worauf wir unten zurückkommen werden.

Länder.[1]) Das Auge des Landes war die Universität zu Göttingen, vortrefflich eingerichtet, Prinzen und hohen Adel in ihre Auditorien zu ziehen, und vor allen andern deutschen Universitäten Bildungsschule künftiger Staatsmänner. Sie hat Münchhausens Andenken hoch zu ehren. Der Geist der Zeit neckte sie einmal kurze Zeit mit Poesie; dafür kargte er gegen sie mit Philosophie, sowohl französischer als deutscher. Die politischen Auslassungen in Schlözers Briefwechsel und Staatsanzeigen gaben ihr in der öffentlichen Meinung Deutschlands reichlichen Ersatz dafür. Die Regierung sah durch die Finger, bis Schlözer sich an einen nordheimischen Postmeister wagte. Hinneigung zu England war vorherrschend in Hannover; der hannöversche Stolz hatte darin ein zweites Piedestal. Der Aufstand Nordamerika's war einem Heyne, Schlözer ꝛc. ein Gräuel: Schlözers Parodie auf die berliner Ode, welche Nordamerika's Freiheit besang, ist fast unsauber zu nennen.[2]) — Osnabrück hatte den Herzog von York zum Bischofe, die Regierung aber war, wie in Hannover, bei Einheimischen; Justus Möser († 1794) deren Seele; darum ging es so gut, als es in hergebrachten Formen gehen konnte.

Von Mecklenburgs Herzogen, Friedrich Franz von Schwerin 1785—1837 und Adolph Friedrich von Strelitz, schritt der Erstere mit rüstiger Jugendkraft zu Bau und Besserung, ohne die bestehenden Verhältnisse, worin die Landstände mit ihrem „Landkasten" bedeutend waren, aus ihrem Gleise zu bringen. Seine wohlgemeinten Bestrebungen konnten meistens erst in späterer Zeit zum Ziele gelangen.

Oldenburg, seit 1773 von der angestammten Dynastie gegen Holstein-Gottorp abgetreten, hatte wenige Jahre nach seiner Ablösung von dem Königreiche, das im Namen eines wahnsinnigen Königs regiert wurde, das eigene Schicksal, 1785 einem ebenfalls

---

1) v. Schmettau in Schlözers Leben 2, 113.

2) Er ist gekämpft der Kampf für Freiheit und Vaterland.

Parodie:

Er ist gekämpft der Kampf für Hancock und Contreband ꝛc.

Staatsanzeigen Heft 13. Schlözers Leben 351.

gemüthskranken Landeserben zuzufallen: doch statt dessen übernahm der Coadjutor von Lübeck, Peter Friedrich Ludwig, die Regierung und diese hatte den Charakter landesväterlicher Weisheit und Güte.

In Holstein und Schleswig hatte das Deutschthum damals noch nicht die volle Bedeutung einer Gränzwehr deutscher Sprache und Gesinnung gegen den Danismus und im dänischen Cabinet war die Stimme deutscher Staatsbeamten noch mächtig. Der Bau des Eiderkanals und mehr die Vorbereitungen zur Abschaffung der Leibeigenschaft gaben dies den Herzogthümern zu erkennen.

Wir würden ermüden, wenn wir alle übrigen weltlichen Fürstengebiete, Schwarzburg, Hohenzollern, Hohenlohe, Homburg ꝛc. durchmustern wollten: dagegen ist der ansehnlichern geistlichen zu gedenken.

Die geistlichen Fürsten.

Die Großwürdenträger der deutschen Kirche, Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsäbte und der Hoch- und Deutschmeister und der Johanniter Großprior waren zum Theil fürstlicher Abkunft; von altem Adel mußten selbst die Domherren sein; von Erhebung niedrig Geborner war seit Jahrhunderten nicht mehr die Rede. Also hier durchaus keine Verwandtschaft und Sympathie mit dem Volke. Um so erfreulicher, wenn ein solcher Machthaber Wohlthäter von Land und Leuten wurde, die er nicht seinen Angehörigen vererben konnte, die vielmehr nach seinem Tode in fremde Hand kamen, und wenn eben solche, von deutschem Muth und Freisinn beseelt, den wälschen Künsten des Papstthums und der von Rom aus verbreiteten Dunkelheit sich zu entziehen nicht scheuten. Und wie bedeutsam war dies, wenn ein geistlicher Herr mehrere Gebiete zusammen hatte, was gar nicht selten vorkam. Deutschland hatte einige wackere Fürsten der Art. Daß die französische Philosophie auch darauf mitgewirkt, ist nicht zu verneinen; die angemaßte Vormundschaft des Papstes über die deutsche Kirche wurde manchem der Erzbischöfe in eben dem Maße lästig, als das Ansehen des Papstes überhaupt sank. Aus diesem Geiste ging Hontheims Buch hervor; dies wirkte und

mit ihm zusammen darauf die deutsche Presse, die in Besprechung öffentlicher Angelegenheiten nichts häufiger empfahl als Licht und Toleranz, und nichts lieber und freimüthiger rügte als Verfinsterung und Unduldsamkeit.

Mainz hatte in seinen beiden letzten Erzbischöfen Emmerich Joseph, darauf 1774 Karl Joseph von Erthal, und des Letztern Coadjutor Karl von Dalberg ein seltnes Triumvirat regierungsfähiger Männer. Emmerich Joseph, berathen von Benzel-Sternau, verbot Bellarmins Buch vom Papstthum, hob Klöster auf, um die Universität zu Mainz auszustatten, legte eine Industrieschule an, gab zur Stiftung eines Schullehrerseminars 30,000 fl. aus seiner Privatcasse ꝛc. Erthal, üppig und schwelgerisch, war minder eifrig und rasch im Reformiren, doch sein Beitritt zum Fürstenbunde und sein Widerstand gegen die münchner Nunciatur bezeichnen ihn als rechten Primas unter den Reichsfürsten, seine Verordnung über die Juden[1]) und die Anstellung protestantischer Gelehrter, Heinse, J. Müller u. G. Forster, in Mainz als frei von den Vorurtheilen dunkler Zeit. Dalberg, Statthalter zu Erfurt, Pfleger der Universität daselbst, freundlicher Nachbar des weimarischen Musenhofes, in Verbindung mit den Illuminaten, gehörte damals zu den ausgezeichnetsten Trägern von Licht und Wärme im deutschen Vaterlande.

In Cöln war es unter Maximilian Friedrich, 1761—1784, einem Grafen von Königseck-Rothenfels, gar dunkel geblieben; aber Münster, damals mit Cöln verbunden, hatte in dem Domherrn von Fürstenberg einen edeln hochsinnigen Freund der Volksbildung zum Statthalter; dieser war für Münster mehr als Dalberg für Erfurt. Münster war damals ein heller Punkt auf der kirchlichen Charte Deutschlands.[2]) Erzbischof von Cöln wurde 1784 Kaiser Josephs Bruder Maximilian, zugleich Hoch- und Deutschmeister, und nun brach auch dort das Licht an. Die Universität Bonn begann mit der mainzer zu wetteifern; Dereser war dort thätig für Aufklärung; ihm zur Seite sehen wir aber 1789 den unsaubern Eulo-

1) Schlözer, Staatsanzeigen Heft 24.
2) Fürstenbergs Lob s. b. Dohm 1, 319 ff.

gius Schneider. Der Umkreis des Lichtscheins war knapp. Das cölner Erzstift fand Anlaß, dem Erzbischofe Vorstellungen über das Aufkommen der Heterodoxie zu machen, namentlich daß über des göttinger Professors Feder Philosophie, die ungemein harmlos war, Vorlesungen gehalten wurden.

Erzbischof von Trier und zugleich Bischof von Augsburg und Propst zu Elwangen war seit 1768 Clemens Wenceslaus, Sohn Augusts III. von Polen, sehr beschränkten Geistes und ganz in der Hand von Exjesuiten. Diese hatten nach Aufhebung ihres Ordens eine sehr behagliche Freistätte zu Dillingen, der bischöflich augsburgischen Universität. Der edle Weihbischof von Trier, Hontheim, preiswürdig als Anwalt deutschen Kirchenrechts gegen römisches, fand bei ihm keinen Schutz, als er (1778) vom Papste zum Widerrufe gedrängt wurde. Josephs II. kirchliche Reformen beängstigten ihn; er fühlte sich berufen, eine briefliche Abmahnung an denselben ergehen zu lassen. Dabei war er Werkzeug der Exjesuiten. Die schnöde Abfertigung von Seiten Josephs mag beigetragen haben, daß der Erzbischof in Josephs Zeit nicht unduldsam gegen seine protestantischen Unterthanen war, vielmehr wurde, man denke! gerühmt, daß er im J. 1783 einem Protestanten erlaubt habe, sich in Coblenz mit Privatübung seiner Religion niederzulassen.[1]) Dem emser Congreß trat er wohl nur mit Herzklopfen bei; nach Josephs Tode aber sagte er sich ausdrücklich davon los und damals setzte er auch — zur Wahrung gegen französische Revolution — in Coblenz eine Commission nieder, die einer Inquisition nicht unähnlich war. Doch seine Stellung zur Revolution wird uns unten genug zu reden geben.

Salzburg hatte seit 1772 zum Erzbischofe einen Colloredo, der in Staat und Kirche rüstig aufräumte![2]) Da wurde die Justiz rascher, das peinliche Recht menschlicher, der Festtage Zahl verringert, in einem vorzüglichen Hirtenbriefe 1782 das Wesentliche und Nichtwesentliche der Religion erklärt, 1784

1) Schlözer, Staatsanzeigen Bd. 3, 210.

2) Die letzten dreißig Jahre des Hochstifts und Erzbisthums Salzburg 1816 — eine verdienstliche Monographie.

das Bibellesen empfohlen, es wurden Weltpriester statt der Mönche zur Kanzel berufen, die Klöster beschränkt und die Missionshäuser aufgehoben. Den Hirtenbrief fand Kaiser Joseph, der eine vertrauliche Correspondenz mit dem Erzbischofe unterhielt[1]), so vortrefflich, daß er viele Tausend Exemplare davon in seinen Landen verbreiten ließ.

Bamberg und Würzburg zusammen hatten einen Bruder und Geistesverwandten des mainzer Erthal, Franz Ludwig, zum Bischofe; auch hier wurde es hell; die Universität Würzburg blühte auf.

Anders der Bischof von Speier, bekannt durch die Rüge, welche Schlözer gegen dessen Verbot der Federschen Moral und gegen den Aus- und Hünerfauth, einen Zins der Leibeigenschaft, richtete, und wegen des Lärms, den der Bischof darüber erhob.[2]) Dieser Mensch war aber wirklich Tyrann.

Die übrigen Bischöfe nebst den reichsfreien Aebten neigten sich größtentheils dem alten Dunkelsystem zu; dem Andenken derselben geschieht nicht Unrecht, wenn diese Geschichte von ihnen schweigt; leider aber hat ihr einer derselben unerfreulichen Stoff zu bearbeiten hinterlassen — der Bischof von Lüttich. Doch dessen ist erst in der Zeit zu gedenken, wo die Revolution auf Deutschland einwirkte.

Zum Schluß sollten wir noch Umschau nach den Reichsstädten halten, von denen mindestens Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und Hamburg nach Gebiet, Bevölkerung und Reichthum manchen Fürstengebieten vorgingen. Doch hier ist, Hamburg ausgenommen, am wenigsten Befriedigung: Regiment patricischer Stadtjunker, vorzüglich schroff in Nürnberg, schlechter Haushalt, Stillstand im Alten; bei der Bürgerschaft Ueberbleibsel von der alten Ehrsamkeit des Bürgerthums, aber in widerlichen Formen des Zunftgeistes und urgroßväterlicher Bornirtheit des Spießbürgerthums. Die frankfurter Judengasse aber will noch mehr als dies besagen. In den kleinen Reichsstädten war die Stockung und Fäulniß noch ärger.

1) Josephs II. Briefe. Leipz. 1822. S. 47.
2) S. Schlözers Leben 2, 113. 128. 136. 147.

4. Oestreich.

Josephs II. Regierung ist unbezweifelt vor allen geeignet, den Geist der Aufklärung und zugleich der Regierungssucht des achtzehnten Jahrhunderts vor Augen zu stellen; hier ist Licht und Schatten im grellsten Abstich; darum so große Verschiedenheit des Urtheils über das, was er gethan und gewollt. „Oestreich über Alles, wenn es nur will," konnte nicht von Josephs Zeit gesagt werden, denn wahrlich an Wollen mangelte es ihm nicht. Das wenn war ein Anderes — wenn alle seine Völker deutschen Stammes gewesen wären und mit gleichem Schritte dem Umschwunge des Zeitalters zu folgen vermocht hätten. Einheit war nur in der Persönlichkeit des Staatsvorstandes; der Völker vielerlei, auf verschiedenen Stufen politischen Bewußtseins, an verschiedene Formen der Staatswaltung gewöhnt und nach ihrem Grundcharakter verschieden. Die gutmüthigen und ehrlich treuen Deutschen, die trotzigen und auf ihre Nationalität und Nationalrechte eifersüchtigen Magyaren, die schmiegsamen, aber still grollenden Slaven, die schlauen Italiener mit ihrem Barbarenhaß, die schwerfälligen, wohlhabigen, dickblütigen Belgen — wahrlich ein Vielerlei, wo plötzliche Gleichmachung der politischen Zustände wider die Gesetze der Natur zu laufen schien und das Universalisiren zur Verirrung in Wahn werden konnte.

Maria Theresia, zur Landesmutter durch Antlitz, Gestalt, Würde und Leutseligkeit ausgeprägt, hatte Herz und Sinn ihrer Völker allzumal in vollem Maße für sich; nirgends mehr als im deutschen Oestreich und in Ungarn. Eifersüchtig auf ihre Macht selbst gegen Gemahl, Sohn und Papst, zeigte sie sich derselben werth durch Eifer und Arbeitsamkeit in Erfüllung ihrer Regierungspflichten und durch Wohlwollen, Verstand und Festigkeit. Sie vermochte das Herz ihrer Völker zu bewegen. Wie im ungrischen Reichssaal 1741 ihr Erscheinen das hohe Wort **Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia** hervorrief, so jubelten die Wiener, als sie ihnen mit eigenem Munde verkündete: „Der Leopold hat einen Buben." Neuerungen liebte sie nicht. Die neue Philosophie fand durch Wort

und Schrift wenig Zugang zu ihr; Kaunitzens Philosophenbildung durfte ihr gegenüber nicht merkbar werden; Jesuiten hielten Wache; in früheren Jahren war sie unduldsam gegen die Protestanten; die Aufhebung des Jesuitenordens war für sie ein Bekümmerniß. Vorwärts ging es dessen ungeachtet; wenn schon in Schneckenschritt; die Aufklärung fand ihren Weg zu Maria Theresia, ohne daß diese der Quelle, woraus sie floß, sich bewußt werden mochte. Dazu halfen außer Kaunitz auch Gerard van Swieten, Sonnenfels, Rautenstrauch u. A. Schon als die Jesuiten noch bestanden, gab Maria Theresia dem Schulunterrichte eine neue von jenen unabhängige Form durch Errichtung der Normalschulen (1770), nahm auf Swietens Betrieb den Jesuiten die Censur, schaffte die geistlichen Asyle ab, beschränkte die Intoleranz in Ungarn, gebot den geistlichen Gerichten Verbrecher geistlichen Standes an weltliche Gerichte abzuliefern, verbot Pilgrimen, die nach Rom wollten, Pässe zu geben ꝛc. und in einzelnen Fällen, wo der Aufklärung die Censur mit Unvernunft entgegentrat, nahm sie sich jener an. Ueberhaupt scheute sie sich nicht dem Papste entgegenzutreten, wo es auf Thronrecht ankam. Darauf lautete das 1768 von Rieger herausgegebene Kirchenrecht. Die Rechte über den Klerus von Mailand, welche bisher der Papst geübt hatte, bekam eine kaiserliche Commission. Im Jahre 1767 verbot sie, päpstliche Bullen ohne ihre Zustimmung bekannt zu machen. Dies Alles mußte der römischen Curie wie Abtrünnigkeit vorkommen. Maria Theresia stand in der That bei Pius VI. zuletzt so wenig in Gunst, daß dieser nach ihrem Tode nicht, wie doch alter Brauch war, in Person die Todtenmesse für sie hielt. Die hohe Aristokratie, mit den östreichischen Zuständen tief verwachsen, war ihr bei bedächtig gemessenem Fortschritte zum Bessern nicht im Wege. Sie wollte dem gedrückten Landmanne aufhelfen; daher 1775 ein Gesetz, das statt des Schwankens zwischen patriarchalischen und zwingherrlichen Dienstforderungen der Gutsherren den Robot (Frohnden) in eine Regel brachte. Die böhmischen Bauern kamen in ihrer Einfalt darüber in Tumult; es mußte Gewalt der Waffen gebraucht werden; dies ein bitterer Schmerz für die Landesmutter. Daß ihr peinliches Gesetzbuch vom Jahre 1769 in Strafsatzungen

von der Carolina wenig abwich, daß sie erst 1775 Aufhebung der Folter verordnete, als Sonnenfels darüber geschrieben hatte, ist nicht nach den Ansichten des gesunden Menschenverstandes und der Stimme des menschlichen Gefühls, sondern nach der Befangenheit Maria Theresia's von der Autorität der Juristen zu beurtheilen. Protestirten doch um eben jene Zeit sächsische Gerichtshöfe gegen Aufhebung der Folter!

Joseph II., bei Lebzeiten seiner Mutter (bis 1780) nur mit dem Heerwesen betraut, wo die Einführung der Conscription in den Erblanden zuerst Kunde gab von seinem Bedacht auf Neuerungen,[1]) auf seinen Reisen eifrig bemüht sich zu unterrichten und ohne allen Anspruch auf Etikettenhuldigung, seit dem teschener Frieden in etwas verdrüßlicher Zurückgezogenheit, brachte zum Throne als schönstes Erbtheil von seiner Mutter ein volles und edles Herz, unverkümmertes menschliches Gefühl, eine Volksfreundlichkeit, die den Pomp des Throns fast nie hervortreten ließ, und treuen, regen Eifer zur Arbeit in dem mühsamen Fürstenberufe. Das befruchtete sich aus dem Geiste des Zeitalters und ward zum Feuereifer für Verbreitung des Lichts. Die Kehrseite war Gleichgültigkeit gegen das Recht daheim, Gewissenlosigkeit im Staatenverkehr. Die Psychologie erlaubt der Geschichte in den Fürstenseelen jener Zeit die Herzkammer, die es mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat, von der andern zu sondern: wir reden hier nur von der innern Waltung Josephs.

Deutsch wie er war, der französischen Sprache so wenig hold, daß diese am Hofe der deutschen weichen mußte, erklärte er doch, er habe die Philosophie zur Gesetzgeberin seines Reichs gemacht.[2]) Als Jünger derselben gab er sich nicht blos in seiner Freude über Aufhebung des Jesuitenordens, in Dichten und Trachten, Aufklärung und Toleranz einzuführen, in der Bekämpfung des Papstthums, in der Sorge für Bauern und Juden zu erkennen: auch das System der Physiokraten hatte sich ihm empfohlen. Schriftsteller war er

1) Von dem Jammer, der darüber erhoben wurde, s. J. v. Müllers Briefe 3, 245.

2) Josephs II. Briefe S. 50.

nicht; vielmehr fand er es unangemessen, daß Friedrich II., Katharina II. und Gustav III. Zeit damit verschwendeten;[1]) gelegentlich spottete er auch wohl über Friedrichs „philosophische Majestät.“[2]) Nicht für die Literatur wollte er, gleich Jenen, seine Kräfte versuchen; alle diese sollten den Völkern durch seine Regierungsthätigkeit zu gut kommen, bei diesen sollte es durch ihn licht werden. Von der Trefflichkeit der Aufklärung hatte er die Vorstellung eines Enthusiasten, über den Proceß ihrer Verbreitung war er im Irrthum. Das Licht der Sonne kommt in unermeßlich rascher Fortpflanzung zur Erde; die Verbreitung des Lichts der Vernunft hat andere Gesetze; das Leben der Menschen hat mit der Freiheit auch die Trägheit, und mit dem Vermögen zu erkennen, auch die Empfänglichkeit für böse Kniffe lichtscheuer geistiger Mächte empfangen; Gott hat die Völkerbildung den Fürsten vorzugsweise anvertraut, aber ihnen nicht die Macht gegeben, die Zeit zu überflügeln. Das verkannte Joseph. Er legte seinem als Gesetz ausgesprochenen Willen eine Kraft bei, die das Fürstenwort nie gehabt hat und nie haben kann. Zu dem Ungestüm seiner Lust zu schaffen und umzugestalten kam eine unruhige Beweglichkeit, die gar leicht in Vielgeschäftigkeit überging und auch das Unnöthige auffaßte, und zu seinem Drange sich zu unterrichten die Unstetigkeit; er war wohl beharrlich in Verfolgung eines Ziels, aber übereilt und daher oft wechselnd in den Mitteln zum Zwecke. Zur Eile stachelte ihn außer natürlicher Ungeduld auch das Bewußtsein, schon vierzig Lebensjahre zurückgelegt zu haben, der trunkene Blick von dem höchsten Standpunkte europäischen Fürstenthums auf eine reiche Fülle politischen Stoffes, aus der sich Großes machen ließ, und auf Friedrich, dem er anfangs bewundernd entgegengekommen war, jetzt aber von Neid und Eifersucht getrieben vorauszukommen strebte. Nun sollte Alles möglichst rasch gehen. „Von Allem,“ sagte er, „was ich unternehme, will ich auch die Wirkung empfinden. Als ich den Prater und Augarten zurichten ließ, nahm ich keine jungen Sprossen, die erst der Nachwelt dienen mögen, nein

1) Briefe S. 54.
2) Ebendas. S. 30.

ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und meine Mitmenschen Vergnügen und Vortheil finden könnten." Also erließ er in stürmischer Eile und mit dem Vertrauen auf baldigste Erfolge, in gedrängter Reihe Verordnungen. Er maß nach dem Triebe seines Eifers den der Nacheiferung; er verkannte ganz und gar, daß Gesetze, wie vortrefflich auch zu leiten und ordnen, doch nicht auch schaffende Kraft haben. Während der ersten drei Jahre seiner Regierung, bis 1783, erließ er der allgemeinen Verordnungen allein 276, in den zehn Jahren bis zu seinem Tode aber so viele, daß auch ohne den Widerstand schwerfälliger und störriger thatsächlicher Zustände und bösen Willens ein halbes Jahrhundert nöthig gewesen wäre, die neue Ordnung der Dinge nach allen Einzelheiten organisch zu gliedern und zu beleben, der Gesinnung zu empfehlen und in ihr zu befestigen. Joseph war in seiner Art gewaltthätig, wie bald nachher die Revolution; Gesetze wie die seinigen ins Leben einzuführen, wäre auch der consequenteste Terrorismus nöthig gewesen. Joseph maß in seinem berühmten Handbillet vom December 1783 die Schuld der Nichtausführung den Beamten bei, aber die Natur der Gesetze und der Völker hatte ihren Antheil daran. Wir machen zuvörderst diejenigen Verordnungen namhaft, welche den bedeutsamsten Stoff zur Erkenntniß und Würdigung des Geistes seiner inneren Staatswaltung darbieten; das soll unser Text sein.

1781.

Jan. 31. Gesetz über Anfertigung von Conduitenlisten.
März 24. Verbot der Verbindung inländischer Klosterleute mit ausländischen Obern.
" 26. Verbot, päpstliche Schreiben ohne Erlaubniß des Landesherrn zu veröffentlichen.
Mai 1. Gerichtsordnung für Oestreich ob der Ens.
Juni 11. Censuredict.
" 19. Verbot der Bullen Unigenitus und In coena domini.
" 22. Aufhebung des kirchl. Verfolgungsedicts Ferdinands II.
Juli 31. Anfang der Anordnungen zur Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Juden.
Sept. 1. Erzbischöfe und Bischöfe sollen vor der päpstlichen Bestätigung dem Landesherrn Treue schwören.
" 4. Das päpstliche Dispensationsrecht in Ehesachen auf die Landesbischöfe übertragen.

Oct. 13. Toleranzedict.
Nov. 1. Abschaffung der Leibeigenschaft in Böhmen, Mähren und Schlesien.
„ 12. Verbot des Besuchs des deutschen Collegiums in Rom.

1782.

Jan. 12. Aufhebung der Klöster beschaulichen Lebens.
Febr. 28. Stiftung eines Religionsfonds.
März 26. Verbot des Recurses nach Rom.
Apr. 5. Aufhebung der Leibeigenschaft in Gallizien.
Mai 14. Verbot übermäßigen Kirchenprunks.
Juni 5. Abstellung des Eides der Universitätslehrer auf Maria's unbefleckte Empfängniß.
Oct. 7. Beschränkung der Processionen auf die des Frohnleichnamsfestes.

1783.

Jan. 16. Die Ehe bürgerlicher Vertrag, Ehescheidung erlaubt. Verordnung, Generalseminare zu errichten.
Decb. 23. Joseph in Rom.

1784.

Apr. 17. Ungarns Krone nach Wien.
„ 23. Begräbnißordnung.
Aug. 27. Verbot ausländischer Fabricate, Weine ꝛc.
Nov. 1. Verordnung deutscher Sprache für alle öffentl. Geschäfte in Ungarn; Anstalten zur Conscription daselbst.

1785.

Jan. 7. Zierrathen aus Kirchen fort.
Apr. 20. Steuerpatent für Ostreich, Böhmen ꝛc.
Jun. 1. Eintheilung Ungarns in zehn Districte.
Aug. 11. Aufhebung der Leibeigenschaft in Ungarn.
Decb. 10. Duldungspatent für die Freimaurer.

1786.

Jan. 1. Befehl zur Landmessung in Ungarn.
Juni 16. Robotgesetz für Gallizien.
Oct. 16. Befehl zur Errichtung eines Generalseminars in Löwen.

1787.

Jan. 1. Verordnung für Belgien: Neue Districte, Verwaltung, Gerichtsverfassung.
„ 13. Peinliches Gesetzbuch.
Mai 1. Bürgerliches Gesetzbuch für die Erblande.
Sept. 21. Herstellung der alten Zustände Belgiens.
Nov. 1. Beharren bei dem Generalseminar in Löwen.

1788.

Febr. 3. Besserung des Unterrichts in den Normalschulen.
Juni 1. Peinliche Proceßordnung.
Nov. 1. Kriegssteuer.

1789.
Febr. 10. Steuerpatent für Ungarn.
März 10. Steuerpatent für deutsch Oestreich und Böhmen.
Juni 18. Aufhebung der brabanter Privilegien.
1790.
Jan. 28. Widerruf fast aller Verordnungen über Ungarn. Abstellung der Neuerungen in Tyrol.

Der Commentar zu diesem Texte hat die Ideen Aufklärung, kirchliche Reinigung, Unterordnung der Landeskirche unter das Staatsgesetz, Uebung des Regierungsrechts nach Absicht und Zweck ohne Achtung historischen Rechts, Gleichheit der Bedingungen für alle Bestandtheile des Staats kraft der Einheit der Haupts, als Grundlinien zu verfolgen.

Nichts hat Joseph mehr am Herzen gelegen, als Reinigung des Kirchenthums von Aberglauben, Alfanz, Instituten der Trägheit und Dummheit, und von Unduldsamkeit und Verfolgungseifer; davon zeugt, daß die Verordnungen dagegen unter den ersten seiner Regierung erschienen und daß er bei dem Widerruf der ungarischen Verordnungen das Toleranzedict ausnahm. Zusammenstoß mit dem Papste war hier unvermeidlich und so gesellte sich dem Eifer für Aufklärung der in allen Richtungen rege, hier aber unerläßliche autokratische Wille hinzu, Herr im Hause zu sein, und dem Papste nicht länger Eingriffe in das monarchische Hausrecht zu gestatten. Im Princip des Papstthums lag aber Gegensatz gegen Alles, was Joseph im Kirchenthum unternahm, von der Toleranz bis zur Einsetzung von Erzbischöfen und Perhorrescirung der Nuntien. Der Papst wollte das Fortbestehen sämtlicher Institute, auf die sich seine Macht stützte, und diese waren ebenso weit verzweigt, als tief in den thatsächlichen Zuständen und der Meinung gegründet; Joseph dagegen wollte Religion und Frömmigkeit ohne die mittelalterlichen Auswüchse des Kirchenthums, ohne Klöster, päpstliche Dispensationen, gedanken- und sittenlose Kirchenbräuche, und eine Landeskirche, die dem Staate untergeordnet sei, mit guten Priesterseminarien, Pfarreien und Volksschulen. Faule Mönche und Nonnen sah Joseph als die Drohnen im Bienenstocke an. Der Mannsklöster zählte Oestreich 1465, der Frauenklöster 604, der Klostergeistlichen insge-

samt 63,000. Joseph ließ 1324 Klöster mit 27,000 Klosterleuten und zum Theil mit großen Reichthümern. Das Loos der aus den Klöstern entlassenen Ordensleute war im Allgemeinen nicht zu beklagen. Financiell war sein Verfahren nicht. Der Religionsfonds und die Gründung mehrerer Hundert neuer Pfarreien, Verbesserung der vorhandenen, die Stiftung zahlreicher neuer Schulen giebt Kunde von der Anwendung des gewonnenen Guts. Böhmen hatte im Jahre 1775 nur 14,000 Schulkinder, im Jahre 1785 war die Zahl auf 117,000 gestiegen. Josephs Reformen, bei denen nur die Aufhebung des Cölibats vermißt wird, überboten Alles, was seit der Reformation dem Papstthum entgegengetreten war. Die briefliche Einsprache des Erzbischofs Clemens von Trier beantwortete Joseph in einem Humor, der an Spott gränzte, und er war so rücksichtslos, den Briefwechsel veröffentlichen zu lassen. Der Widerstand der Prälaten Migazzi, Erzbischofs von Wien, und Bathyany, Erzbischofs von Gran, und die Unzufriedenheit des aus blinder Gewöhnung aufgerüttelten Volks, das in Tyrol selbst gewaltthätigen Widerstand leistete, und überall den Alfanz nun mehr als zuvor liebgewonnen, konnte Joseph wohl hindern, aber nicht von Verfolgung seines Ziels abbringen: Pius VI. selbst wollte den Kaiser Angesicht gegen Angesicht abmahnen. Sein Besuch in Wien führte vermöge der von Joseph getroffenen diplomatischen Anstalten nicht zur Verständigung mit Kaiser und Prälaten; aber die devote Unterwürfigkeit des Volks beim Erscheinen der Papstes machte auf Joseph Eindruck. Die Folge davon ward leider grade in den wohlthätigsten Richtungen seiner Reformen, Toleranz und Preßfreiheit, merkbar. Beide erlitten Beschränkung; das Gebot, daß dem Uebertritte zu einer protestantischen Kirche Unterricht bei dem katholischen Priester vorausgehen solle, führte zu Unbilden; noch schlimmer war die bald darauf folgende Verläugnung aller Toleranz in dem Verfahren gegen die Deisten in Böhmen, die mit Stockschlägen und Karbatschenhieben für offenes Bekenntniß bedroht wurden, und gegen jegliche Nichtkatholiken, deren Anmeldung als solche vom Jahre 1784 an nicht mehr stattfinden sollte. Standhafter blieb Joseph in Behauptung seines Rechts gegen den Papst, als es Besetzung des Erzbisthums

in Mailand galt, die jener nicht ferner üben sollte. Bei der Reise nach Rom war Joseph deshalb entschlossen, mit dem Papste ganz zu brechen, jedoch die Vorstellungen des französischen Gesandten, Card. Bernis, und des spanischen, Ritter Azara, stimmten ihn um. Noch einmal trat er nachher dem Papste mittelbar entgegen, als er 1786 die Sache der deutschen Erzbischöfe und die emser Punctation 1786 unterstützte; aber eine deutsche Nationalkirche lag ihm weniger am Herzen als Unabhängigkeit des östreichischen Kirchenthums vom Papste; auch mangelten ihm auf dem Reichsboden die rechten Streitmittel. Wie wenig er aber gesonnen war, in seinen Landen das alte Dunkelsystem des Papstthums und die Verflechtung päpstlicher Hierarchie in seinen Regierungsinteressen fortdauern zu lassen, beweist sein erst 1786 nachdrücklich betriebenes Reinigungssystem in Belgien.

Joseph war, um Obengesagtes zu wiederholen, in seinem Bemühen, rasch Licht zu verbreiten und ächtes Christenthum herzustellen, in einem Grundirrthum von der rasch wirkenden Macht des Guten an sich befangen. Die damaligen Zustände waren gar sehr von denen zur Zeit der Reformation, wo die Wirkung des Worts so rasch war, verschieden; es lagen zwei Jahrhunderte jesuitischer Einflüsse auf das Volk dazwischen und die Stimmung für Reform war nicht wie damals im Volke. Joseph verkannte, daß Vorurtheile und tiefwurzelnde geistige Verblendung und Verdummung, durch den süßen Trieb der Trägheit fort und fort vom Lichte abgewandt, wie eine Krankheit zu behandeln seien; Macht zu einer Wundercur hatte er nicht; doch befahl er, auf einmal gesund zu werden, und die Kranken sträubten sich, denn sie fühlten nur den Zwang, nicht das Wohlthätige des Fortschreitens. So als er aus Bedacht auf Holz- und Kleidungsersparnisse Leichenbestattung ohne Sarg und im Sack befahl. Joseph aber, befangen von dem Geiste seiner Zeit, vor dem das alte Kirchenthum schüchtern zurückzuweichen schien, hatte schwerlich eine Ahnung von dem Dämonischen dieser Macht; und seine Streitmittel gegen diese waren gering. Ihm mangelte auch bei dem Lobenswertheften, das sich durch sich selbst empfehlen mußte und nicht das Paradoxe an sich trug, die Unterstützung, die guter

Schulunterricht, wenn dreißig Jahre früher begonnen, hätte geben können, und die Macht einer mündig gewordenen Literatur und des Bedürfnisses einer solchen im Sinne der Völker; beides war nur in den ersten Anfängen. Schriften wie Eybel's: Was ist der Papst und was ist ein Bischof? (1782) waren höchst beachtungswerthe Erscheinungen, aber dergleichen drangen nicht in das Volk. Borns satyrische Monachologie und Blumauers Frivolität waren ebenfalls nicht, was der gutmüthige Oestreicher gebrauchen konnte. Joseph wollte der Kritik den Weg bahnen; „es muß, lautet Art. 3 seines Censuredicts, jedem Freunde der Wahrheit lieb sein, wenn ihm solche auf dem Wege der Kritik zukommt," und zu dem Historiker Schmidt sagte er: „Schonen Sie Niemand, auch mich nicht. Meiner Vorfahren und meine Fehler sollen unsere Nachkommen belehren." Aber die Kritik ist wie bittere Arznei; sie behagt nicht Jedem. Josephs Schickung war wie die des großen Hohenstaufen Friedrichs II.; er kämpfte mit einer Macht, die die Meinung für sich und das Wort des Glaubens zur Waffe hatte, deren Bollwerke nicht durch Gewaltschlag von oben gestürmt, sondern nur durch die gleich Erdgeistern wirkende öffentliche Meinung untergraben werden können; es war ihm nicht gegeben, eine neue Aera zu begründen; die Zeit hatte den Boden, wo er ernten wollte, noch nicht urbar gemacht. Drüben werden die beiden Helden des Lichts einander nicht verfehlt haben.

Wie in der Vorstellung von der raschen Wirkung des Guten, das er seinen Völkern bringen wollte, so war er befangen in einer zweiten nahe mit jener verwandten, daß, wenn Absicht und Zweck des Regenten gut seien, ihm auch unumschränkte Regierungsgewalt zustehe und dagegen hergebrachtes historisches Recht nicht bestehen dürfe. So ward er Despot. Es ist immer gewagt, in die Gesinnung eines Monarchen, der sich für etwas Gutes als Dictator geltend macht, hineindeuten zu wollen, wo die Principien des Herrenthums und des Wohlthuns, also „Ihr sollt, weil ich der Herr bin" und „Ihr sollt, weil es Euer Bestes gilt," sich scheiden oder mischen: bei Joseph war das Zweite durch und durch mit dem Ersten, an dessen Stärke seine Erziehung und die Gewöhnung an mütterlichen

Despotismus Antheil haben mochte, versetzt, und doch, wenn Despot im Verstande, war er Menschenfreund im Herzen. Es ist der neusten Zeit vorbehalten geblieben, die kunstvolle Deutung jeglicher Regung des Widerstandes gegen ein zwingherrliches Regierungssystem, wo dies die öffentliche Meinung oder Glaubensinteressen trifft, in byzantinischem Style auf die geheiligte Person des Monarchen zu beziehen: Wer wie Joseph Kritiken wünschte und Pasquille verachtete, verstand auch die Opposition gegen ein von ihm ausgegangenes und nun objectiv gewordenes Gesetz und gegen seine Majestät von einander zu unterscheiden. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er seinen Völkern Heil bringe, von dem Gefühl, daß er es gut meine, aber befangen von der Einbildung, daß seine Erkenntniß oder Ansicht die richtige sei, achtete er alle Hindernisse, die der Ausführung im Wege standen, als etwas Ungebührliches, und verfiel in den Irrthum, daß auch das Recht hier keine Stimme habe; es war die Ansicht, daß der Zweck die Mittel heilige, dahin gesteigert, daß Rechte, die in der Zeit und unter nicht unwandelbar sich gleichbleibenden Umständen entstanden seien, dem ewigen Rechte, das dem Fürstenberufe das öffentliche Wohl zum höchsten Gesetze mache, verfallen müßten. Den Ungarn entzog er ihre Krone und unterließ seine Krönung, um nicht ungarische Nationalrechte beschwören zu müssen; den Belgen hatte er ihre Privilegien durch seinen Bevollmächtigten Herzog Albert v. Sachsen-Teschen bei der Huldigung 1781 eidlich bekräftigt, aber späterhin achtete er diese nicht. Er repräsentirt hier leider zu sehr den Machthaber der hohen Politik, die im Staatenverkehr Verträge nur nach Maßgabe der Umstände beobachtet. Und gerade hier sollte er inne werden, daß das Recht, auch wenn es von bösen Künsten vorgeschoben wird, seine Furchtbarkeit hat.

Auf die gefährlichsten Klippen führte ihn die Ansicht von der Macht des Staatshauptes, als er aus ihr als der bedingenden Einheit die Consequenz ableitete, daß die Normen des Bedingnisses für Jedermann dieselben sein, daß Gleichheit dem Gesetze gegenüber stattfinden müsse. Er war schon auf ungewohnter und schwieriger Bahn, als er Lösung der Bauern aus der Leibeigenschaft und der

Juden von der Schmach auszeichnender Tracht, des Leibzolls ꝛc. verordnete, als er (schon 1774) nach Eröffnung des Praters für Jedermann dem hohen Adel, der sich nicht „encanailliren" wollte, die Antwort gab, daß er bei dem Anspruch auf Verkehr mit seines Gleichen in die Kaisergruft gehen müsse, als er dem Edelmann blos darum, daß er dies war, nicht mehr ein Amt geben wollte,[1]) als er Jedem nach Tüchtigkeit den Zugang zu jedem Amte eröffnete, als er Bürgerliche in die geselligen Cirkel des Adels einführte und in Prag sogar mit einer Bürgersfrau den Tanz eröffnete, als er Gleichheit von Strafen ohne Unterschied der Person einführte und Hochadlige die Gassen kehren ließ: verderblich aber wurde die Anwendung des Princips der Gleichheit auf die Verschiedenheit, welche in der Nationalität wurzelte. Hier kämpfte Joseph gegen die Gewalt der Natur. Hier war sein Verfahren kaum minder gewaltthätig, als das der Revolution mit dem Princip ihrer Gleichheit. „Ein Reich," schrieb er, „das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen regiert werden."[2]) Grundsätze bestimmen den Charakter des Menschen; aber wenn er seine Grundsätze, die vielleicht nur Meinungen sind, Andern aufzwingen will, die ihren bestimmt ausgeprägten Charakter haben, wird dies zu den heftigsten Conflicten führen. Dies in höherem Maße zwischen Volk und Volk. So als Joseph die Form des einen dem andern aufdrücken wollte. Der Regent einer Bevölkerung verschiedener Nationalität wird hiebei immer nur eins seiner Völker repräsentiren, nie über den Völkern stehen, wenn er nicht etwas ganz Fremdes, als ein Drittes, einzuführen vermag. Wollte man sagen, dies sei Humanität, so löst diese doch nicht die Eigenthümlichkeiten der Völker auf. Die Idee des Staats soll ebenso wenig bei Vielheit der Völker dem einzelnen die Ausbildung seiner Eigenthümlichkeit wehren. Darum hat Hegel das Perserreich, welches jedem seiner Völker volle Freiheit darin ließ, mit so großer Vorliebe gezeichnet. Die Einheit darf nicht über das Formale hinausgehen; Joseph verletzte auch schon hierin, als er, statt der

1) Josephs II. Briefe 107.
2) Ebendas. 47.

hergebrachten Eintheilung der Landschaften in Ungarn und Belgien, neue Bezirke einführte; unerträglich aber ward sein Eingriff in das Materiale, in das seelenvollste Symbol des Volkslebens, die Sprache. Das Deutsche sollte Staatssprache in Ungarn werden: „Die deutsche Sprache," schrieb er, „ist Universalsprache meines Reiches; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben tractiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs, demnach sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staate in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin."*) Es ist kaum begreiflich, wie Joseph hier die Einheit im deutschen Kaiserthum finden konnte; dies war dem Hause Oestreich nicht auf alle Zeit verbürgt und für die Ungarn, die in ihrem Regenten nur einen König ehrten, war das Deutsche nur von einem Theil des Staatsganzen hergenommen. Mit historischer Argumentation hätten sie am Ende antworten können, das Kaiserthum sei nicht ursprünglich deutsch und dessen rechte Sprache latein. So traf er auf einen Widerstand, den er gar nicht in Anschlag gebracht hatte, auf den harten Kern eines stolzen und trotzigen Volksthums. Den Ungarn schien selbst, als sei das Haupt nicht das rechte, so lange es nicht mit ihrer Krone geweiht sei. Die Macht des Symbols, das ihre Krone darstellte, war hier noch in Geltung wie bei den Deutschen des Mittelalters, wenn sie zum Königthum den Besitz der Reichskleinodien begehrten. So ward aus mehrfachem Grolle Alles gehässig, was Joseph mit Ungarn im Sinne hatte, Alles ward aufs Schlimmste gedeutet: die Numerirung der Häuser zum Behufe einer Volkszählung, die dann zur Grundlage bei der Conscription dienen sollte, die Einführung von zehn Bezirken statt funfzig Gespannschaften. Ja selbst die ungrischen Protestanten, denen Joseph ihre Rechte zurückgab, traten auf die Seite ihrer katholischen Landsleute. Der Aufstand der wlachischen Bauern unter Horja und Klotzka 1784 und 1785 wirkte zur Misdeutung der Anstalten Josephs für Erleichterung des Bauernstandes, ungefähr in der Art, wie der deutsche

*) Josephs II. Briefe 76. Vgl. 114.

Bauernkrieg 1525 die Reformation in falsches Licht zu bringen drohte. Als nun Joseph in der That die Militärconscription einführte, eine neue Steuerverfassung, wobei der Adel nicht frei ausging, zur Ausführung kam, als der unselige Türkenkrieg den Ungarn ungewohnte Lasten auflegte, da stieg die Gährung und schwoll höher und höher; zu einer Entzündung fehlte nur noch der Anstoß.

Belgien. Nach den wildesten und rohsten Bürgerfehden des Mittelalters hat Belgien der Geschichte drei Mal das Schauspiel einer allgemeinen Volksbewegung dargeboten, einmal mit den Holländern gegen Spanien, einmal gegen Oestreich und zuletzt (1830) gegen Holland. Von Gefährdung der Nationalität kann genau genommen nur das letzte Mal die Rede sein. Der erste und zweite Aufstand hatten mit einander gemein den Trotz auf landschaftliche Rechte, der zweite und dritte Umtriebe der Klerisei und Fanatismus des Volkes. Zu allen Zeiten aber ist der Charakter der Belgen, dem der alten Franken immerfort verwandt, durch gewaltthätige und trotzige Ausbrüche der Rohheit, wenn das vorherrschende Phlegma einmal in Bewegung kam, und bei allem Phlegma durch Arbeitsamkeit ausgezeichnet gewesen; Fabriken und Manufakturen waren in blühendem Stande; dies theilte die wallonische Bevölkerung mit der germanischen. Nach der Rückkehr unter spanische Herrschaft hatte Belgien seine ständische Verfassung behalten, die in den einzelnen Landschaften verschieden war, eine sehr vielfältige Gliederung hatte, aber keinen Gesamtkörper bildete. Steuerbewilligung war so gut als allgemeines ständisches Recht, auf alte Urkunden gegründet. Vor allen Landschaften war Brabant stolz auf seine joyeuse entrée (de blyde inkomst) vom Jahre 1356, die nachher Zusätze von Herzog Philipp dem Gütigen 1451 und 1457, dann von Karl V. 1515 bekam, und zugleich einen Artikel enthielt, kraft dessen alle vor der joyeuse entrée ertheilten Rechte und Freiheiten, worin das Recht der Steuerbewilligung begriffen war, bestätigt wurden. Die joyeuse entrée sicherte den Brabantern außer vielerlei Localrechten zu: Aemterbesetzung mit Einheimischen, Gerichtsstand vor den betreffenden Gerichten im Lande, Recht der Beschwerden, Verkündung landesherrlicher Verordnungen unter dem

brabantischen Siegel, woraus sich die sogenannte émanation bildete, etwas der Art, was in Frankreich die Registrirung der Verordnungen durch das Parlament war, ohne welches also eine Verordnung nicht rechtskräftig war, endlich Art. 59: „Sollte aber der Kaiser (Herzog) oder irgend einer seiner Nachkommen hiegegen handeln, so sind alle brabantischen Unterthanen so lange von allem schuldigen Gehorsam frei, bis die Beschwerde gehoben sei und der Landesherr völlig davon abgelassen habe." Von der Hinneigung zur Reformation, welche zu Anfange des Aufstandes gegen Philipp II. Belgien mit Holland gemein gehabt hatte, war seit dem Fall Antwerpens 1585 und der Ansiedlung der Jesuiten im Lande nicht die geringste Spur übrig geblieben; in der ständischen Vertretung hatte der Klerus höhere Macht als zuvor bekommen, denn Philipp II. hatte ein Erzbisthum zu Mecheln und sieben Bisthümer gegründet; über das Volk aber hatte die Hierarchie durch die Zöglinge der bischöflichen Seminarien, wo die krasseste Scholastik galt, und für die auch 108 Abteien wirkten, blinde Ergebenheit gegen den Klerus gebracht; politische Freiheit kraft der landschaftlichen Rechte und geistige Unfreiheit in kirchlichen Dingen waren innig mit einander verbunden. Die Universität Löwen wetteiferte mit den Jesuiten zu Antwerpen in dem Rigorismus papistischer Kirchenlehren; ihre Autorität war auch dadurch groß, daß nur dort Graduirte ein Amt bekommen konnten. Eine Promotion kostete aber 8—10,000 Gulden; so hatte die Autorität auch Geldinteresse. Im Recht waren der hohe Rath von Brabant und der von Mecheln höchste Behörden; aber Localstatute und Localbehörden durchkreuzten einander dergestalt, daß nicht leicht irgendwo die Wege zum Rechte vielfältiger und zugleich schwerer zu erkennen waren. Einer Nationalität konnten die Belgen weder unter der spanischen noch der östreichischen Herrschaft sich bewußt werden. Bei der Abtretung Belgiens an Oestreich im utrechter Frieden war Fortdauer der landschaftlichen Verfassung ausbedungen worden. Eingriffe in dieselbe erlaubten sich weder Karl VI. noch Maria Theresia; die Gegenwart eines Prinzen des k. Hauses oder Statthalters war den Belgen mehr zur Freude als zum Mismuthe. Nach dem Tode Karls von Lo-

thringen, des Schwagers von Maria Theresia, kam die Statthalterschaft an ihre Tochter Christina und deren Gemahl, Albert von Sachsen-Teschen. Ein kaiserlicher Minister stand diesen zur Seite; so hatte schon Margaretha von Parma als Philipps II. Statthalterin Granvella zur Seite gehabt. Die Regierung war unter drei Oberbehörden, Staats-, Finanz- und Geheimerath vertheilt. Eine Läuterung des kirchlichen Unterrichts hatte schon Maria Theresia für räthlich erachtet, daher die Anstellung tüchtiger Lehrer zu Löwen: doch hatte dies nicht verletzt.

Joseph bestätigte bei der Huldigung die belgischen Freiheiten. Sein Besuch in den Niederlanden 1781, die Aufhebung des Barrierenvertrags und damit die Entfernung holländischer Truppen vom Boden Belgiens, die Erklärung Ostende's zum Freihafen, die Niederschießung der wilden Schweine, waren wohl geeignet, ihn den Belgen beliebt zu machen. Jedoch sein Toleranzedict, das Verbot der Verbindungen der Klöster mit auswärtigen Obern, die Abschaffung des Eides, der bei der Promotion zu Löwen auf die unbefleckte Empfängniß Maria's geleistet wurde, gaben schon damals, und fernerhin seit 17. März 1783 die Einziehung mehrer Klöster, Beschränkung der Bischöfe, Erklärung der Ehe zum Civilcontracte Anlaß zu Opposition. Sie war zuerst rein kirchlich und sprach sich aus in einer Vorstellung des Erzbischofs von Mecheln, Herrn von Frankenberg, eines Zöglings der Jesuiten, der auch durch Einfluß der Exjesuiten seine Pfründe erhalten hatte,*) gegen Toleranz und in dem Eifer des päpstlichen Nuncius Zondadari wider Josephs Verbot Pius' Bulle, die Eybels Schrift: Was ist der Papst? verdammte, zu verbreiten. Insgeheim schürten das Feuer die Exjesuiten, die in Belgien und in Lüttich zahlreich waren. Das Volk ward bald darauf für Joseph eingenommen, als er mit Eröffnung der Schelde umging, doch ohne daß es zu einer freudigen oder thatlustigen Erhebung deshalb kam, wohl aber grollte es, nachdem er davon abließ. Er wiederum zeigte wenig Vorliebe für Belgien, als er es gegen Bayern austauschen wollte. Bis zur Vereitlung

*) Meiners und Spittler histor. Magazin I, 713.

dieses Plans hatte er die Reformen in Belgien nur lässig betrieben; nun wurde es anders. Joseph zeigt auch hier, daß ihm Besserung des Kirchenthums am meisten am Herzen lag; damit machte er abermals den Anfang. Verordnungen, die für Oestreich und Böhmen zum Theil schon früher erlassen waren, sollten nun auch hier zur Geltung kommen; so 11. Febr. und 8. April 1786 Verordnungen über die Kirmessen und geistlichen Brüderschaften, wonach jene auf Einen Tag verlegt, diese auf Eine beschränkt werden sollten. Wichtiger als dies war, was Joseph 16. October 1786 verordnete, die Errichtung eines Generalseminariums zur Bildung junger Geistlichen zu Löwen und eines Filials dazu in Luxemburg; beide sollten 1. Nov. 1786 eröffnet werden; die Lehrämter waren wackern, gelehrten und freisinnigen Männern, allerdings meistens Deutschen, übertragen worden. Die jesuitische Klerisei hatte die letzten Jahre wohl zu ihren Zwecken benutzt; die Jugend war fanatisirt. Am 5. Nov. tumultuirten die in das Generalseminar berufenen Zöglinge; die bewaffnete Macht mußte einschreiten, die meisten Zöglinge gingen davon. Joseph befahl, den Nuncius aus dem Lande zu weisen, und berief den Erzbischof von Mecheln nach Wien. Auf einmal nur Eines und dies ganz thun, war nicht Josephs Sache; statt die Kirchensache zunächst auszumachen, warf er am 1. Jan. 1787 einen neuen Feuerbrand aus. An die Stelle der alten Oberbehörden der Verwaltung, Staatsrath, Geheime- und Finanzrath, sollte ein hoher Regierungsrath kommen, die Eintheilung in Landschaften wegfallen und dafür neun Kreise, jeder mit einem Intendanten, in den Kreisen Districte unter Commissarien eingeführt werden, alle bisherigen Gerichtshöfe aufhören, statt des hohen Raths von Brabant ein souveräner Rath mit zwei Appellationsgerichten, außerdem 64 Gerichte erster Instanz eingesetzt werden. Durch die Aenderung des Gerichtswesens kamen, nach Angabe der Belgen, über 6000 Männer um ihre Aemter. Nun hatten allerdings die Belgen vollen Grund zu Beschwerden, und treffend sind die Bemerkungen eines sehr gemäßigten Vertheidigers der alten Verfassung: „Die größte constitutionswidrige Wohlthat, der wohlthätigste Plan eines Regenten, bei dessen erster Ausführung alle Grundverträge des Staats

geradehin übertreten, Privatrechte und Gemeinrechte willkürlich hintangesetzt werden, ist des Dankes nicht so werth, als die unverletzte Erhaltung einer zwar minder bequemen, aber durch Wort und Eidschwur, durch Sitten und Gesetze hochgeheiligten Verfassung. Es läßt sich bei der unbequemsten Constitution viel Gutes thun. Es läßt sich viel Krummes grade drehen, manches Hinderniß der Verfassung durch kleine Wendungen in das stärkste Beförderungsmittel der wohlthätigen oder einmal festgefaßten Entschließungen des Regenten verwandeln. Daß doch nicht alles zertrümmert werden müsse!" *) Und nun ging Joseph 11. April nach der Krimm! Der Geist des Abenteuers war über ihn gekommen; er reiste zu unglücklicher Stunde.

Sein Minister bei der Statthalterschaft, Graf Stahremberg, hatte ihm nicht genügt; er sandte statt dessen den Grafen Belgiojoso und mit diesem einen Intriganten Crumpipen, der in Neapel die Schule der Ränke gemacht hatte, aber dem Kaiser für sehr tüchtig und ehrlich galt. Ihm ist nachher schuldgegeben worden, durch seine Umtriebe die Unruhe gesteigert, die Statthalterschaft aber trüglich berathen und zu falschen Maßregeln verleitet zu haben. Mindestens sorgte er aufs beste für seine Verwandtschaft. Die Erzherzogin Christina war zu sehr für das alte Kirchensystem eingenommen, um Josephs Einrichtungen recht zu fördern. Josephs neue Verordnungen und die Kunde von seiner Reise nach der Krimm riefen neue Opposition hervor; die Stände von Brabant erließen 26. April 1787 eine Beschwerdeschrift über Verletzung der joyeuse entrée und machten Aufrechthaltung ihrer Rechte zur Bedingung fernerer Geldbewilligungen. Christina war bekannt als eine Frau von geringer Entschlossenheit; Belgiojoso war wohlgesinnt, aber umstrickt von Crumpipen; die bemerkbare Schwäche der Regierung ermunterte zu mehr Bewegung. Ein Advocat van der Noot, ein Mensch von großer Unverschämtheit aber geringer Tüchtigkeit, Verfasser einer an die Stände gerichteten energischen Schrift, trat hervor und betrieb Volksbewaffnung und Aufsteckung von Cocarden mit den drei bra-

*) Meiners und Spittler a. a. O. 221.

brabantischen (jetzt belgischen) Farben. Dies ward theils hervorgerufen, theils gefördert, indem ein neuer Eingriff in die brabantischen Privilegien geschah. Ein Seifenhändler de Hont, der Theilnahme an dem Unterschleife eines Obersten Legisfeld beschuldigt, wurde verhaftet und der joyeuse entrée zuwider nach Wien abgeführt. Darauf folgten heftige Tumulte, und von Seiten der ängstlichen Statthalterschaft die Zusicherung (7. Mai), daß die Einführung der neuen Gerichtshöfe, über die man doch in Hennegau und Limburg erfreut gewesen war, einstweilen suspendirt sein solle. Es folgte 30. Mai neuer Tumult, neue Begehren der Stände, nämlich gänzliche Abschaffung aller Neuerungen. Die Statthalterschaft ließ sich auch dies gefallen. Aber ruhig ward es immer nicht. Zondadari und die fanatischen Priester zu Lüttich fuhren fort aufzureizen.

Indessen war Joseph im Juli 1787 aus der Krimm zurückgekehrt. Bei der ersten Kunde von den Unruhen hatte er unbedingt sich für Anwendung der Gewalt ausgesprochen; jetzt, durch die Schritte der Statthalter umgestimmt, berief er diese, seinen Minister und ständische Deputirte nach Wien. Crumpipen wurde zum Präsidenten eines Regierungsraths bestellt und hatte so ein weites Feld, seine Künste spielen zu lassen. Kaum verstanden die Brabanter sich dazu, Deputirte zu senden, und erst nach der gesetzten Zeit trafen solche in Wien ein. Josephs Leutseligkeit blickte durch seinen Zorn hindurch; er suchte die Gemüther zu gewinnen. Truppen waren unterwegs nach Belgien, aber sie bekamen Befehl, Halt zu machen. Doch nachgeben mochte Joseph nicht in Allem. Am 28. August ward nun den Ständen eröffnet, die Intendanten und neuen Gerichtshöfe sollten unterbleiben, sonst aber der Zustand, wie er vor dem ersten April gewesen, hergestellt werden. Also auch das Generalseminarium! — Als Minister kam nun Graf Trautmannsdorf, später, im December, als militärischer Befehlshaber General d'Alton. Jener war unentschlossen und, vielleicht aus Anhänglichkeit an das alte Kirchenthum, dem mindestens seine Schwester, Stiftsdame zu Mons, das Wort bei ihm reden mochte, nachgiebig; dieser nach der Natur seines Commando's für Strenge, aber auch nach Charakter leicht geneigt, die rechte Grenze zu überschreiten, um so

mehr, da Joseph ihn unabhängig von Trautmannsdorf gemacht hatte. Diese beiden Männer konnten nicht zusammen handeln, einer hinderte den andern; sie haben nachher Apologieen für sich mit gegenseitigen Beschuldigungen ausgehen lassen; wer von beiden die Sache vorzugsweise verschlimmert habe, ist schwer zu sagen.

Zunächst schien Alles gut zu gehen, die Entwaffnung der Freiwilligen erfolgte ohne Widerstand; eine Volksbewegung in Brüssel, gegen welche der General Murray 19. September Gewalt der Waffen aufbot und die Stadt mit Ruin bedrohte, wurde durch Vermittlung des Herzogs von Ursel ohne Blut und Brand beigelegt. Jedoch der Klerus, immerfort mit dem Generalseminarium bedroht, blieb in seiner feindseligen Stellung; es wurden von Lüttich her Pasquille ausgestreut; auch die Exjesuiten von Dillingen lieferten dazu. Als nun 8. Januar 1788 das Generalseminar zu Löwen wieder eröffnet werden sollte, brach neuer Tumult aus, der Erzbischof Frankenberg protestirte gegen die daselbst angestellten Lehrer, die Universität zu Löwen nahm die Rechte eines Landstandes in Anspruch und protestirte heftig gegen das Generalseminar, für welches sie doch 1784 sich beifällig erklärt hatte. Trautmannsdorf lavirte und begnügte sich mit Drohungen. Aber d'Alton gab, als neuer Tumult bei der wiederholten Eröffnung des Seminars 22. Jan. 1788 ausbrach, Befehl zu feuern. Die Universität zu Löwen wurde, außer der theologischen Facultät, nach Brüssel verlegt. Joseph billigte anfangs d'Alton's Strenge, aber ward nun durch den Türkenkrieg beschäftigt; auch schwankte er zwischen Trautmannsdorfs und d'Alton's Systeme; daher halbe Maßregeln und kein Nachdruck in Belgien. Fortwährend dagegen Umtriebe der Pfaffen und dann und wann ein Tumult des Pöbels mit rohem Frevel. Wiederum wurden mehre bischöfliche Seminarien 2. August durch Soldaten geräumt und Anstalt getroffen, van der Noot zu verhaften: doch dieser entkam nach Holland. Nun geschah am 21. Nov. ein kühner Schritt des dritten Standes in Brabant, Verweigerung der Abgaben. Hierauf nun 1789 7./17. Januar Ankündigung Josephs, daß er Gewalt gebrauchen werde, drohende Erklärung nachher 15. Febr. an die Stände von Brabant, und als der Widerstand fortdauerte,

18. Juni Aufhebung der joyeuse entrée und des hohen Raths von Brabant, vollstreckt mit militärischer Macht. Also das Mal mehr wie eine Erklärung, aber mit der Gewalt, wozu Joseph zur Unterdrückung von Tumulten berechtigt war, zugleich eine Rechtsverletzung! Der Irrthum war groß. Ueberdies sollte nun das Princip der Macht ohne hinlängliche Ausstattung mit äußerer Macht sich geltend machen. Die materiellen Streitkräfte Josephs in Belgien waren gering. Sie betrugen etwa 16,000 Mann. Einstweilen schien jedoch die Regierungsgewalt zu genügen. Nur die Kirchenfrage blieb unerledigt; der Erzbischof von Mecheln erklärte die Lehrer am Generalseminar für irrgläubig. Trautmannsdorf aber machte auch hier eine Concession, wozu er nicht berufen war, nämlich daß bischöfliche Seminare fortbestehen dürften.

Indessen aber hatte die französische Revolution begonnen und was bisher in Belgien die Hierarchie und die übrigen Privilegirten versucht hatten, bekam nun neue Stärke durch eine demokratische Partei. Den weitern Hergang werden wir unten berichten.

Wir wiederholen, daß bei den Belgen die Nationalität so gut wie gar keine Stimme hatte; dem bessern Theile der Insurgenten galt es nur um hergebrachtes historisches Recht; wichtiger aber war die Partei, der es um Dunkelheit zu thun war, behaglich für die darin Befangenen, einträglich für die, welche sie unterhielten, und ergiebig an Aufregungsmitteln und Vorwänden. Aus den Interessen der Hierarchie wuchsen allen übrigen Instituten des Mittelalters, die Joseph angriff, Kräfte zu. Wäre es möglich gewesen, ohne Licht aufzuräumen, so würde Joseph bei weitem geringern Widerstand gefunden haben; dieser organisirte sich nur, weil es finster war.

Wir wollen nicht durch alle Zweige der Staatswaltung Josephs Reformversuche und die fast überall dabei hervortretende Mischung von Eifer für das Vernunftmäßige im Leben und von Gewaltsamkeit verfolgen. Sein Rigorismus in Rechtsprincipien, als im Strafrechte bei den obgedachten Satzungen über Gleichheit der Person, des-

gleichen bei Anschmiedung, Schiffsziehen ꝛc. das Princip, dem Bösen müsse die Strafe, die er verdient, recht fühlbar gemacht werden, ward zur Grausamkeit. Tadellos steht seine Gesinnung da, wo es unmittelbar Hülfe für leidende Menschheit galt; die von ihm gegründeten Krankenanstalten, seine Besuche in denselben und die begleitende Sorge, so auffallend, daß man es wohl einen Whim nannte, hatten ihres gleichen nicht. Das Verbot ausländischer Fabrikate und Weine giebt den Beleg einer wohlgemeinten Verirrung auf einem Gebiete, wo dergleichen am wenigsten selten sind. Vortrefflich gemeint und wohl ausgedacht war seine Steuerordnung, und doch thut es so weh, dieser die schlechterdings allen landesväterlichen Sorgen widerstreitende Gewinnberechnung von einem Türkenkriege zur Seite stellen zu müssen. Selten hat wohl eine Kriegssteuer mehr wider sich gehabt, als die dazu 1. November 1788 von Joseph ausgeschriebene.

Uebrigens fand Joseph in Allem, was die materiellen Interessen betraf, wenn nur nicht von Licht und Recht die Rede dabei war, nur geringen Widerstand, und es mag in Preußen bei weitem mehr über Friedrichs Regie als in Oestreich über Josephs scharfe und das Genußleben störende Verfügungen gemurrt worden sein. Als Schlußbetrachtung bietet sich dar, daß Josephs Streben, den Staat nach seinen Grundsätzen zu regieren, nothwendig zur Vielregiererei führte und eine Gängelbandstheorie wurde. Daher trat das Polizeiliche in Uebermaß hervor; keiner, der nicht Gewerbs- oder Kaufmann war, durfte vor dem 28sten Jahre ins Ausland reisen, im Lande wurde mit großer Strenge auf Pässe gehalten, die Auswanderung war gänzlich verboten. Ein Witzling würde sagen, die Philosophie des Jahrhunderts, Verkünderin der Freiheit, schlug hier gerade ins Gegentheil um, sie führte zur Unfreiheit und Unmündigkeit. Ebenso könnte man, so seltsam es auch erscheinen mag, den Widerstand, den Josephs Vernunftstolz in dem Trotze des historischen Rechtsgefühls fand, auch als etwas dem Freiheitsgefühl Verwandtes ansehen; im Gebiete des Rechts kann es keine absolute Freiheit geben und die Allgemeinheit und Gleichheit, die Joseph wollte, hatte den verdächtigen Schein, als beabsichtige er Freiheit nur für sich; die Völker

halten auf Freiheiten, die in bestimmten Umrissen sich als Bollwerke gegen Willkür darbieten.

Es ist ein wehevoller Anblick, Joseph auf der Bahn seiner wahrhaft heillosen auswärtigen Politik um Kraft und Muth zur Vollendung daheim begonnener Werke kommen zu sehen. Man hat gesagt, er sei nachgiebig gewesen, wenn er Widerstand gefunden; mehr als das fällt ins Auge, daß er von dem Einen auf das Andere kam und die Aufgabe des Landesvaters und Volksbeglückers und die des Eroberers zusammen lösen wollte. Aber despotisch und eroberungslustig, wie er war, ist er ein edles Juwel unter den Fürsten neuerer Zeit; andere sind weiser, klüger, beharrlicher, glücklicher gewesen, aber neben dem alten Fritz steht in vollen Ehren nur der Kaiser, der seinem „Stauf ein Compliment macht." Wollte Oestreich sein Andenken nicht ehren, so würde die Menschheit es zur Ordnung rufen. Und nicht ganz wird der Hauch eines unphilosophischen Zeitalters verwehen, was Joseph gesäet hat im falschen Vertrauen, daß er zur rechten Zeit gekommen sei.

Leopold II., Nachfolger seines Bruders Joseph, ward in Oestreich ein ganz Anderer, als er in Toscana gewesen war. War es Erkenntniß, daß dort nicht derselbe Boden sei, oder war es Mangel an Willenskraft, vielleicht selbst körperliche Schwäche? Die geheime Chronik hat etwas von der letztern und den Ursachen derselben überliefert; die offene Geschichte kann ihre Befriedigung genugsam in jener finden. Seine erste bedeutsame Regentenhandlung war die Abschaffung des josephinischen Steuersystems, 6. April 1790. Zur Zufriedenstellung der Ungarn kam er grade zu rechter Zeit. Die ungrische Krone wurde zurückgeliefert und von den Ungarn mit einem durch seine Rohheit für Josephs Andenken kränkenden Jubel empfangen. Der Reichstag des Jahres 1790, wo Leopold Klugheit und Festigkeit zeigte und der Ueberspannung ungrischer Patrioten, die neue Bedingungen in den Krönungseid bringen wollten, Schranken setzte, stellte Ruhe und Ordnung her. Belgien mit Güte zum Gehorsam zurückzuführen, war es zu spät; hier bedurfte es der Gewalt der Waffen. In den Erblanden wirkte zur Beruhigung der Gemüther nächst der Abstellung des josephinischen Steuer-

systems die Rückgabe der Einkünfte, die früher den bischöflichen Seminarien zugeflossen waren, die Aufhebung der Generalseminarien, und die Freigebung des Handels mit ausländischen Waaren. Vollkommner Rückfall in das Alte erfolgte nicht; die Toleranz dauerte fort, selbst in Ungarn trotz dem Protest der Katholiken. Dagegen gelangten hier die Bauern nicht zu dem Rechte, Grundstücke zu besitzen, und wie viel in Galizien für sie zu thun übrig blieb, haben auf schauerliche Weise die Begebenheiten des Februars 1846 gelehrt.

5. Die Schweiz.

Republikanische Freiheit hat gar oft nichts als die Abwesenheit eines monarchischen Hauptes besagt und die sogenannte Freiheit zur Begleiterin die härteste Knechtschaft gehabt. So war in den meisten Cantonen der Eidgenossenschaft harte Zwingherrschaft Weniger über das Volk im Laufe der Jahrhunderte durch List und Gewalt stetig geworden. Der Geist des philosophischen Jahrhunderts hatte geistigen Einfluß auf die monarchische Autokratie gehabt und dies ihr die Meinung der Völker gewonnen: die Herrenregierung in der Schweiz war wie ein dürrer starrer Baum, der keine Früchte trug und den Aufwuchs der Saat umher hinderte. Sie hatte die Meinung wider sich. So fern in Monarchieen dem Volke die Idee des Contrat social im Verhältniß zu den Fürsten lag, so lebhaft war bei dem unterdrückten Bewohner des Freistaats das Gefühl des ungleichen Rechts, die Erinnerung an Kränkung des natürlichen und historisch vorhanden gewesenen Rechts. Durch die ganze Schweiz hin zuckte es zu Bewegungen gegen die mit dem Begriffe der Freiheit und gleicher Rechte unverträgliche Machthaberschaft. Darin war der mit der Eidgenossenschaft verbündete kleine Freistaat Genf sämtlichen Cantonen voraus und er ist als Geburtsort des Apostels der Demokratie, J. J. Rousseau, und wegen des Einflusses, den dieser auf die heimatlichen Zustände übte, vorzugsweise zu betrachten. Hier, wie in den meisten Cantonen, hatte aus Wahlaristokratie sich erbliche Oligarchie gebildet und diese gipfelte auf einer Pyramide von niedern Rechtsstufen. Die Landbewohner um Genf

waren rein Unterthanen; die Stadt hatte Einsassen zur Betreibung niedrer Handwerke, ohne Theilnahme am Gemeinwesen, Stadtbürger, bourgeois, denen eine Stimme in der Bürgerversammlung zustand, und regierungsfähige Staatsbürger, citoyens. Letztere hatten die Haltung von Bürgerversammlungen abkommen lassen. Der Unmuth der Bourgeois erwachte schon im Anfange des Jahrhunderts; im Jahre 1707 standen sie zum ersten Male auf; nun gestaltete sich Parteiung; ihre Kämpfe dauerten bis in die Revolution hinein. Im Jahre 1738 vermittelten Zürich, Bern und Frankreich. Im Jahre 1761 ließ der große Rath Rousseau's Emile und Contrat social durch Henkershand verbrennen; darüber Vorstellungen eines Theils der Bürgerschaft, abschlägiger Bescheid des Raths; hierauf der Parteiname Négatifs für die Rathspartei, Représentans für die der Bürgerschaft, und mehrmalige Abwandlungen, bis 1782 Bern, Frankreich und Sardinien den Negatifs Kriegsvolk zu Hülfe sandten. Nun unterlagen die Repräsentanten; die ausgezeichnetsten ihrer Führer wurden verbannt oder flüchtig. Diese genfer Unruhen sind wohl das Vorspiel zu den folgenden großen Revolutionen Europa's genannt worden: das paßt mindestens auf die Gesinnung, mit welcher die Oligarchie ihre Usurpation zu behaupten, die Bürgerschaft sie zu stürzen suchte. Bedeutsamer als diese fluctus in simpulo ist, wie Genf durch seine Bürger Rousseau, Necker, und die bei dem Siege der Negatifs verbannten oder freiwillig ausgewanderten Bürger Clavières, Dumont, Duroverai, die in genauen Verkehr mit Mirabeau kamen, in Frankreich gewirkt hat.

Dasselbe starre Beharren bei angemaßten Rechten und ein gestrenges Regiment, welches jegliche Erinnerung der Unterdrückten an ihr Recht als Empörung an Leib, Ehre, Freiheit und Leben strafte, zeigte sich in den Cantonen. Die patricischen Oligarchen waren herrisch gegen die Bürgerschaft; beide zusammen gegen die Unterthanen. Beispiele von Justizbarbarei gaben Zürich durch Hinrichtung Wasers, Glarus durch Enthauptung einer angeblichen Hexe, Appenzell-Inner-Rhoden durch Marterung und Hinrichtung des wackern Landammanns Suter. Zürich war lieblos gegen die Seebewohner, Bern gegen das Waadtland. Reiz zum Widerstande

zeigte sich zuerst und zumeist da, wo Gewerbfleiß und geistige Bildung das Bewußtsein gekränkten Rechts belebte: daher Unruhen am züricher See, nicht minder im Waadtlande, woselbst feine Bildung des gesellschaftlichen Lebens und Lausanne ein literarischer Glanzpunkt, und in der freyburger Grafschaft Greyerz. Durchweg krankhafte Zustände, verschlimmert durch die Siege der Oligarchie, deren Härte den Groll ätzte. Kein Land Europa's hatte mehr Brennstoff für das Revolutionsfeuer als die Eidgenossenschaft. Die Aufklärung des Jahrhunderts hatte sich recht eigentlich an der Grenze der romanischen Schweiz gelagert, Voltaire wohnte zu Ferney, zwei Stunden von Genf, Rousseau ward seiner Vaterstadt nicht fremd: doch auch die deutsche Schweiz protestantischer Confession nahm Theil daran; nur wurde Lavater zu Zürich ein sehr zweideutiger Lichtträger. In den katholischen Cantons, besonders um den Vierwaldstättersee, blieb es dunkel.

Die politische Einheit der Eidgenossen mit ihren Bundesverwandten ward so gut als in Deutschland durch Kirchentrennung und egoistischen Particularismus auseinander gehalten; sie war kaum noch zu finden. Die politische Lage der Schweiz, die ringsum Frieden hatte, schien sie entbehrlich zu machen. Eine helvetische Gesellschaft, worin Iselin und andere wackere Männer, vereinte eine ansehnliche Zahl Wohlgesinnter, aber die Menge blieb unberührt von dem guten Geiste derselben. Die Söldnerei von Schweizern im Auslande dauerte fort bis in die Revolutionszeit; es gehörte zu den Geldquellen; in der französischen Armee gab es elf Regimenter Schweizer. Wiederum begann schon das Wandern der Ausländer nach der Schweiz und bald konnte gefragt werden: ob Schweizer im Auslande, oder Ausländer in der Schweiz reichere Geldquellen waren; zugleich aber, was von beiden für des Schweizervolks Gesinnung und Sitte verderblicher sei?

6. Italien.

Nicht in so viele Land- und Herrschaften zerfallen als Deutschland, war Italien doch noch weniger ein politisches Ganzes und

seine Volksstämme boten, wie noch heut zu Tage, wohl noch mehr Verschiedenartigkeit dar als die Deutschen. Der ernste Venetianer und Toscaner, der stolze Genueser, der förmliche und ruhige Piemonteser, der heitere und französisch redende Savoyarde, der possenhafte Neapolitaner, der glühende Sicilianer, der cholerische Lombarde, der eitle Römer ꝛc. liegen nach Dialect und Sitte weit auseinander und hassen und verachten einander zum Theil recht gründlich. Die politische Idee eines einzigen Italiens war damals schwerlich in irgend einem Kopfe ausgebildet; — man müßte sonst die Sage von dem patriotischen Bunde römischer Prälaten für gegründet achten*) — wohl aber der Unwille über politische Unfreiheit und über Herrschaft von Ausländern im Lande. Es gab nur zwei einheimische Fürstengeschlechter, Savoyen und Modena, und das Letztere hatte einen habsburgischen Erbfolger in Aussicht. Von den Fremdherrschaften war die deutsche dem Italiener wohl verhaßter als die der Bourbons. Durst nach politischer Freiheit war bei den Gebildeten. Servi siam, si! ma servi ognor frementi, mochte von diesen gesagt werden. In sich selbst fanden diese nicht die Kraft, sich zu erheben; sie schauten sehnsüchtig nur nach Erlösung. Die politischen Uebelstände und die provinziale Verschiedenheit ließen übrigens die Grundzüge des Gesamtcharakters, von dem freilich eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter Pfleger der Wissenschaft und Kunst, und aus manchen Stätten nicht verächtlicher Gewerbfleiß rühmliche Ausnahmen machen, unverändert; pfiffig und arbeitsscheu, genügsam in Wohnung, Kost und Kleidung, schwelgerisch im Sinnenkitzel, hielt der Italiener mehr auf das Sein als auf das Thun, und mehr auf das Thun als das Schaffen. Sorgenlos mit dem, was grade zur Hand war, oder bequem sich dazu erlangen ließ, in den Tag hinein zu leben, war ihm mehr werth, als eine bessere Existenz durch Sorge und Mühe zu gewinnen. Er lebte in fortwährender Ironie des Lebens, er hatte seinen Spott mit dessen Mängeln. Was ein von dem Misgeschicke seines Vaterlandes tiefbewegter Italiener gesagt hat: die Italiener werden nie so viel

*) Botta, Gesch. Ital. seit 1789 Bd. 1, 33.

weinen, daß ihnen nicht noch weit mehr zu weinen übrig bliebe, lag nicht in den Gemüthern der Menge.

Neapel und Sicilien.

Dieser Staat hatte zur Zeit des Anfangs unserer Geschichte seine gute Zeit schon überlebt. Der erste Bourbon daselbst, Karl (1735—1759), bigot, Menschenverächter, Jagdfreund, der einen Jagdhund höher achtete denn einen Officier, prachtliebender Verschwender, hatte die wackern Staatsmänner Tanucci und Squillaci ungestört walten lassen; er selbst wußte und mochte nichts von der Philosophie der Zeit, merkte aber, daß das Recht der Krone gegen Papst und Feudaladel dadurch gewann, und ließ sich das gefallen. Tanucci vergegenwärtigt die Gesinnung, mit welcher einst Taddeo von Suessa und, in seinen guten Tagen, Pietro delle Vigne die Sache Kaiser Friedrichs II. gegen den Papst geführt hatten. Land und Volk wurden weniger als die Macht des Throns bedacht, doch wurde die Last der Feudalität minder schwer und auch etwas Licht kam in die Köpfe. Lösung von den geistigen Fesseln des Papstthums war einmal Grundbedingung jeglichen Fortschritts. Karl ließ 1759 Neapel und Sicilien seinem unmündigen Sohne Ferdinand; die Regierung blieb einstweilen in Tanucci's Hand, und wurde nun erst durch Beschränkung der päpstlichen und der Priestermacht und durch Ordnung des Gerichtswesens wohlthätig. Es fielen weg Spolien- und Vacanzgelder, geistliche Zehnten, Erwerb von liegenden Gründen für die Kirche; 38 Klöster wurden eingezogen; keine päpstliche Bulle sollte ohne königliche Erlaubniß veröffentlicht, die Zahl der Geistlichen auf einen für hundert Laien beschränkt werden. Der Jesuitenorden wurde 1767 aufgehoben; das königl. Edict motivirte dies aus der Gewalt, die der König unmittelbar von Gott erhalten habe; das Tribunal der Nunciatur und die Appellation nach Rom ward aufgehoben, die Sendung des Lehnszelters (der chinea) 1776 aufgekündigt. Alle richterlichen Sprüche sollten motivirt werden (1774). Indessen wuchs Ferdinand auf wie ein Sohn der Wildniß; sein Erzieher, Herzog von San Nicandro, hinderte nichts Böses, leitete auf nichts Gutes. Ferdinand war gut-

müthig, aufgeweckten Geistes und gesunden Verstandes, aber grenzenlos unwissend und ohne allen Trieb nachzulernen; würdelos in Fluchen, Schimpfen, cynischen Kraftausdrücken des Pöbels, grob wie ein Bauer, possenhaft wie ein Arlechin; vollendeter Repräsentant des neapolitanischen Lazzaronismus. Jagd und Fischfang nebst Fischverkauf waren seine höchste Lust. Eine edle Gemahlin hätte ihn heben können; das Schicksal gab ihm in Maria Carolina von Oestreich eine intriguante, herrschsüchtige Gebieterin, dem Lande eine Geißel. Sie war wohl unterrichtet, hatte sich auch aus philosophischen Werken einen Auszug verfertigen lassen, womit sie Parade machte. Joseph nannte sie eine Amazone.*) Ferdinand bewunderte ihre Bildung und Kenntnisse und ließ ihr die Regierung. Tanucci wurde beseitigt 1776 und bald darauf 1779 Ritter Acton, Sohn eines in Frankreich angesiedelten Irländers, von einigem Rufe als Seemann, von der Königin ins Vertrauen gezogen und ihr Theilnehmer an dem Spiel von Laune, Gewaltthätigkeit, Verschwendung, Intrigue, das nun Regierung hieß. Noch fehlte in dem geheimen Rathe Emma Hamilton; ihre Rolle spielt seit 1791. Der wackere Philosoph, Fürst Caraccioli, vordem hochverdient als Statthalter auf Sicilien, wo er 1782 die Inquisition abschaffte, nachher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bewies mindestens in den Verhandlungen über ein Concordat mit Rom 1788, daß seine Altersschwäche ihn nicht zum Papismus zurückgeführt hatte. Er starb 1788. Ferdinand ließ Alles gehen: erfuhr er durch freimüthige Vertraute Schlimmes, was zuweilen geschah, so erzählte er dies der Königin wieder und diese wußte sich zu rächen. Ueber das Verhältniß Actons zur Königin sagte er, wenn anders dem Berichte Gorani's zu trauen ist, mit Lachen, Acton behelfe sich mit den Frauen seiner Freunde. Die Verwaltung war unter aller Kritik, in den Finanzen zunehmendes Deficit; Flotte und Heer kosteten große Summen und waren doch mehr zum Prunke als zum Gebrauche da. Für Schulen ward gar nicht gesorgt, beim Culte der krasseste Aberglauben genährt; es kam selbst noch vor, daß Priester gewisser Orte

*) Josephs II. Briefe 70, 82.

Wachspriape verkauften.[1]) Das Recht war feil oder durch die Ränke der Advocaten, für die Neapel ein Eldorado war, nicht zu erkennen. Und doch war das, was die Königin mit dem Günstling that oder versäumte, minder schlimm, als die mit geringen Beschränkungen fortdauernde Herrschaft der Lehnsherren über ihre Hörigen. Dies nebst der Unsicherheit des Rechts und nebst der Schwäche der Regierung gehört mit zur Erklärung der Fortdauer des Banditenwesens. Es wäre ein Irrthum, hier blos an Raub und Mordlust zu denken. Zum Erstaunen ists aber, wie damals die Hauptstadt Neapel an hochgebildeten edeln Männern reich sein konnte; in der That kam ihr keine andere Stadt Italiens gleich. Filangieri, Maria Pagano, Abbate Cirillo, Basquale, Eleonore Fonseca Pimentel sind ein geistiger Strahlenkranz inmitten eines politischen Pfuhls. Ja, wie zu einer Laune des Schicksals, gab Ferdinand selbst, des Ernstes der Regierung im Großen nicht fähig, ein Pröbchen von Wohlgefallen an Cultur. Nach der Rückkehr von seiner Reise nach Oberitalien, wo er an der Blüthe dortiger Meierhöfe Gefallen gehabt hatte, schuf er 1789 in einem Spielwerke, der unmittelbar nur vom Könige abhängigen Gemeinde San Leucio bei dem Palaste Caserta, ein Musterstück politischer Ordnung, mit Gleichheit der Rechte, Strenge der Rechtspflege, Ehre und Sitte, nach den Mustervorschriften des wackern Filangieri.[2]) Als Seitenstück dazu kann etwas aus thatsächlichen Zuständen Hervorgewachsenes gelten, nämlich daß die Lazzaroni bei der tiefsten Erniedrigung des Pöbelstandes einen Repräsentanten hatten. Das Volk hatte keinen. Hier wäre Ernst gewesen, dort war die Belustigung nahe, wie bei den Narrenkönigen.

Der Kirchenstaat.

Das Wort, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei, ist gute Aufschrift für Dummheit und Faulheit: der Kirchenstaat war als politischer Sumpf, was die pomptinischen Sümpfe in der Natur.

---

1) Fr. Münter Nachr. v. Neap. u. Sicil. 1, 11.

2) Colletta Stor. di Nap. 1, 4, 35.

Der vom Papste ertheilte Segen konnte kein Wunder wirken; zwischen Himmel und Erde stand das Pfaffenthum. Pius VI., gewählt 15. Februar 1775, war schön, und hörte gern, wenn gerufen wurde che vago papetto; er hatte Fürstenstolz; denn als ihn der Haushofmeister, welchem der edle Clemens XIV. herzlich wenig zu verwirthschaften gegeben hatte, fragte, wie er speisen wollte, antwortete er: wie ein großer Souverän. Das Figuriren war seine Stärke. Der Verfall des päpstlichen Ansehens dies- und jenseits der Alpen machte ihm zu schaffen; dies mag ihm zur Entschuldigung dienen, daß daheim außer der theilweise gelungenen Austrocknung der pomptinischen Sümpfe und der Gründung des Pio-Clementinischen Museums keine Werke ihm nachfolgten. Vielmehr zehrte der Nepotismus, namentlich die fürstliche Ausstattung des päpstlichen Neffen Luigi Braschi, am Marke des Staatswohls und dabei wurde auch schreiender Rechtskränkungen nicht geachtet. Die Schuld war 1789 in 20 Jahren von 61 Mill. Thaler auf 87 gestiegen; außer der Curia hatten 39 Bischöfe, 300 Priester, 3500 Mönche, 1500 Nonnen ihren Theil vom öffentlichen Gute. So geschah es denn auch wohl, daß des heiligen Vaters Segen von dem Volke mit dem Zurufe erwiedert wurde, daß Brod und Oel noth thue. Die Kriegsmacht war ein Spott. Die Existenz der Juden im Ghetto eine Schmach. Duldung nichtkatholischer Christen war auf die Reisenden und diplomatischen Personen beschränkt. Tüchtiger von Gesinnung als die Römer, waren die Bewohner der Legationen, vor allen in Bologna: da regte sich etwas von Unwillen über die Erbärmlichkeit des geistlichen Regiments. Der Freistaat San Marino verhält sich zu dem Ganzen als Naturspiel, wie das Kunstspiel San Leucio zu den Zuständen Neapels.

Toscana.

Leopold kam zur Regierung 1765; noch jetzt dauert fort, was er geschaffen, und noch ist sein Geist darin. Er selbst und die Wahlverwandtschaft der Toscaner mit dem Geiste seiner Regierung, und dagegen Josephs Reformen und der Widerstand, den er fand, bieten Kontraste, wo der Vortheil auf Seiten Leopolds und der

Toscaner ist. In Italien war mehr möglich als in Ungarn, Belgien, ja als selbst in Deutsch-Oestreich. Die Reihe der trefflichen Einrichtungen Leopolds in Toscana ist lang; laßt uns nicht fragen, wie viel davon dem Fürsten selbst, wie viel seinen Räthen gebühre! Außer allem Zweifel ist, daß er wußte, was in seinem Namen veranstaltet wurde, daß er selbst regierte; fehlerhaft ist seine Waltung aber darin, daß er zu viel wissen wollte, daß er zu viel regierte. Die Bauern wurden frei von Frohnden, die Juden von den Schimpflappen, die sie hatten tragen müssen, Protestanten bekamen bürgerliche Gerechtsame. Der Landesanbau wurde mit Umsicht gefördert, Straßen und Kanäle angelegt, die sanesische Maremma abzutrocknen viel gethan. Die Steuererhebung geschah mit Maß und Milde, die Communen wurden dabei zu Rathe gezogen, die Monopole von Tabak, Branntwein und Eisen und die Binnenmauthen hörten auf. Der Rechtspflege kam ein neues Gesetzbuch zu statten, aus dem Criminalrechte wurden Tortur, Todesstrafe, Majestätsverbrechen und Gütereinziehung verwiesen. Der öffentliche Unterricht gewann durch Gründung von Schulen und neue Einrichtung und Ausstattung der Universitäten von Pisa und Siena. Die öffentliche Sicherheit endlich war, Dank einer wachsamen Policei, in Toscana nicht geringer als in den bestregierten deutschen Staaten. Also fand sich zusammen, was von einem wohlgeordneten monarchischen Staatswesen, wo Alles von dem Landesherrn ausgeht, gerühmt werden mag. Die öffentliche Rechenschaft, welche Leopold 1789 von seiner Verwaltung gab, ist ehrenwerth wie diese selbst. Es ist wahr, mittelalterliche Institute, zum Theil gute, wurden, wie das historische Recht überhaupt, wenig geschont. Vormundschaft und Regierungspassion, policeiliche Ueberwachung lähmten die selbstwillige Bewegung der Toscanesen, es war wenig Heiterkeit und Freude im Lande; doch wenn Auswanderungen nach Neapel stattfanden, so ist wahrlich nicht bei den Auswanderern richtige Ansicht von Staatswohlfahrt zu suchen.

Leopolds kirchliche Reformen waren entschlossen und weitgreifend wie die seines Bruders Joseph, jedoch er war besonnen genug, den Klerus selbst zur Mitwirkung zu nehmen, und hatte in Scipione

Ricci, Bischof von Pistoja, einen vortrefflichen Rathgeber. Schon 1775 hatte er seine Reformen begonnen, geistliche Güter besteuert, Zahlungen nach Rom verboten, für den Eintritt ins Kloster ein bestimmtes Alter festgesetzt, die Inquisition aufgehoben. Darauf berief er 1786 und 1787 Synoden nach Pistoja und Florenz, und diese hatten bessern Erfolg als der emser Congreß. Die Mehrzahl der kirchlichen Würdenträger gingen ein in Leopolds Absichten; darauf wurde das Klosterwesen nochmals beschränkt, den Pfarreien aufgeholfen, päpstliche Schreiben der Autorisation der Regierung unterworfen, Geistliche wegen weltlicher Verbrechen weltlichen Gerichten zugewiesen, die päpstliche Nunciatur aufgehoben, Appellation nach Rom verboten ꝛc. Ricci war entschlossen, noch weiter zu gehen, und Leopold würde es ihm schwerlich verwehrt haben; aber das dem Papste drohende Gewitter zerstreute sich mit Leopolds Abschiede von Toscana. Ricci wurde späterhin zum Märtyrer für die Sache, die er in guter Zeit so erfolgreich geführt hatte.

Parma.

Auch hier bourbonisches und habsburgisches Blut, und auch hier, wie in Neapel, die gute Zeit bald entschwunden. Der erste Bourbon in Parma, Don Philipp, 1748—1765, selbst einsichtsvoll und trefflich berathen von Du Tillot, als Wohlthäter des Landes und Volkes gesegnet, hatte den Philosophen Condillac zum Erzieher des Erbprinzen Ferdinand bestellt: des Letztern Anfänge waren gut, so lange er unmündig war und Du Tillot regierte, die Reformen des verderbten und hoffärtigen Klerus so rasch, daß Papst Clemens XIII. 1768 ein Breve dagegen erließ: darauf aber wurde Du Tillot 1770 entlassen und nun ging Alles den Krebsgang. Ferdinands Gemahlin, Amalia, war die Schwester der Königinnen von Neapel und von Frankreich; auch sie nennt Joseph eine Amazone. Ferdinands Fürstenleben theilte sich zwischen Kirchendienst und Wollust; dort sang er mit den Mönchen im Chor, läutete die Glocken mit eigener Hand und schmückte die Altäre; hier war zu seinem Dienste — abermals nach dem Berichte des spürsamen Sammlers für die scandalöse Chronik der italienischen Fürstenhöfe, Grafen

Gorani — ein seltsames Heiligthum, die via crucis zu Colorna, wo zu den Stationen der Passion der Venus geopfert wurde.

Modena.

Der Letzte des Mannsstammes vom uralten Fürstenhause Este, Herzog Herkules Rainald, 1780—1803, hatte viel gutzumachen; sein Vater Franz, ein Volksquäler, hinterließ ihm 8000 Soldaten und eine schwere Schuldenlast. Herkules Rainald, ein Fürst von Einsicht und Willenskraft und seines Berufs sich bewußt, hielt der Soldaten nur 1000, und einen Hof, der wie eine Sparschule war. Man nannte ihn einen Filz. Aber das Volk freute sich einer gerechten Steuervertheilung und des Schutzes gegen Feudaldruck, die Gebildeten der Freisinnigkeit des Herzogs, welcher der Anmaßlichkeit des Klerus feind war und 1784 die Inquisition abschaffte. Seine Tochter Beatrix brachte ihrem Gemahl, Erzherzog Ferdinand von Oestreich, die Aussicht auf die Erbfolge zu.

Sardinien.

Das Haus Savoyen, im Besitz von Savoyen, Piemont, Nizza und Sardinien, hatte mehrere energische und staatskluge Fürsten gehabt; die Landesregierung durch sie ungemeine Festigkeit und das Staatswesen eine gewisse Straffheit erlangt; Karl Emanuel III., 1730—1773, den Klerus zu mehr Gehorsam und mehr Leistungen angehalten, dagegen Ablösung der Frohnden eingeführt und die Finanzen in blühenden Zustand gebracht. Victor Amadeus III., 1773 bis 1796, verstand sich nur aufs Soldatenhalten; ein Tambour, sagte er, sei ihm mehr werth, als ein Gelehrter. Er hatte nachher wohl Ursache, sich der Wackerheit seiner Truppen zu freuen, das Land aber ward darum mit einer Schuldenlast von mehr als 30 Mill. Thaler beschwert. Von Wirkungen des Zeitgeistes auf die Regierung und die Menge zeigen sich nur schwache Spuren, seit den Jesuiten die Schulen entzogen waren; den Besuch der Universität Pavia verbot der König seinen Unterthanen, weil dort zu frei über das Kirchenthum gelehrt wurde. In Vittorio Alfieri dagegen hatte Piemont einen der begeistertsten Schwärmer für Freiheit.

Die Freistaaten.

Von den Freistaaten Italiens bot **Venedig** in seiner Abgestorbenheit und schlaffen Ruhe ein trauriges Bild großer und glänzender Erinnerungen auf dem schwärzesten Schattengrunde der Gegenwart. Von dem einst so mächtigen und innerlich so reich ausgestatteten Staate war nur noch die Form übrig. Die Aristokratie der Nobili hatte dem Altern des Staats nicht wehren können; sie behauptete ihre Vorrechte und ihren Stolz, aber ihre Reichthümer waren unwiederbringlich dahin und eine große Zahl Nobili waren Bettler. Barnaboti nannte man die, welche bei einer Dogenwahl ihre Stimme für eine Perrücke und zwei Zechinen verkauften. In der Aristokratie hatte sich eine Oligarchie gebildet; der übrige Adel grollte. Zu wiederholten Malen zeigte sich Gährung und Zwietracht; doch kam es zu keiner verjüngenden Reform, vielmehr zu tyrannischen Gewaltstreichen. Ausgelassenheit in Verachtung von Sitte und Zucht, durch welche damals Venedig verrufen war, hatten die Nobili mit dem höheren Bürgerstande gemein. Das niedere Volk war an Dulden und Schweigen gewöhnt, aber ehrenwerth in seiner Armseligkeit; es rührte sich doch, wo es Arbeit gab. Empfänglichkeit der Regierung für den Geist des Zeitalters läßt sich nur etwa darin erkennen, daß schon 1754 verordnet wurde, päpstliche Bullen erst nach Zustimmung der Signoria bekannt zu machen, daß 1767 ein Verbot erging, Grundstücke an den Klerus zu überlassen und Novizen in geistliche Orden aufzunehmen; ja daß Venedig einen griechischen Erzbischof berief und diesem eine römisch-katholische Kirche einräumte, daß es die Geldsendungen nach Rom beschränkte: jedoch Kühnheit gegen den Papst war nicht erst in dieser Zeit den Venetianern eigen; der Handelsgeist hatte schon im Mittelalter manche Nichtachtung päpstlicher Satzungen hervorgebracht; es hieß: **Siamo Veneziani e poi Cristiani.** Daß nun bei aller politischen Stockung den Venetianern geistige Begabtheit und Regsamkeit nicht mangelte, läßt die Production eines Gasparo und Carlo Gozzi, Foscarini, Tentori u. A. in der schönen Literatur zur Noth erkennen: doch dergleichen konnte den Staats- und Volksgeist nicht aufrichten.

In Genua war mehr Regsamkeit als dort; der Genueser hat ein innerlich glühendes Feuer vor dem Venetianer voraus. Diese waren feiner, jene kräftiger. Genua's Aristokratie war kaum minder gestreng als die venetianische; ihr Monopol mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen ungemein drückend; aber wie zu Venedig das charakteristische Institut, die Staatsinquisition, nur Furcht erzeugte, so gab hier die S. Georgsbank, obschon nur auf das Staatsvermögen berechnet, Vertrauen. Sinn für Wissenschaft und Kunst hatte hier keinen Fruchtboden; das Kirchenthum seine volle Stärke bei der blindgläubigen Menge; bei den Denkenden hatte der Jansenismus Anhang gefunden. Das Volk Genua's hatte den Ruhm, im Zorn über unwürdige Behandlung sich zu offenem Aufstande gegen fremde Gewalt erhoben zu haben. Es war 5. Decbr. 1746, als der Kampf gegen die östreichische Besatzung begann, der mit vollständigem Siege des Volks endete. Jedoch das machte die Nobili nicht edler noch weiser. Die genuesische Furie aber wurde noch überboten durch den Heldenkampf der von Genua abhängigen und zwingherrlich behandelten Corsen für ihre Freiheit, ein Schauspiel, an dem das monarchische Europa sich mehrere Jahrzehnde hindurch ergötzte. Die Zuckungen dieses Volkskrampfes wurden endlich durch französische Kriegsmacht niedergedrückt, Corsika wurde französisch, aber sein letzter und größter Verfechter Pascal Paoli sollte im Revolutionszeitalter noch einmal die Bühne betreten.

Lucca galt für einen vortrefflich verwalteten Freistaat. Auf der Quadratmeile wohnten 5000 Einwohner. Auch hier war strenge Aristokratie, schwere Besteuerung, policeiliche Spürsamkeit, Mistrauen, Angeberei, und in dem dislocato eine Art Ostracismus: wiederum aber verständige Unterstützung der Bürger in Noth und Armuth. Das Volk war ernster, als irgend wo in Italien, das Lachen außerordentliche Erscheinung; Ergebenheit gegen die Obern und den päpstlichen Stuhl hier vorzugsweise zu finden. Der Staat war reich; die Nobili selbst betrieben Handel.

Die Lombardei.

Dies die einzige vom Auslande her regierte Landschaft. Sie hatte in Mailand einen Vereinigungspunct für Gesinnung und

Kraft. An Beccaria's Ruhm hat seine Vaterstadt Antheil. Hätte der Haß gegen deutsches Regiment es zugelassen, so würde Oestreich hier Dank für Wohlthaten gewonnen haben. Der Statthalter Graf Firmian (seit 1759) war wohlgesinnt, aufgeklärt und der Philosophie des Jahrhunderts zugethan; die Universität zu Pavia wurde auf Josephs Veranstaltung 1782 vortrefflich durch ihn eingerichtet. Aber von Barbarossa her wurzelte bei den Lombarden der Ingrimm gegen deutsche Gewalt; auch das Gute, das diese brachte, wurde gering geachtet als Gabe der Fremden, die der Lombarde zu übersehen meinte. Die Gegensätze zwischen Völkern haben natürlich an den Grenzen die empfindlichsten Conflicte. Der Clubb, il caffè, war Vereinigungspunct der erleuchtetsten Köpfe; die Grafen Verri, Gorani, Beccaria ꝛc. seine Mitglieder. Er stand in brieflichem Verkehr mit Voltaire, Diderot und andern Philosophen; ebenda bereitete sich eine Gesinnung vor, die nachher Gorani zum Demokraten und zum schonungslosen Kritiker der italienischen Fürstenhöfe machte.

7. Spanien.

Auf anderthalb Jahrhunderte der tiefsten Versunkenheit des Staats in politische Ohnmacht, des Volks in Unfreiheit, Schlaffheit und Bewußtlosigkeit, war mit dem zweiten Bourbon, Ferdinand VI., eine Zeit der Erleuchtung und Kräftigung eingetreten; diese dauerte unter Karl III. mit anfangs raschem, nachher gemäßigtem Fortschritte bis zum Ausbruche der Revolution. Die französische Philosophie war hier, wenn irgendwo, die Fackelträgerin; das Princip der monarchischen Autokratie ebnete ihr die Bahn. Beide Quellen waren unrein; Ensenada, der Reformator unter Ferdinand war ein sehr unlauterer Charakter und wohl mehr Freund als Gegner der Jesuiten; doch was von ihnen ausströmte, konnte dem spanischen Volke nur zur Wohlthat werden. Karl fand bei seiner Thronbesteigung 1759 schon das auf des wackern Abt Figueroa Betrieb 1753 mit dem Papste Benedict XIV. zu großem Vortheil der spanischen Krone abgeschlossene Concordat, auch hatte das Klosterwesen und die Inquisition schon Beschränkungen unterlegen, der Handel

war im Aufleben. Karl blieb in Spanien, was er in Neapel gewesen war, leidenschaftlicher Jäger und treugläubiger Anhänger der römischen Kirchenlehre und Kirchenordnung. Ueber die Ergebnisse der Jagd unterhielt er zwanzig Jahre hindurch eine pünctliche Correspondenz mit Ludwig XV.*) Den Beichtvater hatte er täglich eine Stunde lang bei sich; eifrig bemüht, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der h. Jungfrau für ganz Spanien normal zu machen, bewirkte er bei dem Papste, daß jener statt S. Jago's das Patronat über Spanien zuerkannt wurde. Jedoch er ließ geschehen, daß seine Minister und Räthe Aranda, Campomanes, Squillaci, Figueroa, für das Licht arbeiteten. Diesen kam theils des Königs Unbekümmertheit um das geistige Getriebe der Regierung, theils dessen monarchische Gesinnung und persönliche Befreundung mit Choiseul dem Jesuitenfeinde zu statten. Aranda, einer der eifrigsten Jünger der französischen Philosophie, und Campomanes, edel, hochherzig und mehr von patriotischer Gesinnung als von einseitiger Aufklärungssucht erfüllt, nacheinander Präsidenten des Raths von Castilien, hatten fast zwanzig Jahre hindurch freie Hand und gingen rüstig zu Werke. Aranda's Gewalt war so groß, daß er selbst ohne Wissen des Königs gegen jeglichen Spanier Befehle der Verhaftung oder Verbannung erlassen konnte. Das Einverständniß mit Choiseul half ihm gegen die Jesuiten, deren Feind aber auch der k. Beichtvater Osma, ein Dominikaner, war. Im Jahre 1763 mußten die Jesuiten ihre Ordenshäuser verlassen; als darauf, in Folge der Verordnungen Squillaci's, welcher die langen Mäntel und breitgekrämpten Hüte verbot und aus dem Verkauf der ersten Lebensbedürfnisse in Madrid ein königl. Monopol machte, das Volk der Hauptstadt 1766 sich empörte, gab man dieses jesuitischen Umtrieben schuld und 1. April 1767 folgte der Befehl der Aufhebung des Ordens. Ganz im Sinne des königlichen Autokratismus wurde 1768 die Bulle In coena domini verboten, die Competenz des päpstlichen Nuncius beschränkt und kirchliche Asyle aufgehoben. Zur inneren Besserung der kirchlichen Zustände wurden die Processionen

*) Mémoires de Mirabeau 5, 90.

und Festtage auf geringere Zahl beschränkt, die Lesung der Bibel den Laien erlaubt, den Mönchen das Studiren empfohlen, die Volksschulen den Weltgeistlichen übergeben. Der Inquisition wurde 1762 geboten, bei Verdammung von Büchern nur nach den Landesgesetzen, nicht nach päpstlichen Schreiben zu verfahren und zuvor den Verfasser zur Verantwortung zu lassen; ihre Gerichtsbarkeit ward 1770 auf hartnäckige Ketzerei und Apostasie beschränkt. Aranda, seit 1775 Botschafter in Versailles, wirkte auch von hier aus; nachdem Monino (Florida Blanca), ein behutsamer und zweideutiger Charakter 1777 Minister geworden war, ging es langsamer mit den Reformen; Stillstand und selbst Vorbereitung zum Rückschritte trat ein, nachdem Aranda 1784 in Ungnade gefallen war. Die Inquisition kam schon 1776 wieder zu Kräften. Olavidez, der bei seinem Versuche die Sierra Morena anzubauen, durch unbesonnene Hoffärtigkeit mit französischer Philosophie den Fanatismus gegen sich und die fremden Ansiedler aufgereizt hatte, mußte 1776 in den Kerker wandern. Der König ließ 1777 den Großinquisitor rufen und sagte ihm: Qu' on adore mon dieu et surtout qu' on le craigne*); es folgten einige Autos da fe, zuletzt 1781 zu Sevilla, und den verbotenen Büchern wurde 1783 auch Campomanes' Uebersetzung des Beccaria zugesellt. Der Rath von Castilien hatte 1778 bewirkt, daß eine Commission zur Revision der Criminalgesetze niedergesetzt wurde, aber die Sache unterblieb; der Mönch Castro empfahl die Tortur. Unleugbar war bei den höhern Ständen der Geist rege geworden; das Volk aber, für dessen Erziehung wenig geschah, blieb bei seiner Weise; auch zu den Universitäten fand die Aufklärung keine förderliche Bahn. Die Literatur, in der Velasquez, Ulloa, Masdeu, Capmany, Muñoz mit ihren historischen, Campomanes mit historischen und staatswissenschaftlichen Schriften das Reich des Wissens, wie die Dichter Huerta, Yriarte und Valdez die Macht des Nationalgefühls vermehrten, blieb hoch über der Sphäre der Menge. Gewiß aber war diese mehr der Erhebung aus dem Sumpfe der Trägheit, als der Erleuchtung bedürftig und dem Staate schien eher

*) Schlözer Briefw. 8, 56.

jene als diese zu frommen. Die Reformatoren waren hierin sehr thätig; sie spornten zum Gewerbfleiß, beriefen deutsche Bergleute, stellten fleißigen Gewerbsleuten selbst den Adel als Lohn in Aussicht und errichteten eine Schule für Staatswirthschaft zu S. Isidor. 1784 erhielt Spanien die ersten Fahrposten. Der Handel nach den Colonien wurde von den bisherigen Beschränkungen entbunden und den großen Handelsstädten freigegeben. Cadix wurde als Stapelplatz für den Wollhandel bedeutend. Dem entsprach die Regierung im Volke; es bildeten sich patriotische Gesellschaften, zuerst 1765 in Biscaya. Die von dem Bankier Cabarrus 1781 gegründete Bank von San Carlos schien dem Nationalvermögen einen glänzenden Umschwung zu verheißen; darauf folgte Actienschwindel in Spanien, Frankreich und Italien, bis Mirabeau gegen die Bank schrieb; des Abenteuerlichen war jedoch bei dieser nicht so viel, daß nicht Spanien von ihr Vortheil gehabt hätte.*) Das spanische Heer- und Flottenwesen hob sich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Die Thronbesteigung Karls IV. 1788 eröffnete für Hof, Staat und Volk Prüfungen, deren herbe Früchte in dem Revolutionszeitalter reiften.

8. Portugal.

Während der sieben und zwanzigjährigen Regierung Königs Joseph Emanuel, 1750—1777, hatte Portugal den Reformen des gewaltthätigen Pombal unterlegen. Geschworener Feind der Jesuiten, der Erste, welcher in Europa Lärm gegen sie schlug und welcher sie in Paraguay verfolgte, kann er dennoch nicht eigentlich Jünger der französischen Philosophie genannt werden. Es war ihm zunächst nur um das Regieren und Beseitigung aller dabei hinderlichen Schranken und um Schöpfungen der Eigenwilligkeit zu thun. Pombals starker Wille dominirte den des feigherzigen schwachen Königs, der wie Karl III. in Spanien aus Vorliebe für Autokratie, ungeachtet seiner abergläubigen Devotion, Papst, Inquisition und

*) Bourgoing 3, 53 ff.

Jesuiten beschränken ließ, nach einem zweideutigen nächtlichen Attentat auf sein Leben den dabei beargwohnten Jesuitenorden 1759 aufhob, und aus eben solchen Motiven dem Minister zur Demüthigung des hohen Adels seinen Arm lieh. So wurde freie Bahn gemacht, Neues zu schaffen. Wie viel oder wenig Einsicht der König in das Wesen einer guten Regierung gehabt habe, ist dunkel; doch konnte es ihm nicht widerstreben, wenn Pombal die Kräfte des Landes und Volkes zu wecken unternahm; auch mochte er erkennen, daß gewaltsame Mittel nöthig seien. Nur solche aber kannte Pombal. Er ging zu Werke wie Peter der Große, ohne dessen schöpferischen Tact zu haben. Jede Weigerung, eine Reformverordnung zu befolgen, sollte als Beleidigung der Majestät gestraft werden. Und in der That füllten sich die Kerker mit Opfern seiner Willkür. Daher fiel mehr das Gewaltsame und Despotische in dem Zwange, der der Gegenwart angethan ward, ins Auge, als was zu allmähliger Emporbildung des Volkes geschah. Zum gewerblichen Leben störte er die portugiesische Indolenz auf, ohne ihr rechte Beschäftigung zu bereiten, in den Handel griff er ein, ohne ihn leiten zu können. Ueberhaupt wurde mehr reformirt als formirt; wie er Weinberge ausrotten ließ, um zum Feldbau zu zwingen, so überall. Doch ist nicht zu leugnen, daß er auch wohl das Rechte traf, so in Gründung einer königl. Buchdruckerei und Verbreitung eigends ausgewählter aufklärender Bücher, versteht sich mit strenger Censur gegen alle übrigen, in Reform der Schulen und der Universität zu Coimbra, Stiftung einer Akademie der Wissenschaften, in Aufhebung des Unterschieds zwischen alten und neuen Christen und der Sklaverei in Portugal geborener Sklavenkinder, in Anlegung von Gewerbsschulen und Fabriken. Auch füllte sich der Schatz, und das Heer, durch Graf Lippe gebildet, war nicht mehr zu Hohn und Spott. Aber seinem Sturmschritt konnte Staat und Volk nicht nachkommen. Sogleich nach Josephs Tode trat auch Pombal von der Bühne ab. Unter der Königin Maria, die den Keim zum Blödsinn auf den Thron mitbrachte, erfolgte eine fast totale Reaction; Pombal wurde in Anklagestand versetzt und den Wirkungen eines harten Urtheils nur durch die Milde der Königin entzogen; der Papst erhielt durch

ein neues Concordat vom Jahre 1778 die meisten seiner vormaligen Rechte, die Inquisition ihre volle Macht zurück; Schriften der Aufklärungsphilosophie wurden streng verpönt, Bauten neuer Klöster unternommen, Maria's Beichtvater zum Großinquisitor und Staatsminister ernannt. Und doch kam man nicht in den alten Sumpf zurück. Der Prinz von Brasilien schützte die Reste von Freisinnigkeit und auch nach seinem Tode (1788) ließ Maria geschehn, daß 1790 die Klerisei besteuert wurde. Fabriken wurden hinfort angelegt, das Gewerbe schritt vorwärts, auch gab die Akademie der Wissenschaften nicht verächtliche Zeichen wissenschaftlichen Sinnes, und, was nach der pombalschen Willkür sehr wohlthätig erscheinen mußte, es wurde eine Commission zur Gesetzgebung bestellt. Das Volk trat aus der Krise mit wenig verändertem Charakter hervor; seine alten Gewohnheiten blieben ihm theuer; doch an Bewußtsein des Unterschieds zwischen alt und neu hatte es gewonnen und denkende Beobachter urtheilten, es sei im Fortschreiten.

9. Rußland.

Die Tünche europäischer Civilisation, welche Peter der Große seinen Russen aufgezwungen hatte, war trotz des Ingrimms der Altrussen haften geblieben; Hof, Minister, Diplomaten waren europäisch; ein halbes Jahrhundert nach ihm war der vornehme Russe ebenso begierig nach Politur, als in Peters Zeit widerspenstig dagegen; doch das Orientalische und Barbarische verschwand nicht aus der Gesinnung; Adel der Seele und wissenschaftliche Tiefe läßt sich nicht gebieten; auch war es darum nie zu thun gewesen. Was von Peter I. zum Nutzen seines Reichs begonnen war und sich auf der Oberfläche ausgebreitet hatte, ohne in die Tiefe zu wachsen, das erhielt in Katharina II. (1762—1796) mehr Zuwachs an Schmuck, als an Gehalt. Die Art, wie Katharina das Reich behandelte, ist das Riesenabbild von der Toilettensorge des Weibes. Viel Glanz, viel Bedacht auf Effect, Trachten nach Eroberung, viel Freude an den Schmeichelreden darüber. Sie eröffnete einen Briefwechsel mit Voltaire, um die Hauptstimme des Zeitalters für sich zu haben;

Diderot kam nach Petersburg; sein Ausruf femme étonnante und seine Ermahnung, sich nicht mit geringen Tugenden abzugeben, sondern Großes zu unternehmen, fand Beifall.[1]) Schriftstellerin war Katharina schon als Großfürstin; was damals zur Beschäftigung diente, ward später auch Sache der Eitelkeit. Der Charakter des Weibes, Lebhaftigkeit in Auffassung von Entwürfen, die der Eitelkeit schmeichelten, und Mangel an Beharrlichkeit, sobald der erste Reiz vorüber war, zeigt sich durchweg in der innern Staatsverwaltung: ein Anderes war es mit Verfolgung von Plänen nach außen; die Ehr- und Herrschsucht sind auch bei dem Weibe nicht flüchtiger Natur. Katharina hatte viel, viel begonnen, wobei sicherlich Manches, das nicht blos auf den Schein berechnet war — es darf nur an die Pockenimpfung erinnert werden —, aber wenig war ausgeführt. Es war ungeheuer viel in Rußland zu thun, herkulische Arbeit, das Staatsgebäude innerlich auszubauen; der Ideen und des Scheins hätte man gern entrathen können; es bedurfte herzhaften und ausdauernden Angriffs zur Durcharbeitung der Massen: bei Katharina aber drängte eine Idee die andere und gar gewöhnlich hatte sie ihre Befriedigung schon an dem Aufputze der Außenseite. Oder wenn es nützliche Institute galt, so war sie schon mit der Medaille oder dem Plane zu einer solchen zufriedengestellt. Je glanzvoller aber ein Plan, um so eifriger dafür Katharina; natürlich kam es bei Manchem nicht einmal zum Anfange der Ausführung. Sie wollte einen Tempel der Natur errichten, darin sollte ein Exemplar von Allem und Jeglichem, was Gott geschaffen habe, sein. Es wurde nichts daraus.[2]) Sie legte den Grund zu 240

1) Si vous faites cas de grandes actions héroïques, votre rôle est très glorieux, mais si vous faites cas de vertus futiles, votre rôle n'est pas également beau. Daher denn was Mirabeau 1779 schrieb (Lettres de Mirab. écrites du donjon de Vincennes 3, 100): Cathérine met en contribution tous les beaux esprits de son siècle, pour écrire en phrases pompeuses ce qui ne fut jamais dans son coeur, ce que dementent chaque jour son administration et sa conduite. Und wiederum was Katharina 1789 an Zimmermann schrieb: J'ai fait cas de la philosophie, parceque mon âme a toujours été singulièrement républicaine (!).

2) Potemkin, in Archenholz Minerva 27, Heft 2.

Städten, ohne daß Bevölkerung vorhanden war; bedeutsames Wahrzeichen ihrer Art und Kunst der Civilisation. Nicht anders die Ernennung der Fürstin Daschkof zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften. Gegen die Zeit von Friedrichs II. Ableben war Katharina längst von dem Eifer, sich als Philosophin auf dem Thron zur Emporbildung des Volks hervorzuthun, zurückgekommen. Indessen gab von Zeit zu Zeit Einzelnes zu erkennen, daß die Richtung noch dieselbe war, 1782 eine Commission für Volksschulen und Schulbücher, 1783 ein Seminar für Volksschullehrer und eine Akademie für russische Sprache und Geschichte, darauf Normalschulen 1785, vor Allem aber das 6. Januar 1785 gefeierte Fest der Toleranz, das freilich in einer Zeit, wo die griechische Kirche noch nicht Proselyten machte, wenig sagte. Das war wie ein verspätetes Nachspiel zu dem gesamten Schaugepränge, das sie mit Gesittung und Aufklärung getrieben hatte.

Das Volk lag noch in seiner Knechtschaft; die Commission für ein Gesetzbuch, wozu Katharina die berühmte und wegen ihrer Freisinnigkeit in Frankreich bald nach ihrem Erscheinen verbotene Instruction aus Montesquieu ꝛc. verfaßt hatte, war eine Versorgungsanstalt für Ignoranten und Possenreißer;*) die Justiz ohne feste Satzungen, die Ukase einander nicht selten widersprechend, die Richter meist unwissend, gewissenlos, feil; nur das von Katharina eingesetzte Gewissengericht ein Mittel, zu seinem Rechte zu kommen. Der Staatshaushalt war trotz der Vermehrung des Einkommens auf's Doppelte tief zerrüttet, Papiergeld im Zunehmen; an barem Gelde Mangel bei wiederholten Anleihen, am Hofe arge Verschwendung, für Wegebau ꝛc. nichts übrig. Die Verwaltung nirgends treu, Besoldung ärmlich; Erpressung, Bestechung, Unterschleif durchweg der Ersatz dafür. Ueberall Stückwerk und Stockung. Fragen wir nun nach den Fortschritten, die die Völker Rußlands während der langen Regierung Katharina's in der Civilisation machten! Wo keine Volksfreiheit, hat die Geschichte des Volksthums wenig mit Entwicklung aus innerm Triebe zu thun; Veränderungen, nur von

*) Masson Mémoires secrets etc. 1800. Vol. I, p. 96.

oben und auf der Oberfläche bewirkt, sind nur wie aufgeprägte Stempel. Das paßt auf die Russen, Peuple malléable, wie man sie genannt hat; stark im Talent der Nachahmung und wie durch ihre historische Mission bestimmt, von außen und oben, durch Fremde und Despotismus bedingt zu werden. So durch Waräger, von Byzanz aus, durch die Mongolen und mit Iwan Wasiljewitsch I. durch heimische Zwingherren. Die seit Peter I. bei Hof und Heer beginnende und unter Katharina ungemein fortgeschrittene Gewöhnung an Formen europäischer Cultur hat den Russen Eigenschaften angebildet, die für die heimatlichen Zustände weniger, als für den Staatenverkehr in Betracht kommen: ungemeine Schlauheit im diplomatischen Verkehr, begleitet von der Leichtzüngigkeit, mit welcher der Russe sich in fremder, besonders der Diplomatensprache ausdrückt, und ausgezeichnete soldatische Tüchtigkeit. Wahrhaftigkeit, geistige Erhebung, Rechtssinn wurden vermißt; das Selbstgefühl, bei der Menge null, war bei den Großen orientalischer Stolz; das Nervensystem zu zarten Empfindungen noch nicht ausgebildet; daher der Körper bei Anstrengung und Züchtigung duldsamer, weil das Seelenleiden geringer.

In ihren spätern Jahren gab Katharina dem denkenden Menschen nur noch zwei Eigenschaften zu betrachten, als Weib sklavische Hingebung an sinnlichen Naturtrieb, als Regentin Nachgiebigkeit gegen den brutalsten aller Günstlinge neuer Zeit und eine Sucht zu Vergrößerung von Macht und Ansehn in Europa, aus der die verderblichsten Entwürfe auf die Nachbarstaaten hervorgingen. Ob für Staat und Volk mehr Unheil aus Herrschaft von Mätressen eines Regenten oder aus der Macht von Günstlingen einer Regentin erwachse, war für das achtzehnte Jahrhundert eine Frage von praktischer Wichtigkeit: wir wollen nicht versuchen, sie zu entscheiden. Die frühern Jahrhunderte hatten schlimme Beispiele der Hinwegsetzung des Fürsten über das Sittengesetz gegeben; allgemein war die Praxis wie bei den olympischen Göttern: kraft der Gunst des Standes Entbindung von Gesetzen des bürgerlichen und sittlichen Lebens. In der Entwürdigung der Person mögen Ludwig XV. und Katharina einander den Rang streitig machen; es hat die

Vermuthung stattgefunden, daß Katharina's körperlicher Zustand krankhaft war; doch gab es in Petersburg keinen Hirschpark, und einer Messalina hat sie nicht gleichgethan. Katharina ist einzig darin, daß sie die Stellung des Günstlings wie ein Amt organisirte und so eine Loyalität des Leibdienstes einführte. Rußland war an Emporkömmlinge gewöhnt; das Zarenthum die Quelle des Adels, und bei richtiger Consequenz konnte die unmittelbarste Vertrautheit mit der Person der Zarin als höchste Potenz davon gelten. Von hohem Adel oder Stande war keiner von den Günstlingen, Yermoloff war zuvor Unterofficier der Garde. Doch keiner war Ausländer. Den Schritt vom Bette der Wollust zur Regierung des Reichs hatte die Pompadour gemacht; Potemkin trat in ihre Fußtapfen. Die übrigen Günstlinge, seit er das Bett geräumt hatte, waren eine von ihm besorgte und übermachte Lieferung an das auch im Alter ungeschwächt fortdauernde Gelüst Katharina's. Ohne seinen Vorschlag oder seine Zustimmung pflegte der Wechsel nicht zu geschehen; von Lanskoy ließ er sich 200,000 Rubel Gratial zahlen; einige Male geschah der Wechsel auf seinen Anlaß, weil der Günstling ihm gefährlich zu werden schien. Potemkin hatte die Zimmer des erklärten Beischläfers der Kaiserin im Jahre 1774 bezogen, im Jahre 1776 verlassen. Darauf folgten Sawadowsky, Soriz, Korsakow, Lanskoy, Yermoloff, Momonow und der Letzte, ohne Potemkins Zuthun gewählt, Platon Subow. Jeder hatte ein festes Gehalt, 140,000 Rubel, wie von einem Hofamte; besondere Befriedigung gab Katharina noch durch Geschenke von Geld, Bauern und Häusern zu erkennen; Sawadowsky erhielt einmal 3000, dann 4000 Bauern; Soriz 100,000, dann 80,000 Rubel, 7000 Bauern und ein Haus; so die übrigen.*) Dies Alles begreift sich vom Standpunkte orientalischen Hoflebens ohne Mühe; von unermeß-

*) Wie gern die Diplomaten dergleichen an ihre Höfe berichteten, sieht man aus den Anführungen in v. Raumers Beiträgen zur neuern Geschichte Bd. 5, 357. 361. 366. 375. 484. Ergiebiger ist die Indiscretion der „russischen Günstlinge" und der „Mémoires secrets" von Masson. Der Letztere stand lange in Rußland in ähnlichem Credit als späterhin General Pillet in England; ein vornehmer Russe sagte zu einem französischen Reisegefährten: Masson est un brigand.

lichem Reichthum hatten Menzikow und Biron früher großartigere Beispiele gegeben, hinter denen Orlow, Potemkin und Subow zurückblieben, wenn schon in die Staatskassen zu greifen auch ihnen erlaubt war. Aber schwer begreiflich ist, wie die stolze Zarin, mit den Ansprüchen auf entscheidende Stimme unter den Mächten Europas einem Menschen wie Potemkin die Staatsgewalt in einem Maße überließ, daß er sich erlauben konnte, was er wollte. Der frühere Günstling Orlow machte ihr Vorwürfe darüber; es gab eine heftige Scene; Katharina ließ sich das Unglaubliche gefallen*); aber Potemkin blieb und durfte sich erlauben, was mächtige Veziere unter schwachen Sultanen gethan hatten. Ist es wahr, daß Katharina im Bewußtsein des Verbrechens, durch das sie den Thron erlangt hatte, und des Unrechts, mit dem sie ihn dem Thronerben Paul vorenthielt, Potemkin mit seiner rohen Gewaltigkeit für nöthig hielt, ihren Thron sicher zu stellen? Der Mann dazu war er; aber ganz Rußland fühlte die Last davon. Fürst Ligne sagte, in Potemkin sei das Gigantische, Romantische und Barbarische zusammen; das mittlere Stück dieser Trias war bei weitem das geringste; oder man müßte viel darauf geben, daß Potemkin Musik leidenschaftlich gern hörte und gewöhnlich 80 Menschen zum Musikmachen in seinem Gefolge hatte. Gegen das Jahr 1780 stand dem Herzoge von Curland bevor, seines Herzogthums los und ledig zu werden; es sollte an Potemkin kommen.

Der Großfürst Paul, geb. 1754, lebte in tiefster Unterwürfigkeit. Katharina liebte ihn nicht und ließ ihn das empfinden. Potemkin half dazu mit; es war leicht, Katharina mit der Sorge zu erfüllen, daß Paul mit Gedanken auf den Thron, der ihm gebührte, umgehe, und was war nicht in Rußland um des Thrones willen schon geschehen? Was konnte nicht alle Tage wieder geschehen? Ein böses Gewissen macht argwöhnisch und Katharina täuschte sich nicht über die Fortdauer des orientalischen Charakters ihrer Herrschaft. Ihr Benehmen gegen Paul war aber mehr als lieblos; es war ihr um gänzliche Niederdrückung des Muthes bei ihm zu thun. De-

*) v. Raumer 5, 394.

müthigungen hatte er auch von Potemkin, der Alles brutalisirte, zu erdulden. Von Ausbildung seines Geistes, von Theilnahme an Staatsgeschäften war nicht die Rede. Er hieß Großadmiral, aber durfte sich um nichts bekümmern. Im Türkenkriege wünschte er in Potemkins Heere zu sein; dies wurde ihm verleidet, man ließ ihn zum finnischen Heere gehen, aber ohne Antheil am Commando. Sein Geist mußte zusammenschrumpfen und sein Charakter verkrüppeln. Die Großfürsten Alexander und Constantin zog Katharina so sehr vor, als sie ihren Vater zurücksetzte. Sie ordnete die erste physische Pflege Alexanders aufs vortrefflichste,*) schrieb Elementarbücher zu ihrem Unterrichte, ließ Laharpe nachher bei Alexander freie Hand und machte Alexander mit Staatssachen vertraut, ehe dieser reif dazu war. Ist dem Verdachte, daß sie Paul gar nicht zur Thronfolge kommen lassen wollte, zu trauen? Seine zweite Gemahlin, Maria von Würtemberg, wußte ihren Stolz und Unmuth zu verbergen. Der Gedanke an Auflehnung gegen die Kaiserin schien Beiden gänzlich fern zu sein.

Die Regierung durch das gesamte Räderwerk der Staatsmaschine zu verfolgen, nachzuweisen, wie viel Verordnungen unbefolgt blieben, wie viel Unbilden die Beamtschaft übte oder geschehen ließ, wie viel Unterschleif getrieben wurde, das ist keines Menschen Werk. Ob Katharina selbst meinte, es geschehe, was sie befohlen? Auch dieser Wahn wäre zu dem orientalischen Charakter des Reichs zu rechnen. Nicht minder zu dem Regimente der Günstlinge. Man kann nicht sagen, daß diese sich der Regierung bemächtigten. Günstlinge regieren nicht, sie sind nur da, die Regierung zu stören und zu verderben. Auch Potemkin kümmerte sich nicht um die Regierung; ihm genügte, thun zu können, was er wollte, und bei Katharina's auswärtiger Politik das Machtwort zu sprechen. Potemkin war über dem Gesetze; ihm wurde bei Allem, was er that, durch die Finger gesehen. Sawadowsky und Yermoloff suchten der Kaiserin die Augen über seine Brutalität zu öffnen; dafür schaffte

*) Sie sandte die Instruction an König Gustav III. zur Nachahmung. Geijer, Gustavs III. nachgelassene Papiere 2, 91.

ihnen Potemkin bald einen Nachfolger. Wer aber hätte außer dem Schlafgemach der Kaiserin über den Machthaber zu klagen gewagt! Paul am wenigsten.

Also ward Potemkin mit Gunst und Gaben überhäuft, gewann unermeßlichen Reichthum, bezahlte Niemand, tyrannisirte alle Welt, frevelte gegen Gesetz, Recht und Menschlichkeit. Nach Besitznahme der Krimm mit den Statthalterschaften Taurien (Krimm) und Ekaterinoslaw betraut, begehrte und erlangte er Millionen zur Einrichtung Tauriens. Katharina bekam den Einfall, mit eignem Auge Potemkins Werk in dem neuen Landerwerbe zu schauen. Dies gab Anlaß zu der berufenen Reise nach Cherson 1787. Die Kosten derselben werden auf 10 Mill. Rubel angegeben, sind aber wohl noch höher zu schätzen. Potemkin, der 3 Mill. Rubel zur Einrichtung seiner Statthalterschaften empfangen, aber nicht verwandt hatte, bekam nochmals 3 Mill., dem Namen nach als Darlehn, ohne sie je wiederzubezahlen; ja auch ohne sie zu den Anschauungen, die er Katharina schaffen wollte, zu verwenden: hier genügte Gewalt statt Geld. Die Art, wie er mit der empörendsten Gewaltthätigkeit auf ihrem Wege und nach Cherson Häuser, Menschen, Schiffe, Waaren zusammenbrachte, ist wohl das Aeußerste, das tyrannische Machthaberschaft im neuern Europa je hervorgebracht hat, und das plumpste Blendwerk, womit ein an leichtgläubigem Vertrauen reicher Sinn eines gekrönten Weibes getäuscht worden ist. Potemkin ließ Breterbuden aufrichten und anstreichen; die stellten Dörfer vor; Bauern dazu wurden aus der Nachbarschaft weit umher zusammengetrieben, mußten auch wohl Nachts weiter wandern, um die Bevölkerung eines andern Breterdorfes vorzustellen; die Felsen im Dnepr wurden gesprengt zur Schifffahrt für Katharina; Cherson strotzte kraft Potemkins Aufgebot von Waaren und wimmelte von Kaufleuten; umher waren reizende Gärten, Schiffe im Hafen. Nach Abreise der Zarin verschwand Alles; die Kaufleute gingen ohne Bezahlung und ohne Waaren heim. Zu dem Aufputze des Ganzen gehörten die Schmeicheleien der Diplomaten Segur, Cobenzl, Fitzherbert, die die Reise mitmachten, und des Musters geistreicher Hofcultur, des Fürsten von Ligne. Noch mehr die Hul-

digung des polnischen Königs Stanislaus August, der auf der Hinreise Katharinens zu Kaniow sich ihr vorstellte, und die Begegnung Josephs mit ihr zu Cherson. Katharina, immer noch bedacht, Potemkin mit Zeichen der Gunst zu überhäufen, gab ihm den Beinamen des Tauriers (Tauritzcheskoi). Auch dem Günstlinge Momonow, der in Katharina's Wagen die Reise mitmachte, ward sein Theil; Katharina ließ sich und ihn zusammen malen, das Bild (Katharina mit der Zobelmütze) in der Hermitage aufhängen und seine Verbreitung durch Kupferstiche geschehen.*) Die Belagerung von Gibraltar und die Reise nach Cherson waren für Europa jener Zeit Glanzstücke aus Krieg und Frieden.

Mit dem Türkenkriege entfernte sich Potemkin von Petersburg; sein Verhältniß zu Katharina ward dadurch minder vertraut als bisher. Der Günstling Platon Subow, mit welchem seit 1789 Katharina, wie man scherzte, sich der platonischen Liebe überließ, arbeitete ihm entgegen; doch die Zarin fürchtete den Gewaltigen, der ihrem Willen zu trotzen kein Bedenken trug. Die Geschichte der letzten Jahre Potemkins verflicht sich in die des Türkenkriegs, wovon unten.

10. Polen.

Schlimme Nachbarn, für das bürgerliche Leben ein Uebel, wogegen das Recht nicht aushilft, sind für ein Volk eine gebieterische Weisung auf sorg- und wachsame Bestellung seines Hauswesens. Das hatten die Polen nicht lernen wollen. Sie waren verachtet und besserten sich nicht; sie wurden gemishandelt und wehrten sich nicht. Polnische Wirthschaft, polnischer Reichstag und polnischer Bock waren im Munde Europa's als das Schiboleth zur Bezeichnung der Heillosigkeit in Staat und Recht. Von der Schmach der ersten Theilung fiel ein guter Theil auf die Polen selbst; die Entrüstung der Nachwelt über diese gleißnerische Unverschämtheit raub-

*) Potemkin in Archenholz Minerva 36, 295, wo auch die Beschreibung der gesamten Reise.

süchtiger Politik hat nicht Mitleid mit dem Gegenstande ihrer Beraubung zum Begleiter; man zürnt jener und ist unzufrieden mit diesem. Ohnmacht des Staatshauptes, wilde Parteiung, Unbändigkeit, Rohheit und schnöde Vaterlandsverläugnung des Adels, der sich allein das Volk nannte, Intoleranz des jesuitischen Papismus der Klerisei, elende Knechtschaft und Stumpfheit der Menge, Schacher der Juden hatten den Unstaat, der sich Republik nannte, bis zum Abgrunde geführt. Reue und Besserung trat nach der ersten Theilung ein; zu spät; die böse Nachbarschaft wollte nicht, daß Polen sich von seinen politischen Krebsschäden befreite. Die von dem ersten Reichstage nach der Theilung 1773 bevollmächtigte Delegation beschloß nach Gebot der Mächte, die getheilt hatten, Fortdauer eines Wahlthrons und des liberum veto, Bestellung eines immerwährenden Raths von 36 Personen um den König. Rußland übernahm die Garantie der sogenannten Constitution. Die Dissidenten, für welche Rußland und Preußen sich vorher dem Worte nach verwandt hatten, erlangten nicht Herstellung ihres Rechts; das ließen nunmehr die Nachbarmächte geschehen. Der immerwährende Rath, mit Creaturen Katharina's besetzt, sorgte für Fortdauer russischen Einflusses; der russische Gesandte, seit der Theilung Herr von Stakelberg, pflegte mehr zu befehlen als zu rathen. Die Schwäche des Königs, bei dem die Erinnerung an vormalige Gunst Katharina's zu einer unseligen Nachgiebigkeit wirkte und nie Trotz gegen Uebermuth aufkommen ließ, die Befangenheit oder Verderbtheit der Großen, deren viele von Rußland mit Gunstbezeigungen geködert wurden, der Widerstand der papistischen Eiferer gegen wohlgemeinte Neuerungen kamen der Politik Rußlands zu statten. Stanislaus August hatte als Person hohe Liebenswürdigkeit; aber als König war er geschminkter Figurant; Hinneigung zu der Philosophie der Zeit, die ihn jedoch nicht hinderte, durch einen Alchymisten nach dem Stein der Weisen suchen zu lassen,*) Befreundung mit der Vorsteherin eines der berühmten pariser bureaux d'esprit, Madame Geoffrin, Liebhaberei für Theater, Aufenthalt in den Werkstätten

*) G. Forster Briefe 1, 517.

der Maler, Besuche bei Schulprüfungen, nicht gemeine Redekunst ꝛc. dienten dem Schein, förderten nicht zur That. Des Königs Beruf war allerdings auch nicht eben mehr als Figuriren; aber Stanislaus blieb hinter den Schranken der Verfassung noch zurück; statt ganzer Mann zu sein, war der ganze König nur eine Form. Von den Großen standen ihm seine Oheime, die Czartoriski, und sein Bruder Michael, Bischof von Plock, am nächsten. Sie und manche Andere, namentlich Zaluski, Zamoiski, Ignaz Potocki, Kollontay, hatten guten Willen und es ging etwas vorwärts. Staatslasten wurden auch dem Klerus aufgelegt, und den Juden, die Ackerbau betreiben würden, Freiheit von der Kopfsteuer zugesichert. Von den Gütern des Jesuitenordens, die man 1775 dem öffentlichen Unterrichte zugewiesen hatte, wurde zwar ein großer Theil verschleudert und veruntreut, doch die 1776 allein damit betraute Erziehungscommission sorgte für passende Verwendung, namentlich zur Dotation der Universitäten Krakau und Wilna. Die Tortur ward abgeschafft, Zamoiski mit dem Entwurfe eines neuen Gesetzbuchs beauftragt. Der gänzlich zerrüttete Staatshaushalt bekam nach einigen Jahren etwas tröstlicheres Ansehen. Jedoch ein Versuch, den immerwährenden Rath abzuschaffen, mislang 1778, und der Geist des Privilegienwesens und des Papismus war bei der Berathung über Zamoiski's Vorschläge 1780 — einerlei Recht für Alle, bedingte Befreiung des Landmanns, Annäherung der Stände zu einander — mächtig genug jene zu vereiteln. Also blieb das alte Unwesen in den staatsrechtlichen Zuständen; damit auch Gültigkeit päpstlicher Bullen ohne Bestätigung vom Könige, Gerichtsbarkeit des päpstlichen Nuncius, Appellation nach Rom, geistliche Immunität, Klosterwesen — ohne Beschränkung. Hingegen hatte der Geist der Zeit den Weg zu einer großen Zahl der Edelleute gefunden; mindestens war französische Sprache und Literatur auf den Schlössern gäng und gebe. Reisen nach Paris galten für souveränes Bildungsmittel. Kirchliche Intoleranz verlor von ihrer Kraft. Ignaz Krasicki, Erzbischof von Gnesen, schrieb sogar 1775 eine Monachomachia. Der Reichstag des Jahres 1776 verbot Processe wegen Zauberei. Leider aber hatte dies nur Abglättung der Sitte, nicht Stärkung des Nationalgefühls zur Folge.

Das Letztere bekam eine Pflegerin in der Nationalliteratur; diese war im ersten Auftauchen aus langer Versunkenheit und der Pole begann erst eben wieder polnisch als Sprache der Literatur anzusehen: politischen Einfluß hatte diese aber alsbald durch die Richtung auf Nationalität, auf polnische Geschichte und Nationalrecht. Doch Erhebung der Menge zum Staatsbürgerthum lag der Politur der äußern Erscheinung und des gesellschaftlichen Tons noch fern, und neben dem Prunke der großen Herren blieb die Elendigkeit des geknechteten Volkes mit allem sarmatischen und jüdischen Schmutze unbeachtet. Städtisches Bürgerthum und Blüthe des Gewerbes war außer Danzig, Thorn und Elbing nicht zu finden. Warschau, Krakau, Wilna hatten den Charakter von Adelsstädten, wo neben den Herren nur Hof- und Dienstleute; Posen, Gnesen, Grodno ebenso, aber in niederem Grade. Mit Verzicht auf Adelsvorrechte einen freien Bauernstand und ein Staatsbürgerthum zu schaffen, war die höchste Aufgabe für den Staat; die nächste treues Zusammenhalten der Bevorrechteten zur Beschützung des Staats, wie er eben war.

Böse Nachbarschaft hatte Polens Zustände verschlimmert; bessere Zeiten schienen einzutreten, als jene unter sich uneins wurde und das Netz der Vormundschaft einen Riß bekam. Wie die Polen dies benutzten, ist nur zum Theil in die Geschichte des Staatenverkehrs verflochten; ihnen selbst gebührt der Ruhm, mit eigener Kraft sich ermannt zu haben; sie selbst fanden Heilmittel für ihre Zustände: nur die Verkehrung derselben zum Unheil war Sache verrätherischer Parteigänger des Auslands. Darum hier von den Ehren, unten von der Unehre. Daß russische Truppen auch außer Kriegszeit auf polnischem Gebiete lagerten, war seit Anfange des Jahrhunderts eine oft gesehene Erscheinung; es war, als ob es in dieser Beziehung keine Grenze zwischen den beiden Staaten gebe. Stanislaus' Reise nach Kaniow zur Begegnung mit Katharina auf der Fahrt nach Cherson war wie die demüthige Huldigung eines Clienten. Er ließ darauf bei seinem Palast Lazienki ein Standbild Jos. Sobieski's aufstellen; man deutete dies auf Neigung zur Theilnahme am Türkenkriege. Bei dem Anfange des Türkenkriegs wie-

derholte sich Lagerung von Russen in Polen. Der tief wurzelnde Groll patriotischer Polen kam zum Ausbruch, als der Bund Preußens mit England und Holland gegen die Kaiserhöfe bekannt wurde. Mit dem am 6. October 1788 eröffneten Reichstage, der nachher der vierjährige Reichstag genannt wurde, begann eine neue Ordnung der Dinge. Ignaz und Stanislaus Potocki, Malachowski, Krasinski, Kollontay, Rector der Universität zu Krakau, Niemcewicz ꝛc., wurden Wortführer. Die Patrioten waren in großer Mehrzahl. An der Spitze der russischen Partei stand der Kronfeldherr Branicki, mit Potemkins Nichte vermählt. Der König neigte sich dem Scheine nach den Erstern zu. Die Intriguen der Partei Branicki's, die auch wohl durch russische Geldsendungen ermuthigt wurde, traten hervor bei Rath und That; ihnen ist es zuzuschreiben, daß so mancher treffliche Beschluß aufgehalten wurde, noch mehr daß die Ausführung anderer unvollständig blieb. Die Patrioten wurden von Preußen und den übrigen antirussischen Mächten ermuntert. Rußland beantragte ein Bündniß, der preußische Gesandte Buchholz mahnte davon ab, 12. October; es ward abgelehnt, auf Entfernung der russischen Truppen gedrungen, Vermehrung des polnischen Heers, das bis zu 16,000 Mann herabgekommen war, auf 100,000 Mann, Abgabe des zehnten Groschens von den Grundstücken beschlossen; der Reichstag sollte dauern so lange, als es die Umstände erheischten. Stark war das Vertrauen zu eigner Kraft, hoffnungsvoll die Erwägung der Sympathie Preußens, Englands und Schwedens mit der Erhebung Polens. Der russische Gesandte erklärte 5 November, daß Rußland jede Veränderung der Constitution als Bruch der Verträge ansehe; von Preußen dagegen ward 19. November Besserung der Constitution empfohlen. Der englische Gesandte Hailes äußerte sich ebenfalls billigend und ermunternd. Der Bruch mit Rußland ward entschieden durch Aufhebung des immerwährenden Raths 19. Januar 1789 und Absendung eines Geschäftsträgers nach Constantinopel. Der König willigte wider seine Wünsche und Ansichten ein; schien aber von nun an den Patrioten sich aufrichtig verbunden zu haben. Die Russen verließen bald darauf Polen. Aber die russische Partei auf dem Reichstage, Branicki, Kossakowski ꝛc.

hemmten durch ihre Künste dargestellt, daß man am Ende eines Jahrs nur wenig vorgeschritten war. Indessen wurde 27. Februar zur Kräftigung der Staatsmacht die Hälfte alles Einkommens der Starosteien der Krone zugesprochen und ein Theil der Einkünfte des Klerus für das Heer bestimmt, das Einkommen der Bischöfe auf 100,000 polnische Gulden herabgesetzt. Von einzelnen Patrioten wurde reichlich für das Heer beigesteuert; Stanislaus Potocki und Fürst Radzivil gaben schönes Beispiel; der Letztere stellte eine Legion von 6200 Mann. Der Hauptschritt aber geschah, als 7. September 1789 der Marschal des Reichstags, Malachowski, Besserung der Constitution beantragte. Man bestellte dazu eine Commission; Krasinski, Bischof von Kaminiek, bekam den Vorstand derselben. Es waren nicht mehr die alten Polen. Den Entwurf zu einer neuen Verfassung legte Bischof Krasinski 13. December 1789 vor: Beschluß eines allgemeinen Dankfestes war die Antwort darauf.

Es nahte sich die Zeit, wo ein neuer Reichstag den dermaligen abzulösen hatte; die russische Partei hoffte eine Reaction: aber es kam zum Beschlusse, daß der neue sich mit dem bisherigen vereinigen und beide zusammen an dem Werke der Staatsbesserung fortarbeiten sollten. Die Zahl der Patrioten bekam mächtigen Zuwachs in den neuen Landboten, und von den Landtagen brachten diese fast insgesamt patriotische Instructionen mit; die Hauptpunkte derselben waren: Gleichheit der Abgaben, Vermehrung des Heers, Wahl der kursächsischen Dynastie zu erblicher Thronfolge. Die neuen Landboten traten ein 16. October 1790. Jedoch die russische Partei vermochte noch immer die Beschlüsse des Patriotismus aufzuhalten und zu durchkreuzen: im Anfange des Jahres 1791 war eine trübe Stimmung bei den Patrioten; denn nun war auch die Stellung der auswärtigen Mächte eine andere geworden; Leopold hatte Frieden mit den Türken, Gustav mit Rußland gemacht, die reichenbacher Convention Preußen und Oestreich ausgesöhnt, auf des seit 29. März 1790 mit Polen verbündeten Preußens Beistand war nur noch wenig zu rechnen. Um so mehr kam darauf an, die Constitution ins Werk zu setzen. Ueber einen lange debattirten Punkt,

Herstellung des Städterechts, war man endlich 14. April 1791 zum Beschluß gekommen; die Städte erhielten mehr als vordem. Die Constitution lag vollendet da. Der König schien ganz damit einverstanden zu sein: der 5. Mai wurde zur Abstimmung darüber festgesetzt. Doch die Sorge vor den Umtrieben der russischen Partei, die zu einer Gewaltthat rüstete, trieb zur Eile: so wurde 3. Mai 1791 die neue Constitution vorgelegt und mit einem enthusiastischen Freudenrausche, der den Protest einiger Vaterlandsfeinde unterdrückte, angenommen. Sie ist älter als die französische der constituirenden Versammlung, ist in der Idee hinter dieser zurück, aber um so weiser; sie warf das Historische nicht über den Haufen, sie baute es um und besserte es; es war ein großartiger Act der Nationalerziehung, der politischen Emporbildung; Fortschritte auf dieser Bahn wurden der Zeit überlassen; der Gegenwart gewährte man, was thunlich war. Darum ist diese Constitution nur aus dem Gesichtspunkte auf ihre Bedeutung für Polen, nur nach der Anwendbarkeit auf dessen Zustände zu schätzen. Also: Bestätigung der katholischen Kirche als Staatskirche, jedoch Freiheit für jegliches Religionsbekenntniß ohne Nachtheil für staatsbürgerliches Recht zu Aemtern und Landbotenschaft. Die Städte werden frei von der Gewalt der Starosten, erwählen ihre Magistrate und senden Abgeordnete zum Reichstage. Staatsbürger können adlige Güter erwerben, bürgerliche und militärische Würden erlangen; vermöge des Doctorgrades auch Domherrnstellen; adlig werden städtische Abgeordnete zum Reichstage, die zwei Jahre im Amte gewesen sind, auf jedem Reichstage 30 Bürger nach Vorschlag der Städte, außerdem Besitzer eines Grundstücks von 200 Gulden Steuer, und Hauptleute. Adlige sind befugt, Bürger zu werden und ohne Unehre bürgerliches Gewerbe zu betreiben. Für die Landleute bleiben die Verträge zwischen ihnen und den Grundherren gültig, ihre Lasten dürfen nicht willkürlich erhöht werden; neue Ansiedler bekommen volle Freiheit. Öffentliche Gewalten sind drei, die gesetzgebende, vollziehende richterliche. Die gesetzgebende ist bei dem Reichstage, der aus der Landboten- und Senatorenkammer besteht; die Landbotenkammer repräsentirt die Souveränetät der Nation; an sie zuerst kommen die Anträge des

Throns über Gesetze, Krieg, Frieden, Verträge; die Senatoren (Bischöfe, Wojewoden, Castellane, Minister) stimmen über die Beschlüsse jener ab; bei Gleichheit der Stimmen entscheidet der König. Das liberum veto ist abgeschafft; alle 25 Jahre findet eine Revision des Verfassungsgesetzes statt. Die vollziehende Gewalt, der Thron, ist erblich in einer Familie, diese aber wird erwählt, und zwar die kurfürstlich sächsische. Die Person des Königs ist unverletzlich; er hat Begnadigungsrecht, ist Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, bestellt Feldherren und Officiere; ebenso Beamte, Bischöfe, Senatoren und Minister. Letztere, der Primas und zwei Secretäre, bilden den königl. Staatsrath. Von diesem sind die für Erziehung, Policei, Krieg und Schatz bestellten Commissionen abhängig. Auf Antrag von zwei Dritteln der Stimmen des Reichstags hat der König einen Minister zu entfernen. Die Minister sind verantwortlich. Die richterliche Gewalt besteht aus Referendargerichten für die Bauern, aus Landgerichten erster und zweiter Instanz für den Adel, wozu die Richter von den Landtagen gewählt werden, aus städtischen Gerichten erster Instanz mit Appellation, endlich einem höchsten Gerichte über Staatsverbrechen, wozu der Reichstag die Richter wählt. Ein neues Civil- und Criminalgesetzbuch soll verfaßt werden und der Reichstag Personen dazu erwählen. Die Erziehung königlicher Prinzen ist Sache der Nation; die Stände ernennen den Erzieher, und dieser hat ihnen Rechenschaft zu geben. Zum Kriegsdienste ist Jeder verpflichtet. Die bewaffnete Macht schwört Ergebenheit gegen Nation und König, Vertheidigung der Constitution.

Die Leibeigenschaft der Bauern also blieb, auch das bisherige Frohnwesen; nicht minder die Steuerfreiheit des Adels. Die große Schwierigkeit, für jene Alles auf einmal zu thun, hatten selbst Rousseau und Mably anerkannt.*) Französischen Demokraten der Revolution, insbesondere Jacobinern wie Mehée de la Touche, erschien die Constitution stümperhaft; dagegen hieß es bald in russischen Erklärungen, sie sei jacobinisch.

*) J. J. Rousseau sur le gouvernement de Pologne. Mably du gouvernement et des lois de Pologne.

Ein Gesetz von den Reichstagen und deren Einrichtung folgte 13. Mai 1791; ebenfalls wurden auch andere Staatsbehörden durch spätere Beschlüsse im Laufe des Jahres 1791 regulirt. Es war Freude durch das gesamte Land, und zu den Bezeigungen derselben mischten sich Glückwünsche von Mächten des Auslandes. Doch Schatz und Heer mehrten sich nicht in einem Maße, daß Polen festes Vertrauen zu seiner eigenen Macht fassen konnte. Am Ende des Jahres 1791 war aber eine nahebevorstehende Probe der Nationalkraft zum Widerstande gegen Rußland vorauszusehen.

11. Die Pforte.

Stockung und Fäulniß! Unwissenheit und Stolz! Ohnmacht und Ungeschick! Dies die natürliche Folge des Beharrens der Pforte und der osmanischen Bevölkerung ihres Gebiets in asiatischer Rohheit und Lasterhaftigkeit. Ehemals hatte muselmännischer Fanatismus und kriegerische Gesinnung in der Richtung auf das Ausland gutgemacht, was in den inneren Zuständen vermißt wurde: jetzt zeigte sich der Verfall, der bei stupidem, für jegliche Aufklärung und für gesetzliche Zustände durchaus unempfänglichem Despotismus nothwendig eintreten mußte. Die Serailserziehung und die Haremslüfte erlaubten nicht, daß der Sultan mit frischer Kraft ausschreitend das Leben kennen lernte. Von Zeit zu Zeit hatten tüchtige Großveziere Sinn für Reformen gezeigt, aber dies doch meist nur im Heerwesen. Der dritte der Kiuprili, Mustafa, wollte mehr, aber starb zu früh. Dem Großvezier Ibrahim, einem Renegaten aus Ungarn, verdankte Constantinopel die Gründung der ersten Buchdruckerei. Regierungsprincip für den Sultan war, dem Volke so viel als möglich abzunehmen; etwas für das Volk zu thun, war ihm ganz fremd. Die Beamten handelten ebenso; Bereicherung war das Ziel ihrer Waltung, Erpressungen das Mittel, bis die seidne Schnur kam, um ihre Schätze in den des Großsultans hinüberzuleiten. Aus dem Volke selbst konnte vermöge der lähmenden Knechtschaft nichts hervorwachsen; auch verschmähte der osmanische Stolz jegliche Abwandlung, wenn diese durch Annahme

christlicher Bildung vermittelt werden sollte. Sultan Abdul-Hamet, 1774—1789, bekam durch den Frieden von Kutschuk-Kainardge freie Hand, für das Innere zu sorgen: doch es geschah nichts zur Besserung des zerfallenden und sich auflösenden Staatsgebäudes. Sein Nachfolger Selim III. erbte von ihm den russisch-östreichischen Krieg; Reformpläne faßte er erst späterhin.

Von der nicht muselmännischen Bevölkerung des Reichs waren die Griechen seit Anfange des achtzehnten Jahrhunderts im Fortschreiten, aber nicht in einerlei Richtung. Die des Fanar in Constantinopel waren als geschmeidige Werkzeuge der Dienerschaft des Despotismus gewürdigt worden; daher die Dragomane und die Statthalter in der Moldau und Wallachei, Kantakuzeno, Maurokordato, Muruſi, Suzzo. Die Letzteren zum Theil nur Blutsauger, zum Theil mit dem Bedacht, christlich-europäische Institute in jenen Fürstenthümern zu gründen, wo aber die Bevölkerung der sittlichen und politischen Verjüngung wenig entgegenkam. Die Griechen im Peloponnes und in den daran gränzenden Landschaften dagegen versuchten sich in den ersten Schritten von der Knechtschaft zur Freiheit. Die Aufreizungen Rußlands fanden williges Gehör; als die russische Flotte 1769 an der Küste des Peloponnes erschien, griffen die Griechen zu den Waffen. Bald darauf schmählich von den Russen im Stiche gelassen, verfielen sie der entsetzlichsten Rache der Osmanen: doch ging daraus die wackere Inselgemeinde Hydra hervor. Die Fortschritte der Griechen in Cultur und Literatur, wozu die Fanarioten mithalfen, waren erfreulich: doch die Kraft zu künftiger politischer Verjüngung war hauptsächlich bei den kühnen Seefahrern, den trotzigen Klephten und den edeln Sulioten.

Kräftiger noch als die Griechen waren die Servier, auch sie für die Cultur empfänglich und durch russischen Beistand auf Erhebung hoffend.

12. Schweden.

Gustav III. war ohne Zweifel einer der begabtesten Fürsten seiner Zeit; geistreich, der Rede und der Feder mächtig, kühn in

Gefahr: Alles aber ward eitel durch falsche Richtung; Gustav wurde nicht Volksfürst, sondern Hof- und Heerkönig und sein ganzes Königthum wie ein auf Effect berechnetes Theaterspiel. Befreundung mit den Philosophen war schon des Jünglings Trieb. Grimm's pariser Correspondenz ging auch an ihn wie an seine Mutter. Seine Reise nach Paris 1770 gab ihm die Weihe durch die Philosophen und das französische Cabinet zugleich: beide spornten den Geist des Autokratismus, der sehr stark in Gustav war. Nach dem Staatsstreiche des Jahres 1772 schrieb ihm die Deffand; Voltaire schickte ein Gedicht; Gustav war entzückt darüber und sandte ihm zur Erwiederung sein Gesetz über Fortdauer der Preßfreiheit in französischer Uebersetzung.[1]) Nur kurze Zeit nach dem Umsturze der Herrschaft des Adels, den er mit eben so vollendeter Heuchelei als Entschlossenheit zu Stande gebracht hatte, war Gustav bei dem Volke beliebt; der gemeine Mann wurde verdrießlich über das 1775 eingeführte Branntweinsregal und die widerwärtige Aufpasserei, die es mit sich führte. Gustav selbst verhehlte sich nicht, daß er hier einen Fehler gemacht habe,[2]) aber verharrte darin. Der denkende Mensch sah mit ernster Misbilligung das lustige Hofleben und die Prunklust des Königs, die Karrousels, den Bau eines Opernhauses, des Königs theatralische Schriftstellerei, die 1778 am Hofe erscheinende theatralische Nationaltracht. Im engern Kreise der Hofvertrauten enthüllte aber Gustavs Leben und Verkehr mit jungen Günstlingen Seiten, die das sittliche Gefühl empören: bei seiner Gemahlin, hieß es, habe er durch den Baron Munck seine Stelle vertreten lassen; seine allerdings nicht tadellose Mutter war um seiner naturwidrigen Lüste willen mit Abneigung gegen ihn erfüllt.[3]) Im Verborgenen schlich aber noch ein unheimlicher Geist um den König; den Jünger Voltaire's bethörte geisterbannende Mystik; Gustav suchte in einem Orden der Templer Befriedigung für seinen der Natur und Wahrheit ganz entfremdeten Geist.[4]) Der Reichstag

1) Geijer, Gustavs III. hinterlassene Papiere 2, 39. Schlözer Briefw. 7, 57.
2) Geijer a. a. O. 2, 109.
3) Ebendas. 2, 146. Zur Apologie vgl. Arndt schwed. Gesch. 153.
4) Geijer 2, 180 ff. 185.

des Jahres 1778 war noch wie eine Nachfeier zur Revolution des Jahres 1772; der grollende Adel wagte noch nicht das Haupt wieder zu erheben; von den andern Ständen aber ward nichts zur Sprache gebracht, das den König hätte stören können. Doch wollten Scharfsichtige schon damals erkennen, daß das Schweigen dem König nicht eben günstig sei, und als eine Denkschrift eines gewissen Humelhjelm mit anzüglichen Aeußerungen über das Ungewisse der gegenwärtigen Verfassung bei dem Ritterstande eingebracht wurde, löste der König den Reichstag mit Mismuth auf. Der ungestüme und gallichte Oberst Sprengporten nahm seinen Abschied und zeichnete dabei dem Könige unverhohlen das Verderbliche seines Treibens.[1]) Bald darauf kündigte sich Mangel in den Finanzen an und der Austritt des Grafen Scheffer aus dem Staatsdienste ward eine empfindliche Lücke in dem königlichen Rathe. Aber statt als bescheidener Haushalter daheim zu sorgen, überließ sich Gustav nun noch mehr seiner Sucht zu glänzen. Die Freuden der Heimat waren abgenutzt. Nun sollte die Feldherrnrolle folgen. Es schien 1783, als werde die Pforte Krieg gegen Rußland beginnen; Gustav rüstete für diesen Fall einen Krieg gegen Dänemark, dessen König er als seinen petit voisin bezeichnete und verachtete; er wollte Norwegen erobern. Um sich gegen Rußland sicher zu setzen, besprach er sich mit Katharina zu Friedrichsham: doch es kam nicht zu einem Türkenkriege, und nun machte Gustav eine Kunstreise nach Italien, gefiel sich in der Rolle des Feindes der Etikette, auf die er doch sonst großes Gewicht legte, rühmte es, mit Kaiser Joseph ohne alle Hoheitszeichen sich unter die päpstlichen Garden gemischt zu haben, bewunderte darauf in Neapel den Geist, die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Königin,[2]) und machte 1784 einen zweiten Besuch in Versailles. Gustav fuhr nach seiner Rückkehr fort in der frühern Art zu regieren und zu figuriren; er schuf und gestaltete manches Nützliche, aber seine glanzlustige, leichtsinnige und verschwenderische Hoffärtigkeit wandte die Gemüther von ihm ab; der talentvolle

1) Geijer 2, 79.
2) Ebendas. 3, 99. 104.

König war zugleich ein höchst unweiser. Das Misvergnügen in Schweden war längst nicht mehr auf den Adel beschränkt; die Presse wurde scharf und bitter; das Landvolk erhob sich hie und da gegen die königl. Branntweinfiscale, die nachstöberten wie Friedrichs II. Kaffeschniffler. Der zweite Reichstag seit der Revolution, 1786, zeigt, daß des Königs Popularität sehr gesunken war und daß der Adel Muth zum Widerstand eben darin wiedergefunden hatte. Auch hatte der russische Gesandte Markof es nicht an Einflüsterungen fehlen lassen. Axel Fersen trat an der Spitze des Adels dem Könige entgegen, als dieser vier Anträge an den Reichstag stellte. Die übrigen Stände machten ebenfalls Schwierigkeiten: der König konnte nur eins seiner Begehren, Anlegung von Kornmagazinen durch Bankgelder, erlangen: er löste den Reichstag mit Zeichen des Verdrusses auf. Die Geschichte der noch übrigen sechs Jahre seiner Regierung verflicht sich in die der Staatshändel des Ostens vor der Revolution und die Politik des monarchischen Europa gegen diese.

Gustavs gesamte Regierung stand in falschem Verhältniß zu den Kräften seines Landes, dem Sinne und den Bedürfnissen des Volkes: für einen Schwedenkönig ziemte sich Sparsamkeit, Bescheidenheit und Ernst. Der Adel theilte mit dem Volke nicht die ehrliche Gutmüthigkeit; er hatte die Gesinnung einer Kaste und war böser Dinge fähig.

13. Dänemark.

Unter Friedrich V. (1746—1766) glänzte der dänische Hof durch Pflege der Literatur und Kunst, durch Unternehmung vielversprechender Anstalten und Reformen. Alle Ehre dem Andenken des trefflichen Hartwig Ernst von Bernstorff, der im Rathe des Königs treu und umsichtig, in Freilassung seiner eigenen Bauern aus der Leibeigenschaft menschenfreundlich, in jeder Beziehung wackerer Repräsentant des Sinnes für ächte Gesittung war. Aber es war des Hofglanzes zu viel; der Staatshaushalt konnte nicht nachkommen; die Volkswohlfahrt hatte wenig Segen von dem Eifer zu

schaffen und zu schmücken. Das unumschränkte Königthum hatte nun kraft des Kongelov (1660) ein Jahrhundert lang bestanden, und der öffentlichen Meinung schien die Erinnerung an die früheren Zustände nicht eben werth zu sein: nun aber kam jenes nach Friedrichs V. Tode in eine sehr schwierige Probe, als Christian VII. in Wahnsinn verfiel. Doch es gab Könige, die bei vollem Besitze der Vernunft sich nicht um die Regierung kümmerten, und so mußte es denn auch in Dänemark gehen. Wer sollte darein reden! Des Königs Unterschrift war zu erlangen und damit regierte Struensee und nach dessen Sturze des Königs Stiefmutter Juliane, ihr Sohn Friedrich und ihr Minister Guldberg. Den Feinden Struensee's war es nicht darauf angekommen, des Königs Unterschrift zu seinem Sturze, zu dem barbarischen an ihm und Graf Brandt verübten Justizmorde und zu entsetzlicher Schmach des königlichen Hauses zu misbrauchen: wie hätten sie nachher sich um gesetzlichen Gang der Regierung kümmern mögen! Preßfreiheit war von Struensee 1770 auf eine sehr unverständige Weise eingeführt worden; diese ließ man fortbestehen, aber wußte die Presse so einzuschüchtern, daß sie über das Regierungssystem nichts Ungünstiges laut werden ließ. Zehn Jahre einer despotischen Cabinetsregierung waren vergangen, als der Kronprinz Friedrich, Christians VII. und Karoline Mathildens Sohn, mit seiner Confirmation das Knabenalter zurücklegte. Seine Stiefmutter gedachte noch ferner die Regierung zu behalten; aber dies Mal kam dem Kronprinzen seines Vaters Unterschrift zu statten. Es gab der Misvergnügten gar viele; der Kronprinz wurde ermuntert, sich der Regierung zu bemächtigen; man erlangte vom Könige die Unterschrift zu einem Befehle, der das Ministerium der verwittweten Königin entließ und damit trat 14. April 1784 der Kronprinz an die Spitze der Regierung. Alle Wohlgesinnten wurden mit Freuden erfüllt, als er den von Guldberg 1780 entfernten Grafen Andreas Peter von Bernstorff ins Ministerium zurückrief. Des Kronprinzen merklich hervortretende Vorliebe für das Heerwesen ließ man sich gern gefallen, denn sein Vertrauen zu Bernstorff schien dafür zu bürgen, daß er es auf ein Bürgerkönigthum abgesehen habe. Wurde ja doch schon 1787 eine Commission

zur Verbesserung des Bauernstandes bestellt und bald darauf die Aufhebung der Leibeigenschaft ins Werk gesetzt. Daß aber im Jahre 1788 der Kronprinz den Feldzug des norwegischen Heers als Freiwilliger mitmachte und jegliche Beschwerde und Entbehrung des Soldaten theilte, ließ wenigstens nicht Neigung zum Hofprunke erkennen. Die Souveränetät war anspruchslos und vertraute der Anerkennung ihres guten Willens: daher freie Presse, ohne daß der Regierung Unheil daraus erwuchs. Dänemark konnte damals ein glückliches Land heißen.

Die Dreitheiligkeit der Bevölkerung, Dänen, Norweger und Deutsche — der Isländer zu geschweigen — vertrug sich noch miteinander; die Norweger hatten Sprache und Sitte mit den Dänen fast gemein, und ertrugen mit Resignation hergebrachte Zurücksetzung bei Aemtern ꝛc. Gegen das Deutsche jedoch, das Struensee mit unvorsichtigem Uebermuth verhaßt gemacht hatte, das aber in dem 1773 zum dänischen Gebiete gekommenen Holstein schon durch die Nachbarschaft mit Schleswig eine viel gewichtigere Stimme bekam, als bis dahin das abgesondert gelegene Oldenburg, und überdies sich auf eine ständische Verfassung daselbst stützte, war schon in Guldbergs Ministerium der Danismus mit einem gewissen Eifer hervorgetreten. In einem Schulreglement vom Jahre 1775 wurde die dänische Sprache zu einem Hauptgegenstande des Unterrichts empfohlen, 1776 das Indigenat zur Bedingung jeglicher Beamtung gemacht, 1777 die dänische Sprache zum Commando auch für die deutschen Truppen eingeführt. Doch dies Alles störte nach Abtritt Guldbergs wenig; mit den damaligen Zuständen vertrug sichs, daß von den Studenten in Kiel der deutsche Kaiser im Landesvater vorkam: daß die Dänen damals mit einigem Selbstgefühl sich auch des Aufblühens ihrer Literatur durch Holberg, Schöning, Suhm, Tyge Rothe, Kofod Ancher, Ewald, Rahbek, Jacobi, Bastholm ꝛc. bewußt wurden, konnte der Deutsche ihnen gern gönnen; nicht daher kam der Gegensatz: der deutschen Literatur gegenüber ist die dänische immer bescheiden gewesen: es war politische Eifersucht auf die Deutschen in den Herzogthümern. Das Uebermaß von Gift und Galle aber, welches in unsern Tagen jenem Antagonismus an-

haftet und mit den Zuckungen eines Bandwurms sich schon seit Jahrzehnden durch die Zeitungen fortschlingt, war damals unbekannt.

14. Holland.

Die politische Kraft des einst so gewaltigen Freistaats hatte sich im spanischen Erbfolgekriege erschöpft; seitdem erfreute man sich ungemeinen Reichthums, den fortgesetzter Handelsgewinn immer noch vermehrte, ließ mit niedriger Filzigkeit Flotte und Heerwesen verfallen, fragte nicht nach Macht und Geltung, und ließ sichs gefallen, als Staat verachtet zu werden. Zu loben war Duldung in Glaubens- und Preßsachen. Parteiung für und wider das Haus Oranien bestand schon seit der Zeit Olden Barnevelds; die Landschaft Holland war Hauptsitz der Gegner Oraniens; im Ganzen waren diesem Hause die aristokratischen, durch Cooptation ergänzten, Magistrate der Städte entgegen, dagegen die Menge ihm geneigt. Wilhelm IV. hatte 1748—1751 mit der Macht der öffentlichen Meinung gegen die städtische Oligarchie angekämpft. Diese aber stärkte sich darauf aus dem Hasse gegen England, der seit dem siebenjährigen Kriege national wurde, und gegen den Vormund und seit 1766 anmaßlichen Rathgeber des an Geist- und Willenskraft unbedeutenden Erbstatthalters Wilhelm V., Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, der für englischen Parteigänger galt, mindestens nicht ein solches Muster von Fürstentugend war, wie ihn nachher für gutes Geld Schlözer darstellte. Dieser Haß richtete sich auch gegen den schwachen Erbstatthalter, als angeblichen Clienten Englands und wurde heftiger seit dem Kriege, den England 1780 gegen Holland wegen beabsichtigten Zutritts zur bewaffneten Neutralität begann, und der unsägliche Verluste über Hollands Handel und Colonien brachte. Man gab dem Erbstatthalter schuld, die Kriegsrüstungen verabsäumt zu haben. Es wurden Beschwerden über den Herzog an den Erbstatthalter gerichtet; die Presse ward ergiebig an bittern Producten, es regte sich Demagogie; von Amerika aus wuchsen Freiheitsideen auf; die Gegner Oraniens nannten sich Patrioten. Dennoch war die eigentliche Stärke der

Opposition bei der Oligarchie, die auf Fortdauer hergebrachter Misbräuche gehalten und Reformversuche des Erbstatthalters zurückgewiesen hatte. Sie war entschieden egoistischer, als dieser; war, mit Schlözer zu reden, eine Kakistokratie. Als nun Joseph den Scheldestreit begann, ließ sie durch den Rheingrafen Salm eine Legion werben und den Zustand der Festungen untersuchen. Der Bericht über den letztern enthielt abermals Beschwerden über den Herzog von Braunschweig, die öffentlichen Blätter schmähten, und jener verließ October 1784 Holland. Der Erbstatthalter hatte nun in seiner Gemahlin, Schwester Friedrich Wilhelms II. von Preußen, eine Beratherin, die bald bitterer als Ludwig Ernst von den Patrioten gehaßt wurde. Jetzt parteieten sich die Landschaften gegen einander, und auch einzelne Landschaften zerfielen in Parteien. Die Patrioten waren stark in der Landschaft Holland; doch die Einwohner vom Haag und meist auch die von Rotterdam für den Erbstatthalter. In Geldern waren die Staaten für diesen, aber die Städte Hattem und Elburg wider ihn. In Utrecht heftiger Zwiespalt; die Staaten von Utrecht verließen die Hauptstadt der Landschaft und begaben sich nach Amersfort, in jener herrschten darauf die Patrioten. Ebenso zerfallen war Friesland; die Patrioten zu Franeker constituirten eine Staatenversammlung gegen die oranisch gesinnte der Landschaft. Groningen und Overyssel waren ganz für die Patrioten, Seeland meist oranisch. Die Generalstaaten hielten sich zu dem Erbstatthalter. Waffenübungen der Bürger, Errichtung von Bürgercompagnien und von Freicorps sah man in allen Landschaften, wo die Patrioten dominirten. Die Truppen und der Pöbel waren meist oranisch, die Bürgercompagnien patriotisch. Unter den Patrioten selbst aber trat Verschiedenheit der politischen Principien hervor; eine demokratische Partei erhob sich gegen die Oligarchen. So durch und durch Verwirrung und Zerfallenheit. Einen tüchtigen republikanischen Charakter herauszufinden ist unmöglich, und bei des Erbstatthalters Partei mag dessen Gemahlin leicht für begabter als alle Andere gelten. Holland, in ungestümen Beschlüssen den übrigen Landschaften voraus, hörte auf die Rathschläge des Rheingrafen Salm, dessen Legion es in Sold genommen hatte, des von Frank-

reich gesandten General Maillebois und des feurigen Pensionärs von Dordrecht, Gyzelare; es nahm 1785 dem Erbstatthalter den Befehl über die Truppen im Haag. Darauf verließ dieser die Landschaft und nahm seinen Aufenthalt bald zu Breda, bald zu Loo in Geldern oder auf der Burg zu Nymwegen. Sein Kriegsvolk war in Geldern vorzugsweise zahlreich. Die Städte Hattem und Elburg in Geldern unterwarf er mit Gewalt September 1786. Als nun die utrechter Staaten in Amersfort um Hülfe an den Erbstatthalter sandten, rüstete sich Holland, den utrechter Patrioten beizustehen und schickte ihnen den Rheingrafen Salm zu Hülfe. Der Erbstatthalter hatte seine Truppen bei Arnheim versammelt und erließ 26. März 1787 eine Proclamation, welche ankündigte, daß er sich der ihm zustehenden Zwangsmittel bedienen werde. Ein Gefecht bei Vreeswyk am Leck 9. Mai 1787 war das Vorspiel zum Bürgerkriege. Das Kriegsvolk der Patrioten stand unter General Ryssel bereit, den drohenden Angriff zurückzuweisen: da verfiel Holland durch eine unabsichtliche Beleidigung der Erbstatthalterin der Ahndung ihres Bruders, des Königs von Preußen. Hiervon unten in der Geschichte der Staatshändel.

15. England.

Seit 1760 saß auf dem englischen Throne König Georg III. Die Gesinnung des Königs war der Idee der Freiheit und des Fortschritts der Aufklärung nicht günstig. Er war menschenfreundlich und wohlthätig, aber karg in Concessionen, die von dem Capital der Macht gegeben werden sollten. Ehrbar und sittlich aus christlich-religiösen Motiven, gern andächtig und demüthig vor Gott, machte er dem Hofe Sittsamkeit, Andacht und fleißigen Besuch des Gottesdienstes zur Pflicht, und pflegte wohl Sonntags der königl. Familie eine Predigt vorzulesen. Das Gebetbuch wußte er auswendig, strich auch in demselben den Anruf Gottes für „Georg den König" und schrieb dafür „Deinen Knecht." Die alten Theologen der bischöflichen Kirche, Warton, Tuckens ꝛc., waren für ihn Orakel; das seien Riesen, sagte er. Die neue Philosophie war ihm

wenig bekannt; seiner Natur und Bildung nach mußte er ihr entschiedenster Gegner sein. Vom Staatswesen hatte er wohl nur nothdürftige Kenntniß; doch war er pünktlich in Besorgung der Regierungsgeschäfte und hatte Gefallen am Regieren bis zum kleinsten Detail. Sein Wille war nicht schwach; aber Eigensinn trat oft an die Stelle der Stärke. Schlaff und passiv, ging er nicht mit Gedanken um, zu Gunsten seiner Macht die Verfassung durch Staatsstreiche zu verletzen; das würde auch ein starker Geist nicht vermocht haben; aber gern ließ er geschehen, daß innerhalb der duldsamen Formen der Verfassung durch hergebrachte Mittel von Geld und Gunst das Regierungssystem, wo es aufhalten und zurückweisen wollte, unterstützt ward und die Volksvertretung in ihrem Kampfe gegen dieses vergeblich sich abmühte. Die Whigs haßte er herzlichst; Ratzen war seine gewöhnliche Bezeichnung für die Opposition; ein Toryministerium dagegen hatte in seiner persönlichen Neigung sichern Anhalt. Da nun Gott mit der königlichen Macht Fürsten ein Pfand gegeben hat, das nur bei rechtem Gebrauche menschlicher Vernunft von Gottes Gnaden ist, so hatte die Nation, wie überall und immer, Gott zu bitten, daß er dem Könige gute und treue Rathgeber verleihen möge. Geistige Beschränktheit und Geringheit politischen Wissens und Taktes führte König Georg zu Fehlgriffen in der Wahl der Minister, und so wurden die ersten zwei Jahrzehnde seiner Regierung reich an Verkehrtheiten und an dem gründlichsten Tadel derselben von Seiten der Opposition. Die letztere fand die beredtesten Anwalte, und ohne daß die französische Philosophie hier als Gesetzgeberin wirkte, entwickelte sich im nordamerikanischen Kriege der Geist der Freiheit von einer eigenthümlich nationalen Grundlage aus mächtiger, als in allen philosophisch-politischen Treibhäusern des europäischen Festlandes.

Die neue Philosophie, in der Richtung auf kirchliche Aufklärung in England ältern Ursprungs als in Frankreich, aber in ihrer Entwickelung durch ihre jüngere französische Schwester überholt, hatte sich mit französischen Formen in die englische Literatur zurückverpflanzt; Bolingbroke, Chesterfield, Hume, Gibbon wurden bedeutende Wortführer derselben. Jedoch dies blieb großentheils auf die

Literatur beschränkt: im englischen Staats- und Kirchenwesen standen fast unbezwingliche Bollwerke des historischen Rechts jener Philosophie entgegen, ja standen wohl selbst in grellstem Abstich zu dem gesunden Menschenverstande. Nimmt man aber Irland dazu, so ist man an den Grenzen menschlichen Rechts und Gefühls, und bei dem, was im Folgenden von dem englischen Staatswesen gesagt wird, ist immer gegenwärtig zu halten, daß dieses nicht über die irische See hinüberreicht; Irland ist nicht anders denn als Provinz oder Colonie anzusehen. Das Festhalten an hergebrachten Rechten, Freiheiten und ihren Formen war Princip des Staatslebens und politischer Charakter der Engländer. Man ließ barbarische Gesetze des Mittelalters fortbestehen; man zog der Abschaffung derselben die Nichtanwendung vor; die Unförmlichkeit der Volksvertretung mit den rotten boroughs, vor allen dem berüchtigten Old Sarum, mit Bestechung und Käuflichkeit, mit dem Scandal der Wahltumulte, die Entsetzlichkeit der Matrossenpresse, die Grausamkeit der Disciplin auf der Flotte und im Heere, die schwere Belastung mit Steuern und die Störung des Gewerbes und selbst des Hausrechts durch fiscalische Eingriffe,*) und so viele andere Uebelstände wurden geduldet, weil man urtheilte, das Gute stehe fest mit dem Uebeln, zum Feststehen des Staatsgebäudes müsse auch veraltetes Gebälk und Gemach bleiben. Die Freiheit hat ihren Aberglauben, ihre Vorurtheile, ihren Pedantismus, und von dergleichen eingenommen, fand der Engländer sich ab mit dem, was er als Gebrechen erkannte; er ließ es fortbestehen, um nicht durch dessen Abstellung Lücken zu öffnen, welche für die Constitution des gesammten Staatskörpers empfindlich werden möchten. Es ist wahr, im Volke waren die Wünsche, daß dies und jenes besser werden möge, lebhaft genug und die Opposition im Parlament brachte manche derselben zur Sprache: doch soll man die englischen Zustände nicht nach der Stimme der Opposition allein, am wenigsten aber nach Continentalansichten beurtheilen; wie sichs in einem Hause wohne, läßt sich nie recht beurtheilen, wenn man nur durch das Fenster hineinschaut.

*) v. Vincke, Verwaltung Großbrit. 41. 75.

Trotz dem Stolze und Reichthum, dem überwiegenden politischen Gewichte der Aristokratie, die das Fett des Landes und die Interessen des Volkes in ihrer Hand hatte, war Volksfreiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums der Stolz des Engländers und groß die Einbildung auf diese Güter. Dies gewiß eine nicht verächtliche Zugabe zum Besitzthum, da des Menschen Glück mehr als zur Hälfte in der Meinung besteht und mancher knechtartige Bürdenträger, der sich frei dünkt, besser daran ist, als der in der That Freie, aber nach seinen Gedanken Ueberlastete.

Die materiellen Interessen waren in stetem Wachsthum durch unermeßliche Ausdehnung des Gewerbes und Handels; hier der Geist durch alle Klassen der Bevölkerung rege und der Succeß ergiebig; seit 1767 schon Watts Dampfmaschine im Gange, Wege zum Wohlstande in keinem Lande Europa's gebahnter, und nirgends die Bewegung auf diesen lebhafter. War auch die Ungleichheit der äußeren Glücksgüter in erschreckender Zunahme und die Herrschaft des Geldes Niemandes Auge verborgen, so kam doch dem Uebelstande die Unzufriedenheit der Niederen und Armen bei weitem nicht gleich. Die Klage der Armuth hatte nicht den Schmerz des Bewußtseins unnatürlicher Kränkung; das Uebel wurde nicht durch den Unmuth, der das Princip der Gleichheit bei der Vergeblichkeit des Ringens nach solcher begleitet, vergrößert. Daß ein Theil der Engländer unermeßlich reich sei, wurde als Schickung angesehen; daß sie mit ihrem Gelde im Lande regierten, als natürliche Folge davon; die Ansprüche der Unbemittelten wurden demnach durch eine gewisse Resignation gemäßigt. Hohe Geburt hat bis zu dieser Stunde in England ihr Ansehen; ein Trost für die nicht hoch Gebornen war, daß die Kluft zwischen ihnen und jenen immer überschritten werden konnte; Talent, Erfindsamkeit und Fleiß im Gewerbe, patriotische Gesinnung und ausgezeichnete geistige Bildung, vom Glücke begünstigt, hatte gar manchen Sohn bescheidener Bürgerfamilien in die höheren Kreise eingeführt. Wiederum pflegten die jüngern Söhne der Hochgebornen in der Menge zu leben; es gab kein Junkerthum. Bei allem Vorrechte der Hochgebornen aber blieb das Recht der persönlichen Bürgerfreiheit, das die mittelalterliche Leibeigenschaft schon seit Jahr-

hunderten aus der Erinnerung verloren hatte, ungekränkt; die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und die Jury waren Palladien der persönlichen Freiheit. So wenig man nun verkannte, daß die Volksvertretung im Parlamente nicht so war, wie sie sein sollte, daß die Aristokratie dominirte und die Krone durch Gunst und Gaben mehr vermochte, als das Gleichgewicht der gesetzgebenden Gewalten vertrug, so sehr Burke Ursache hatte, im Jahre 1770 darauf hinzuweisen, daß das Unterhaus eine Controle für das Volk, nicht über das Volk haben müsse,*) so schwächte dies doch nicht die Theilnahme am öffentlichen Wesen, und wo diese als Gemeingeist, public spirit, rege ist, kann die Usurpation nie zu sicherer Herrschaft gelangen. Die Parlamentsverhandlungen wurden veröffentlicht seit 1742; die periodische Presse, nicht durch Censur beschränkt, gab den trefflichsten Unterricht über öffentliche Angelegenheiten; das Volk hatte die besten Mittel politischer Erziehung: dieser aber kam der Volkscharakter, der am Bestehenden in Masse festhielt, zu statten.

In der Hauptsache konnte der Engländer behaupten, daß bei ihm mit dem Volke regiert werde und daß trotz monarchischer und aristokratischer Tendenz und Macht der Regierung doch Fälle vorkamen, wo des Volks Gesamtwille entschieden und entschlossen sich aussprach und dagegen nicht regiert werden konnte. Ob durch das Volk? Diese Frage hatte in England eine ganz andere Bedeutung als auf dem Continente: man konnte ebenso gut nein als ja sagen; im Ganzen nein, denn die Hochbegüterten hatten das Heft in Händen; im Einzelnen ja, denn Bevormundung, Vielregiererei und policeiliche Gängelung war in England unbekannt. Gern entbehrte das Volk die Sorge der Regierung für allerlei, womit die Autokratie sich und das Volk belastete; es war gewohnt, sich selbst zu helfen und sein Gemeinwesen einzurichten; der Gemeingeist war ein unerschöpfliches Magazin für Rath und That; Menschenfreundlichkeit und Patriotismus schufen daraus Größeres, als die Regierung vermocht hätte; das Gute wuchs aus der Mitte des Volks auf, ohne daß man die Regierung in Anspruch nahm; Armen- und

*) Brougham, Staatsmänner Bd. I, 148.

Krankenhäuser, gewerbliche Institute, Schulen, Rettungsanstalten ꝛc. besorgte die Gemeinde, und ebendaher kamen die Beamten, die unentgeltlich walteten. Darum — außer dem Waltungsgebiete des Cabinets — keine Centralgewalten, keine Bureaukratie, keine amtliche Liebedienerei und Servilität. Eben darum aber auch kein Bemühen der Regierung, das Volk aufzuklären, den öffentlichen Unterricht zu bessern, die Bildung zu zeitigen: auch dies ging seinen Weg ohne Schnellfuhrwerke der Regierung. Vielmehr es wurde aufgehalten dadurch, daß die auf ihre Macht und Reichthümer eifersüchtigen Würdenträger der bischöflichen Kirche, die zu den wesentlichsten Gliedern der Staatsmaschine gehörten und vorzugsweise die Hemmschuhe darstellen, dem Fortschritte der Aufklärung widerstrebten. Daher war allerdings die Menge im alten Glauben befangen und selbst des Fanatismus dafür fähig.

So waren die Zustände, als die Opposition im Parlamente nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges sich regte und bald darauf bei dem Beginn der amerikanischen Unruhen stolz ihr Haupt erhob. Hier war nicht die Philosophie des Jahrhunderts, nicht ein Spiel mit Ideen, sondern naturwüchsige Nationalprincipien von Recht und Freiheit des Volks. Was die Amerikaner thaten, sagte mehr als alle Ostentation des Continents mit Philosophie, und was die Opposition darüber sagte, hatte nichts von jener geborgt. Gewiß war ein ungeheurer Abstand von Chatham und Burke, für dessen parlamentarische Wirksamkeit der nordamerikanische Krieg die Glanzperiode war, zu Rousseau oder Voltaire. Die Parteiung der Tories und Whigs, älter als die Opposition der Philosophie gegen Hierarchie, und nicht nach Principien der Aristokratie und Demokratie geschieden, vielmehr in ihren Häuptern beiderseitig aristokratisch, war nicht so durchaus egoistisch, daß es bei dem Parteikampfe nur auf das Ote-toi delà que je m'y mette ankam. Sie gestaltete sich nunmehr so, daß die Whigs ihr Princip, die Freiheit müsse sich durch Kampf üben, sonst verliere sie, wie der Magnet, ihre Kraft, in ihrer Vertheidigung der Volksfreiheit gegen ministerielle Willkür auch auf Fortschritt und Entwickelung richteten und so auch dem Geiste des Zeitalters, der Philosophie, unabhängig

von französischen Theorien, die Hand boten. Es war wie eine Vergeltung dafür, daß Voltaire und Montesquieu die englische Verfassung gepriesen hatten. Doch befanden die nachherigen neuen Whigs sich damals noch in voller Unmündigkeit, waren vereinzelt und noch nicht Partei. Als der bedeutsamste unter ihnen mag Horne Tooke gelten. Wilkes mit seiner 1769 gebildeten Gesellschaft der Bill of rights stand nicht hoch genug zum Parteimann. Im Fortgang der amerikanischen Unruhen trat die heftigste und gewaltigste Opposition gegen den Minister North in die Schranken; Chatham, Burke, Barre, Lee, Fox ꝛc.; die Nation kam zu vollem Bewußtsein dessen, was ihr noth that. Nordamerika's Gefahr und Succeß wirkte zurück auf das Mutterland: Georgs III. Regierung wurde wider den Willen des Königs ergiebig an Reformen.

Am dringendsten bedurfte es der Abhülfe alter Schäden im Verhältnisse Irlands zu Großbritannien. Dies war in jeder Hinsicht verwerflich und auf einer Reihe von Beschlüssen empörender Ungerechtigkeit erbaut; die irischen Zustände bildeten eine schwarze Schattenseite zu dem Regierungssysteme Englands. Plutokratie und ihr ähnliche Hierarchie waren im Bunde gegen Irland. Der Handel der Irländer ward wie ausländischer besteuert, Sprüche irländischer Gerichtshöfe und Beschlüsse des dortigen Parlaments bedurften der Bestätigung in London. Dies lastete auf den englischen Ansiedlern in Irland und deren Nachkommenschaft so gut als auf der Urbevölkerung. Bei weitem mehr aber besagt, was die letztere insbesondere drückte; dort war Unmündigkeit, hier eine an Knechtschaft erinnernde Rechtlosigkeit und bitterste Noth der Armuth unter dem Drucke überreicher englischer Grundherren, die ihre Pachtgelder außer Irland verzehrten, und geistlicher Würdenträger der bischöflichen Kirche, die auf Kosten der Katholiken mit liegenden Gründen und Zehnten ausgestattet waren, während bei diesen das Kirchenthum der tiefsten Verwahrlosung preisgegeben war. Die altkeltische Leichtfertigkeit half dem Irländer sich über seine Zustände trösten; doch er hatte auch altkeltische Reizbarkeit genug, um leicht in Bewegung zu kommen, und nie ruhte er lange. Auch hätte übermenschliche Langmuth oder bestialische Gefühllosigkeit dazu gehört, was auf ihm

lastete, erträglich zu finden. Das irische Parlament half dem eigentlichen und katholischen Irländer so gut wie gar nichts; eine andere Vertretung hatte er nicht; so war er auf eigene List und Kraft verwiesen. Zu offenem Aufstande fehlte Muth und Vertrauen; der Grimm aber brachte 1762 eine geheime Verbindung der „Weißjungen", Whiteboys, hervor, die sich bald über die gesamte Insel verzweigte und 1763 durch eine neue Verbindung der „Eichenherzen", Hearts of oak, verstärkt wurde. Die Aufregung wuchs seit dem Aufstande Nordamerika's und wurde drohend für das Mutterland, da die irischen Engländer und die Altirländer in mehrerlei Forderungen zusammenstimmten und eine allgemeine öffentliche Landesbewaffnung stattfand. Daher 1779 Abstellung der drückendsten Handelsbeschränkungen und 17. Mai 1782 Anerkennung der Selbständigkeit irischer Parlamentsbeschlüsse. Darnach sonderte sich die Sache der katholischen Altirländer von der allgemein irländischen; die Opposition gegen den Pfarrzehnten wurde seit 1786 durch eine neue Verbindung, die „Rechtburschen", Right-boys, unterhalten. Die Gährung zu beschwichtigen, war Altengland keineswegs so bereitwillig, als Recht, Menschlichkeit und Klugheit mahnte, selbst nicht als die französische Revolution ihr ein gewaltiges Ferment zumischte.

Indessen hatte der Geist des Zeitalters in England selbst zu Gunsten der Dissenters, insbesondere der Katholiken, Stimmen hervorgerufen. Fox, nach Chathams Tode unter den Führern der Opposition, hatte schon gegen den Test geredet; im Jahre 1780 beseitigte Savile's katholische Bill einige der Gesetze, die in der Zeit der rohsten Intoleranz über die Katholiken verhängt worden waren, z. B. lebenslängliche Haft für jeden, der einer Messe beiwohne, eine katholische Schule eröffne. Der gräßliche Tumult, zu dem deswegen der halb verrückte Schotte Gordon in London den Pöbel aufwiegelte, giebt wohl weniger Kunde von dem Zustande der kirchlichen Stimmung des englischen Pöbels, als von seiner Rohheit. War es doch schon in jener Zeit auch nicht selten, daß der Pöbel Maschinen zerschlug. Der König, vom Geiste der intoleranten und egoistischen Episkopalkirche befangen und im Herzen gegen Bewilli-

gungen an die Katholiken, mag seit jener Zeit auch aus politischen Gründen scheu geworden sein, den Katholiken etwas zu gewähren.

Kurz vor dem Ende des nordamerikanischen Kriegs stand die Opposition in voller Stärke da. An der Spitze nunmehr Fox, Burke's Zögling und Freund, und diesem voraus in Scharfblick, Schnelligkeit der Auffassung, politischer Einsicht; von ungemeiner Liebenswürdigkeit als Mensch, edel, offen, hochherzig, gutmüthig wie ein Kind, jovial; doch Wüstling und Verschwender. Als Redner groß in der Macht der Inspiration, die mit cholerischem Charakter sich in gewaltsamer Ausströmung der Rede hervordrängte, nicht minder geschickt mit der Waffe des Witzes; Feind jeglicher blos declamatorischen Auslassung und jedes nicht ächt englischen Ausdruckes. In seiner Vaterlandsliebe aufrichtig und unwandelbar, war er als Whig dennoch Parteimann und nicht immer im Stande, die vaterländischen und Parteiinteressen zu sondern; dies lag in der Natur der politischen Gesinnung und Bildung der englischen Staatsmänner; zwischen Whigs und Tories parteilos zu sein, war ein Unding: doch thut es wehe, Fox ein Mal auf unverzeihlichen Abwegen zu finden. Als Wüstling, politischer Charakter und Redner möchte er der englische Mirabeau heißen: doch jeder ist in seiner Art einzig. Genau mit ihm verbunden war Burke, der ungestüme Donnerer der Rede, dem die Weisheit der Mäßigung und der Takt des Anstandes versagt war. Das Gewicht seiner Worte verlor nicht selten durch Derbheit und Plumpheit; die Schönheit der Rede wurde gar oft durch Verletzung des Schicklichen gestört. Er war an seinem Platze, wo es einen Sturm galt, wie ein Grenadierbataillon gegen eine Batterie. Als Staatsmann war er ungeachtet seiner Oppositionsrolle im amerikanischen Kriege nicht für Weiterbildung der englischen Verfassung: Parlamentsreform war nicht nach seinem Sinne. Neben ihm und Fox erhob sich Sheridan, ins Parlament eintretend 1781, Verschwender gleich Fox, diesem aber weder in politischer Einsicht, die ihm vielmehr gänzlich mangelte, noch in Beredtsamkeit gewachsen. Desgleichen Windham, im Parlament seit 1782, scharfsinnig, muthig und damals von unzweideutigem Patriotismus; als Redner geneigt zu Paradoxen;

Erskine, groß als gerichtlicher Redner und in ehrenwerthem Andenken als der, welcher 1784 den Grundsatz aufstellte, daß in einem Libellproceß die Jury auch über den Inhalt des Libells zu urtheilen habe. Außerdem standen hinfort noch in den Reihen der Opposition Lee, Barre ꝛc. Sie war nie stärker gewesen. Zu ihr hielt sich auch der Prinz von Wales, mehr durch jugendliche Ausschweifungen berüchtigt, als durch hohe Gaben oder politischen Charakter ausgezeichnet. Fox gehörte zu seinem vertrauten Umgange. Der König war gegen den Thronerben eingenommen und entfremdete sich diesen durch mistrauische Kälte.

Fox brachte 20. März 1782 das Ministerium North vom Ruder ab; im Ministerium Rockingham wurde er Staatssecretär, trat aber zurück als Shelburne (nachher Marquis von Landsdowne) an dessen Stelle kam, und ließ nun sich vom Parteiinteresse verblenden, einen Schritt zu thun, der auf seinen politischen Charakter einen Makel brachte. Er bot dem von ihm gestürzten Lord North die Hand zu einem politischen Bunde. So entstand die berufene „Coalition", ein Werk der Caprice und ein Oppositionsmanöver, das bisher in der parlamentarischen Taktik noch nicht in dem Maße und mit solcher Rücksichtslosigkeit auf das Ehrenhafte der Stetigkeit eines politischen Charakters versucht worden war, eine politische Genossenschaft, wie die meisten ihres gleichen aus Zeit und Umständen hervorgegangen und nur auf diese berechnet, und in der That der Nation kaum minder widerwärtig als dem Könige. Der König mußte sich selbst bezwingen, als er 2. April 1783 die Coalition zum Ministerium rief; daß der Herzog von Portland dessen Chef ward, änderte nichts in der unmuthigen Stimmung des Königs. Lord North kam nun in den Fall, seinen politischen Grundsätzen Hohn sprechen zu müssen, als er den unter Shelburne vorbereiteten Frieden mit Nordamerika, das er so hartnäckig bekämpft hatte, zum Abschluß brachte: ihn mag es wenig Mühe gekostet haben, sich zu überwinden. Fox blieb als Minister gegen die Interessen der Krone gleichgültig; er kümmerte sich nicht um die autokratischen Wünsche des Königs, als es darauf ankam, der Eigenmächtigkeit der ostindischen Compagnie Schranken zu setzen und die Macht einer Anzahl

privilegirter Kaufleute an den Staat zu bringen. Die Compagnie hatte eben damals einen höchst bedenklichen Krieg gegen Hyder Ali von Mysore bestanden, und Aussicht, von dessen nicht ebenso furchtbarem Nachfolger (1782) Tippo Saib im Friedensschluß Ansehnliches zu gewinnen. Fox achtete nicht des vertragsmäßigen Rechts, das jene für sich hatte; andrerseits war er nicht gesonnen, die Leitung der ostindischen Angelegenheiten der Krone zuzubringen; vielmehr legte er dem Parlamente eine Ostindienbill vor, nach welcher eine Commission von sieben nur mit Zustimmung des Parlaments entsetzbaren Mitgliedern dazu bestellt werden sollte. Fox brachte dazu Personen aus der Clientel der Coalition in Vorschlag; ging die Bill durch, so war durch den Einfluß der letztern die Majorität für die Coalition gesichert. Dies erkannten Wenige außer denen, die Vortheil davon haben sollten; die Bill ward vom Unterhause genehmigt. Es war nahe daran, daß sie auch im Oberhause durchging. Jetzt aber unterrichtete Lord Temple den König von der Gefahr. Nun gingen diesem die Augen auf; nun nahm er die Leitung der ostindischen Angelegenheiten ohne Einmischung des Parlaments in Anspruch und wollte in keiner Art zu dem Fortbestehen der Coalition die Hand bieten. Darum ließ er, allerdings nicht verfassungsmäßig, durch Lord Temple den Mitgliedern des Oberhauses unter der Hand eröffnen, daß er Jeden, der für die Bill stimme, als seinen Feind ansehen werde. Lord Thurlow sprach, wenn die Bill durchgehe, werde die Krone von des Königs Haupt auf das Haupt Foxens gesetzt werden. Also wurde die Bill verworfen. Fox rügte in den herbesten Ausdrücken den Schritt des Königs und die Folgeleistung des Oberhauses: dieses Verhältniß eines Ministers zum Throne war ein vollkommen unnatürliches; der König entledigte sich 18. December 1783 des ihm verhaßten Ministeriums. Der Misgriff, den Fox bei der Coalition begangen hatte, strafte sich schwer an den Whigs.

William Pitt ward 19. December 1783 zum ersten Lord der Schatzkammer ernannt und damit das Regierungssystem Georgs auf fast zwanzig Jahre bestimmt. Pitt, Chatham's Sohn, Erbe von dessen Talenten, frühzeitig gereift, mit 21 Jahren 1781 im

Parlament, schien auch seines großen Vaters politischen Charakter geerbt zu haben, als er 1782 einen Antrag zur Reform der Parlamentswahlen an das Unterhaus brachte. Wirklich war er damals mit den Whigs einverstanden; es war eine für England traurige Schickung, daß ihn Rockingham zu gewinnen und mit Fox, der Pitts Talent, Wissen und Charakter hochschätzte, zu verbinden nicht verstand oder nicht geneigt war. Unter Shelburne Kanzler der Schatzkammer war er dieses schwachen Ministeriums Vorfechter im Parlament. Nunmehr erster Minister und 12. Januar 1784 ins Unterhaus eingetreten, hatte er eine furchtbare Opposition; das Unterhaus richtete kühnen Protest gegen ihn an den König: doch Pitt gewann das Oberhaus und die Auflösung des Parlaments, 25. März 1784, brach der Opposition die Kraft. In dem neuen, 18. Mai versammelten, Parlamente hatte Pitt die Mehrheit ohne Schwanken. Reform des Parlaments gab er als erster Minister bald auf; dagegen kam seine erste große Staatshandlung der Krone zu gut. Seine Ostindien-Bill vom 4. August 1784 gab die Aufsicht über die ostindischen Angelegenheiten einer Regierungscommission von sechs Personen, dem India Board of control, und dem Könige in den Angelegenheiten Ostindiens das Recht zu Krieg und Frieden. So kam Ostindien in die Hand des Königs und Pitt erschien von nun an diesem ganz und gar als der rechte Mann, die königliche Macht, worauf Georg so viel hielt, geltendzumachen. Zunächst aber war nicht von einem der Nationalfreiheit irgend bedrohlichen System Pitts die Rede; erst der Antagonismus gegen die französische Revolution sollte ihn auf die Bahn bringen, wo er der Heilsordnung seines Vaterlandes den Rücken wandte. In den acht Jahren bis zum Ausbruche des Coalitionskrieges gab seine Verwaltung der Opposition wenig Blößen. Hohes Talent, unermüdliche Arbeitsamkeit, Zurückgezogenheit von gesellschaftlichen Genüssen, nüchterne Lebensweise, anmuthige Heiterkeit im geselligen Leben, unerschütterlicher Ernst im Geschäft, durchaus makellose Uneigennützigkeit, Klarheit und logische Bündigkeit der Rede bei Erörterung der schwierigsten Probleme, Ungestörtheit bei heftigen Angriffen, Unwandelbarkeit seiner Ruhe, Kälte und Würde waren Eigenschaften, die

auch seine Gegner als ehrenhaft anerkennen mußten. Nicht minder als der Witz Foxens ward Pitts Spott von seinen Gegnern gefürchtet. Bald aber ward ihm Hartnäckigkeit in einmal gefaßten Ansichten, auch wenn diese gegründeten Ausstellungen unterlagen, lieblose Unbekümmertheit um die eigentlichen Interessen der Nation und ungemessener Ehrgeiz vorgeworfen. Seine Stärke und die eigentliche Aufgabe seines ministeriellen Lebens und Wirkens war in jener Zeit das Finanzwesen. Zwar trug er hier nicht eben Bedenken, die Steuerlast des Volks zu vergrößern, und sein Tilgungsfonds (1786) entsprach nicht den Erwartungen, die man hegte, daß nämlich die Schuld dadurch verringert werden würde, trug vielmehr späterhin nur dazu bei, durch Feststellung des Credits, die daraus wesentlich hervorging, neue Anleihen zum Kriege gegen die Revolution zu erleichtern: jedoch bis zum Ausbruche des großen Krieges bewährte sich sein Verwaltungssystem in zunehmender Prosperität des Nationalvermögens und Staatseinkommens. Handel und Gewerbe wurden eine immer reichere Goldgrube; die Einbuße der nordamerikanischen Landschaften machte sich gut von Ostindien und selbst von Amerika her. Von 95 Schiffen, die im Jahre 1787 nach Philadelphia kamen, waren 81 englische. Als Vertreter der Torypartei, das heißt in jener Zeit derjenigen Aristokratie, die theils das Hergebrachte nicht antasten lassen wollte, weil ihre Vortheile sich daran knüpften, theils der Krone mehr Gewalt geben wollte, um die Partei der Whigs zahmer zu machen, oder, wie ihr Wort lautete, um des Parteienkampfs, der den Staat in immerwährender Unruhe halte, mächtig zu sein, theils endlich nur auf Hofgunst ausging, stand er zu dieser Partei in einem Verhältnisse natürlich gegebener Wechselwirkung; sie stimmte für seine Bills, dafür sorgte er für Aemter, Gnaden und Spenden, enthielt sich jeglichen Antrags auf Neuerungen und bekämpfte solche, wenn die Opposition sie brachte. Jedoch wo nicht die Interessen dieser Partei ins Spiel kamen, war Pitt nicht gegen Fortschritt und Aenderung. Davon mag, abgesehen von dabei stattfindenden Nebenrücksichten, die Gründung der Verbrechercolonie von Sidney Cove am Port Jackson 1788, und der Negercolonie zu Sierra Leona 1787 Zeugniß geben. Auch

waren nicht immer die Tories allein die Partei des Widerstandes gegen Anträge auf Reformen; plutokratische Interessen waren den Whigs und Tories gemeinsam. Wilberforce's edle Bemühungen (1783 ff.), die Abschaffung des Sklavenhandels zu bewirken, fanden nicht sowohl bei den Tories, als dem schmählichen Eigennutz der Kaufleute von Liverpool und Bristol und dessen Fürsprechern Widerstand. Pitt war Wilberforce's Freund und Pitts Rede gegen den Sklavenhandel (1791) ist ein Meisterstück der Beredtsamkeit. Doch ist Pitts Säumniß, hier die Sache der Menschheit mit Nachdruck zu vertreten, ihm zu schwerem Vorwurfe zu machen. Dem Könige war die Frage verhaßt; Abschaffung des Sklavenhandels war ja auch eine Neuerung und die liebte er nun einmal nicht.

Zu den getreuen Anhängern Pitts gehörte kraft des Torysystems der Kanzler Thurlow, von mürrischem und so gravitätischem Aussehen, daß Fox sagte, Niemand könne so weise sein, als er sich ausgäbe. Durch persönliche Befreundung war mit Pitt verbunden Dundas (nachher Lord Melville), oberster Commissar der ostindischen Angelegenheiten, sehr tüchtiger Geschäftsmann und vortrefflich geeignet, Stimmen zu gewinnen, Schottlands Generaladvocat, mit Pitt schon 1781 genau verbunden. Auch Addington, 1788 Sprecher im Unterhause, ist als Pitts Client anzusehen. Von parlamentarischer Bedeutung waren nur die Letzteren; Dundas von eiserner Stirn und nicht selten sehr scharfem Worte, doch nicht eigentlicher parlamentarischer Redner.

Unstreitig war die Opposition mit größerem Reichthum von Talent, besonders in Beredtsamkeit ausgestattet. Dies zeigte sich 1788 ff. in dem Processe des vormaligen General-Gouverneurs von Ostindien, Hastings und seines Genossen Impey. Jedoch galt es hier nicht einen Kampf der Opposition gegen des Ministerium an sich, denn Pitt trat zu denen, welche Hastings Anklage betrieben, sondern gegen die aristokratische Helfershelferei, wenn es darauf ankam, einen vornehmen Verbrecher, wie wenigstens damals Hastings dargestellt ward und trotz seiner hohen Verdienste als Staatsmann vor dem Richterstuhle der Moral noch jetzt erscheint, der Strafe zu entrücken, und dieser arbeitete allerdings Pitt nicht mit aller Macht

entgegen. Also tobten umsonst die Sturmfluthen der Beredtsamkeit Burke's, Foxens, Sheridan's, zu dem auch die Erstlinge des durch Feuer und Leben ausgezeichneten parlamentarischen Redetalents des Grafen Grey kamen. Ebenso vergeblich war der Kampf der Opposition gegen die von Pitt eingeführte Ladentaxe und nachher die Ausdehnung der Accise auf den Tabak und die damit verbundenen Plackereien.

Pitts Ministerium hatte eine gefährliche Krise zu bestehen, als Georg im November 1788 in Wahnsinn verfiel. In einer autokratischen Monarchie des Continents konnte sich ein Ministerium unter solchen Umständen bequem fortsetzen, bis es etwa einer Hofcabale unterlag: hier aber stand Alles still; der Kontrast zu einer Regierung wie die in Dänemark und Portugal trat scharf hervor. Das Parlament hatte den Beruf, die gesunde Vernunft, die dem königlichen Haupte mangelte, zu ergänzen. Es war eine Aufgabe, wo Ministerium und Opposition auf seltsame Art die Rollen wechselten; Pitt behauptete, ein Regent sei vom Parlament zu bestellen; Fox, der Prinz von Wales sei Regent kraft des Erbrechts. Hier erscheint Pitt minder eigennützig als Fox. Bei dem Letztern war Beweggrund seine Freundschaft für den Prinzen von Wales und vielleicht Hoffnung auf das Ministerium, bei jenem lag das Persönliche nicht so nahe. Oder wollte Pitt durch die Debatte die Sache nur hinhalten in der sichern Hoffnung, daß der König genesen werde? So nun parteiete sichs in beiden Häusern. Im Oberhause sprach Lord Abington, diese Frage müsse zur Entscheidung gebracht werden, um darzuthun, daß ein Volk seine wesentlichen eigenthümlichen Rechte habe, daß Könige und Fürsten aber als solche gar keine eigenthümlichen Rechte besitzen. Pitt hatte richtig gerechnet; das Parlament war eben mit einer den Kronprinzen sehr beschränkenden Regentschaftsordnung zu Ende, als der König, Februar 1789, genas und 12. März an das Parlament die Botschaft von seinem Wiederantritt der Regierung erließ. Es blieb Alles in seinem Gleise.

Nicht anders im Kirchenthum. Lord Stanhope brachte eine Bill zur Abschaffung alter Gesetze kirchlicher Intoleranz und zu

gänzlicher Gewissensfreiheit: aber die Bischöfe redeten dagegen und die Bill wurde verworfen. Im Unterhause wiederholten sich Petitionen der Dissenters um Abschaffung der Testacte. Fox redete dafür; zwar vergebens, doch es war wie ein Vorzeichen besserer Zeit, daß von 224 Stimmen 102 mit ihm waren. Indessen wurde auch noch eine zweite und dritte Petition der Dissenters trotz Foxens Fürsprache 1790 verworfen. Die Philosophie hatte es hier nicht leicht.

Bis dahin war die Finanzverwaltung Pitts heilsam gewesen und das Staatseinkommen dergestalt gestiegen, daß ein Theil der Taxen erlassen und eine bedeutende Summe zur Schuldentilgung bestimmt werden konnte. Pitt war aufs entschiedenste für Frieden; es war ihm nicht um Triumphe und Eroberungen, sondern um Gedeihen und Blüthe des Staatshaushaltes zu thun. Ehe nun die Rückwirkungen der französischen Revolution auf die englischen Zustände merkbar wurden, drohten die politischen Verwickelungen im Osten Europa's mit der Nothwendigkeit eines Krieges gegen Rußland, und noch näher schien 1790 ein Krieg gegen Spanien zu liegen. Im Jahre 1789 begehrte Pitt eine Anleihe von einer Million Pfund und die Ausdehnung der Accise auf den Tabak: beides wurde bewilligt. Die englischen Fonds stiegen aber darauf noch höher als zuvor. Die drei Millionen Pfund, welche die Rüstungen gegen Spanien kosteten, waren die erste große Störung in Pitts Friedenswaltung; bald darauf galt es die französische Revolution und damit kam die Schattenseite des Pittschen Ministeriums an die Reihe.

16. Frankreich.

In dem mittelalterlichen Staatswesen Frankreichs war das Königthum zuerst nur der Gipfel einer Pyramide, die in vielfältiger Abstufung der Feudalität und Hierarchie ihre unterste Basis in einem unfreien und schwer gedrückten Landvolke hatte. Aufgabe der Krone war, sich gegen die Barone und Prälaten geltendzumachen; eine Hülfsmacht dazu ward in städtischen Gemeinden mit persönlich freien Bürgern gewonnen; eine Vervollkommnung des ständischen

Wesens erfolgte, als städtische Abgeordnete im Jahre 1302 zu den Reichsversammlungen berufen wurden, als Etats-généraux entstanden. Nun war von einem dritten Stande, tiers-état die Rede. Aber Klerus und Adel behielten Vorrechte, die das freie Bürgerthum nicht theilte; die Zuziehung des letztern zu den Reichstagen geschah jedes Mal, ihm Lasten zuzumuthen, von denen jene in der Regel frei blieben; an die Erscheinung des dritten Standes auf den Reichstagen knüpfte sich nicht eine fortschreitende Entwickelung von Nationalfreiheit; das Landvolk blieb, eine Anzahl königlicher Güter ausgenommen, in Knechtschaft. Eine Beeinträchtigung des dritten Standes ging nun noch daraus hervor, daß ein Amtsadel, noblesse de robe, entstand; dadurch zogen sich aus dem Bürgerthume mehre Tausend Familien heraus, sahen sich als nicht mehr zu jenem gehörig an und bildeten einen dritten Stand der Privilegirten. So die hohen Gerichtshöfe; das Parlament, zuerst unter Franz I., und vollständig unter Heinrich II. Darauf wurden dann und wann statt der Gesamtstände, die eine Existenz von Rechts wegen hatten, vornehme Herren, Notabeln, nach Belieben des Königs ausgewählt und zu einer Berathung versammelt. Das war Gunst- und Gnadenstand. Natürliche Folge war, daß der Hof die Reichsversammlungen immer weniger gern hatte; die letzte ward 1614 berufen. Also doppelte Einbuße für den dritten Stand: eine große Zahl seiner wackersten Genossen ward ihm durch Amtsadel entfremdet, und seit dem Abkommen der Reichsversammlungen hatte er keinen Platz mehr, verfassungsmäßig seine Stimme laut werden zu lassen. Hierauf kam die Zeit, wo das Königthum sich gegen die Privilegirten wandte; Ludwig XI. hatte den Anfang gemacht, doch war dies ohne Consequenz geblieben; Richelieu beugte den Trotz des Adels und hielt den Klerus, selbst die Jesuiten, in Furcht. Davon aber kam dem dritten Stande nichts zu gute; das Landvolk wurde nicht frei von gutsherrlicher Zwingherrschaft, die Unzahl von Feudaltyrannen büßte, während Richelieu sie zwang, ihre Häupter unter die Ministerialruthe zu beugen, nichts ein von ihren Vorrechten gegen ihre Unterthanen und der Freiheit, diesen ungestraft Böses anzuthun; die Lasten dieser und der Bürger wurden dagegen durch

Vermehrung der Steuern, die der Thron begehrte, drückender als zuvor. Die Unruhen der Fronde, 1648—1653, waren ein kurzes Zwischenspiel, in dem das pariser Parlament eine Zeit lang ehrenwerthen Widerstand gegen Mazarin's willkürlichen Steuerdruck leistete und die pariser Bürgerschaft sich als eine Macht zeigte, aber die nationale Frivolität und die unsaubere Genossenschaft von hoffärtigem Adel, galanten Damen und ehrgeizigen Intriganten mit jenen alle guten Anstalten, der Willkür des Throns Schranken zu setzen, vereitelten. Mit Ludwig XIV. organisirte sich der Despotismus dergestalt, daß das Schwert der Willkür über den Häuptern der Hohen so gut als der Geringen hing, daß der hohe Adel und Klerus dem Throne gegenüber ohne Recht und Schutz waren, die Parlamente blind gehorchen mußten. Die Gunst des Throns aber ward nur den Privilegirten zu Theil und diesen ihre Erhabenheit über den dritten Stand nicht geschmälert; der Nichtadlige galt für niedrig und würdelos und ihn vorzugsweise trafen die von dem Könige aufgelegten Lasten. Ludwigs verrufenes Wort, „der Staat bin ich", ermangelte auch in dem Sinne, wie er es verstand, insofern der Wahrheit, als er das vielfach gegliederte feudale Herrenthum bestehen ließ und den Despotismus nicht zu der eigentlichen Vollendung, nämlich der Beseitigung jeglicher Gebieterschaft, die nicht als Amt vom Throne ausging, ausbildete. Ludwig XIV. hatte sich darin gefallen, den von Gott mit der nöthigen Unfehlbarkeit inspirirten Selbstherrscher zu spielen; sein Despotismus war aufs anspruchsvollste activ; dieser Rolle ward sein Nachfolger, Ludwig XV., nie mächtig. Unmündiges Kind, als der Thron an ihn kam, empfand und erkannte er nicht das Unheil, das an seines Vorgängers Hinterlassenschaft haftete und in den Jahren der Regentschaft seines Stammvetters Orleans zum Staatsbankrutt wurde. Er lernte nachher nie erkennen, was er zu thun habe; der Despotismus wurde in seiner Persönlichkeit passiv und beschränkte sich auf das Genießen; die Regierung kam an Minister und Mätressen. Die Erkenntnißkraft des Königs war gering, noch geringer das sittliche Gefühl und der Wille, ein rechter Mann und König zu sein. Die Staatsmaschine behielt die Einrichtung, die ihr Ludwig XIV.

gegeben: doch hatte sogleich nach dessen Tode das Parlament die Gunst der Umstände benutzt und sein Recht des Protests gegen königliche Verordnungen durch Verweigerung der Aufnahme in seine Protokolle wiedererlangt. Dennoch wurde es noch schlimmer als in der Zeit Ludwigs XIV., und dies um so tiefer empfunden, je mehr die Würde von der Person des Monarchen entwich, der Hof ein Pfuhl der gemeinsten Lüste wurde und die Regierung in die Hand verworfener Menschen kam. Nun erst schien die Willkür recht freies Spiel zu haben; Lettres-de-cachet, während der Regierung Ludwigs XV. bis 150,000 an der Zahl ausgefertigt, konnten auch den Unschuldigsten um seine Freiheit bringen, ohne daß irgend ein Gerichtshof davon Kunde bekam; sie waren ein furchtbares Werkzeug nicht blos für Ministerialdespotismus, sondern für lieblose Familienglieder gegen einander. Die Minister, die dergleichen im Namen des Königs ausstellten, bemerkten, daß man sich gegen die königliche Majestät vergehe, wenn man in Zweifel ziehe, ob ein vom Könige unterzeichneter Befehl wirklich von ihm gegeben sei. Besser wurde nichts außer der Erkenntniß des Volkes, daß es schlimm um das öffentliche Wesen stehe. Die französische Nation hatte damals noch Leichtsinn genug, um auch zum bösesten Spiele gute Miene zu machen; sie lachte und sang: es war, wie ein sardonisches Witzwort lautet, une monarchie tempérée par des chansons: doch außer den Hofleuten ward jeder Stand zur Opposition gegen das wüste Unwesen genöthigt. Die Hofleute jener Zeit, den Anhang einer Pompadour und Du Barry als Stand zu rangiren, ist schwer; unmöglich aber, ihnen politischen Sinn und Charakter beizumessen. Der uralte Adel grollte über das Regiment der Mätressen und ihrer Günstlinge, der minder alte über die Verordnung, daß hoffähig nur die Geschlechter sein sollten, deren Vorfahren schon im Jahre 1400 am Hofe gewesen wären, das Heer krankte an Einbuße des Waffenruhms, der niedere Klerus, arme wackere Pfarrer, sah mit Unmuth und Trauer das Schwelgen und die Liederlichkeit der Prälaten und Abbés, der Bürgerstand klagte über Zurücksetzung der Person und Verkümmerung des Gewerbes, das Landvolk jammerte über unerschwingliche Lasten. Die Privilegirten trugen nur einen geringen

Theil der directen Steuern; der Klerus durfte sich mit einer freiwilligen Darbringung, don gratuit, denselben entziehen; der Adel zahlte die Vingtième (Zwanzigstel vom Einkommen) und die Capitation (Kopfsteuer). Außer diesen beiden hatte der dritte Stand noch die Grundsteuer, taille, zu zahlen. Der Landmann mußte die Frohnden zum Straßenbau thun, die corvée. Alle Leistungen an den König aber machten zusammen noch nicht die Hälfte seiner Lasten; bei weitem mehr besagten die Feudalgefälle an Klerus und Adel, wovon der kirchliche Zehnte allein hier angeführt werden mag, die gesamte Liste aber so abenteuerliche und empörende Kränkungen des Menschen- und Bürgerrechts enthält, daß man eine ungemeine Erfindsamkeit des Mittelalters in Menschenquälerei anerkennen muß. Die Steuern wurden drückender durch Ungleichheit der Vertheilung unter den Besteuerten, so die Salzsteuer, die nach verschiedenen Landschaften von 2 bis 61 verschieden war, noch mehr aber durch die Art der Erhebung von Seiten der Generalpächter und die widersinnigsten und willkürlichsten fiscalischen Quälereien. Die Provinzen waren eine gegen die andere dergestalt abgesperrt, daß von einem Fabrikat, das von Valenciennes nach Bayonne geschafft werden sollte, in der Picardie Eingangszoll, in Poitou Ausgangszoll, in Bordeaux eine Steuer, genannt Comtablie, bei dem Durchgange durch die Landes abermals Zoll und in Bayonne selbst endlich die sogenannte Coutume bezahlt werden mußte. Die auf verbotenen Waarenvertrieb gesetzten Strafen waren grausam; empörend aber die Macht, die den Generalpächtern zu ihrer Anwendung gelassen war; wenn zwei Commis eines Generalpächters Jemanden des Unterschleifs bezichtigten, so galt dieser für erwiesen; die Angeber bekamen einen Antheil von den Strafgeldern, die Generalpächter hatten die Gerichtsbarkeit: was war leichter, als einen Menschen ins Unglück zu bringen! Dazu endlich die Barbarei des Strafrechts bei den ordentlichen Gerichtshöfen, das Fortbestehen scheußlicher Gefängnisse, martervoller Tortur, beschimpfender Behandlung, bevor die Schuld erwiesen war, als der Sitz auf dem Armensünderstuhl (der Sellette), nach dem Urtheil aber so eilige Vollziehung, daß nicht die Zeit übrig blieb, ein Gnadengesuch an den König zu richten! — Der Klerus

durfte die Verfolgung der Huguenotten fortsetzen und es geschahen noch immer gräuliche Dinge; doppelt gräulich ward es, wenn den kirchlichen Verfolgungseifer die Barbarei der Criminaljustiz zur Hand war, wie bei Jean Calas und dem Ritter La Barre.

Dagegen war bei der allgemeinen Vernichtung des landesväterlichen Charakters und der politischen Weisheit in den veralteten Staatsformen der Stand der Literaten zu einem Ehrenplatze in der öffentlichen Meinung gekommen und hatte Ursache, mit seiner Geltung zufrieden zu sein. Ehe nun aber irgend ein wohlthätiger Einfluß der Philosophie auf den Staat merkbar wurde, schien eine Wahlverwandtschaft zwischen der frivolen Literatur und der bei den höhern Ständen und vor Allem am Hofe herrschend gewordenen Sittenlosigkeit einzutreten. Indessen Voltaire's Pucelle hat nicht zuerst zur Unzüchtigkeit die Bahn gebrochen, sie selbst war ein Kind der Zeit der Roués, und ließe sich die Seele in Fächer eintheilen, so könnte man sagen, in Voltaire's Seele habe die Pucelle und was ihr ähnlich aus einem anderen ihren Ursprung gehabt, als Voltaire's Principien geistiger Freiheit. Des Regenten Jugend und die Lebenslehre seines Verderbers Dubois fallen in die Zeit, wo der Bigotismus an Ludwigs XIV. Hofe herrschte. Die Vollendung der verworfensten Sittenlosigkeit gab nachher Ludwig XV., als er die seinem Bette zugeführte pariser Lustdirne, Demoiselle L'Ange, zur Marquise Du Barry erhob; weder er noch sie gehörten zu den Philosophen. Die Doctrin der Philosophen aber von Reform im Staate und Aufklärung in der Kirche blieb dem Hofe und der Regierung nicht so gänzlich fremd, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Ludwig XV. selbst war freilich vermöge seiner kirchlichen Meinungen abgesagter Feind der Philosophie; doch bei seiner Bewußtlosigkeit in Allem, was Regierung war, hatte das so wenig zu bedeuten als bei Karl III. von Spanien. Nicht minder machte die Censur sich viel mit Unterdrückung oder Verbrennung philosophischer Bücher zu schaffen, auch mußte gar mancher Verfasser von dergl. in die Bastille wandern oder sein Heil in der Flucht suchen. Jedoch mit solchen Mitteln war die Fluth nicht abzudämmen, viel weniger die Quellen, aus denen sie zusammenfloß, zu verstopfen. Das

Verhältniß der Hauptstadt zu dem Sitze des Hofes war ein anderes geworden als unter Ludwig XIV. Wenn damals Paris sich darin gefiel, in Fest und Mode, Sitte und Ergötzlichkeit Schleppe des Hofes zu sein, so ging jetzt der bewegende und bedingende Geist von Paris, von dessen Bureaux d'esprit, dessen Theater, dessen Literatur aus. Paris war der Sitz der Kurzweil, in Versailles lagerte sich die Langeweile. Daher ließ der Hof sich manches gefallen, was von dort kam, und aus dem an dem Hofe verkehrenden Adel erhielt die Jüngerschaft der Philosophen ansehnlichen Zuwachs. Die schöne Literatur und die Frivolität fuhren fort, eine Brücke zwischen der Philosophie und den vornehmen Herren des Hofes, selbst den Großwürdenträgern der Kirche zu bauen; Voltaire fand als dramatischer Dichter Gunst am Hofe, und Prälaten wie Bernis waren wohl geeignet, wo nicht der Freigeisterei, doch den Neuerungsideen zur Empfehlung zu dienen. Die Pompadour kokettirte mit der neuen Philosophie; ihr Arzt, Du Quesnay, Urheber eines neuen und der heillosen Art, wie in Frankreich das Volk ausgebeutet wurde, entgegengesetzten Systems der Nationalökonomie, des physiokratischen, stand in geistiger Verwandtschaft mit den Philosophen; Bernis und Choiseul, Vertraute der Pompadour, gehörten zur Genossenschaft jener; die Pompadour gedachte J. J. Rousseau auf feine Art eine Unterstützung — 100 Louisd'or für Abschrift von Noten — zukommen zu lassen, welche dieser zurückwies. Durch Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich gab Choiseul eine Probe, wie weit man bei aller Schwachsinnigkeit des Königs gehen dürfe. Indessen zu ernstlichen Anstalten, die Gebrechen des Staatswesens zu heilen, kam es nicht; dazu hatte die Pompadour keinen Sinn; im Ganzen ging es im Taumel und Schwindel fort nach der Devise: „Nach uns die Sündfluth." Und dennoch ward es nach ihr bis zur Sündfluth erst noch recht schlimm; die letzten Lebensjahre Ludwigs XV., seine vollendete Entwürdigung in der Buhlschaft mit der Du Barry und der Gebrauch, den diese in der leichtsinnigsten Ueppigkeit und Verschwendung von der Gunst des alten Wollüstlings machte, zeigen die übermüthigste Hinwegsetzung über jegliche Rücksichten der Ehre, der Pflicht und der Noth. Graue Sünder wie der Herzog

von Richelieu waren geschäftig, bei dem Schmachspiel des Hofes Rollen zu übernehmen; auch seinen Freund Voltaire finden wir hier auf nicht eben philosophischen Wegen; in einem Verse nannte er die Du Barry eine „adorable Egeria": was war da Ludwig XV. anders als ein Numa? Der Staat empfand die Heillosigkeit des letzten und tiefsten Falls des Königs in den Verordnungen der Handlanger des damaligen Hofes. Abbé Terray, Finanzminister, häufte Steuern auf Steuern; „wozu anders bin ich da?" sagte er; das einzige Tröstliche war dabei, daß er das Geschrei darüber sich gefallen ließ; „man schindet sie, man lasse sie schreien," war seine Aeußerung darüber. Kanzler Maupeou hob 1771 die Parlamente auf, und so wurde das einzig noch vorhandene Organ zu Gegenvorstellungen wider die Ueberbürdung des Volks beseitigt. Und als ob auch außer den Grenzen Frankreichs jene Regierung sich schänden sollte, ließ der Herzog von Aiguillon, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die erste Theilung Polens geschehen, ohne ein Wort dagegen zu reden.

Daß wohlgesinnte und wohlbegabte Fürsten die Erziehung der Erbfolger vernachlässigt haben, läßt sich mit Beispielen darthun; daß aber geistes- und willensschwache und nur aufs Genießen bedachte Fürsten für die Bildung ihrer Nachfolger gesorgt hätten, damit diese es besser machten, als sie gewollt und gekonnt, davon hat die Geschichte wenig zu berichten. Arbeit übrig lassen, um sie nicht selbst zu thun, ist eine gewöhnliche Erscheinung bei solchen Naturen; wenn aber die Noth des Landes, die Zerrüttung des Staatswesens sich dem stumpfen Blicke aufdrängt, ihr vorherrschender Gedanke, bei eigenem Leben werde es noch wohl gehen, der Nachfolger möge sehen, wie er fertig werde. So war es mit Ludwig XV.; nicht unbekannt mit dem trostlosen Zustande des Staatshaushalts, hatte er weder Muth noch Einsicht zu helfen. Wenn ihm die Wirkungen der tollen Wirthschaft vor die Augen rückten, so wenn ihm zerbrochene Scheiben im Palaste auffielen und er auf seine Nachfrage hören mußte, daß man keinen Glaser mehr finden könne, weil keiner bezahlt werde: was wars? Er zuckte mit den Achseln. Als ein Geistlicher sich getraute, ihm mitzutheilen, daß Hofbediente in

Livree bettelten, zuckte er die Achseln und sagte: „Ich glaube es wohl; sie werden ja nicht bezahlt.“ Also nichts natürlicher, als Jubelruf bei der Nachricht von seinem Tode, 1774, 10. Mai. Der Unmuth, daß der Thron so lange beispielloser Entwürdigung und Land und Volk unerträglicher Verwahrlosung und Mishandlung unterlegen hatte, gab dem neuen Könige den Beinamen des Ersehnten; das war nicht das Wort der Schmeichelei, sondern der Ansprüche; wehe, wenn der so begrüßte König das in jenem Beinamen enthaltene Vertrauen der Nation täuschte!

Ludwig XVI., Enkel Ludwigs XV., hatte die Aussicht zur unmittelbaren Thronfolge schon seit neun Jahren gehabt; sein Vater war 1765 gestorben. An sorgfältige Unterweisung Ludwigs in den Erfordernissen seines künftigen Berufs, an Bildung zum Regenten, Einführung in das Geschäftsleben war seitdem nicht gedacht worden: wußte doch Ludwig XV. selbst nichts von dergleichen. Es war nunmehr schon zur Verjährung gekommen, daß der König das Figuriren habe, die Regierung aber nicht seine Sache sei. Daß aber der Dauphin sich nicht um die Staatsregierung kümmere, lag im Interesse der damaligen Hofclique. Also was von Wissen zu dem Dauphin kam, war rein Sache des Ungefährs. Mit gutem Willen hatte ihn die Natur reichlich begabt; er war ernst und selbst rauh; auf die Frage eines Hofmannes, welchen Beinamen er in der Geschichte zu haben wünsche, antwortete er: der Gestrenge (le sevère); aber er hatte nicht auch Stärke und Lebendigkeit des Willens; er war phlegmatisch und die Gutmüthigkeit trat der Neigung zur Strenge, auch wo diese gerecht und weise war, in den Weg. Man gab ihm 1770 eine Gemahlin, als er sechszehn Jahre alt war — Maria Antonia von Oestreich, Tochter Maria Theresia's und Franz Stephans von Lothringen. Ob gut oder schlecht unterrichtet, konnte bei ihr nicht die erste Frage sein; in keinem Falle konnte sie, eine Prinzessin von funfzehn Jahren, der durch Unterricht ihr zu Theil gewordenen Bildung so viel mitbringen, daß sie ihren Gemahl damit hätte bereichern können. Das sollte sie auch nicht, noch machte sie den Versuch dazu. Näher liegt die Frage, ob sie geeignet war, Einfluß auf ihren Gemahl durch ihre Persönlichkeit zu üben, ob sie

Charakter und Willen hatte, wohlthätig auf ihn zu wirken? Das Erstere blieb mehre Jahre hindurch zweifelhaft, so lange das junge Paar nur dem Namen nach vermählt war; das Zweite konnte ihr auch späterhin, nachdem ein körperlicher Uebelstand bei ihrem Gemahl beseitigt und die Ehe eine sehr zärtliche geworden war,*) nicht nachgerühmt werden. Als mütterliche Mitgift brachte sie nach Frankreich Ehrgeiz und Herrschlust, aber nie kam dazu der landesmütterliche, weise und wohlwollende Ernst der edeln Kaiserin. So lange Ludwig XV. lebte, hatte sie von dem Uebermuth der Du Barry zu leiden gehabt, ihr Gemahl ihr nicht Ersatz noch Trost gegeben; die Tage waren in frivoler Ausfüllung der Zeit vergangen, Putz und Tand eine Hauptangelegenheit gewesen. Was sie als Königin sein werde, ließ sich bei ihrer damaligen Bedeutungslosigkeit durchaus nicht erkennen. Als nun Ludwig XVI. den Thron bestieg, war es wohl eine den wohldenkenden Franzosen angenehme Erscheinung, dem Könige eine junge Gemahlin und keine Mätresse zur Seite zu sehen; doch daß sie an der Regierung Antheil bekomme, lag schlechterdings nicht in den Gedanken oder Wünschen der Nation: sie war Oestreicherin und noch immer war der seit 1756 bestehende Bund Frankreichs mit Oestreich der Nation misfällig. In Paris war sie schon im Jahre 1774 nicht gern gesehen.

Der König traute seinen eigenen Kräften zu wenig zu, um selbst regieren zu wollen: er meinte eines Principalministers zu bedürfen. Dazu wäre der charakterfeste, rechtschaffene Machault der rechte Mann gewesen; aber dieser hatte als Generalcontroleur 1749 dem Klerus Theilnahme an den Staatslasten zugemuthet und war deshalb den Tanten des Königs misfällig geworden. Zu unglücklicher Stunde wählte der König den Grafen Maurepas, der ihm von seiner Tante Adelaide empfohlen ward und für einen rechten Staatsmann galt, auch schon in den Anfängen der Zeit der Pompadour Minister gewesen war. Daß er bei dieser in Ungnade gefallen war, mochte ihm bei Mad. Adelaide zur Empfehlung dienen,

*) Eine Mittheilung aus der geheimen Hofchronik vom Jahre 1776 in Schlözers Briefwechsel 1, 125.

dem Könige das siebzigjährige Alter Maurepas' als Bürgschaft der Weisheit erscheinen. Mindestens war Maurepas ein rechter Hofmann, und seine Gewandtheit, von glücklichen Einfällen witziger Laune unterstützt, hatte das Ansehen von Geschicklichkeit; die Leichtigkeit, mit welcher er von Geschäften sprach, gab zu verstehen, daß er mit diesen auch leicht fertig werde. In Verfertigung von Chansons war er äußerst fruchtbar; auf der königl. Bibliothek zeugen 37 Bände Manuscript davon. Das setzte sich auch jetzt noch fort. In Betreff des Ministeriums war es ihm Ernst nur mit der Aufgabe, als Minister zu sterben. Sich der Nation als Minister zu bewähren, war freilich keine leichte Aufgabe; dazu gehörte mehr als die glatten Schlangenwindungen der Hoftaktik; nicht umsonst war Ludwig als der Ersehnte begrüßt worden; es mußte anders werden, als es gewesen war: das gab sich in der thatsächlichen Noth, in der öffentlichen Meinung zu erkennen und das lag auch in der Gesinnung des Königs. Darum bot Maurepas die Hand zu Aenderungen. Das Erste war demnach die Entfernung drei verhaßter Minister Ludwigs XV. Der Herzog von Aiguillon machte den Anfang. An seine Stelle kam als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf Vergennes, empfohlen durch seine diplomatischen Leistungen als Gesandter in Constantinopel und, zur Zeit der schwedischen Staatsänderung 1772, in Stockholm. Er war nach Einsicht und Charakter seiner Stelle gewachsen und gewann durch treue Anhänglichkeit das volle Vertrauen Ludwigs, bekam aber erst spät Einfluß auf die innern Angelegenheiten. Nach dem Herzoge von Aiguillon erhielten 24. August 1774 der Kanzler Maupeou und der Generalcontroleur der Finanzen, Terray, den Abschied. Daß Maurepas nun an Maupeou's Stelle den beschränkten Miromesnil brachte, der nichts für sich hatte, als dem alten Premierminister vollkommen ergeben zu sein, war für die Hoffnungen auf bessere Zeit entmuthigend. Jedoch eine zweite Wahl, Turgot's, an die Stelle Terray's, war vielverheißend: Maurepas bot damit der Philosophie die Hand. So fern ihm diese lag, und so gleichgültig es ihm war, ob etwas Gutes geschähe oder nicht, wenn nur er nicht mit der Arbeit behelligt wurde, so hatte er doch Einsicht genug, daß dem Geiste der Zeit

eine Concession zu machen sei, endlich den in seiner Lage natürlichen Wunsch, daß etwas geschehe, wodurch sein Ministerium den Wünschen und Erwartungen des Königs und der Nation entspräche; ob das nun durch Philosophen geschehe, oder nicht, war ihm am Ende einerlei, wenn es nur ging; er fürchtete davon nicht für sich; daher seine Willfährigkeit, Versuche machen zu lassen. Also fand, zwar nicht nach weisem Bedacht auf des Staates Wohlfahrt, sondern auf gelegentliche Empfehlung bei Frau von Maurepas, die Philosophie zum zweiten Male Zugang zu der Staatswaltung, und das Mal nicht blos um einige Artigkeiten mit dem Hofe zu wechseln; sie sollte das Staatswesen bessern, wo dies am meisten brüchig geworden war: der Philosoph Turgot wurde 24. August 1774 zum Generalcontroleur der Finanzen ernannt. Der Ruf eines rechtschaffenen Mannes, eines ideenreichen Geistes und eines in der Intendantur der Landschaft von Limoges bewährten Staatsbeamten ging ihm voraus. Dem Könige war er überaus willkommen. Wie er, war als Ehrenmann bekannt Malesherbes, aufgeklärt als Denker, was er in dreizehnjährigem Vorstande des Buchhandels bethätigt hatte, edler Mensch und als Staatsbürger von hochherziger Gesinnung. Schon im Jahre 1771 hatte er bei der Aufhebung der Parlamente als Präsident des Obersteuerhofs (cour des aides) Berufung der Reichsstände zur Rettung des Staats empfohlen. Turgot wünschte ihn zum Amtsgenossen; der König kannte und schätzte ihn auf den Grund von Denkschriften, zu denen sein Vater, der Dauphin, Malesherbes veranlaßt hatte; es ist ein schöner Charakterzug Ludwigs, daß er ihm mit persönlicher Zuneigung entgegenkam. Malesherbes kannte die Krankheit des Staats genau und nicht minder die Schwierigkeiten der Heilung; er hatte dies in einer Denkschrift des Obersteuerhofs 6. Mai 1775 eben zur Sprache gebracht. Die ihm darauf zu Theil gewordene Antwort, nicht des Königs, sondern Miromesnil's, der Creatur von Maurepas, welcher darin äußerte, „wenn es wirklich Misbräuche giebt," ward ihm zum Anlaß, der Präsidentur des Obersteuerhofs zu entsagen. Er wollte sich ganz ins Privatleben zurückziehen. Da kam Turgot's Aufforderung an ihn. Es kostete Mühe, seine Abneigung gegen den

Staatsdienst zu überwinden; erst nach mehrmals wiederholten Vorstellungen ließ er sich bestimmen, an Brillière's Stelle das Departement der Stadt Paris und des königlichen Hauses, womit die Direction der Policei verbunden war, zu übernehmen. Der Policeilieutenant von Paris, Sartines, wurde 1776 Minister der Marine, und zu Paris durch Lenoir ersetzt, der sein Amt nicht zu Quälereien misbrauchte. Des Königs Correspondenz mit Malesherbes bezeugt, daß zwischen Beiden eine schöne Sympathie bestand; Ludwig kam gern seinem edeln Minister mit menschenfreundlichen Vorschlägen entgegen. Malesherbes' Ernennung war nicht nach den Wünschen der Königin; sie hätte gern den Freund Oestreichs, Graf Choiseul, oder einen Vertrauten des Letztern, ins Ministerium zurückgebracht; aber ihre aufdringliche Ambition, die von dem Schweizergeneral Besenval ꝛc. unterstützt wurde, war dem alten Maurepas verdächtig und dem Könige damals noch misfällig; ihre Stimme wurde absichtlich nicht beachtet. Man sieht, daß hier, wie bei Turgot's Ernennung, Maurepas' Motive nicht im Eifer für die gute Sache lagen. — Das Kriegsministerium erhielt 1775 Graf S. Germain, der im siebenjährigen Kriege französischer Generallieutenant, nachher im Auslande gewesen war. Er galt für einen romantischen Sonderling, der aller Eitelkeit der Welt entsagt habe; das empfahl seinen Charakter; nicht minder aber rühmte man seinen Ideenreichthum, seine Studien und ausgebreiteten Erfahrungen, namentlich genaue Kenntniß des preußischen Heerwesens. Dessen Vortrefflichkeit aber brachte man mit nachhaltigem Verdrusse über die Schmach der französischen Waffen im siebenjährigen Kriege und bei dem Blicke auf fortdauernde arge Misbräuche im französischen Heerwesen hoch in Anschlag. Er war 68 Jahr alt. — Also hatte Ludwig seine hohe Staatsdienerschaft bestellt und nach hergebrachtem Brauche hatte nun Maurepas dafür zu sorgen, daß der König nicht mit Regierungssorgen belastet würde. Jedoch Ludwig wandte sich keineswegs von der Regierung gänzlich ab und dem Hofleben zu; nur seine Liebhabereien, die den Bourbonen jener Zeit insgesamt eigene Leidenschaftlichkeit für die Jagd, und Ludwigs besonderes Wohlgefallen an Verfertigung künstlicher Schlösser kosteten ihn mehr Zeit,

als gut war. Von der Natur seiner Arbeitsideen mag zeugen, daß er einst Turgot mit den Worten, „ich arbeite auch", ein Papier überreichte, worauf ein Project, die Kaninchen in der Nähe der Capitanerien zu vertilgen. Die „großen Worte", die er nach Herkommen der französischen Könige zuweilen sprach, kamen meistens nicht von ihm selbst; ein Herr von Pezay pflegte ihm dergleichen zu liefern.

Eine neue Zeit kündigte sich an; der gute Wille des Königs aber hatte schon im Jahre 1774 etwas aus der alten Zeit zurückgebracht, das mehr zur Hemmung als zur Förderung neuer Anstalten geeignet war, er hatte 12. Nov. 1774 die Parlamente hergestellt. Man hatte ihn mit gewichtigen Gründen davon abgemahnt, aber er glaubte der Stimme der Gerechtigkeit und der öffentlichen Meinung nachgeben zu müssen; es war seine eigene Entschließung. Vielleicht ist sein Wille nie stärker und ehrenwerther als damals gewesen, aber, so lag es einmal in Ludwigs Schickung, er brachte Unheil. Es war nur ein Theil von dem, was hätte geschehen sollen; Ludwig stellte eine privilegirte Gesellschaft her, statt der Nation die Reichsstände zurückzugeben. Diese waren nicht aus dem Andenken der Nation entschwunden; kühn sprach sich in mehren Schriften jener Zeit selbst der Gedanke aus, daß der Nation Antheil an der Gesetzgebung gebühre. An Reichsstände hatte Malesherbes bei Aufhebung der Parlamente 1771 gemahnt; bald nach Herstellung derselben sprach in einem dieser der Herzog Larochefoucauld dafür, Malesherbes wiederholte seine Rathschläge in der Denkschrift vom 6. Mai 1775. Die alten Staatsformen waren so baufällig und das Leben in ihnen für die Nation so preßhaft geworden, daß eine despotische Regierung sich nicht lange mehr darin fortsetzen konnte; es bedurfte neuer Schöpfungen; dazu war freies Feld nöthig, die Parlamente auf ihren frühern Standpunkt zurückzubringen, war ein Fehler; da der Staatsstreich einmal geschehen war, durfte nur Besseres an ihre Stelle gesetzt werden. Das hatte Turgot im Sinne mit der Einrichtung von Municipalitäten; darin war System des Fortschreitens. Die Parlamente aber hatten nur das Princip des Festhaltens am Bestehenden und daraus ging eine unglückliche Sympathie zwischen ihnen und den Privilegirten, den Ansprüchen einer

Hofpartei hervor, welcher Ludwig nie mächtig wurde oder auch nur gewachsen war. Wir werden die bedeutendsten Persönlichkeiten derselben nach ihrem Siege über die Reformminister kennen lernen. Turgot hatte bei seinen Einwendungen gegen Herstellung der Parlamente dem Könige nicht verhehlt, was er von ihnen fürchte, aber dieser ihn mit der Antwort zum Schweigen gebracht: „Fürchten Sie nichts, ich werde Sie unterstützen."

An das Finanzministerium knüpften sich die Hauptaufgaben einer neuen Gestaltung des Staatswesens; hier galt es auch Freiheit und Unfreiheit, Vorrecht und Minderrecht; Steuerfreiheit der Privilegirten, Frohndienste des Landvolks bei Wegebauten, Privilegien der Zünfte, Begünstigung gewisser Landschaften bei der Steuer für Salz, Binnenzölle, kurz das gesamte Unwesen des mittelalterlichen Staats mit Standesprivilegien und ungleicher Vertheilung von Recht und Gunst. Hier also waren Conflicte mit Allem, was Vortheil von dem historischen Rechte und Unrechte hatte, unvermeidlich und hier mußte sich die größte Entschlossenheit und eine despotische Machtvollkommenheit der Einsicht zugesellen, wenn die Reform gelingen sollte. O! wäre der König stark gewesen! Nichts ist unwahrer, als daß es ihm an gutem Willen gefehlt habe, und sonnenklar ist, daß der Widerstand der Privilegirten gegen Reformen, die der König mit Turgot beabsichtigte, das Staatsschiff den Stürmen der Revolution entgegenzuführen geholfen hat. Turgot wollte und konnte helfen als Philosoph; die ihm widerstrebenden Nichtphilosophen trifft die Schuld, das Unheil verschlimmert zu haben.

Turgot kündigte sein System dem Könige mit den Worten an: „Kein Bankrutt, keine Steuererhebung, keine Anleihen," und war der Mann, Wort zu halten. Er war dem physiokratischen System zugethan. Grund und Boden und die Arbeit des Landmanns von dem Drucke der Feudalität und den königlichen Frohnden frei zu machen, gleichmäßige Vertheilung der Steuerlast ꝛc. hatte er in seinem früheren beschränkten Waltungsgebiete mit Glück versucht; als Minister wollte er das gesamte Reich nach solchen Principien einrichten. Er war Systematiker und hatte die Schroffheit eines solchen, auch ein ansehnliches Maß von despotischer Energie und stolzer Haltung,

aber mit dem Bewußtsein des redlichsten Willens auch die Freudigkeit zum Wirken und Schaffen. Doch, sollte sein Werk gedeihen, so mußte vor Allem der König aus dem Kreise der Privilegirten heraustreten und mit dem Reformminister sich diesen als Despot entgegenstellen. Ludwig wollte wohl das Eine, hatte aber nicht die Kraft zum Andern. Turgot's Pläne reichten weit und umfaßten viel; es war die Aufgabe für ein Menschenalter. Eine Grundsteuer, subvention territoriale, sollte das Haupteinkommen des Staates werden, die Belastung von Grund und Boden durch Freigebung des Getreidehandels im Innern eine Erleichterung finden, das Volk stufenweise politisch emporgebildet werden; dies vermittelst Volkserziehung, Weckung des Gemeingeistes, Einrichtung von Municipalitäten zur Theilnahme des Volks am öffentlichen Wesen, die von Dorfgemeinden an durch Provinzialversammlungen sich bis zu einer Nationalmunicipalität hinaufgliedern sollte. Das war philosophischer Entwurf und so sollte sich das historische Recht der Communen und der Reichsstände vervollkommnet in neuen Formen als Constitution darstellen. Es konnte nicht anders sein, wenn die Schäden nicht bloß übersalbt, sondern durch totale Veränderung der Diät des Staatskörpers gründlich geheilt werden sollten. Aber Turgot hatte wider sich das ganze zahlreiche Heer derer, die von Privilegien und Misbräuchen ihren Vortheil hatten. „Wozu ändern," sagte ein Financier, „sind wir nicht wohl daran?" Turgot scheiterte schon bei den ersten Versuchen an dem Unvermögen des Königs, Despot gegen die Privilegirten zu sein. Dieser bestand nur zwei Proben. Als Turgot den Getreidehandel im Innern des Reichs freigegeben hatte und die Umtriebe der bisher bei den landschaftlichen Grenzmauthen und den Monopolen zur Versorgung der Städte im Vortheil gewesenen Speculanten, 2. Mai 1775, einen Pöbelauflauf zu Versailles und Paris hervorgerufen hatten, ließ er sich nicht irren. Turgot's Verordnungen über Aufhebung der Innungen und Zünfte und der Frohnden zum Wegbau fanden Widerspruch bei dem Parlament, das diese Neuerung mit seinen Grundsätzen von Stabilität und historischen Rechten zu vereinigen nicht vermochte und 1776 eine Schrift von einem Freunde Turgot's, über die Inconvenienzen

der Feudalrechte, durch den Henker verbrennen ließ. Duval d'Epremesnil, später ein Mann des Tages', war eifrig im Proteste. Der Präsident hielt eine Rede vor dem Könige, daß das Volk bestürzt, der Adel in Bekümmerniß versenkt sei, daß die Neuerungen der öffentlichen Ordnung und der Constitution des Staats gleichmäßig zuwider seien. Prinz Conti, Mitglied des Parlaments, redete von der Gefahr, die Alles bedrohe, was bisher für heilig gegolten habe. Das Parlament schämte sich nicht zu behaupten, daß das Volk mit Steuern und Frohnden nach Willkür zu belasten und daß dies ein Theil der Constitution sei, die der König zu ändern nicht die Macht habe. Der König schlug den Protest des Parlaments nieder, indem er eine feierliche Sitzung, ein lit de justice, hielt, wo nicht abgestimmt werden durfte. Aber damit hatte sich die Kraft des Königs erschöpft; zwei Monate nach jener Sitzung (12. Mai 1776) erhielt Turgot seine Entlassung. Maurepas hatte daran seinen Antheil; Turgot war ihm zu kühn, und Unruhe, Mehlkriege, Parlamentsproteste waren ihm lästig. Malesherbes, von der reinsten Gesinnung, hatte die Entwürfe seines Freundes Turgot getheilt, für Religionsfreiheit der Reformirten geschrieben, für Preßfreiheit das Wort geführt, in seinem besondern Berufskreise die policeilichen Misbräuche zu beseitigen gesucht, namentlich die Lettres de cachet. Nach seiner Absicht sollte mindestens jedem kraft eines solchen Siegelbriefs Verhafteten oder für mundtodt Erklärten rechtliche Hülfe gegen die ihm wiederfahrne Unbilde zustehen*): die Ausführung fand Hinderniß. Malesherbes, ohne alle äußere Politur und innerlich mit Widerwillen gegen das Hofwesen erfüllt, fühlte sich überall beengt; er war am Hofe wie in der Fremde; seine Tracht war einfach, seine Haltung linkisch; noch vor Turgot's Entlassung trat er zurück; ihn vermochte selbst nicht des Königs fast bittende Vorstellung von Niederlegung seines Ministeriums abzuhalten. Aber der Gesinnung, welche ein geistiges Band zwischen Ludwig und ihm geknüpft hatte, blieb auch jener getreu; Ludwig ließ nicht zu, daß die Reformirten verfolgt wurden, und vom Misbrauche der Lettres de cachet kamen

*) Droz, Louis XVI. I, 91.

nur noch selten Beispiele vor. Dem denkenden und vaterlandsliebenden Theile der Nation mußte der Rücktritt der beiden wackern Staatsmänner zu tiefer Bekümmerniß gereichen. Das politische Bewußtsein war längst nicht mehr in Unmündigkeit und die mit dem Regierungsantritte Ludwigs aufgestiegenen Hoffnungen hatten ihm so eben erst einen mächtigen Aufschwung gegeben. Nun die herbe Enttäuschung! Der Rückfall in eine langwierige Krankheit nach frohen Tagen der Aussicht auf Genesung ist bei weitem schmerzlicher, als der frühere Zustand, in dem die Resignation des Duldens zur Gewohnheit geworden ist. Noch immer zwar vermochte der leichte Humor des Franzosen trüber Gedanken sich zu entschlagen, so daß die Volksstimmung im Ganzen sich wenig änderte; aber wer will läugnen, daß die Bitterkeit der Urtheilsfähigen, die Erkenntniß, daß am Ende die Noth zu bösen Dingen führen werde, zugenommen habe, und daß der Seufzer in den Hütten des gedrückten Volkes unendlich mehr geworden seien! Wiederum war bei denen, die zu Turgot's und Malesherbes' Reformversuchen schel gesehen hatten, Freude und Jubel; dabei fehlte es nicht an Spottgedichten, von denen eins, die Turgotine, zu wunderbaren Gedanken Anlaß giebt, eine spöttische Aufzählung alles Dessen, was aus Turgot's Reformen hätte hervorgehen müssen, Mischung von Adel und Bürgerstand, Herabwürdigung des Christenthums, Lossagung von klösterlichen Gelübden ꝛc. Und siehe! grade weil man Turgot's Reformen verschmähte, brachte nachher die Revolution, was jene zu verhüten geeignet waren, und jene Turgotine wurde wider die Ahnung ihres Verfassers zu einem grausigen Sarkasmus.*)

*) Hier ist die Turgotine, die wir in den Beiblättern zum Altonaischen Merkur 1835, Nr. 11. gefunden haben:

On verra tous les états
Entr'eux se confondre;
Les pauvres sur leurs grabats
Ne plus se morfondre;
Des biens on fera des lots,
Qui rendront les gens égaux;
Le bel oeuf à pondre
O gué
Le bel oeuf à pondre!

De même pas marcheront
Noblesse et roture;
Les Français retourneront
Au droit de nature,
Adieu parlements et loix,
Ducs et princes et rois;
La bonne aventure
O gué
La bonne aventure!

Saint-Germain, jenen beiden Ehrenmännern nicht gleichzustellen, abenteuerlicher Projectmacher, hatte eine totale Umgestaltung des Heerwesens im Werke; bei ihm war es nicht verständiger Bedacht auf Abstellung von Misbräuchen, auf Heilung von bösen Schäden, sondern die Lust zu ändern, umzuwerfen, um nachher zu organisiren. Dies konnte allerdings, so weit das Heer Maschine war, rascher als in irgend einem andern Theile des Staatswesens, zur Ausführung kommen. Der König ließ ihn eine Zeit lang gewähren, ließ sich sogar gefallen, daß auch seine adligen Garden von der Reform betroffen, die 500 Mousquetaires ganz, die Gardesducorps, Chevauxlegers und Gendarmen mehr als zur Hälfte entlassen wurden. Aber hier sündigte S. Germain wider den Geist des Hofes; des Königs Bruder, Graf Artois, welcher auch eine adlige Garde hatte und diese missen sollte, behandelte den Minister deshalb wie einen ungehorsamen Reitknecht. Der arme Adel grollte ihm; jene Garden waren wie Versorgungsanstalt gewesen. Eine zweite sehr nützliche Reform S. Germain's sollte die Käuflichkeit der Officierstellen beseitigen. Bei Reformirung der Garden hatte S. Germain nur einen Stand verletzt und sich der Billigung seines

---

Puis devenus vertueux
Par philosophie,
Les Français auront des dieux
A leur fantaisie;
Nous reverrons un oignon
A Jésus damer le pion,
Ah! quelle harmonie
O gué
Ah! quelle harmonie!

Plus de moines langoureux,
De plaintives nonnes;
Au lieu d'adresser aux cieux
Matines et nones,
On verra ces malheureux
Danser, abjurant leurs voeux,
Galante chaconne
O gué
Galante chaconne!

Partisans des novations
La fine sequelle!
La France des nations
Sera le modèle:
Et cet honneur nous devrons
A Turgot et compagnons.
Besogne immortelle
O gué
Besogne immortelle!

A qui devrons-nous le plus?
C'est à notre maître,
Qui se croyant un abus
Ne voudra plus l'être.
Ah! qu'il faut aimer le bien
Pour de roi n'être plus rien!
J'enverrois tout paître
O gué
J'enverrois tout paître!

Schritts in der öffentlichen Meinung getrösten können: aber ein ungeheurer Misgriff war es, als er zur Aufrichtung der Disciplin die Fuchtel einführte. Hier hatte er es nicht mit alter oder neuer Zeit, sondern mit dem Geiste der Nation zu thun; wie tief auch durch Despotismus niedergedrückt und wie sehr auch von Natur und Sitte darauf angewiesen, durch frohen Humor sich über Schlimmes wegzusetzen: in jener Richtung sträubte sich das Ehrgefühl bei Officieren und Soldaten, ja bei der Nation; es hieß, wohin man einen Franzosen schlägt, man schlägt ihn aufs Herz. Es kam zu Selbstmorden, Officiere begehrten ihren Abschied. Der König entließ den verhaßt gewordenen Minister October 1777.

Im Justizwesen blieb es, kraft der Starrheit der Parlamente und der geistigen Unbedeutendheit Miromesnils, meist beim Alten; Doch im Jahre 1780 wurde von den beiden gebräuchlichen Foltern, question préparatoire zum Geständniß der Schuld, question préalable vor der Hinrichtung zum Geständniß der Mitschuldigen, die erstere aufgehoben, und gegen den pedantischen Rigorismus der Parlamente siegte in einzelnen Fällen zur Rettung unschuldig Verurtheilter die Stimme der edeln Anwalte der gesunden Vernunft und Menschlichkeit, Dupaty, Präsident des Parlaments zu Bordeaux, Freteau, Servan.

Mit Saint-Germains Entlassung schien das Reformiren überhaupt zu enden. Maurepas hielt sich nun gern davon zurück und ging in seiner nichtswürdigen Unbekümmertheit um das Staatswesen so weit, zu Malesherbes' Nachfolger einen einfältigen Menschen, Amelot, zu wählen und dabei zu scherzen, das Mal werde man doch nicht sagen, daß er den Minister um seines Geistes willen gewählt habe. Turgot's Nachfolger, Clugny, bestimmte den König, die Zünfte und die Straßenbaufrohnden herzustellen, für den Staatshaushalt aber wußte er nur schlechte Mittel, eine Lotterie und Erhöhung einer Steuer, aufzufinden; er starb bald; seine und seines Nachfolgers Taboureau Verwaltung dauerte wenig über ein Jahr (Mai 1776 bis Juli 1777). Auch S. Germain's Nachfolger, Prinz Montbarrey, war nicht der rechte Mann für seine Stelle; er hatte zunächst genug zu thun, um S. Germain's Reformen wieder zu reformiren; von ihm selbst ging wenig aus.

Freilich geschah nun etwas, das eine noch fortbestehende Hinneigung des französischen Hofes zu Besserung und Fortschritt zu bekunden schien. Das Finanzministerium wurde 29. Juni 1777 in der Hauptsache einem Bürgerlichen, einem Protestanten, dem genfer Necker, der unter Taboureau schon an der Finanzverwaltung Theil gehabt hatte, anvertraut; nur der Theilnahme am Staatsrathe und des gewöhnlichen Titels entbehrte er; statt Generalcontroleur nannte man ihn Generaldirector. Indessen man war keineswegs gemeint, ihn, wie Turgot, als Reformer anzustellen; er sollte nur Geld schaffen und wurde nur wie eine Art Hofagent angesehen. Dazu hatte unter dem Regenten der Schotte Law eine ähnliche Anstellung bekommen. Also die Concession an den Geist des Jahrhunderts wollte nicht eben viel mehr sagen, als das Bekenntniß, daß das Geld in Frankreich so gut als in andern Staaten der mächtigste Nerv des Staats sei; Geld zu erlangen, hatte aber schon das Mittelalter selbst Juden als Vermittler nicht verschmäht. Für einen Jünger der neuen Philosophie galt übrigens Necker schon darum nicht, weil er gegen Turgot geschrieben hatte.

Bei weitem weniger noch war es eine Abweichung von hergebrachten Principien, daß Ludwig den Aufstand der Nordamerikaner gegen England unterstützte: vielmehr war es nur die äußerste Befangenheit und Verblendung durch die Eifersuchtspolitik. Ludwig war nicht ohne Bedenken; er war gegen die Nordamerikaner eingenommen; aber wie die kleine Moral die große tödtet, so siegte die Eifersucht auf England über die Principien monarchischer Politik; es gab damals noch kein den Cabineten gemeinsames System der letztern. Geheime Unterstützung in Geld hatte man den Amerikanern schon 1776 durch Beaumarchais zukommen lassen; ein Bündniß mit ihnen wurde 6. Februar 1778 geschlossen, darauf der Seekrieg mit England begonnen und 1780 den Amerikanern 6000 Mann unter Rochambeau zu Hülfe gesandt. Politischer Antagonismus gegen England war die Triebfeder des Cabinets; dieselbe Gesinnung erfüllte nicht wenige der nach Amerika ziehenden Franzosen; selbst bei Lafayette, der schon im Jahre 1777 vor der Kriegserklä-

rung sich eingeschifft hatte, war derselbe mächtig.*) Daraus gestaltete sich bei den Franzosen, die in Amerika fochten, Werthschätzung des Kampfes für Freiheit, eine Schule praktischer Einübung der Principien der Volksfreiheit. Wurden ja die Hessen, ausgesandt zur Bekämpfung der Insurgenten, mit Achtung gegen diese erfüllt. Bei den Franzosen befand sich eine ansehnliche Zahl junger Edelleute, welchen die neue Philosophie daheim lieb geworden war, und diese half auf fremdem Boden im Verkehr mit einem Volke, das keinen Adel, keinen Hof, keine Etikette, selbst nicht die Formen gewöhnlicher conventioneller Artigkeit hatte, sich der Vorurtheile und Ansprüche des Standes zu begeben und sich mit Wohlgefallen an dem Wesen der Freiheit zu erfüllen. Dies ward prägnanter dadurch, daß auch die französische Waffenehre wieder auftauchte; welche Genugthuung für den denkenden Soldaten, daß dies in dem Hülfskampfe für ein freies Volk geschah!

Es war eine eigene Schickung, daß grade in jener Zeit, 28. Februar 1778, Voltaire nach Paris kam und hier in einem Rausche von Triumphen schwelgte, man kann sagen, sich zu Tode schwelgte. Da begegneten einander Voltaire und Franklin; dieser führte jenem seinen Enkel zu und Voltaire segnete ihn mit den Worten: Gott und Freiheit.

So wurde Frankreich auf fremdem Boden durch seine dahin gesandte Waffenmacht reicher an Ideen, während der Ertrag der materiellen Güter sich minderte und die Staatskraft dieser Art an geheimer Verzehrung krankte. Necker war als Bankier geschickt und glücklich gewesen und deshalb zu hohem Rufe gekommen; die Seele seines Systems war dem Princip des Handels gemäß Credit, und nur darin bewies er als Finanzminister Geschicklichkeit; er borgte und wußte seine Operationen so anzulegen, daß während des kostspieligen Kriegs weder das Geld mangelte, noch die zunehmende Verschuldung bekannt und ihm zur Last gelegt wurde. Also konnte es am Hofe ganz lustig zugehen und darin feierte man nicht. Maurepas schaute vergnügt darein, so lange Necker nur wie ein sorgen-

*) Lafayette, Mém. 2, 160.

stillendes Organ und in Abhängigkeit von ihm waltete. Er ließ selbst geschehen, daß Necker über das Geldwesen hinausging und sich auch als Reformer versuchte. Doch nichts blieb ohne üble Nachrede der davon Betroffenen und zugleich kam immer Apologie des Misbrauchs dabei vor. Daß Necker mehrere hochbesoldete und doch entbehrliche Aemter, z. B. der Finanzintendanten, und eine Menge kleiner überflüssiger Stellen im Hofhaushalte, die von den Großen für Geld oder nach Gunst vergeben wurden, aufhob, konnte zu den nächstgebotenen und am wenigsten verletzenden financiellen Ersparnissen gerechnet werden; jedoch die Großen sprachen, das nehme der Krone ihren Glanz. Ebenso fand das Parlament es ungebührlich und eine Beeinträchtigung des Eigenthumsrechts, als Necker die Vingtièmen 1777 zu verificiren befahl, so daß die Privilegirten nicht mehr so leicht wie bisher sich getreuer Angabe des Vermögens entziehen konnten. Dagegen war es nach dem Sinne des Parlaments, als Necker die Grundsteuer, taille, fixirte, so daß sie ohne Registrirung einer darauf bezüglichen Verordnung durch das Parlament nicht erhöht werden dürfe. Dem Geiste der neuen Zeit gehörte es an, daß Necker den König vermochte, die noch übrigen Leibeignen auf den königlichen Domänen für frei zu erklären, auch das droit de suite, d. h. einen entwichenen Leibeigenen zurückschleppen zu lassen, aufzuheben, und daß er die Errichtung von Provinzialversammlungen in mehreren Landschaften betrieb und in Guyenne und Berry in der That zu Stande brachte. Das gab Anstoß; mindestens war Vergennes, abgesagter Feind jeglicher Gestaltung ständischen Wesens, damit unzufrieden; doch Berechnungen, wohin das führen könne und daß es gefährlich sei, den Gemeingeist zu wecken, lagen im Ganzen der Hofpolitik fern, und die Kritiken, die über Neckers Neuerungen ausgesprochen wurden, gingen fast insgesamt wenig über die Gegenwart hinaus. Das nun störte Maurepas nicht, so lange Neckers Reformversuche nicht ihn selbst betrafen; aber so wie Necker in Ueberschätzung seiner selbst sich an Maurepas wagte, war es um ihn geschehen. Er hatte zwar die Königin für sich, deren Einfluß, seitdem die eheliche Zärtlichkeit begonnen, noch mehr seit der Geburt eines Dauphin mit jedem Jahr zugenommen hatte;

er war damals schon sehr bedeutend; sie hatte Ende 1780 bewirkt, daß Segur Kriegsminister wurde. Doch kam es nicht zu eigentlicher Parteiung der Königin wider Maurepas oder für Necker. Eben weil der Letztere in der Königin eine Fürsprecherin hatte, ging jener die Schleichwege der Cabale. Die Stimmung des Hofes war Neckern nicht günstig; wenn er auch Geld schaffte, so fand man seine Persönlichkeit unangenehm; nicht sowohl, weil er Bürgerlicher und Protestant war, als weil er in seiner vornehmen Haltung die Steifigkeit eines Professors und in seiner Rede das Pathos eines Moralisten hatte. Dies führte zum Lachen, zum Achselzucken und zu Spottgedichten. Seine Uneigennützigkeit, die alles Amtseinkommen zurückwies, wurde nicht nach Würdigkeit erkannt; er hatte so viel Egoismus anderer Art, daß auf jene nichts gegeben wurde. Maurepas selbst, noch ehe er über Neckers Anmaßlichkeit besorgt zu werden anfing, ließ Spottgedichte gegen ihn ausgehen. Dagegen konnte die Gunst der Königin nicht sicherstellen; dieser selbst arbeitete man mit solchen Waffen entgegen und Gunst der Königin war immer noch nicht Gunst des Hofes. Das Vertrauen Ludwigs verlor Necker durch mehr als Eine Unbedachtsamkeit. Er hatte Argwohn, daß Maurepas ihn insgeheim anfeinde; er gedachte Intrigue gegen Intrigue zu setzen. Von der Königin unterstützt, versuchte er, nach der Verabschiedung des Marineministers Sartines, einen Gegner von Maurepas, Herrn de Castries, ins Ministerium zu bringen, erlaubte sich aber eine Unwahrheit, als er dem Könige sagte, Maurepas sei damit einverstanden. Die Ernennung erfolgte, aber die Entdeckung des Betrugs, den Necker dabei begangen hatte, konnte nicht ausbleiben; nun ward der König ihm abhold. Dies bekam Nahrung, als Necker im Januar 1781 sein „Compte-rendu" bekannt machte. Die künstliche Verdeckung seiner Finanzmanoeuvres, die Verschweigung der außerordentlichen Ausgaben, die Unanwendbarkeit des Etat auf ein bestimmtes Jahr, überhaupt den Mangel an Vollständigkeit durchschauten nur Wenige; Mistrauen gegen das Ganze aber ward häufiger ausgesprochen. Mehr als das unterlag am Hofe schlimmer Deutung, daß Necker sich gleichsam an die Nation gewandt, daß er einer Ermäßigung der Salzsteuer gedacht, ja

daß er, uneingedenk seines frühern Antagonismus gegen Turgot, die Frohnden zum Straßenbau als Uebelstand bezeichnet hatte. Der Jubel des Volks über das Compte-rendu rief aber Sorgen auf, Vergennes war höchst unzufrieden, daß Necker die Ruhe der absoluten Regierung gestört habe; Neckers Widersacher griffen zu den Waffen der Cabale. Frivole und maliciöse Laune ermüdeten nicht, Schmähschriften gegen ihn zu Tage zu bringen; Necker, bei hoher Eitelkeit höchst empfindlich, ward dies noch mehr durch die Eingebungen seiner zwar sehr tugendhaften aber nicht weisen Gattin. Diese zuerst wandte sich an Maurepas mit einem Gesuche um Sicherstellung ihres Gemahls vor Angriffen obgedachter Art. Necker selbst war der Leidenschaft verfallen, als er an den König fünf Gesuche richtete, worunter eins um Ernennung zum wirklichen Minister mit Sitz und Stimme im Staatsrathe, ein andres um Erlaubniß, dem Könige unter vier Augen Vorträge zu halten. Er hatte nicht Alles zusammen, sondern Eins oder das Andere begehrt. Damit fiel er in das Garn Maurepas'. Diesem wurde es nicht schwer, dem Könige Neckers Gesuche als anmaßlich darzustellen; es kam ihm, wenn anders die Hofchronik wahrhaft berichtet, nicht darauf an, sich dabei eine Fälschung zu erlauben und aus Neckers oder ein und zu machen, als begehre Necker Alles zusammen. Der Bescheid des Königs war abschlägig und die Folge davon Neckers Gesuch um Entlassung, 20. Mai 1781. Ein Versuch der Königin zur Vermittlung mislang. Necker konnte mehr als Tröstung darin finden, daß er die höchste Popularität bei der Nation hatte, einen Ruf, der weit über seine Verdienste und seine Talente hinausging, ja daß Höfe des Auslandes ihm Theilnahme bewiesen. Er war der Mann Europa's.

Dies war der letzte Sieg, den Maurepas über die Partei der Königin davontrug, zugleich vor der Revolution der letzte Conflict zwischen alter Zeit und Reformversuchen. Maurepas starb noch im Jahre 1781. Ein neuer Principalminister wurde nicht ernannt. Damit beginnt die Herrschaft der Königin im Rathe ihres Gemahls. Aber dadurch ward sie weder die Seele des Hofes, noch die Freude des Volks, noch zu einer ernsten, um das Wohl des Landes sorglichen Stimmung geführt. In der Zeit des Ministe-

riums Maurepas', der insgeheim gegen sie cabalirte, war mancherlei zusammengekommen, sie in der Meinung des Hofes und Volkes herabzusetzen. Ihre Abstammung aus einem der Nationalität widerwärtigen Fürstenhause, ihre Unbekümmertheit um französische Hofetikette, wobei zuweilen auch die Würde und das Schickliche Einbuße litt, ihre idyllische Milchwirthschaft in Klein-Trianon, ihre Soubrettenrollen auf dem Liebhabertheater daselbst, ihre Schlittenfahrt, als östreichisches Vergnügen bespöttelt, ihre Vorliebe für enorm hohen Kopfputz, ihre Unbesonnenheit, zum Opernball zu fahren und, nachdem ihr Wagen zerbrochen, dazu sich eines Fiacre zu bedienen, endlich eine wenig verhehlte Leidenschaft für den schwedischen Grafen Fersen hatten eine Menge Lästerzungen in Bewegung gesetzt und auch an Schmähschriften und stachlichen Couplets hatte es nicht gefehlt. Zwar seit sie Mutter geworden war (zuerst 1778), hatten Verunglimpfungen dieser Art minder häufig stattgefunden; um so mehr Anstoß aber gab nun das Hervortreten des politischen Ehrgeizes der Königin und des Einflusses, den ihre Vertrauten auf sie, und sie auf den König übte. Ein schlichter Mann, Musiker der kgl. Capelle, sagte einst als die Königin vorbeiging, „eine Königin, die ihre Schuldigkeit thun will, bleibt in ihren Zimmern, Filet zu machen": das war Stimme des Volkes. Aber in ihr war ein guter Theil der taciteischen impotentia muliebris, diese aber ohne Charakterfestigkeit und ohne Selbständigkeit des Urtheils. Darum wurde sie regiert, statt zu regieren. Die Familie Polignac hatte eine Hauptstimme bei ihr. Die Gräfin Jules von Polignac, nach kurzer Vertraulichkeit der Königin mit der Prinzessin Lamballe, eigentliche Busenfreundin der Königin, hatte eine geld- und machtgierige Vetterschaft hinter sich. Der Anhang der Königin stand wie ein geringes Parteihäufchen den grollenden Colonnen des hohen alten Adels von Frankreich gegenüber; hier hatte sie ihre schlimmsten Feinde. Die Polignacs wurden Gegenstand vielfältigen Neides und Argwohns. Von den beiden Brüdern des Königs hielt sich der ältere, Graf von Provence (Monsieur), etwas zurückgezogen; er galt für gemäßigt und erleuchtet; mit leichtfertiger Frivolität sich hervorzuthun, war nicht seine Sache; er beschränkte sich auf den

Genuß im Verborgenen. Auch hatte er Sinn für Studien. Ganz anders der jüngere, Graf von Artois, ein Wüstling mit dem Gepränge der Ritterlichkeit und der sittenlosesten Galanterie, ganz im Geschmacke Franz' I., nicht aber mit der Gesinnung eines Heinrich IV. Er hielt sich zur Königin und theilte die Ergötzlichkeiten ihrer vertrauten Kreise. Der nächste Prinz von Geblüt, Herzog von Orleans, war hochbejahrt; sein Sohn, Herzog von Chartres, 1785 Erbe des väterlichen Herzogtitels, war bei weitem verrufener noch als Artois durch wüste Sittenlosigkeit. Einer Hofsage nach hatte er sich um die Gunst der Königin beworben, aber schnöde Begegnung gefunden; mindestens wurde er von der Umgebung der Königin mit Geringschätzung angesehen. Als ihm seine Bewerbung um die Stelle eines Großadmirals mislungen und diese Stelle Artois' Sohne, dem Herzoge von Angoulème, damals einem Kinde, zu Theil geworden war, entfremdete er sich dem Hofe. Das Palais Royal war schon durch die Orgien des Herzogs und die Beherbergung von Lustdirnen daselbst der Schmach verfallen; Choderlos la Clos, Vertrauter des Herzogs, gab in seinem infamen Roman, les liaisons dangereuses, ein Sittengemälde, das den Lüsten seines Schutzherrn entsprach. Jetzt wurden das Palais Royal und des Herzogs Lustschloß Montrouge Sitze der Misvergnügten. Prinz Condé, der seinen Degen im siebenjährigen Kriege versucht hatte, hielt streng auf Fortbestehen der Ueberlieferungen der Feudalzeit; sein Sohn, Herzog von Bourbon, war unbedeutend, dessen Sohn, Herzog von Enghien, noch Kind. Prinz Conti, wie Condé von der Gesinnung eines Feudalherrn, dabei etwas einfältig. Keiner von diesen Allen war durch persönliche Eigenschaften der Mann, einem sinkenden Throne aufzuhelfen. Wiederum Orleans ebenso wenig ihn zu erschüttern. Jedoch er stand da als Mann der Opposition, er hatte ungeheure Einkünfte und konnte trotz enormer Verschuldung spenden, wenn es galt, Menschen mit Geld zu gewinnen, und war endlich von der Philosophie der Zeit weniger als die übrigen Prinzen entfernt. Frau von Genlis war die Erzieherin seiner Söhne und brachte dabei, wie ihre Leçons d'une gouvernante bezeugen, mancherlei von neuen Principien in Anwendung.

Sehen wir nun, wie das Staatswesen sich unter dem Einflusse der Königin gestaltete. Es könnte scheinen, als sei von Reformen, von Concessionen an den Geist der Zeit, nicht mehr die Rede. Segur, durch Verwendung der Königin 1780 zum Kriegsminister ernannt, warf der öffentlichen Meinung einen Fehdehandschuh hin, als er 1781 die Verordnung erließ, daß Niemand, der nicht vier Ahnen zähle, Hauptmann, überhaupt kein Bürgerlicher Officier werden solle. Jedoch dies geschah noch bei Lebzeiten Maurepas' und mag diesem mit zur Last gelegt werden. Necker zu ersetzen, war auch noch Maurepas' Sache. Man machte ihn auf die Schwierigkeit aufmerksam; er sagte: „Der Mensch, den es unmöglich ist zu ersetzen, soll erst noch geboren werden!" So wurde an Neckers Stelle der unfähige und gewaltthätige Joly de Fleury zum Finanzminister ernannt. Dieser setzte Neckers Anleihesystem fort, aber ohne Neckers Geschick und Credit zu haben; er mußte bis zu sieben Procent Zinsen versprechen. Zugleich erhöhte er die Besteuerung, insbesondere 1782 durch das Ausschreiben eines dritten Zwanzigstels auf vier Jahre. Die Parlamente von Besançon und von Rennes protestirten; die Bretonen beriefen sich auf alte Verträge. Der Minister vermochte den König zu Machtsprüchen; es wurden Truppen nach der Bretagne gesandt. Man hatte Mühe, die Sache beizulegen. Fleury konnte sich nicht halten. Nun wurde im Frühjahr 1783 eine Finanzcommission bestellt; Vergennes, von allen Ministern am meisten im Vertrauen Ludwigs, hatte den Vorstand; zum General-Controleur bestellte man den jungen ehrenwerthen d'Ormesson, der aber nichts vom Finanzwesen verstand. Er erklärte dies offen dem Könige, aber dieser hielt ihn werth als redlichen Mann. Nicht so der Hof; denn d'Ormesson war karg gegen ihn und hatte verdrießliche Miene, wenn er zahlen sollte. Ihm war zu Sinne wie vordem seinem wackern Vorgänger Orry in Fleury's Zeit, der sagte: „Wie soll ich nicht verdrießlich aussehen; von zwanzig Personen, welche Gesuche an mich richten, sind neunzehn, die mich für einen Dummkopf oder einen Schelm halten." Vergennes wollte nun die Einkünfte durch einen Hauptschlag vermehren; allen Generalpächtern wurden die Contracte gekündigt, man wollte die Steuern

von Salz, Taback, die Zölle und was überhaupt jene in Pacht hatten, durch eine Regie erheben, die bei weitem mehr einzubringen versprach, als jener Pacht. Aber der Lärm der Geldaristokratie war so groß darüber, daß der Widerruf schon vierzehn Tage nachher erfolgte. Darauf trat auch d'Ormesson nach sechsmonatlicher Dauer seines Ministeriums zurück. Hier also wollten Reformen nicht glücken. Doch anderswo schimmerte dies und jenes, das selbst die Königin als dem Fortschritte geneigt erscheinen ließ. Breteuil, im Jahre 1783 Chef der Policei oder Minister des Departements von Paris und des königlichen Hauses, recht eigentlich Schützling der Königin, zeigte menschenfreundlichen Eifer, Gefängnisse zu bessern, willkürlich Verhaftete freizulassen, und that mancherlei zur Verschönerung von Paris. Der Friede zu Versailles gab dem Nationalstolze Befriedigung: man hatte England etwas abgewonnen, man hatte einem neuen Staat der alten Widersacherin zum Trotz und künftigem Nachtheil ins Leben zu treten geholfen; die französischen Waffen hatten zu Wasser und zu Lande ihre Ehre wiedererlangt; Bouillé, der Bailli Suffren, Grasse, d'Estaing, Rochambeau hatten, wenn auch nicht überall glücklich, doch Wackerheit und Talent bewährt. Nach der Rückkehr der französischen Kriegsmacht aus Amerika wurden die braven Officiere derselben, vor Allen aber Lafayette, in den Hofkreisen mit Zuvorkommenheit empfangen; man sprach mit freudiger Theilnahme von ihrer Waffengenossenschaft mit den Republikanern der neuen Welt. Als Großfürst Paul nach Paris kam und einer Sitzung der großen Kammer des Parlaments beiwohnte, begrüßte der Präsident zuerst ihn, darauf die eben gegenwärtige Gemahlin La Fayette's. Statt des englischen Whist, führte man damals das Boston ein; auch eine Demonstration. Burke, der 1783 den Hof zu Versailles sah, hatte über den Republikanismus desselben zu staunen; ja, als 1784 Beaumarchais' Hochzeit des Figaro zur Aufführung kommen sollte und der König Anstoß an dem Stücke nahm, betrieb die Königin unter der Zusicherung, die ärgerlichsten Stellen seien gestrichen worden, die Aufführung; der König gab nach, die vornehme Welt zog in Masse zum Theater, und so ward denn in jenem Stücke dem Adel, der Censur ꝛc. ein

Spiegel vorgehalten,[1]) an dem Paris sich nach hundert Vorstellungen noch nicht sattgesehen hatte, und das auch auf dem Privattheater des Hofes zu Versailles aufgeführt wurde, in dem Graf Artois den Figaro spielte.[2]) Doch das war nicht Geist der Reform, nicht Bedacht auf Besserung des Staatswesens: es war Leichtsinn, Uebermaß der Sicherheit, es war nicht Eingehen in den Geist der Zeit, vielmehr vollkommne Blindheit gegen seine Blitze. Daß bei dieser Fahrlässigkeit und dieser Herausforderung eines Geistes, den man gänzlich verkannte, auch Milde im Verfahren gegen die Presse an der Ordnung war, versteht sich. Die Beschwerden des Klerus über Verbreitung schädlicher Bücher hatten keine Wirkung; die Gesinnung des Königs stand ihnen am meisten entgegen, denn ihr Eifer hatte noch immer die Reformirten mit zum Gegenstande und Ludwig, obschon seiner Kirche gläubig ergeben, wollte doch nicht Verfolgung, sondern Duldung; schon 1775 hatte er das schöne Wort gesprochen, „die beiden Culte müssen mit einander in Erbauung wetteifern und sich nicht durch beleidigende Anklagen erbittern." In dieser Gesinnung beharrte er. Wie nahe stand doch der wohlgesinnte König der empfehlungswerthesten Seite der Philosophie seiner Zeit! Zum letzten Male klagte der Klerus im Jahre 1785; auch damals ohne Erfolg. Die Philosophenliteratur war zu einer Macht geworden, die am Hofe selbst und bei dem hohen Adel und Klerus ihre Stützen hatte; die vornehme Gesellschaft war von ihrem Geiste durchdrungen; es war Mode geworden, damit schön zu thun, und dies ist ein gebieterisches Gesetz. Dem Scheine nach war man also keineswegs geneigt zu Verläugnung der Anforderungen der Zeit, keineswegs auf der Bahn des Rückschreitens. Aber dennoch, wiederholen wir, war man in Unkunde und Vergessenheit dessen, was vor Allem noth that, man taumelte in Lust und Freuden am Rande

1) On me dit que pourvu que je ne parle ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en place, ni de l'opéra, ni des autres spectacles, ni de personne qui tienne à quelque chose, je puis tout imprimer librement. Dazu das Verdienst des Edelmanns qui s'est donné la peine de naître.

2) Fleury Mém. s. la com. franç. 2, 384 ff.

eines Abgrundes. Die Krise war nahe. Während man sich frohem Genusse der Gegenwart überließ, war es ebenfalls dem gewissenlosen Leichtsinn eines Ministers beschieden, den Sturm heraufzubeschwören.

Calonne, durch die Polignacs und Artois bei der Königin, durch diese bei dem Könige empfohlen, wurde nach dem Rücktritte des redlichen d'Ormesson Finanzminister 3. October 1783, obschon der König ihn als schlechten Haushalter kannte und als Menschen nicht achtete. Er mußte den Zustand der Finanzen schon sehr bedenklich finden; die Schuldenlast hatte während Neckers Verwaltung sich um 530 Millionen L. vermehrt, seit dessen Rücktritte um noch 345 Millionen; ein ansehnliches Deficit lag am Tage. Unverdrossene Arbeit und strengste Sparsamkeit waren unerläßliche Erfordernisse für die Finanzverwaltung, konnten aber doch nicht Geld hervorzaubern; Zuziehung der Privilegirten zu den Staatslasten und Abstellung der unförmlichen, unübersichtlichen und dem Volke in den Tod verhaßten Erhebungsart der Steuern durfte nicht länger aufgeschoben werden: offenes Bekenntniß der vorhandenen Krise war die erste Pflicht eines treuen Staatshaushalters. Aber Calonne, obschon talentvoll, von ungemein raschem Ueberblick, und der lichtvollsten und ansprechendsten Darstellung seiner Ideen mächtig, war nicht arbeitsam, nicht sparsam, nicht aufrichtig, nicht sorglich: er war nichts als Liebediener des anspruchsvollen Hofes, und in seiner gewissenlosen Leichtfertigkeit, so lange er Credit hatte, ohne alles Bedenken, durch neue Anleihen Rath zu schaffen. Es war bei ihm das Princip des Bankrutirers, viel aufgehen zu lassen, um den Credit flott zu erhalten. „Ein Mann, der borgen will," sagte er, „muß reich scheinen, und um reich zu scheinen, muß er durch seine Ausgaben blenden." So wurde denn für kostspielige Staatsbauten, eine Barriere um Paris für 3 Mill. L., Hafenbauten zu Cherbourg, Dünkirchen, Le Havre und La Rochelle, Canalbauten in Bourgogne und Bretagne Geld geschafft, und auch die Kriegsflotte, damals der Stolz Frankreichs, ward bis auf 89 Linienschiffe, 77 Fregatten und 115 andere bewaffnete Fahrzeuge vermehrt und in gutem Stande erhalten. Nicht minder aber war Calonne ohne Gegenrede

bereitwillig, zu Vergnügungen, Gunstbezeigungen, Gnadengehalten (28 Mill. L. jährlich), Ankäufen des Hofes (Rambouillet, S. Cloud) Geld zu liefern. Auf einen Wunsch der Königin antwortete er: „Wenn das Begehren Ew. Majestät möglich ist, so ist es schon geschehen; ist es unmöglich, so wird sichs machen." Die Brüder des Königs hatten schon mehrmals Geld zur Bezahlung ihrer Schulden bekommen; Artois war unermüdlich in Anforderungen; Monsieur sagte späterhin: „Als ich sah, daß alle Welt die Hand offen hatte, hielt auch ich meinen Hut hin." Beide zusammen erhielten insgesamt 28 Mill. L. Den Polignacs lieferte Calonne die Kaufgelder zum Erwerbe der Herrschaft Fenestrange. Das berüchtigte rothe Buch, worin die nicht im ordentlichen Finanzetat berechneten, zum Theil geheimen Ausgaben des Hofes verzeichnet wurden, füllte sich dergestalt mit manchen bösen Posten, über die es schwer war, Rechenschaft zu geben. Jedoch wie viel auch die glänzenden Hoffeste und der Putz der Königin kostete: bei weitem das Wenigste kam an den König und die Königin, und Ludwig begehrte unwandelbar, daß man sparen solle. Das Vertrauen zu Calonne war übrigens in der öffentlichen Meinung eine Zeit lang zuversichtlich. Das Parlament registrirte ohne Weigerung mehrere Anleihen, die von Calonne mit den lockendsten Verheißungen angekündigt wurden. Es war nur von Gewinn die Rede. Bei den ersten 100 Mill. war ungemeiner Zudrang. Bald folgte eine zweite von 125 Mill.; auch dabei noch große Willfährigkeit, darzuleihen. Neckers Abhandlung über die Administration der Finanzen (1784) weckte indessen die Discussion über das Finanzwesen und seine Angaben begannen zur Grundlage von Kritiken der nachherigen Staatswirthschaft zu werden: doch der Gedanke an nahe bevorstehende schlimme Zeit stieg nur bei wenigen Eingeweihten auf.

Indessen zeigten sich von einer andern Seite her bedrohliche Wetterzeichen. Die Stimmung ward mehr und mehr der Königin feindselig; die schändlichsten Verleumdungen gingen von Munde zu Munde; pariser und londoner Winkelpressen brachten die giftigsten Pasquille in Umlauf, Ausgeburten eines geistigen Getriebes, das an den Höfen recht eigentlich seinen Wucherboden hat und an keinem

mehr als an dem damaligen französischen, nirgends üppigeres Wachsthum hatte und reichlicher mit Frivolität und Malice geschwängert war. Es waren nicht die Philosophen, welche die Königin diffamirten; vielmehr die Privilegirten und ihre schmutzige literarische Dienerschaft. Nicht minder war es der hohe Adel, der bei Gelegenheit des Halsbandprocesses gegen die Königin machinirte, und das Parlament, jeglicher Philosophie abhold, mit dem hohen Adel aufs genauste verbunden und dessen Organ, sprach nicht nach den Wünschen noch zu Gunsten der Königin.

Bei dem berüchtigten Handel, der von dem Halsbande den Namen führt, gereichte wie so oft zuvor der Königin zum Nachtheil, daß sie östreichischer Abkunft war und ihr Interesse für das Kaiserhaus zu lebhaft, ja nicht ohne Leidenschaftlichkeit offenbar werden ließ. Prinz Rohan, Coadjutor des Bisthums von Straßburg, war in der letzten Zeit Ludwigs XV. 1772 ff. Gesandter am östreichischen Hofe gewesen, hatte in seinen Berichten an den Herzog von Aiguillon sich frivole Aeußerungen über Maria Theresia erlaubt und die Du Barry davon zur Ergötzung ihrer vertrauten Umgebungen Gebrauch gemacht. Das kam zu Marie-Antoinette's Kenntniß und von der Zeit an war Rohan für sie Gegenstand unversöhnlichen Hasses. Nach Ludwigs XV. Tode wurde er zurückgerufen und Breteuil statt seiner nach Wien geschickt. Am Hofe zu Versailles war Rohan seit seiner Rückkehr der Königin gegenüber nur wie geduldet; die Königin bewies sich immerfort gleich ungnädig gegen ihn. Jedoch sie vermochte nicht zu hindern, daß er in kirchlichen Würden höher stieg, Bischof, Cardinal und Oberaufseher der Sorbonne wurde, ja sie mußte sich gefallen lassen, daß er Großalmosenier des Hofes ward. Maurepas' und Rohans hohe Verwandtschaft waren mächtiger als die Königin. Rohan ermüdete nicht, nach einem Blicke der Sühne und Gunst sich abzumühen, ja dies nahm den Charakter einer Leidenschaft an. Das blieb nicht als Geheimniß in seiner Brust verschlossen; eine verschmitzte Gaunerin ward seine Vertraute. Zu Paris lebte in ärmlichen Umständen ein Weib, das von einem Bastarde Heinrichs II. abzustammen vorgab, verheirathet mit einem angeblichen Grafen Lamotte, vormaligem Garde-

ducorps des Grafen von Provence, Glücksritter und Intriganten. Sie war nicht ohne Reize, Rohan stand in dem Rufe eines galanten Prälaten; sie wandte sich an ihn um Unterstützung, gewann sehr bald sein Vertrauen und wurde auch von dem, was ihn bekümmerte, unterrichtet. Davon wollte sie Vortheil ziehen; daß der Cardinal bornirt sei, war ihr nicht entgangen; er war einer der Wahnhascher, die an Cagliostro's Offenbarungen glaubten und seit dessen Aufenthalte in Straßburg 1780—1783 mit diesem in genauem Verkehr stand. Sie verstand Cagliostro, der sich seit Januar 1785 in Paris befand, und hier, wie zuvor in Straßburg, Bordeaux und Lyon, eine ansehnliche Jüngerschaft von Thoren um sich hatte, zu ihren Gunsten zu stimmen, und dieser trieb nun sein Spiel mit prophetischen Gaukeleien, die den armen Tropf ganz verwirrten und ihm die Zuversicht auf Erfolg fortgesetzter Gunstbewerbung bei der Königin einflößten. Sie lockte ihm einige Male ansehnliche Summen angeblich für die Königin ab, zog nach Versailles und sann nun auf eine arge plumpe Berückung des Cardinals, die ihr großen Gewinn versprach. Einige Jahre früher hatten die Juweliere Böhmer und Bassange der Königin ein aus kostbaren Brillanten zusammengesetztes Halsband für 1,600,000 Livres zum Verkauf angeboten, der König auch sich geneigt bewiesen, ihr ein Geschenk damit zu machen, aber die Königin es abgelehnt. Noch war das Halsband unverkauft. Die Lamotte wußte davon. Also machte sie den Cardinal glauben, die Königin wünsche es zu kaufen, sei aber eben nicht bei Kasse und es werde zu einem Pfande für Gnade und Gunst bei ihr dienen, wenn er den Kauf besorge; die Königin werde die Kaufgelder nach und nach aus ihrer Chatoulle erstatten. Ein angebliches Handschreiben der Königin sollte ihm Vollmacht und Sicherheit geben. Er ließ sich bethören, schloß den Kauf ab, empfing das Halsband, übergab es der Lamotte, und sah aus einem Versteck in der Wohnung derselben, wie ein Mensch, den er als Kammerdiener der Königin zu kennen meinte, in dem Namen der Königin das Schmuckkästchen sich aushändigen ließ. Dies geschah 1. Februar 1785. Er war trunken von süßen Hoffnungen. Jedoch das Halsband kam am Hofe nicht zum Vorschein und die Königin blieb

ungnädig, wie sie gewesen war. Die Lamotte wußte dessenungeachtet das Ränkespiel fortzusetzen; sie ließ eine Lustdirne aus Paris, Mademoiselle Oliva, die in Gestalt der Königin ähnlich war, nach Versailles kommen, benachrichtigte den Cardinal, die Königin wollte ihn Nachts im Park von Versailles sprechen, brachte ihn der hier versteckten Oliva entgegen und sorgte für Geräusch, als eben das Gespräch beginnen sollte. Die vermeintliche Königin entfernte sich schnell, ließ aber eine Rose in Rohans Hand zurück.*) Bald darauf folgte die Enttäuschung des Thoren. Warum nicht schon früher, ist schwer aufzuklären; nicht nach dem Maße seiner beispiellos hartgläubigen Befangenheit geschätzt, sondern nach dem, was indessen bei der Königin ruchbar geworden war. Nur die leichtfertigste Unbekümmertheit derselben um das, was zu ihrer Kenntniß gebracht wurde, und die Fahrlässigkeit derer, die die Sache hätten aufklären sollen, löst das Räthsel. Ein Hofagent, S. James, von Rohan um ein Darlehn zur ersten Zahlung an Böhmer angegangen, theilte dies der Königin mit; das ward nicht beachtet. Böhmer, in einiger Unruhe über die Zahlung, richtete ein submisses Schreiben an die Königin, worin er seine Freude aussprach, das Halsband in ihrem Besitze zu wissen; auch das verflog. Doch mag dies den Anlaß gegeben haben, daß die Vorleserin der Königin, Madame Campan, von dieser Auftrag bekam, sich bei Böhmer zu erkundigen, was aus dem Halsbande geworden sei. Darauf nun folgte 3. Aug. 1785 dessen Erklärung; aber die Campan ließ mehrere Tage vergehen, ehe sie die Königin in Kenntniß davon setzte. Nun erst wurde Böhmer zur Königin beschieden und darauf mit Breteuil und Vermont, dem Vorleser und Vertrauten der Königin, Rath gehalten, was zu thun sei. Die Königin war in der höchsten Entrüstung; Breteuil rieth für jetzt zur Mäßigung, bis man mehr erfahren habe, und gab der Policei Befehl zu Nachforschungen über den Cardinal. Diese berichtete von dessen geheimnißvoller Verbindung mit Cagliostro und der Lamotte. Nun meinte man genug zu

*) Nach den Proceßacten soll dieses schon im Jahre 1784 stattgefunden haben: damit aber läßt sich der übrige Gang der Intrigue nicht vereinigen.

wissen, um Rohan niederzuschmettern. Breteuil wandte sich an den König und bat um Genugthuung für die Königin. Dieser ward heftig bewegt und ehe noch irgend etwas zur Aufklärung des Betrugs versucht worden war, ließ man der Leidenschaft freien Lauf. Rohan wurde 15. August, als er in festlichem Ornate zu seinem Amtsberufe am Hofe erschien, in das Cabinet des Königs gerufen, hier von König und Königin zur Verantwortung gezogen und vor den Augen des gesamten Hofes als Gefangener nach der Bastille abgeführt. Das war Rache und brachte die Stimmen sofort auf Rohan's Seite. Seine ausgebreitete hohe Verwandtschaft, Rohan, Soubise und Guemenée, die Mehrzahl des hohen Adels, selbst Prinz Condé, mit einer Rohan vermählt, der hohe Klerus und die devoten Tanten des Königs waren höchst feindselig gegen die Königin gestimmt; man gab ihr Schuld, mit Breteuil, dem Feinde Rohan's, die ihr schon bei Zeiten bekannt gewordene Sache absichtlich hingehalten zu haben, um mit einem vernichtenden Schlage gegen Rohan hervortreten zu können. Indessen war die Lamotte nicht rasch genug gewesen, ihrem Manne, der zum Verkauf der Edelsteine nach England gegangen war, dahin bei Zeiten zu folgen; sie wurde auf der Flucht eingefangen, auch der angebliche Kammerdiener der Königin, ein Intrigant Namens Villette und die Oliva, endlich Cagliostro, auf den die Lamotte die Schuld zu bringen suchte, wurden verhaftet. Der Proceß kam vor das pariser Parlament. So offen die Gaunerei der Lamotte und ihrer Helfershelfer zu Tage lag, so dunkel blieb manches in dem Benehmen des Cardinals, der bei seiner Verhaftung Gelegenheit gefunden hatte, seinem Vicar, Abbé Georgel, Auftrag zur Vernichtung seiner Correspondenz mit der Lamotte zukommen zu lassen. Dies Dunkel ward der Königin nachtheilig; es stieg sogar der Argwohn auf, als habe sie in der That unehrsame Schritte gethan. Das Parlament war an sich schon für Rohan gestimmt; seine hohe Verwandtschaft und seine zahlreiche Partei that das Uebrige; an jedem Gerichtstage waren die Zugänge zum Justizpalaste mit Herren und Damen vom Adel besetzt, die zum Theil Trauerkleider angelegt hatten; die Parlamentsräthe wurden aufs ehrerbietigste begrüßt. Am Tage der Freispre-

chung des Cardinals, 31. Mai 1786, war enthusiastische Freude bei der Menge vor dem Palaste; die Parlamentsräthe wurden wie Errretter gepriesen, umarmt; das Volk kniete vor ihnen nieder. Die Sache wurde für die Königin noch schlimmer, als Rohan seines Amts als Großalmosenier entsetzt und vom Hofe nach Elsaß-Zabern, seinem Bischofssitze, verbannt wurde, und als die Lamotte, nach ihrer Bestrafung durch Staupbesen und Brandmark aus der Salpetrière nach England entkommen, dort Memoiren drucken ließ, die den Ruf der Königin vernichten sollten, die im Interesse der Königin vor ihrer Herausgabe weggekauft wurden, aber bald in einer neuen Ausgabe erschienen. Ein böser Makel blieb an dem Rufe der Königin haften; die Stimmung gegen sie war so unheildrohend, daß Talleyrand damals zu Champfort sagte, er werde sich gar nicht wundern, wenn diese Geschichte den Thron umstürzte. Das konnte nur als Prophezeihung von der Abtrünnigkeit des Adels und hohen Klerus von dem Throne aus Haß gegen die Königin einen Sinn haben: wir werden unten sehen, wie sehr die Privilegirten auf ihre Vorrechte hielten und wie wenig sie Stützen des Throns waren. So ernste Folgen hat wohl selten der Leichtsinn einer Fürstin gehabt; die Königin war aber gewiß nur leichtsinnig im mildesten Sinne des Worts gewesen.

Das Unheil für die Königin ward dadurch noch verschlimmert, daß kraft des von Vergennes mit Joseph II. 8. November 1785 abgeschlossenen Vertrags zur Beilegung des Streits über Eröffnung der Schelde um eben jene Zeit Geldsendungen an Joseph abgingen. Das ward zu argem Gerüchte bei dem Volke, die Königin lasse ihrem Bruder französisches Geld zukommen; es fehlte nicht viel, sie als Staatsverrätherin zu bezeichnen. Auch das eine Frucht der unnatürlichen Verbindung zweier Mächte, die auf politischen und nationalen Antagonismus angewiesen zu sein schienen.

Der König hatte hinfort Liebe bei dem Volke; bei seiner Reise nach Cherbourg 1786 bekam er rührende Beweise davon und antwortete aus tief bewegtem Gemüthe. Von seiner menschenfreundlichen Sinnesart hatte er kurz zuvor in der Instruction an den Weltumsegler La Peyrouse ein ehrenwerthes Zeichen gegeben. Gegen

Wilde solle nur im äußersten Falle Gewalt gebraucht werden; er werde es als eine der glücklichsten Erfolge der Expedition ansehen, wenn sie geendet werden könne, ohne daß es ein Menschenleben gekostet habe.

Eine seltsame Prophezeihung ließ Cagliostro, der nach seiner Verbannung aus Frankreich eine Zeit lang in London lebte, von hier in einem Sendschreiben an die französische Nation (20. Juni 1786) ausgehen, nämlich die Bastille (wo er gefangen gesessen hatte) werde niedergerissen und öffentlicher Spaziergang werden, und ein in Frankreich zur Regierung kommender Fürst werde die Lettres-decachet abschaffen, die Reichsstände berufen und die wahre Religion wiedereinsetzen.

Drittes Capitel.

Die Staatshändel der alten Cabinetspolitik.

Die Philosophie ließ zwei empfindliche Gebrechen des Zeitalters unberührt, den Mangel der Nationalität im Staate und des Rechts und der Moral im Staatenverkehr. Beides haben wir bei dem Eintritte in die Geschichte des letztern als Grundbedingnisse desselben zu beachten. In den einzelnen Staaten mußte statt der Nationalität die Idee der Staatsgenossenschaft und der Beziehung auf den concentrischen Talisman des Alles einenden Fürstenhauptes, im Staatenverkehr aber — zu geschweigen des Gepränges mit Humanität und Kosmopolitismus — statt der Principien des Rechts und der Moral die des Staatsinteresse oder in höherer Sphäre die des Ruhmes und der Vermehrung des Reichs aushelfen. Nationalität und Autokratie sind, wo das Volk in sich eins ist, nicht unvereinbar mit einander, und es kann Autokratien mit hochgesteigertem Nationalgefühl geben. Frankreich unter Ludwig XIV. und Napoleon hat den Beweis gegeben. Das war nicht der Charakter des Zeitalters der Aufklärung. Man hat zwar nicht der Philosophie schuld zu geben, daß sie die Nationalität erstickt oder aufgelöst habe. Aber gleichgültig ist diese ihr gewesen; sie bewegte sich kraft der Gunst, welche die weite Verbreitung der französischen Sprache darbot, in einer Sphäre gesteigerter Civilisation, und die vornehme Gesellschaft war eben damals in dem Bildungsproceß, wo das be-

sondere Nationale sich in ein allgemein Europäisches auflösen sollte. Je mehr nun die Fürsten von der Philosophie des Zeitalters sich aneigneten, um so leichter trat hier die Idee des Nationalen in Hintergrund und der Staat als Werk der Philosophie an dessen Stelle. Allerdings führten die gegebenen oder gemachten Zustände in den meisten Staaten darauf hin. Die Grenzen fast sämtlicher europäischer Staaten enthielten Bestandtheile von mehrerlei Völkern. Es ist wie ein Fluch für die Idee des Volks, daß im Laufe der Geschichte seine Grenzen so selten mit denen des Staats übereinstimmen, und dagegen eine Verherrlichung der Idee des Staats, daß dieser das Verschiedenartigste durch die Vernunft zu einen vermag. Ein Glück ists, wenn die Ausbildung der einzelnen Völker in ihrer Weise dadurch nicht gehemmt wird; eine schmerzliche Einbuße historischer Wesenheit, wenn das angestammte Volksthum der zu einem Gesamtstaate zusammengenöthigter Völker in diesem verloren geht, wie im westlichen Europa unter der Herrschaft Roms. Als nun die fürstliche Machtvollkommenheit, wo nicht mit dem anspruchsvollen „der Staat bin ich," doch mit der Idee, daß nicht das Substrat der gegebenen volksthümlichen Bestandtheile, sondern das Princip der Regierung das eigentliche Wesen des Staats bestimmte, hervortrat, hatte der Ausdruck „meine Völker" im Munde eines Autokraten nichts Störendes. Vielmehr stellte sich die Einheit des Staats als eines Werkes der Freiheit und Vernunft günstiger dar, als die meistens aus physischen Bedingungen hervorgegangene innerhalb derselben Grenzen zusammenwohnende Vielfältigkeit der Bevölkerung. Nun ward auch darnach getrachtet, den künstlichen Verband durch den Staat geltend und den zusammengebrachten Völkern begreiflich zu machen, daß sie eins wären, woraus denn aber immer kein Nationalgefühl hervorwuchs; denn wo der volksthümliche Boden mangelte, war es, als ob der Baum seine Wurzel in der Krone hätte. Jedoch die Kraft der Vernunft, in der Idee des Staats bethätigt, ist mächtig; es kam dahin, daß die politische Genossenschaft sich zu einem Surrogat für volksthümliche Verwandtschaft emporbildete; das Fremdartige, das kraft der Wirkung der Stammbürtigkeit auf Sonderung einem Theil der Bevölkerung

dem andern gegenüber anhaftete, wurde in der staatlichen Gleichförmigkeit mehr oder minder aufgelöst. So gelang es Friedrich dem Namen Preußen einen künstlichen Gehalt zu geben, wo der Kitt einzig und allein aus der bedingenden Kraft des Staatshauptes kam. Er begehrte sehr anspruchsvoll, daß jeder seiner Unterthanen sich als Preuße ansehen und das Ehrgefühl des Königs, welches sich sträubte, einen Theil des Ganzen zu missen, theilen sollte. Daher kann es denn auch nicht befremden, daß der Mangel der Macht und Fülle des Geistes der Nationalität da am wenigsten empfunden wurde, wo diese am prägnantesten sich zu äußern vermögen, in der Darstellung der bewaffneten Macht und dem Staatenverkehr.

Die bewaffnete Macht hatte nicht das Nationale zur Grundbedingung. Die Waffenpflichtigkeit des gemeinen Mannes hatte man zwar in den meisten Monarchien, wo sie nicht aus alter Zeit sich erhalten hatte, hergestellt und selbst gesteigert; in Rußland, Preußen, Oestreich ꝛc. unterlag der gemeine Mann dem Aufgebote zum Kriegsdienste: aber theils konnte man, wo das Volksthum verschiedenartig war, nicht zu einem Nationalheer kommen, theils war die Vorstellung von der Macht des Volkes zu unreif, um das Nationalcapital zu den Waffen zu rufen. Dagegen war in ihrer höchsten Reife die Meinung von der Macht des Geldes, durch welches Menschen gekauft, und von der Einheit, welche einem gemischten Heere durch Anführung und Kriegszucht, Ehrgefühl und Furcht zugebracht werden könnte. Demnach war nicht das Nationalgefühl der Hebel, den man gebrauchte, und mit der Werbung von Söldnern, denen jenes mangelte, ging Hand in Hand die rücksichtsloseste Verletzung des Nationalen, wenn man im einstweiligen Besitze einer fremden Landschaft deren Bewohner zum Waffendienste gegen den Landesherrn zwang. So that Friedrich II. mit der schreiendsten Gewaltthätigkeit im siebenjährigen Kriege mit den Sachsen. Hier stand der Begriff des Nationalen hinter dem des Staats, und der des Staats hinter dem des Heers zurück. Wo nun die Heere so gemischt waren, wie in Preußen, mußte sich eine weite Kluft zwischen Soldaten und Bürgerthum eröffnen, und um so mehr die Natur-

kraft der Nationalität daraus entweichen. Wenn sichs nun wohl ereignete, daß von dem Heere ein Gemeingefühl auf die Gesamtheit der Staatsgenossen überging, so war das eine verkehrte Ordnung der Dinge. Bei Bürgerheeren kann die Kraft aus natürlichem Boden nachwachsen; dort aber ist die bedingende Macht wandelbar; eine Niederlage ist auch Niederschlag des Geistes. Noch aber war bei keinem Volke der Zauber des Ruhms so mächtig, wie später bei den Franzosen der Zeit Napoleons, und fern lag der Gedanke bei den Kriegen jener Zeit, daß dabei Wohl oder Wehe der Nation verfochten werde; das Heerwesen und Heergefühl hatte Leben und Bewegung nur so weit, als Ehre, Furcht und Geld reichten; daher, je weniger Gewicht auf naturwüchsiges geistiges Capital gelegt werden konnte, um so höher mußten die Zinsen durch künstliche Gliederung der Heere, durch die Methode des Mechanismus ausgebracht werden. Und je mehr man sich gegenseitig nöthigte, immer eine geübte Waffenmacht, die doch nicht die bewaffnete Nation war, bereit zu haben, um so drückender ward die Last, welche der Nation aufgewälzt wurde, um Geld, das Oel für jene Maschine, zu erlangen. Was aber Erhebung der Nationalkraft sei, davon hat die Geschichte der Zeit Friedrichs II. außer der Insurrection der Ungarn für Maria Theresia im Jahre 1741, dem Aufstande der Genueser 1746 und dem beharrlichen Widerstande der Corsen gegen Genua und Frankreich, ein glänzendes Beispiel in dem Freiheitskampfe der Amerikaner. Dies Alles aber vermochte nicht die Vorstellung von dem unbekannt gewordenen Wesen des schlummernden Löwen zu gestalten; man ging noch im Anfange der Revolutionskriege in blindem Vertrauen zu dem Kunstwesen der Heermaschine den unordentlichen Massen schlecht ausgerüsteter und ungeübter Bürger und Bauern der Revolution entgegen und blieb auch nach blutiger Witzigung noch lange ungelehrig.

In dem Staatenverkehr der sogenannten hohen Politik der Cabinete gegeneinander störte die Philosophie nicht im geringsten die Unbekümmertheit um Recht und Moral; vielmehr bekam diese, die so alt als die Fußpfade auf Erden, von der Philosophie noch eine Springfeder durch Idealisirung des Ruhms. Groß, nicht gut,

Ruhm, nicht Recht war die Losung; heilig nur der Gewinn, die Mittel zum Zwecke gleichgültig, beschworne Verträge kein Hinderniß; in der gesamten hohen Politik war nur ein egoistisches Verfahren nach den Umständen, die Diplomatie ein Gewebe von Arglist und Ränkespiel, wozu die Worte immer gleißnerischer wurden. Dagegen wurde die alte gerühmte Heiligkeit des Fürstenworts auf diesem Gebiete nicht mehr gefunden. Friedrichs Eroberung Schlesiens macht den Anfang in den Annalen der Rechtskränkungen im Staatenverkehr dieser Zeit; doch war diese bei weitem minder schlimm als der wenig jüngere Bruch der pragmatischen Sanction von Seiten der übrigen Mächte, die gegen Maria Theresia auftraten. Friedrich hatte das Bedürfniß der Staatsbegründung für sich; der Ruhmtrieb eines Kriegsfürsten war ihm anfangs nicht fremd, aber er hatte nicht den Charakter eines Eroberers; er wurde conservativ. Anders Katharina II., Joseph II. und Gustav III., zu deren Geschichte die Trias fürstlicher Erbübel, politische Habsucht, Herrschbegier und Ruhmsucht den Grundtext geben. Der gesunde Verstand wird zu allen Zeiten sprechen, wie mit folgenden schlichten Worten v. Schmettow 1786 an Schlözer schrieb: „Warum begehren Fürsten, die sich als kluge Männer zeigen zu wollen den Ehrgeiz haben, immer mehr Land, als sie zu regieren im Stande sind, ehe und bevor die Unterthanen, die bereits haben, so glücklich gemacht sind, als möglich ist! Die besten Fürsten wollen nicht gut regieren, um ihre Pflichten zu erfüllen, sondern alles um mächtiger zu sein." Die Philosophie jener Zeit aber hatte Ermunterung zu Großthaten bereit. Diderot zum Besuche in Petersburg ermahnte, wie oben erwähnt, Katharina zu Thaten des Glanzes, nicht zu stiller und bescheidener Arbeit an der Wohlfahrt ihrer Völker. Kaunitz, Rathgeber Josephs, auch Philosoph, kannte in der hohen Politik nur das Staatsinteresse. So wurde Polen die Beute seiner philosophischen Nachbarn, wobei Friedrich hinter Katharina und Joseph in Entschließungen anfangs zurück war, aber nachher in der Wegnahme des Netzedistricts dem Unrechte einen bösen Anhang gab. Die Philosophen hatten die allerdings tief versunkene polnische Nation mit der äußersten Verachtung anzusehen gewöhnt. Einen minder un-

würdigen Charakter als die gewöhnlichen Beschönigungen politischer Gewaltthat hatte Voltaire's Aufruf zum Kriege gegen die stupiden und brutalen Türken, der „tocsin des rois"; hier wurde die Theilnahme an dem trostlosen Zustande eines Volkes, der geknechteten und gemishandelten Griechen, laut. Wie schmählich aber wurden diese in dem russisch-türkischen Kriege 1770 im Stich gelassen! Die öffentliche Meinung war übrigens noch auf zu niedriger Stufe, um über das gemeine Zeitungs-Interesse weit hinauszugehen, und dies — die Theilnahme an den Corsen und Paoli, den Amerikanern und Washington ausgenommen — verhielt sich zu der Theilnahme an Wohl und Weh der Völker etwa so wie die erbärmlichen Zeitungen damaliger Zeit zur Literatur. Darum konnte auch mehr Aufhebens von den Siegen Katharina's über die Türken, als von der Theilung Polens gemacht werden, und von dem Fluche, der dem künftigen Europa daraus erwachsen sollte, kaum eine Ahnung aufsteigen.

Aus dem rühmlichen Gegensatze Wilhelms von Oranien gegen Ludwig XIV. hatte sich das Gleichgewichtssystem entwickelt; aus den Leidenschaften und argen Künsten der hohen Politik aber war nun ein System gegenseitiger Eifersucht und Beargwohnung erwachsen. Dies die Schattenseite der Gleichgewichtspolitik und nothwendiges Ergebniß des allgemeinen Bewußtseins der Staatsmänner, daß Treue und Glaube ein Possenspiel für die Politik sei. Der arglose Beobachter der Welthändel möchte eine Regung des Pflichtgefühls, sich der Bedrohten und Bedrängten anzunehmen, erkennen wollen, so oft man sich in Fällen, wo man selbst nichts zu fürchten hatte, gegen anderswohin beabsichtigte Gewaltübung rüstete; aber es war politische Eifersucht oder Schadenfreude, welche die Balancirstange des Gleichgewichtssystems in Bewegung setzte. Diese Kunst übten natürlich am meisten die, welche die geringste Fülle von Macht hatten und durch Kunst die Kraft ersetzen mußten: darum war das preußische Cabinet der Centralpunkt des politischen Sorgenfiebers und der Actienberechnung des Capitals europäischer Staatskräfte und Staatsentwürfe. Dagegen hatte die Gleichgewichtspolitik ihre Schlummerstunde, als Frankreich die erste Theilung

Polens zuließ, und die politische Eifersucht Frankreichs auf England ward zur Blende für die Wächter der Autokratie, als Frankreich den amerikanischen Insurgenten die Hand bot und Frankreich und Spanien die amerikanische Erklärung der Rechte in ihrem Eifer gegen England übersetzen und verbreiten ließen. Doch gab die französische Politik dabei zugleich in dem Benehmen gegen Nordamerika eine gänzliche Verneinung des Egoismus zu erkennen. Wie gern begrüßt man auch schwache Lichtstrahlen der hohen Politik, die dem moralischen Sinne sonst wie eine Wüste schwarzer Dünste erscheint!

Preußen.

Friedrich II., der seit der Wegnahme Schlesiens in Oestreich einen natürlichen Feind sehen mußte, erkannte, nachdem Maria Theresia jene Verletzung verschmerzt zu haben schien, einen gefährlichen Nebenbuhler in Joseph. Des Anhalts gegen Oestreich bedürftig, hatte er sich schon 1764 an Katharina von Rußland angeschlossen. Dies förderte nachher das Wachsthum einer Macht, die bestimmt war, dereinst mehr, als Oestreich gekonnt hätte, Preußen aus dem Gleise zu bringen und, wie selbst der mit Friedrich wohl einverstandene Panin sagte, zur Schildwache von Rußland zu machen.[1]) Friedrichs Diplomatie ging darauf ihrer Würde verlustig, als sie aus Furcht vor Rußland zur Theilung Polens die Hand bot, und mußte nachher in steter Besorgniß vor einem Bunde Katharina's mit Joseph wunderliche Künste aufbieten, um sich in der Schwebe zu erhalten. So ließ Friedrich Potemkin seine Mitwirkung versprechen, wenn dieser das Herzogthum Curland an sich zu bringen wünsche.[2]) Und doch wandte Katharina sich Joseph zu; der bis zum Jahre 1780 reichende Bund Preußens mit Rußland ward von Katharina nicht erneuert; nach Panins Tode (1782) hatte Friedrich durchaus keinen mächtigen Fürsprecher mehr am petersburger Hofe; seine Geldsendungen, z. B. 130,000 Dukaten an

1) v. Raumer, Beiträge 5, 428.
2) Potemkin, Archenholz Minerva 23, 461.

Görtz*) waren nicht groß genug, um damit etwas auszurichten. Es war unablässiges Kreuzen vor dem Winde, nie Fahrt mit vollen Segeln; die Politik Friedrichs war krank aus einseitiger Richtung gegen Oestreich, und der bayersche Erbfolgekrieg und der Fürstenbund nur durch die Antipathie gegen jenes, nicht durch die Sorge für Deutschlands Freiheit bedeutsam. Dieser Antagonismus beschäftigte ihn noch in den letzten Lebenstagen; ein zu einem hohen Staatsbeamten gesprochenes Wort lautete auf eine Erholung an Oestreich. Eine seiner letzten politischen Handlungen, der Abschluß eines Handelsvertrags mit Nordamerika, 10. September 1785, war wie ein Fingerzeig auf die zukünftige Entwickelung Europa's und ein Beweis, wie richtig er von dem jungen Freistaate urtheilte.

Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II., stärker in Leidenschaft als in politischer Weisheit, begann mit einer Heerfahrt gegen Holland, um der in seiner Schwester gekränkten Fürstenehre Genugthuung zu schaffen. Die Eroberung Hollands brachte große Lücken in den Schatz; dafür stieg die Meinung von der Macht der preußischen Waffen bis zum Dünkel und dies die charakteristische Beimischung zur Bravour der Ehre, wobei der Kamaschendienst die Studien der Kriegskunst vertrat. Zu der von Friedrich ererbten und durch Hertzberg unterhaltenen Antipathie gegen Oestreich kam nach dem Bunde Josephs mit Katharina auch eine Wehrstellung gegen Rußland. Die Wagschalen des politischen Gleichgewichts kamen in ein wunderliches Schwanken. Hertzberg, wohlerfahren in diplomatischer Taschenspielerei, und dazu wohlbedacht, durch Künste ohne Kraftaufwand Preußen zu vergrößern, blieb am Ruder, bis der Gegensatz gegen Oestreich sich durch die reichenbacher Convention auflöste. Die Anköderung der Polen mit dem Rückhalte der schon von Friedrich erhobenen Ansprüche auf Thorn und Danzig fällt in seine Zeit; die Perfidie, mit der sie preisgegeben wurden, ist später; hier und dort hatte der Intrigant Lucchesini Antheil an der Mischung der Betrugskarten.

*) v. Raumer, Beiträge 5, 507.

Oestreich.

Maria Theresia hatte einen Wehrkrieg um ihre Erbschaft mit Ehren bestanden; der Schmerz über Schlesiens Verlust wirkte nach, verbittert durch den Groll, daß Friedrich mit einer bisher für gering und abhängig geachteten Staatsmacht es ihr genommen. Kaunitz, ihr Berather und Jünger der Philosophie, war der Mann, in der Politik auch das Unnatürlichste gelten zu lassen, wenn es nur zum Ziele führte; daher der abenteuerliche Bund mit Frankreich. Der siebenjährige Krieg war für Maria Theresia eine Sache, woran das Herz Antheil hatte. Dies beruhigte sich mit dem hubertsburger Frieden und in der nächstfolgenden Zeit hatte sie reiche Befriedigung an einer ergiebigen Vermählungspolitik, dem alten Stern des Hauses Habsburg[1]): Maria Antonie, Maria Caroline bestiegen Königsthrone, Amalia wurde Gemahlin des Herzogs von Parma, Ferdinand Gemahl der Erbin von Modena. Joseph, seit 1765 Kaiser und als solcher, wenn von geringer Macht, doch von hohen Gedanken, bedurfte des Zügels und wurde durch Maria Theresia sorglich von der Mitregierung im Innern fern gehalten; freiere Hand ließ sie ihm in seinen Entwürfen zur Vermehrung des östreichischen Ländergebiets und hier ging Kaunitz ganz in Josephs Absichten ein. Beide rissen die bedachtsame Maria Theresia aus der Resignation auf weiteren Erwerb heraus. Zur Theilung Polens bot sie jedoch erst nach langem Sträuben, und durch jesuitische Einflüsterung beruhigt, die Hand. Josephs Anstalten zur Besitznahme Bayerns 1777 ließ sie geschehen; sie mochte nicht erwarten, daß ein Krieg daraus hervorgehen könnte; als aber Friedrich sich zum Kriege rüstete, weinte sie vor Zorn und nannte ihn ce mechant homme;[2]) am Kriege hatte sie kein Gefallen; sie legte ihn bei. Katharina war ihr um des sittlichen Charakters willen widerwärtig; doch die Politik half darüber hinwegzukommen; hatte ja doch Maria Theresia der Pompadour freundliche Briefe geschrieben! Zur Zeit des bayerschen

1) Bella gerant alii, tu felix Austria nube;
Quae dat Mars aliis, dat tibi regna Venus.

2) v. Dohm I, 243.

Erbfolgekrieges wandte sie sich mit einem eigenhändigen Schreiben an Katharina um Vermittlung.[1]) Oestreichs Rolle änderte sich mit ihrem Tode. Hatte es von ihr geheißen, gut und ehrlich und nicht gefährlich: von Joseph mußte es anders lauten.

Joseph, ohne alle Achtung des historischen Rechts und ebenfalls der Verträge der hohen Politik, griff nach allen Seiten um sich. Als Kaiser gegen die Reichsstände, als Herr von Belgien gegen Holland, als Herr von Oestreich gegen Bayern, als Erbmonarch und nachher auch als Kaiser gegen den Papst, endlich als Vertreter der zweiten christlichen Ostmacht gegen die Pforte. Zur Nichtachtung bestehender Verträge trieb ihn die politische Leidenschaft jener Zeit, das Gebiet des Staats zu erweitern und abzurunden; zum Vertrauen auf seine Waffen kam auch wohl diplomatisches Getriebe; so hatte er schon die Bethörtheit seines Nachbarn Karl Theodor zu übervortheilen gewußt. So weit Friedrich vermochte, stellte er sich Josephs Entwürfen auf Vergrößerung der Macht in den Weg und dies hatte bis 1780 einen von Joseph respectirten Rückhalt in dem Bunde Friedrichs mit Katharina. Josephs Rathgeber, Fürst Kaunitz, war überzeugt, daß Friedrich Oestreichs Todfeind sei.[2]) Um so eifriger ward nun Joseph, Katharina vom Bunde mit Friedrich abzuziehen. Im Jahre 1780 machte er einen politischen Besuch in Mohilew und Petersburg. Gustav III. hatte 1777 den Anfang der politischen Fürstenreisen neuerer Zeit gemacht; die Reisen zum Unterricht in nützlichen Dingen wurden seltener; doch auch Reisen zum Gepränge; man liebte die Einfachheit der äußeren Erscheinung und prunkte nur mit Geist.[3]) Friedrich

1) v. Dohm I, 246. 335. v. Raumer, Beiträge 5, 334.

2) v. Raumer, Beiträge 5, 445.

3) Geijer, Gustavs III. hinterlassene Papiere 3, 14.: „Man hatte die Theilung Polens erlebt. Bald wurde auch von einer Vertheilung der türkischen Macht in Europa gesprochen. Solche gewaltsame, willkürliche Versetzungen der Gewichte in den Waagschalen des alten europäischen Systems zeichneten besonders die letzten Zeiten der Cabinetspolitik aus, seitdem die Fürsten selbst sie in ihre Hände genommen hatten und in persönlichen Zusammenkünften der Länder und Völker Schicksal bestimmten. Es war schon eine revolutionäre Bewegung in

säumte nicht, eilends auch den Kronprinzen nach Petersburg zu senden; diesem entgegenzuwirken übertrug Joseph dem Fürsten Ligne.[1]) Katharina hatte das Auswählen; ihr ward durch doppelte Clientel der Weg zur Einmischung in deutsche Angelegenheiten gebahnt. Ihr Zögern, den Bund mit Friedrich nach Ablauf der zweiten acht Jahre (dies war 1780 der Fall) zu erneuern, war eine Weisung zur Reue für diesen. Im Jahre 1781 kam Großfürst Paul zum Besuche nach Wien. Als im Jahre 1782 Katharina an Joseph um Beistand gegen die Pforte schrieb, antwortete dieser, sie möge ihn als ihren General und sein Heer als das ihrige ansehen.[2]) Zu einem Bunde Katharina's mit Joseph ward darauf 1783 eine bestimmtere Vorzeichnung gemacht, und zwar eine gigantische: für Rußland die Türkei, für Oestreich Italien.[3]) Joseph hatte indessen in kurzsichtigem Vertrauen auf feste Dauer guter Nachbarschaft von Seiten Frankreichs, dessen Königin seine Schwester war, Holland den Barrierenvertrag aufgekündigt, was Kaunitz in diplomatischer Kunstsprache zu motiviren verstand,[4]) und die der Schleifung durch die Franzosen in den Jahren 1746 ff. entgangenen Festungen zu offenen Plätzen machen lassen; er hatte darauf, ohne sonderliche Rücksicht auf Frankreichs Interesse und vertragsmäßige Verbürgung des westphälischen Friedens zu nehmen, muthmaßlich im Vertrauen auf russischen Beistand, die Eröffnung der Schelde als sein Recht in Anspruch genommen und auf Weigerung Hollands zum Kriege gerüstet. Allerdings stellte sich Katharina, als werde sie ihn unterstützen; jedoch weniger dadurch eingeschüchtert, als aus Abneigung vor einem Kriege zu fremdem Besten, fand Frankreich gerathen, die Sache zu vermitteln, und Joseph ließ sich ebenso verständig mit Gelde abfinden. Abermals hatte Joseph Katharina für sich bei sei-

---

der Politik, welche von den Thronen ausging. Daß sie gegen sich eine andere bei den Völkern hervorrufen würde, fürchtete noch Niemand. Für große Ehrbegierden hatte dieses politische Wagespiel große Reize."

1) v. Raumer, Beiträge 5, 46.

2) Ebendas. 5, 553.

3) v. Dohm 1, 420. 2, 30. v. Raumer, 5, 573.

4) Josephs II. Briefe 122.

nem Entwurfe, Bayern von Karl Theodor gegen Belgien einzutauschen; doch hielt sie nicht Stand, als Friedrich auftrat und den Fürstenbund zusammenbrachte. Josephs Stellung zu Preußen und Rußland änderte sich nicht mit Friedrichs Tode; 1787 machte er zum zweiten Male der Kaiserin von Rußland seinen Besuch, als diese nach Cherson reiste, und daran knüpfte sich seine Theilnahme an dem Kriegsplane gegen die Pforte.

Rußland.

Bis auf Peter den Großen war Rußland wie eine nach Europa herüberhangende Schleppe Asiens gewesen, seitdem schob es sich wie ein Keil mit der rohen Kraft des Orients und den losen Künsten europäischer Politik, die sich eher lernen ließen als Weisheit, in den europäischen Staatenverkehr ein, nicht gut, nicht ehrlich, gar sehr gefährlich, am gefährlichsten unter dem vierten Weibe, das im 18. Jahrhundert den Thron inne hatte, der deutschen Katharina. Potemkins Ansicht war, Rußland müsse ein asiatischer Staat werden:[1]) Europa würde Potemkins politische Sündenschuld cassiren, wenn er dies bei Katharina geltend gemacht hätte. Aber in leiblicher Buhlschaft als Repräsentantin orientalischen Wollustschwelgens ausgezeichnet, buhlte diese geistig mit europäischer Civilisation, überließ sich den Eingebungen einer maßlosen ambitiösen Eitelkeit und war hoffärtig darauf, in der Mitte des europäischen Staatenverkehrs und mit hohen Ansprüchen auf diplomatischen Etikettenrang[2]) Machtsprüche zu thun und die trüglichste Perfidie und schreiendste Gewaltthat mit den schönsten Worten aufzustutzen. Schwach, milde, war sie wohlthätig gegen Alles, was in unmittelbare Berührung mit ihr kam, aber gefühllos und gewissenlos, wenn es nach außen galt. Im Einzelnen menschlich, in der Masse grausam — so ist die menschliche Natur überhaupt. Stolze Brutalität behielt der

1) v. Dohm 2, 78.

2) Ueber Streitigkeiten dieser Art mit Oestreich bei den Vorbereitungen zu einem Bunde 1781 s. v. Dohm 2, 145. v. Raumer 5, 501.

Ausdruck russischer Cabinetserklärungen vom Oriente bei und eben daher hatte Rußland den Eroberungstrieb, der seit dem Römerreiche keiner europäischen Macht in dem Maße eigen gewesen war, und zu dem nun die Tendenz kam, sich in Alles zu mischen und das Heimische dem politischen Ehrgeize zum Opfer zu bringen. Friedrich und Joseph streuten Blumen auf den Weg, halfen die Pforten zur Beraubung Polens öffnen und theilten die Sünde, um nicht der gierigen Katharina den Raub allein zu lassen. Selbst die Galanterie, die man der Frau bewies, half ihr Ansehen und ihre Anmaßung steigern; und umgekehrt kostete es diese kein Opfer, zur Noth Thränen zu vergießen. So geschah es, als der Kronprinz von Preußen 1780 von ihr schied, sie aber ihre Abneigung von dem Bunde mit Preußen verschleiern wollte; so mit Gustav III., 1777, so mit Joseph II.;[1]) war dies Schwäche der Thränendrüsen, oder gehörte es zu ihrer Meisterschaft in der Verstellungskunst?

Seit der ersten Theilung Polens war bei Rußland eine dämonische Macht; die Zwietracht zwischen Friedrich und Joseph legte ihr an Stärke zu, was jedem durch jene abging; man begann die stolze und rohe, oder listige Stimme Katharina's mehr zu fürchten, als man Ursache hatte, wenn man nur nicht von Nachbarhaß befangen gewesen wäre. Die Macht Rußlands war bei weitem noch nicht der Anmaßung Katharinas und Potemkins nachgewachsen; die Großprahlerei ging bis zum Lächerlichen, als Katharina 1780 zur Zeit der bewaffneten Neutralität stolz zu Joseph sagte, wenn die Seemächte nicht alle Kräfte zur Freiheit der Meere aufbieten wollten, so würde sie nicht säumen, für sich allein 100 Linienschiffe zu haben, die ihre Seerechte bei allen Nationen in Respect halten sollten:[2]) aber sie hatte für sich die Sicherheit der Grenzen und ihren Nachbarn mangelte die Festigkeit des Vertrauens zu sich. Die Geschichte des französischen Einflusses auf Deutschland hat Stoff zu einem Buche gegeben; die Hinneigung deutscher Fürsten zweiten und dritten Rangs zu Frankreich hat ihre Rüge gefunden: Katharina konnte

1) v. Dohm 2, XX. v. Raumer 5, 443. 463.
2) Flassan hist. de la diplomatie française 6, 535.

aber sich mehr wissen als das französische Cabinet unter Ludwig XIV. und XV.; über die Folgen Bücher zu schreiben, werden unsere Nachkommen Stoff genug haben, wenn ihnen das Schreiben erlaubt wird. Potemkins Benehmen gegen die beiden mächtigsten Fürsten Deutschlands war eine Erniedrigung für diese und ohne die Philosophie der Gleichgewichtspolitik würde Friedrichs Langmuth ein Ende gehabt haben. Polen und die europäischen Besitzungen der Pforte ganz zu gewinnen, lag nicht außer dem Gelüste der russischen Politik; daß nicht Alles gelang, kam nur von der Unzulänglichkeit der Macht. Scheu war nicht vor Recht, nicht vor der öffentlichen Meinung, denn diese war krank an der Philosophie des Zeitalters. Nach der ersten Theilung Polens sagte Potemkin, man hätte gleich das Ganze nehmen sollen, das Geschrei würde auch nicht größer gewesen sein.[1]) Was von Polen übrig blieb, ward als russische Provinz behandelt. Die Lüsternheit Katharina's aber fand bei dem Plane zu einer zweiten Theilung Widerstand an Friedrichs Weigerung und richtete sich nun mehr gen Süden. Da war Orient, dahin strebte auch Potemkin; dazu bot Joseph die Hand. So wurde die Krimm unter den entsetzlichsten Umständen besetzt, und das dort wohnende Volk des Orients, das noch jüngst an 50,000 Reiter zum osmanischen Heere hatte senden können, daheim aber in Fülle und Wohlstand lebte, durch Mord und Mishandlung auf eine winzige Zahl und in Knechtschaft herabgebracht.[2]) Auch in Asien wurden die von Peter I. gemachten Versuche, Gebiet am Kaukasus zu gewinnen, mit Glück und ohne daß es der Gewalt der Waffen bedurft hätte, erneuert: der kaukasische Fürst Heraklius wurde vermocht, sich russischer Hoheit zu unterwerfen. Für weitere Progressen wurde die Richtung angedeutet, als ein Thor Chersons die Inschrift bekam: „Weg nach Constantinopel." Dies die Schicksalsrichtung für Rußland, bevor die Idee eines Panslavismus aufkam; schon die Waräger hatten die Vorzeichnung zu der Bahn gegeben, auf welche Rußland angewiesen war; Peter I. hatte zu viel

1) v. Dohm 2, XLVII.
2) Ebendas. 2, 53. 59. 68 ff.

mit den Plänen auf die Ostsee zu thun gehabt, um sich mit dem schwarzen Meere vorzugsweise zu beschäftigen; jedoch bald nachher hatte Münnich bei seinem Betriebe eines Türkenkriegs auch auf die Griechen hingewiesen. Dann mahnte Voltaire der Türkenfeind zur Befreiung der Griechen; nach Alexanders Geburt prophezeihte er einen zweiten Prinzen und für diesen einen griechischen Thron; der Name Constantin ward im voraus für diesen bestimmt, nachher kam dazu „Stern des Morgenlandes"; seine Amme hieß Helena. Seit 1783 war Potemkins Plan, die Moldau und Wallachei für sich zu gewinnen. Das „griechische Project", wie nun der gegen Constantinopel gerichtete Eroberungsplan genannt wurde, sollte zur Reife kommen, als Friedrichs Tod und Josephs fortgesetzte Bundesbewerbung freie Bahn zu machen schienen. Die Reise nach Cherson 1787 war wie das Vorspiel dazu, der Türkenkrieg ward beschlossen.

Die Pforte war in sich so mürbe und faul, ihre Kriegsmacht so heruntergekommen und ihre diplomatische Einfältigkeit so maßlos, daß ihre politische Existenz nur durch die Gleichgewichts- und Eifersuchtspolitik fortbestand.

Frankreich.

Von den Mächten des westlichen Europa war seit Franz I. Frankreich vor allen der Pforte befreundet und der Handel der Levante eine Lebensfrage für die französische Politik. Vergennes, seit 1774 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hatte weder ausgezeichnetes Talent noch sein König Entschlossenheit, noch endlich der Staat in seiner damaligen Verfassung Kräfte genug, das gesunkene Ansehen und den geringen Einfluß Frankreichs mit Nachdruck wieder geltendzumachen. Das zeigte sich in Osten und Westen. Selbst die hochfahrende Sprache war aus der französischen Diplomatie gewichen; man hätte damit wohl etwas ausrichten können; aber das überließ man dem russischen Cabinet. Also blieb Vergennes, nach dem Gesichtspunkte französischer Ambition, die ihr Stimmrecht früherhin so stolz geübt hatte, zwei Male hinter seiner Auf-

gabe zurück. Zuerst bei dem Streite über Eröffnung der Schelde, wo eine Drohung Joseph unfehlbar zur Sinnesänderung gebracht haben würde, Frankreich zwar den Holländern den Grafen Maillebois zum Feldherrn sandte, darauf aber aus Klugheit der Ohnmacht lieber zahlte als rüstete[1]) und nur die sehr prekäre Genugthuung hatte, daß Vergennes darauf 12. November 1785 einen Bund mit Holland zu Stande brachte, durch welchen dieses dem englischen Interesse auch förmlich entrückt wurde. Ein zweites Mal, als es darauf ankam, den seit dem siebenjährigen Kriege bestehenden Bund mit Oestreich aufzugeben und gegen die Doppelmacht Josephs und Katharina's einen engen Bund mit Friedrich zu knüpfen, wozu Vergennes zwar Anerbieten machte, aber nicht entschlossen und ernstlich genug, um Friedrich Vertrauen einzuflößen.[2]) Die Intrigue der Diplomatie hatte damals den Charakter der Krankheit, wie immer wenn die Lust auf die Waffen zu verweisen fern liegt. Also war das Bestreben des behutsamen Vergennes, die Pforte zu stützen und zu decken, ebenfalls eitel; die Projecte, welche damals in der diplomatischen Sage an eine Seefahrt in den östlichen Meeren geknüpft wurden, Gewinnung Kreta's oder gar Aegyptens gegen bewaffnete Unterstützung der Pforte,[3]) gleichen den Träumen eines Schwindsüchtigen von kräftigen Anstrengungen seiner Brust. Die vollständige Kraftlosigkeit zeigte sich bald darauf in den holländischen Angelegenheiten. Frankreich hatte dort eine starke, die antienglische, Partei und schien natürlicher Bundesgenoß derselben zu sein. Preußens Friedrich Wilhelm II. hatte bei aller Aufwallung, der Ehrenretter seiner Schwester zu werden, dennoch Scheu vor Frankreich und die Preußen würden die holländische Grenze nicht überschritten haben, wenn die Drohung Frankreichs, ein Lager bei Givet zu errichten, sich verwirklicht hätte, aber es kam zu keinem Lager. Die Kanonen Frankreichs schienen zu verstummen. Wie viel Antheil daran die Geschwisterschaft Marie-Antoinette's und Josephs hatte, ist dunkel. Jedoch damals war Vergennes eben gestorben,

1) Tractat von Fontainebleau 8. Nov. 1785.
2) v. Dohm 2, 35 ff.
3) Ebendas. 3, 35.

Ludwig hatte schon mit den Notabeln zu thun und endlich hatte Brienne das Geld für die Kriegsrüstung anderweitig verwandt.*) Ein von Vergennes 1786 abgeschlossener Handelsvertrag mit England galt ebenfalls für eine Bekundung französischer Schwäche, weil England die Vortheile desselben für sich gehabt habe.

England.

Im amerikanischen Kriege gänzlich vereinzelt und von fast ganz Europa, die deutschen Fürsten ausgenommen, angefeindet, begann England mit dem Frieden von Versailles 1783 sich von seinen Anstrengungen, Aufopferungen und Verlusten zu erholen, in Ostindien seit dem Frieden mit Tippo Saib 1784 fester als in Hyder Ali's Zeit zu fußen, seiner Staatsmacht von dorther neue Springfedern zu geben und seinen Einfluß auf den europäischen Staatenverkehr allmählig herzustellen. Frankreichs Ohnmacht und Schlaffheit half dazu. Es gelang zunächst in Holland und Preußen. Ritter Harris, nachheriger Lord Malmesbury, arbeitete als englischer Botschafter für das Haus Oranien, das vollkommen in englischem Interesse war, und dies brachte nach dem Ausgange des preußischen Feldzugs nach Holland seine Früchte. Die hannöverschen Interessen waren wohl für das königliche Haus, aber nicht für die Staatspolitik von der Bedeutung wie in den Verirrungen derselben in den Anfängen der hannöverschen Dynastie auf dem englischen Thron. Doch wurde Hannover benutzt, Soldaten für die Colonien zu miethen. Die Sorge Preußens über den Bund Josephs und Katharina's und der Ruhestand Frankreichs dabei eröffnete der britischen Politik wieder einen ansehnlichen Raum auf dem Schachbrette der Gleichgewichtspolitik.

Von den beiden Höfen des scandinavischen Nordens war der dänische längst gewohnt von der Theilnahme an Staatshändeln sich fern zu halten, aber in einen Bund mit Rußland verstrickt, der unter Umständen zu Ergreifung der Waffen nöthigen konnte.

*) Droz, hist. de Louis XVI. S. 283.

Schwedens Gustav III., der Dunstblasen des Ruhms nachjagte und von den Reformen im Innern nicht volle Befriedigung hatte, auch als reisender philosophischer König in Italien sich nicht auf dem rechten Theater befand, hatte sich bisher sehr gefällig gegen Katharina bewiesen und zu einer Zusammenkunft zu Friedrichsham 1783 selbst 200,000 Rub. Reisegeld von ihr angenommen: jetzt bei den Rüstungen Katharina's und Josephs zum Türkenkriege kam er auf Heldengedanken. Der Philosoph wollte sich als ein Gustav Adolf oder Karl X. oder XII. zeigen, mindestens sein Reich und seine Regierung gänzlich von russischen Einflüssen befreien, und hier folgte er einem ehrenhaften politischen Naturtriebe Schwedens. Auch hatte die russische Diplomatie in Petersburg und die Gesandten in Stockholm, Markof und Rasumowsky es nicht an Kränkungen fehlen lassen. Daß Katharina den persönlichen Feind Gustavs, Sprengporten, jüngeren Bruder des 1786 verstorbenen Theilnehmers an der Revolution vom Jahre 1772, 1786 freundlich aufgenommen hatte, mochte den Ausschlag geben. Von Gustavs Thaten ist unten zu berichten.

Die übrigen Mächte Europa's waren ohne Stimme; Portugal im Schlepptau britischer Handelsinteressen; die Bourbons in Spanien, Neapel und Parma schlaff wie die in Frankreich; Polen im Zustande der tiefsten Erniedrigung. Die Republiken Venedig, Genua und die Schweiz schwiegen seit Jahrhunderten in aller Bescheidenheit; schweizer Söldner waren der einzige Ausfluß der Kantonalpolitik, und mehr und mehr richtete die Schweiz sich ein zur Herberge für die Fremden, um diese in vollem Frieden auszubeuten.

Seit Josephs Hinneigung zu Rußland waren alle bisherigen politischen Verbindungen unsicher geworden. Oestreich und Frankreich standen noch im Bunde miteinander, aber die Gesinnung war nicht dabei; Preußens und Rußlands Bund hatte sich nicht erneuert; Frankreich zahlte Subsidien an Gustav; seit dessen Zusammenkunft mit Katharina zu Friedrichsham hatte zwar das Vertrauen Frankreichs zu ihm sich vermindert, doch nach seinem Besuche in Versailles 1784 glich sich dieses aus; Gustavs Verhältniß zu Katha-

rina dagegen war nichts weniger als freundschaftlich; Katharina schrieb ihm 1784 einen anzüglichen Brief;*) Frankreichs Allianz mit Holland vom Jahre 1785 war wunderlich; England suchte in Petersburg Verbindungen, aber sein Botschafter in Constantinopel arbeitete gegen Rußland; Friedrich II. brachte in dem Fürstenbunde ein wunderbares System zu Tage, indem selbst Mainz sich ihm gegen Oestreich anschloß.

Die Zerwürfnisse in Frankreich, welche die Revolution herbeiführten, hatten schon begonnen, als der Lärm der letzten Cabinetskriege vor der Revolution den Osten Europa's erfüllte. Dies blieb außer aller Beziehung zur Revolution; minder der holländische Feldzug der Preußen: die Geschichte beider, obschon der Zeit nach dem Revolutionszeitalter angehörig, ist Abschluß der bisherigen Cabinetspolitik; sie muß der Geschichte der gleichzeitigen Revolution vorausgehen.

Der holländische Krieg.

Der bayersche Erbfolgekrieg heißt im Munde des Volkes Kartoffelkrieg; der holländische, meinen wir, ist einmal der Käsekrieg genannt worden. Die innere Parteiung, uns aus dem Obigen bekannt, hatte sich ohne Einmischung einer ausländischen Macht bis zur Rüstung von Truppen beiderseits gesteigert, als Friedrich II. starb und das preußische Cabinet der bisherigen Unthätigkeit entsagte. Graf Görtz kam 1786 als preußischer Diplomat, für den Fall, daß Unterhandlungen die Sache beilegen könnten, nach Holland, zugleich auch ein englischer Geschäftsträger, der obengenannte Ritter Harris, zur Berathung der Erbstatthalterin, die für ihren Gemahl Parteiführerin Oraniens war. Hertzberg aber, dessen Erbschaft aus der Zeit und Schule Friedrichs in unruhiger Thätigkeit, Preußens Macht geltendzumachen, und in Umtrieben politischer Plusmacherei bestand,

*) Geijer, Gustavs III. hinterlassene Papiere 3, 106.

vermochte seinen König, Truppen an die Grenze Hollands zu senden. Görtzens Vermittlungsversuch mislang, da Frankreich ihn nicht unterstützte. Indessen kam es 9. Mai 1787 bei dem Flecken Vreswyk am Leck zu dem schon gedachten Gefechte zwischen bewaffneten Patrioten und oranischen Soldaten und der Parteihaß zerriß Land und Ortschaften dergestalt, daß für eine dritte Macht große Thorwege geöffnet waren. Die Erbstatthalterin, der es mindestens nicht an persönlichem Muthe fehlte, vertraute auf Erfolg von ihrer persönlichen Erscheinung; sie machte sich auf, von Nymwegen nach dem Haag zu reisen. Jedoch zwischen Gouda und Schoonhoven ward sie 28. Juni von bewaffneten Bürgern aufgehalten und zur Rückreise genöthigt. Die Bürger hatten nicht unartig sein wollen, doch Etikette hatten sie nicht, ihr Officier verletzte durch eben das, was er wohl für fein hielt; die Scene zwischen ihm und der Prinzessin ist wie eine Parodie der ritterlichen Galanterie, die einst der schwarze Prinz gegen seinen königlichen Gefangenen Johann übte.[1]) Aber das wurde als gröbliche Verletzung fürstlicher Person ausgeschrien und bei Friedrich Wilhelm vertrat die Entrüstung über das, was seiner Schwester widerfahren war, die Stelle parteiloser Politik.[2]) Da sich kein französisches Lager bei Givet zum Rückhalt für die Patrioten bildete und England für Oranien Partei zu nehmen drohte, wenn dies geschähe, so führte Herzog Karl von Braunschweig 1787 im September 24,000 Preußen über die Grenze. Sie hatten die Behörden mehrerer Landschaften und fast überall das gemeine Volk für sich. Es war ein Feldzug wie der vom Jahre 1823 in Spanien. Gorkum, starke Grenzfestung, ergab sich nach schwachem Versuche zum Widerstande; der Rheingraf von Salm, der der Gideon der Patrioten hatte sein sollen, ging mit der Kriegskasse als Betrüger davon; aus Utrecht entflohen die Bürgersoldaten; Amsterdam hatte sich in Vertheidigungsstand gesetzt, legte aber nach kurzem Gefechte die Waffen nieder, 8. October. Wenige

1) Die ergötzliche Beschreibung jener Scene s. bei Schlözer, Staatsanzeigen Heft 41.

2) Mirabeau nennt es l'explosion bourgeoise d'un ressentiment aussi ridicule qu'inique. Mémoir. 6, 113.

Wochen waren vorbei und in allen Landschaften das Ansehen Oraniens hergestellt. Das war der holländische Feldzug, nicht durch Thaten, sondern durch die Meinung davon bedeutsam, ein Opiat für die Sorge monarchischer und militärischer Einbildung von dem Wesen der Volksbewaffnung, das abstechende Gegenstück zu dem Aufstande Nordamerika's und darin der Trost, daß auf europäischem Boden ein Heerführer gegen bewaffnetes Volk des „Ich kam, ich sah, ich siegte" gewiß sein könne. Auf die soldatischen Gewaltthätigkeiten und die Zügellosigkeit oranischen Pöbels folgte politische Reaction, Entsetzungen, Verbannungen und Fluchten. Grollend suchten und fanden die ausscheidenden Patrioten Zuflucht in Frankreich. Die Preußen verließen bis auf 3000 Mann Holland noch vor Ende des Jahres. Die oranische Regierung, des Bundes mit Frankreich nicht achtend, schloß mit England und Preußen 15. April 1788 zu Loo eine Tripelallianz.

Katharina's und Josephs Türkenkrieg; Gustavs russischer Krieg.

Potemkin wußte es durch Umtriebe und Aufhetzungen in Constantinopel und durch unerträgliche Insolenz des Gesandten Bulgakow gegen Großvezier und Divan dahin zu bringen, daß der Divan in seiner Entrüstung über die russischen Zumuthungen und auch wohl von dem englischen Gesandten Ainsly aufgereizt, 1. Aug. 1787 Rußland den Krieg ankündigte. Dies war dem Kaiser Joseph willkommen als Grund und Vorwand, mit aller Macht an dem Kriege Theil zu nehmen. Zum Scheine bot er sich zum Vermittler an; seine Vorschläge wurden von der Pforte zurückgewiesen; darauf rüstete er sich zum Kriege. Dies in einer Zeit, wo die belgischen Unruhen ihn hätten mahnen sollen, seine Macht zusammenzuhalten: doch die Einbildung von Sieg und Eroberung riß ihn fort. Darum trug er auch kein Bedenken, die Unzufriedenheit seiner Völker durch Ausschreibung einer Kriegssteuer zu steigern. Seine und die russische Kriegserklärung erfolgte 9. Februar 1788.

Rußland begann den Krieg schon 1787. Potemkin, Präsident des Kriegscollegiums, hatte schon in dem Jahre vorher große Massen Kriegsvolks an der türkischen Grenze zusammengezogen. Sie wurden in zwei Heere vertheilt; das eine befehligte Rumänzow, älterer Feldmarschal als Potemkin; das andere dieser selbst; späterhin nahm Rumänzow, in Allem von Potemkin gehindert, seine Entlassung und der Oberbefehl kam ungetheilt an Potemkin. Die Ausstattung der Heere lag vermöge der Habsucht und Menschenverachtung Potemkins gänzlich im Argen: es mangelte an Mundvorrath und die Feldlazarethe waren im erbärmlichsten Zustande. Dagegen hatte man eine Menge Kirchengeräthe mit, um durch deren Austheilung die Griechen zu gewinnen. Zur Verflechtung solcher kirchlichen Hülfsmittel mit den politischen Tendenzen gegen die Pforte hatte schon Peter I. das Beispiel gegeben. Eine Flotte von 19 Kriegsschiffen, Potemkins Schöpfung, kreuzte an der Mündung des Dnepr. Den Krieg eröffnete ein Unterbefehlshaber Potemkins — Suworow.

Suworow, ein Doppelmensch, europäischer Bildung theilhaft, aber nach Absicht, Lust und Laune Barbar, von der blutigsten Grausamkeit eines Dschingischan gegen den Feind und schonungslos gegen eigene Leute, Possenreißer, um den Letztern zu gefallen, eitel auf Siege, noch eitler auf seine affectirte, durch und durch unnatürliche Sonderlingssitte, bemüht überall zu zeigen, daß es mit Bildung und gutem Tone nichts sei, dieses als Folie, die er nur zum Scherze sich gefallen lasse, mit Hohn abzuwerfen, dafür den Barbaren herauszukehren und ein absonderlicher Mensch, wie kein Anderer, wie ein Halbverrückter zu sein. Da sah man ihn in gemeiner Soldatenjacke oder im Hemde umherlaufen und Capriolen machen; ein anderes Mal trat er aus seiner Hütte hervor und krähte wie ein Hahn, oder er legte sich in einem alten zerrissenen Mantel, Erbstück von seinem Vater, mitten unter den Soldaten schlafen, oder er aß Suppe und Grütze mit ihnen. Spiegel litt er nie in seiner Wohnung. Am Hofe Katharina's geschah es, daß er von dieser sich ein Glas Branntwein als Gnade erbat. In der Kriegsführung war er Feind ausführlicher Operationspläne, vom richtigsten Tacte, ein russisches Heer mit blindem Vertrauen zu erfüllen und mit un-

gemeiner Schnelligkeit zum Siege zu führen. Die Wörter Retirade und Defensive waren ihm ein Gräuel. Dem Befehl des Throns und der Günstlinge folgte er mit blindem Gehorsam; ein Gnadenblick des Herrschers, sagte er, macht uns glücklich: darum war er mit Paul Potemkin, des Günstlings Verwandten, williger Handlanger zu dem Gemetzel unter den widerspenstigen Tataren in der Krimm. Zwei Menschen, wie Suworow und Potemkin, konnte nur Rußland zusammen haben.

Potemkin selbst wollte Oczakow, das Hauptbollwerk an der damaligen türkisch-russischen Grenze, erobern. In und bei dieser Festung sammelte sich die türkische Hauptarmee. Suworow lagerte Oczakow gegenüber auf der Landzunge Kinburn. Die an der Mündung des Dnepr kreuzende Flotte befehligte der sogenannte Prinz Nassau. Als nun ein Theil der türkischen Armee sich auf der Landzunge Kinburn festzusetzen suchte, ließen Suworow und Nassau deren Landung geschehen, richteten aber darauf die gesamten Türken, gegen 7000 Mann, zu Grunde.

Joseph hatte am Ende des Jahres 1787 seine in sechs Armeen vertheilte Kriegsmacht längs der türkischen Grenze aufgestellt, wohl die ansehnlichste von allen, die Oestreich bis dahin ins Feld gesandt hatte — 245,000 Mann mit 36,725 Pferden und 898 Stück Feldgeschütz. Es hatte ungeheuren Kostenaufwandes zu ihrer Ausrüstung bedurft. Oestreichs Volksheld und erster Feldherr, Loudon, alt, gebrechlich und misvergnügt, blieb zu Hause. Joseph ging als Oberbefehlshaber zum Heere; ihm zur Seite war Feldmarschal Lascy, Veteran in der Armee, Präsident des Hofkriegsraths, Kriegsgelehrter und fertiger Planmacher. Er hatte Josephs Vertrauen seit dem bayerschen Erbfolgekriege; Joseph, dem an Lascy auch die Antipathie gegen das Mönchthum gefiel*) — eine bei dem Wehrstande überhaupt nicht seltene Eigenschaft — hatte von dessen Feldherrntalenten eine bei weitem höhere Meinung, als Lascy zu bethätigen vermochte. Josephs Kriegsanfang war glänzend nach damaliger Schätzung von Kriegserfolgen; die Festung Schabacz wurde

*) (Risbeck) Briefe eines reisenden Franzosen 1, 232.

von der Hauptarmee, wobei der Kaiser und Lascy waren, 23. April 1788 erstürmt und die Belagerung Belgrads vorbereitet. Aber Lascy war Methodiker, der die That aufsparte, und der Ungestüm des Heeres erlahmte unter seiner Führung. Joseph wollte erobern und führte den Krieg doch wie zur Wehr mit Streitkräften, die zu raschen und kühnen Fortschritten mahnten. Er schonte den Feind und brachte Verderben über sein eignes Heer. Die Belagerung von Belgrad unterblieb auf Josephs Befehl. Die zögernde Lagerung in den Niederungen der Donau und Sau brachte im Mai und Juni Krankheiten über das Heer. Am Ende des Feldzuges ergab sich, daß 172,000 Mann erkrankt gewesen und von diesen 33,000 gestorben waren. Die Türken, bei denen wildes rasches Feuer die Kriegskunst ersetzte, bemächtigten sich der veteranischen Höhle, des Donaupasses bei Neu-Orsowa, wurden so Herren der Donau und drangen in den Banat ein. Die dem zurückweichenden General Wartensleben zu Hülfe eilende Hauptarmee kam auf einem Nachtmarsche von Karansebes nach Lugosch 14. September in Verwirrung, Oestreicher feuerten auf Oestreicher. Joseph erkrankte bald darauf, er war von bitterem Gefühl über die Gräuel des Kriegs erfüllt, und doch war der bessere Mensch in ihm ohnmächtig. Indessen hatte im Heere sich Unzufriedenheit über die Abwesenheit Loudons geäußert, Joseph dieser Stimme Gehör gegeben und den alten Helden zu den Waffen gerufen. Loudon hatte dem Rufe des Kaisers Folge geleistet und im August den Befehl einer Armee in Croatien übernommen; doch beschränkte er sich auf Festungskrieg und eroberte Dubitza, Novi und andere geringe Plätze. Einen kühnen Abenteuerzug unternahm der tapfere und wagsame Hauptmann Vukassovich zu den Montenegrinern, den Aufstand des Pascha von Scutari zu unterstützen; aber des Letztern Treulosigkeit vereitelte das Unternehmen. Am meisten östlich stand das östreichische Heer des Prinzen Coburg; es sollte, unterstützt von einem russischen Corps der Armee Rumänzows, die Moldau und Wallachei erobern. Die Besetzung der Moldau gelang ohne große Anstrengung, Coburg eroberte Jassy, und im October räumten die Türken auch Choczim.

Während dieser Zeit war die politische Eifersucht durch die Un-

ternehmungen Josephs und Katharina's wach geworden: Preußen und England hatten 13. Juni 1788 zu Loo einen Waffenbund geschlossen und rüsteten sich, den Eroberungen der beiden Kaiserstaaten Schranken zu setzen. Rußland insbesondere aber wurde auch von Gustav III. mit einem Kriege bedroht. Diesen lockten die Umstände, Rußland anzugreifen, während dessen Streitkräfte größtentheils durch den Türkenkrieg fern gehalten wurden. Dabei konnte sehr leicht Petersburg in Gefahr kommen. Endlich war die Ermannung der Polen, sich von dem schmählichen Joche, das ihnen Katharina aufgelegt hatte, loszumachen, für diese so gut wie der Verlust einer großen Provinz, und wenn Polen zu Kräften kam, dies von selbst eine Schwächung Rußland. Die Polen und zugleich die damals zu neuem Aufstande gegen Joseph bereiten Belgen bekamen verdeckte Zusicherungen des Beistandes von Preußen und England; auch kam es zu einer Correspondenz zwischen Preußen und den ungrischen Misvergnügten.

Gustav war rasch zur That und im Junius 1788 der Krieg erklärt. Katharina, nicht darauf vorbereitet, erschien weinend und mit dem Taschentuche in der Hand im Staatsrathe. An der russischen Grenze Finnlands stand ein schwedisches Heer bereit; Gustav begab sich 23. Juni zu diesem; sein Bruder Karl, Herzog von Südermannland, befehligte die Flotte. Diese focht zuerst 17. Juli bei Hogland gegen die russische, welche der Engländer Greigh anführte; jede büßte ein Linienschiff ein und der Ausgang des Kampfes konnte für unentschieden gelten; Greigh aber nöthigte darauf die schwedische Flotte, sich in den Hafen von Sweaborg zurückzuziehen und den Rest des Jahres über unthätig zu sein. Gustav hatte wahrlich nicht Ursache, mit der Flagge eines eroberten Schiffs groß zu thun und Triumph zu feiern mit Ritterschlag unter freiem Himmel. So war der Sinn seiner Kriegsrolle. Doch hätte das Petersburg nicht geschützt, wenn Gustavs Heer rasch vorrückte; es waren nicht über dreißig Meilen von der Grenze bis dahin und kein Heer zur Deckung Petersburgs zur Stelle. In den kaiserlichen Ställen standen eine Zeit lang 500 Pferde bereit, um den Hof zu retten. Aber Gustav erschien bei dem Heere wie zum Tande in

galantem Ritterprunk, in buntem Seidengewand, ritt in Schuhen mit rothen Bändern, gab Gesang- und Theaterproben und verspielte mit schnödem Leichtsinn die Zeit. Wiederum waren seine Anstalten zum Feldzuge nur zu geringem Theil ausgeführt worden; Friedrichsham, an der Küste auf der Straße nach Petersburg gelegen, sollte belagert werden, aber es war kein Geschütz da. Die rechte Zeit war schon verloren; nun aber wurde Gustav durch Meuterei in seinem Heer um einen ganzen Feldzug zurückgeworfen und ging aller Gunst der Ueberraschung verlustig. Er hatte nach der von ihm eingesetzten Verfassung nicht das Recht zu einem Angriffskriege; sein eigenmächtig begonnener Krieg war gegen die Verfassung; es war ihm nicht gelungen, die Schuld des Angriffs auf die Russen, wegen eines Gefechts an der Kymenebrücke zu bringen. Der Adel grollte ihm noch von seinem Staatsstreiche her. In Schweden gaben adlige Familien Freudengelage, wenn schlimme Nachrichten von Gustavs Kriege eingingen, und trauerten, wenn es die Russen traf. Im finnischen Heere thaten russische Einflüsterungen das Ihrige; die Officiere entzogen sich 3. August dem ihnen befohlenen Sturm auf Friedrichsham; die Soldaten weigerten sich weiter zu marschiren. Armfelt, an der Spitze der Meuterer, wurde auch zum Landesverräther; ein Schreiben, unterzeichnet von ihm und drei Obersten, ging ab an Katharina; drei Tage darauf, 12. August, schlossen die Verräther einen Bund auf Armfelts Gute Anjala, und erließen einen Aufruf gegen den russischen Krieg. Katharina antwortete ihnen in den verbindlichsten Ausdrücken; bald darauf schlossen sie Waffenstillstand. Ihre Schritte theilte, man weiß nicht wie weit, des Königs Bruder Karl. Die Blokade von Gustavs Flotte hörte auf mit dem Waffenstillstande; er eilte nach Stockholm. Bald darauf traf die Kunde ein, daß ein dänisches Heer von 12,000 Mann unter dem Landgrafen Karl von Hessen von Norwegen aus vor Gothenburg erschienen sei. Katharina hatte Dänemark dazu kraft des Bundesvertrags vom 1. Juni 1773, der gegenseitige Hülfe bedingte, vermocht. Die Besatzung von Gothenburg war gering, der Befehlshaber zweideutiger Gesinnung, die Festungswerke in Verfall, die Stimmung der gothenburger Kaufleute,

wenn auch für Gustav, doch nicht für muthige Bewaffnung. Gustav sandte eilends Verstärkung, durchflog Dalekarlien und andere Landschaften mit dem Waffenrufe an die Bauern und kam nach Gothenburg. Er selbst brachte durch seine theatralische und in Vorspiegelungen starke Beredtsamkeit*) und seine Rüstigkeit Muth in die Bürgerschaft und ordnete die Vertheidigung aufs Beste. Zugleich kam aber Beistand von den Verbündeten von Loo. England und Preußen schickten Botschafter, den Lord Elliot und den Minister von Borck, die Dänen mit Kriege zu bedrohen, wenn sie nicht abließen. Dies half sofort; ein Waffenstillstand wurde 8. October 1788 geschlossen und beim Einbruche des Winters kehrte das dänische Heer nach Norwegen zurück.

Zu Rußlands Kriege gegen die Türken waren, ungerechnet das zur Verbindung mit den Oestreichern bestimmte Corps, in der ersten Hälfte des Jahres 1788 ansehnliche Streitkräfte unter Potemkins Befehl am niedern Dnepr versammelt und das Meer ganz von türkischen Fahrzeugen geräumt worden. Im August 1788 ging Potemkin zum Heere ab, um Oczakow zu erobern. Die That war Suworow zugedacht, den Ruhm davon und auch den äußern Lohn, das große Band des S. Georgsordens, das er nicht ohne Sieg in einer Feldschlacht oder Einnahme einer Festung erlangen konnte, wollte Potemkin für sich behalten. Doch nach Verwundung Suworows war Potemkin auf sich selbst angewiesen; nun stockte Alles und die fürchterlichste Noth kam über das Heer, für dessen Unterhalt so wenig als für Arznei und Feldärzte gehörig gesorgt war. Potemkin sah auch die Heereskasse als eine Goldgrube für sich an. Beim Einbruch heftiger Winterkälte wurde die Noth zum Verzweifeln groß; da es an Zelten mangelte, mußte der Soldat sich in Erdgruben bergen; doch starben die Russen zu Tausenden. Der

*) „Er hatte einige norwegische Boote genommen; auf einem war ein Kasten mit chirurgischen Instrumenten; zu diesen ließ er Ketten und andere Dinge legen, alles aufs Rathhaus in Gothenburg bringen, und nun haranguirte er das Volk, wies die Instrumente vor, und sagte, es seien Torturinstrumente, die die Dänen hergebracht hätten, um die Scenen Christians II. in Schweden zu erneuern." v. Schmettow in Schlözers Leben I, 153 mit dem NB „Es ist dies alles unglaublich, aber buchstäblich wahr."

Frost aber gab Oczakow in Potemkins Hand. Als der See, welcher Oczakow an einer Seite geschützt hatte, zugefroren war, ließ Potemkin 16. December stürmen; auf Menschenverlust kam ihm gar nichts an; die Türken fochten tapfer, an 4000 Russen wurden niedergestreckt: doch immer wurden neue Massen vorwärts getrieben und Oczakow fiel. Drei Tage wütheten die Sieger in dem eroberten Platze; nicht Weib noch Kind ward verschont; die Zahl der Umgekommenen wird auf 20,000 angegeben. Potemkins Armee breitete sich darauf über das Küstenland aus; leichte Truppen streiften bis an die Donau.

Im Jahre 1789 übergab der erkrankte Joseph den Oberbefehl über die östreichische Hauptarmee erst dem alten Haddik, kurz darauf dem Helden Loudon. Lascy verließ das Heer. Eine zweite Armee unter Coburg stand an der Grenze der Wallachei und Moldau; mit ihr vereinigte sich eine russische unter Suworow; Potemkin war in Petersburg gewesen, die Zarin hatte auf drei Meilen von da die Landstraßen für ihn erleuchten, bei seiner Ankunft in Petersburg das Geschütz abbrennen lassen und ihm den ersten Besuch gemacht. Er blieb mit der russischen Hauptarmee unthätig bei Ismail gelagert. Sultan Abdul-Hamets Nachfolger Selim III. (7. April 1789) rüstete seinerseits mit Macht; die Hauptarmee stand der vereinten russisch-östreichischen gegenüber bei Fockschani und war bestimmt, in die Wallachei einzurücken. Loudon belagerte Belgrad. Coburg bekam am Ende Juli mit der türkischen Hauptarmee zu thun. Er allein war dem Kampfe weder nach Talent, Entschlossenheit, noch nach der Zahl seiner Truppen gewachsen und sandte um schleunige Hülfe an Suworow, der nur zwölf Meilen entfernt war. Suworow, der schon damals in starken Märschen, sowie im Lakonismus seiner Schreiben seines gleichen suchte, schrieb zurück „Ich komme" (Jòu. Suworoff), war zum freudigen Erstaunen Coburgs 36 Stunden nach Empfang der Botschaft, 30. Juli, zur Stelle, übernahm ungefragt den Oberbefehl, führte schon folgenden Tags, 31. Juli, Russen und Oestreicher zum Sturm auf das türkische Lager bei Fockschani und zerstreute das feindliche Heer. Dieser Sieg ist vielleicht der unblutigste von allen, die ein russisches Heer in einer

Feldschlacht gewonnen hat; das vereinigte Heer verlor nicht 1000 Mann; die Feinde, zu wilder Flucht zerstreut, litten auf dieser größere Einbuße als in der Schlacht selbst. Ihr Heergeräth und die Vorräthe in Fockschani fielen den Siegern zu. Suworow trennte sich darauf von Coburg und kehrte in die Moldau zurück. Aber nicht lange, so rief Coburg abermals um Hülfe. Der Großvezier führte ein neues türkisches Heer von fast 100,000 Mann gegen Coburg, der in der Wallachei bei Martinesti am Flusse Rimnik sehr geruhsam gelagert war. Suworow kam schnell wie gewohnt, nahm 18. September aufs neue den Oberbefehl, kletterte auf einen Baum, erkannte von da die Gunst sichern Sieges und griff 22. September die Türken an, während diese noch an ihren Lagerschanzen arbeiteten. Die Oestreicher waren doppelt so stark als die Russen und nicht minder tapfer als diese; Suworows Leitung der Schlacht hatte das Mal nicht den Charakter des blinden Anstürmens; er umging den Feind und gewann ohne großen Menschenverlust — doch wohl mehr als 2 Officiere und 131 Gemeine russischer Seite*) — einen vollkommnen Sieg, der sich mit Zerstreuung des ganzen türkischen Heers und dem Gewinne überreicher Beute lohnte. Von diesem Siege nannte Katharina ihren Feldherrn Rimniksky. Die Heere trennten sich wieder und Suworow kehrte zurück nach der Moldau; beide Feldherren ruhten eine Zeit lang. Indessen hatte Loudon 8. October Belgrad genommen, die Russen aber, deren Anführer Kamenskoy in der Wallachei barbarisch gehaust hatte, waren durch Gewinn von Akkiermann und (19. November) von Bender Herren des Dniester geworden. An der Donau aber trotzte Ismail mit einer Besatzung von der Stärke eines Heers in stolzer Sicherheit den Russen.

Kaiser Joseph lag schon schwer darnieder, als die Botschaften von dem Waffenglücke seiner Heere zu ihm gelangten; die Krankheit verschlimmerte sich im Winter auf das Jahr 1790; der Tod rief ihn ab 20. Februar 1790. Sein Nachfolger, Leopold II., war nicht geneigt, den Krieg fortzusetzen, der auch Preußen und England gegen ihn zu den Waffen zu rufen und auch um deren Kurstimmen

*) Russische Angabe. Potemkin, in Archenholz Minerva 30, 416.

zur Kaiserwahl zu bringen drohte, endlich aber ihn hinderte, Belgien wiederzugewinnen und gegen die französische Revolution eine feste Haltung zu nehmen. Nämlich Preußen hatte 10. Januar 1790 durch den Gesandten von Diez einen Vertrag mit der Pforte schließen lassen, der dieser ihr ganzes Gebiet zusicherte. Dazu verband Preußen sich enger mit Polen; es war im Werke, ein polnisch-preußisches Heer zum Beistande für die Türken zu sammeln, die Hauptmacht der Preußen wurde in Schlesien zusammengezogen, ein Corps an der Grenze von Galizien aufgestellt. Hertzberg besorgte die Diplomatie und konnte nicht umhin, das Spiel künstlich zu machen, damit Preußen etwas dabei verdiente, denn umsonst ist der Tod. Die Garantie des vollen Besitzstandes der Pforte war dabei im Wege; deshalb wurde die Bestätigung des Diezischen Vertrags hinausgeschoben, dagegen Oestreich nun folgende Vorschläge gemacht. Es sollte seine türkischen Eroberungen behalten, Preußen sollte Danzig und Thorn von den Polen bekommen und diese von Oestreich dafür durch ein Stück von Galizien entschädigt werden. Aber die Sache wurde noch künstlicher, als England und Holland, wohl auf Oestreichs Betrieb, dagegen protestirten, und ein diplomatisches Spiel hinter dem Rücken Hertzbergs zwischen Leopolds Agenten, dem Hofrath von Spielmann und Friedrich Wilhelms mystischem Freunde Bischoffswerder begann. Es endete mit der reichenbacher Convention 27. Juli 1790, woran auch England und Holland theilnahmen. Leopold verzichtete auf seine türkischen Eroberungen; dafür wollten England und Holland ihm zur Unterwerfung Belgiens helfen, dies aber sollte seine alten Rechte wiederbekommen. Hertzberg wurde bald nachher durch kränkende Behandlung zum Rücktritte aus dem Ministerium genöthigt. Leopold schloß darauf 19. September Waffenstillstand zu Giurgewo mit der Pforte; der Friede kam erst 4. August 1791 zu Sziştové zu Stande.

Beide Mächte suchten nun durch Unterhandlungen auch Katharina zur Beendung des Türkenkriegs zu bewegen. England ließ die Sache in Osten gehen, ohne sich der Pforte ernstlich gegen Rußland anzunehmen. Pitt war trotz seines Antrags auf Unterstützung der Pforte gegen Rußland nicht für Krieg; auch die Opposition, namentlich Fox, redete dagegen. Wenn es aber einmal Krieg geben

sollte, so bekam England im Jahre 1790 Anlaß, Unbilden zu rächen, die von Spanien gegen englische See- und Kaufleute im Nootkasunde, den die Spanier als ihnen eigen in Anspruch nahmen und dem englischen Handel verschließen wollten, geübt worden waren. In der That kam es zu Rüstungen; drei Millionen Pfund wurden darauf verwandt: jedoch es gelang, durch Vermittlung dem drohenden Kriege vorzubeugen, 28. October 1790. Im Jahre 1791 kam nun nochmals eine königliche Botschaft um Vermehrung der Seemacht an das Parlament (28. März). Das Mal sollte es gegen Rußland gehen, Ocakow genommen werden. Es war weniger Pitt's als des Königs Wille. Die Opposition war aufs entschiedenste dagegen; Fox, Grey ꝛc. mahnten dringend von einem Kriege mit Rußland ab; der Handelsstand erhob ebenfalls seine Stimme. Der Krieg unterblieb und Katharina ließ sich Foxens Büste kommen, um ihre Anerkennung seines Verdienstes um Rußland an den Tag zu legen.

Gustav III. hatte indessen im Jahre 1789 und der ersten Hälfte von 1790 seinen Krieg mit heißem Feuer fortgesetzt. Von Gothenburg zurückgekehrt und als Retter der zweiten Stadt Schwedens begrüßt, fand er nicht blos bei der Bürgerschaft von Stockholm, sondern in den Landschaften schwedischen Kernvolkes, der alten Upswear, die Stimmung für sich so günstig und zum Kriege gegen Rußland so feurig, daß er mit vollem Vertrauen auf Geistlichkeit, Bürger und Bauern im Februar 1789 den zum Reichstage berufenen Ständen entgegenkam. Der Rede in vollem Maße mächtig, nahm er durch schöne und verbindliche Worte die Abgeordneten jener drei Stände für sich ein und machte den Cabalen des Adelsstandes durch einen geschickt eingeleiteten Gewaltstreich ein Ende. Nach einer Satzung des Reichstags vom Jahre 1786 sollten die Beschlüsse von drei Ständen Gesetzeskraft haben; Gustav vermochte die drei niederen Stände ihn mit constitutionellen Worten zum Gebrauche von Gewaltmitteln zu ermächtigen, ließ darauf 20. Februar nach einer vehementen Rede die heftigsten seiner Widersacher vom Adelstande, Axel Fersen, De Geer, Horn, desgleichen auch die Verräther von Anjala, Armfelt und Consorten, ins Gefängniß bringen und legte schon 21. Februar dem Reichstage den Entwurf zu

einer neuen Constitution, „Vereinigungs- und Sicherheitsacte" genannt, vor. Diese theilte den drei niederen Ständen mehrere von den noch erhaltenen Vorrechten des Adels zu, Zulässigkeit zu jeglichem Amte, Sicherstellung gegen Haft, wo nicht wegen eines Verbrechens, und unbeschränktes Recht des Erwerbes liegender Gründe. Für sich beantragte Gustav volle Königsgewalt: der König allein sollte die Regierung haben, über Krieg und Frieden beschließen, Aemter vergeben (bisher Sache des Reichsraths), das Recht verwalten; der Reichstag sollte nur nach Gutbefinden des Königs befragt werden, namentlich nur über außerordentliche Steuern. Der Adel sträubte sich, aber da die andern drei Stände unbedenklich dem Entwurfe zustimmten, gelangte Gustav nach einem Monate durch Drohungen und fortgesetzte Unterhandlung zum Ziele: der Adel, nicht überredet, aber ermüdet und für damals sich der Nothwendigkeit fügend, unterschrieb mit Groll im Herzen die neue Constitution; der Reichstag übernahm zugleich die bisherigen Kronschulden und bewilligte Gelder zum russischen Kriege. Der Reichstag endete 28. April. Von den Verräthern im finnischen Heere büßte nur einer, Oberst Häfsko, mit dem Leben; mehrere andere wurden verbannt. Die Milde Gustavs sühnte den Adel nicht; dieser sparte sich bis zu gelegener Zeit.

Gustav traf im Juni 1789 bei dem finnischen Heere ein. Dem Worte nach als Freiwilliger, aber zu oft geneigt, als Feldherr zu handeln, wozu ihm der Beruf fehlte. Es fanden blutige Gefechte statt; einem Marsch nach Petersburg zu Lande standen jetzt große Schwierigkeiten im Wege; doch gab Gustav das Vorhaben dazu nicht auf und versuchte deshalb einen Sturm auf Friedrichsham; aber 24. August zurückgeschlagen und von dem Nachtheil, mit welchem die schwedischen Flotten gefochten hatten, unterrichtet, bequemte er sich zur finnischen Grenze zurückzuziehen. Hier blieb die Armee bis zum Winter gelagert. Die Flotten, eine von großen Kriegsschiffen unter Herzog Karl, die Scherenflotte unter Admiral Ehrenswärd, hatten gegen sich die russische große Kriegsflotte unter Tschitschagow und eine Scherenflotte unter Prinz Nassau. Eine Zahl britischer Seeofficiere auf der russischen Flotte waren mehr werth als die Anführer derselben. Die Schweden hatten Nachtheil

in mehreren Treffen; die große Flotte zwischen Gothland und Bornholm 26. Juni, die Scherenflotte 24. August bei Rogensalm und 1. September bei Högfors. Katharina war nun außer Sorgen; auf dem Theater der Hermitage wurde ein von ihr verfaßtes Singspiel zur Belustigung über Gustav aufgeführt.

Im Winter betrieb Gustav die Rüstungen mit dem regsten Eifer; im Jahre 1790 sollte Petersburg erobert werden, er vermaß sich, seinen Namen auf das Fußgestell der Bildsäule Peters des Großen schreiben zu wollen. Schon im März 1790 kam er zum Heere. Nach einigen Gefechten im April und Mai erfolgte der Aufbruch gen Petersburg; ein Theil des Heers zog zu Lande, ein Theil wurde auf der Scherenflotte eingeschifft, die große Kriegsflotte sollte an der Küste kreuzend den Marsch decken. Um den Rücken frei zu erhalten, mußte Friedrichsham genommen werden; aber dies widerstand auch dem dritten Versuche Gustavs, es zu erstürmen, 17. und 18. Mai. Das hielt Gustav nicht zurück; er setzte einen Theil seines Heers bei Wiborg, neun Meilen von Petersburg, ans Land. Das war ein abenteuerliches Wagniß; doch wenn nur seine Flotten siegten, war Hoffnung zum Gelingen da. Grade hier aber vereitelte Gustav durch ungeschickte Einmischung in Dinge, die er nicht verstand, die Aussicht auf guten Ausgang. Es kam Alles darauf an, die Vereinigung der von Reval herankommenden russischen Flotte mit der bei Kronstadt aufgestellten zu hindern; dazu hatte Herzog Karl die große schwedische Kriegsflotte bei Kronstadt aufgestellt und 3. und 4. Juni die russische Flotte daselbst angegriffen, daß der Geschützdonner in Petersburg vermerkt wurde. Karl ließ ab und segelte nach Wiborg. Nun aber gab Gustav seinem Bruder Befehl, mit der Scherenflotte in die wiborger Bucht einzufahren. Darauf erfolgte sofort 6. Juni die Vereinigung der revaler Flotte mit der kronstädter und nun in Uebermacht — dreißig Linienschiffe und achtzehn Fregatten — blokirte diese die schwedische in der wiborger Bucht. Gustav schien Alles verloren zu haben und wenn der russische Flottenführer Tschitschagow mehr Geschick hatte, so wurde es so. Nicht anders meinten auch Kleinmüthige auf der schwedischen Flotte, die nun auch vom Hunger hart angegriffen wurde, in dem Anfangs Juli gehaltenen Kriegsrathe. Katharina sandte

für den König ein Fahrzeug mit Lebensmitteln; dieser vertheilte sie. Aber dies Mal war Gustav in der That heldenmüthig; er beschloß sich durchzuschlagen und führte dies aus 3. Juli. Zu den Muthigsten um ihn gehörte Admiral Stedingk, hier so tapfer wie sonst stark als Witzbold. Vor Tages Anbruch führte Stedingk Brander gegen die russische Flotte aus; diese wurden auf seine eigene Flotte zurückgetrieben. Nun führte Gustav selbst, kenntlich durch Tracht und Umgebung und Königsfahne, auf einer leichten Kriegschaloupe die Flotte heran und gelangte mitten durch ein entsetzliches Feuer der Feinde mit einem Theile der Flotte ins Freie. Er selbst blieb unversehrt, aber sieben Linienschiffe, drei Fregatten, 31 Scherenschiffe und 7000 Mann waren verloren gegangen. Die geretteten großen Schiffe suchten das offene Meer, die andere Hälfte der Flotte suchte Zuflucht im Suenskasunde zwischen Friedrichsham und Lowisa. Nassau eilte mit der russischen Scherenflotte nach, des Sieges so gewiß, daß er seine Kajüte für den zu erwartenden königlichen Gefangenen einrichten ließ. Er griff die schwedische Flotte 9. Juli an, half aber durch seine Ungeschicklichkeit dem Schwedenkönige den Sieg erringen. Die Schlacht dauerte die Nacht hindurch bis zum folgenden Mittage; die Russen verloren 14000 Mann; 55 Schiffe wurden von den Schweden genommen, eine Anzahl in den Grund gebohrt. Gustav hatte die Kriegsehre gerettet; Fortsetzung des Kampfes war ihm verleidet; als Katharina die Hand zum Frieden bot, schlug er ein. Katharina äußerte damals mit wegwerfender Hoffart, sie habe den Schwedenkönig nie um seine nackten Klippen beneidet. Zu Werelä wurde 14. August 1790 Friede geschlossen. Beide Theile hatten nur den Verlust von Schiffen, Leuten und Geld zu berechnen; sonst blieb es, wie es gewesen war. Ein Jahr später schloß Gustav einen Bund mit Katharina gegen die Revolution.

Den Türkenkrieg fortzusetzen, war Katharina nach der Aeußerung friedlicher Gesinnungen von Seiten Oestreichs nicht geneigt. Um so mehr aber Potemkin, der auf den Gewinn der Moldau und Wallachei zum Fürstenthum für sich rechnete. Er wußte Katharina's bestimmtesten Weisungen auf ernstliche Friedensverhandlungen auszuweichen. Im Laufe des Jahres 1790, so lange das Verhältniß zu Preußen und England unsicher und Gustav in Waffen war,

geschah wenig. Potemkin verbrachte die gute Jahreszeit mit orientalischem Schwelgen meistens in Bender und Jassy. Da war um ihn eine Capelle, Tänzer wurden aus Frankreich, kostbare Gewänder und delikate Speisen aus Warschau und Petersburg verschrieben; bei dem Prunke der Hofhaltung war nichts von Ernst und Bedacht der Lagerordnung zu finden, nicht mehr von Sorge für ordentlichen Unterhalt des Heers. Für den Feldzug war die Hauptaufgabe, Ismail zu nehmen; Potemkin versuchte sich daran mit einer ungeschickten Belagerung, ward aber im Spätherbst 1790 der Sache überdrüssig. Schon entschlossen, die Belagerung aufzuheben, änderte er seinen Sinn und schrieb von Bender an Suworow: „Sie werden Ismail nehmen, es koste was es wolle," und dieser traf 10. December vor Ismail ein. Zu einer ordentlichen Belagerung hatte Suworow weder Mittel noch Vertrauen; auch schien Potemkins Befehl auf Sturm zu lauten; diesen sah Suworow für sehr gewagt an; doch Potemkin war nicht der Mann, sich Vorstellungen machen zu lassen; also hieß es bei Suworow: die Kaiserin wills, man muß gehorchen. Ismail hatte keine Außenwerke, aber hohe starke Wälle und sehr tiefe Gräben, gegen 42,000 Bewohner, eine starke Besatzung; zum Befehlshaber den tapfern Seraskier Aidos Mehmet und vom Sultan die Weisung, wer den Fall Ismails überlebe, müsse der Hinrichtung gewärtig sein. Die russische Armee war nicht stärker an Zahl, als die Feinde; bei den letztern waren reichliche Vorräthe jeder Art, bei den Russen Mangel und Hunger. Aufforderungen, die Suworow auf Potemkins Befehl machte, wurden mit stolzer Sicherheit zurückgewiesen. Potemkin selbst schien sorglich zu werden, da ein mislingender Sturm das Heer kosten konnte; er stellte Suworow frei, davon abzustehen. Dieser aber hatte nun schon seine Anstalten getroffen und es ging darauf los. Neun Sturmcolonnen standen 22. December nach Mitternacht bereit; um fünf Uhr ward das Sturmzeichen gegeben und um acht Uhr waren die Russen mit ungeheurem Menschenverluste im Besitze der Werke; Kutusow, Anführer der sechsten Colonne, wurde zwei Male zurückgetrieben, Suworow ließ ihm sagen, er solle Gouverneur von Ismail sein; nun gelangs beim dritten Sturme. Doch fünf Stunden noch dauerte das Gefecht in der Stadt; die Türken kämpften

von Haus zu Haus, auf dem Marktplatze waren krimische Tataren zusammengedrängt, sie stritten, bis keiner mehr übrig war. Aidos Mehmet kämpfte von einem steinernen Hause aus, bis dies in Brand gerieth; er kam um in den Flammen. Die Wuth der Russen überbot die Verzweiflung ihrer Feinde und überdauerte den Sieg; es war eine gräßliche Blutarbeit. Feindliche Leichen wurden gegen 33,000 gezählt. Der Verlust der Russen ist nicht nach ihren öffentlichen Angaben — 1879 Todte, 2700 Verwundete — zu schätzen. Privatangaben nennen mehr als das Dreifache. Suworow, kurz in seinen Siegsberichten wie in seinen Tagsbefehlen, schrieb an Potemkin: „Die russische Fahne weht auf Ismail"; der Kaiserin: „Das stolze Ismail liegt zu E. Majestät Füßen."

Potemkin hatte erkannt, daß Katharina den Krieg beendet zu sehen wünschte; ihre Schreiben waren immer nachdrücklicher geworden; die Finanznoth und Polens Zustände hatten sie bedenklich gemacht, über den Geldmangel das Volk in Moskau eine bedrohliche Stimmung geäußert; er begab sich nach Petersburg, um persönlich auf sie einzuwirken. Sein Aufenthalt daselbst im Frühjahr 1791 ist wie ein seltsames Nachspiel zu einer abgestorbenen Buhlschaft. Diese war in ein politisches Verhältniß übergegangen, wo auf Katharina's Seite theils Furcht vor der Titanennatur Potemkins, theils die Meinung, des Gewaltigen zur Sicherheit des Thrones zu bedürfen, bei diesem herrische Ehrsucht und unersättliche Habsucht die Stelle der verliebten Laune vertrat. Potemkin war anmaßend gegen Katharina, diese aber nicht so entschlossen, wie einst Elisabeth von England gegen Essex. Nun aber schien bei jenem Besuche unter den Besprechungen der Politik etwas von zärtlichen Gefühlen wiederzuerwachen; doch dies hatte den Charakter orientalischer Ostentation; das Gepränge sollte die innere Leere gutmachen; es war eitler Schein und die Gesinnung nicht dabei. Man wetteiferte von beiden Seiten in Darlegungen der Hochschätzung und dem Ausdrucke höchster Verbindlichkeit. Katharina ließ von Moskau bis Petersburg die Wege bessern, sandte Boten entgegen zur Erkundigung nach Potemkins Befinden. Potemkin kam 11. März nach Petersburg. Hier nun ehrte die Zarin den Uebermächtigen wie den ersten Mann des Reichs durch Feste; Potemkin überbot sie durch das gigantische Fest, welches

er 9. Mai 1791 in seinem tauriſchen Palaſt, einem Geſchenke Katharina's, gab. Es brannten 20,000 Wachskerzen und 200,000 Lampen; der Aufwand, wo nach gewohnter Weiſe Potemkins die Zahlung zu den letzten Sorgen gehörte, ward auf 200,000 Rubel geſchätzt. Einen Fußfall Potemkins zum Danke für die Wohlthaten der Kaiſerin erwiederte dieſe mit einer Umarmung; er ſchien gerührt, ſie ließ Thränen fließen. Ob dabei Heuchelei war, iſt nur zu vermuthen, nicht zu beweiſen; wem von Beiden es leichter ward zu heucheln, iſt leichter zu beantworten: Potemkins Uebermuth bequemte ſich nicht wohl dazu; Katharina, Meiſterin in der Kunſt zu täuſchen, hatte Thränen ebenſo zu Gebot wie das Lächeln der Huld.

Indeſſen hatte Repnin, Potemkins Stellvertreter im Oberbefehl des Heeres, Brailow an der Donau berennt und ſein Unterfeldherr Kutuſow bei Babada über ein anziehendes Corps Türken 3. Juni 1791 einen Sieg erfochten. Gudowitſch aber hatte Anapa am Kaukaſus 22. Juni erobert. An der Donau ſtand eine neue Schlacht bevor; ein türkiſches Heer von 100,000 Mann zog heran. Repnin überſchritt die Donau, lieferte die Schlacht 10. Juli bei Matſchin unweit der Donau und gewann einen vollſtändigen Sieg. Auch hier war Kutuſow einer der Helden des Tags. Potemkin, nun erſt auf dem Kriegsſchauplatze angelangt, grollte Repnin, daß er ſeine Ankunft nicht abgewartet hatte, und ſuchte die Friedensverhandlungen, mit denen Repnin beauftragt war, zu durchkreuzen. Da ereilte ihn auf offenem Felde zwiſchen Jaſſy und dem Pruth 15. October 1791 der Tod. Sein Nachlaß ward auf 52 Mill. Rubel geſchätzt. Jetzt ſtand dem Frieden nichts mehr im Wege; er wurde 9. Januar 1792 zu Jaſſy unterzeichnet; Rußland vergrößerte ſich durch den Landſtrich zwiſchen Dnieſter und Bog und die Feſtung Oczakow.

Katharina hatte freie Hand gegen Polen, während Oeſtreich und Preußen ſich gegen die Revolution wandten.

Zweites Buch.

Die Revolution in Frankreich bis zum Eintritte der Constitution des Jahres 1791.

Erstes Capitel.

Vorspiele zur Revolution.

Um dieselbe Zeit, wo die Reputation der Königin durch den Halsbandproceß so tief verletzt wurde, begann Calonne inne zu werden, daß er nicht weiter könne. Es war in Frankreichs Schicksal, daß an die Finanzen sich Heil und Unheil des Staats knüpfen sollte; wie früher die Reformen, so jetzt die Vorbereitung zur Revolution. So sind denn zwei Irrthümer in die Ansichten von der französischen Revolution gekommen: einmal, das Deficit sei ihre Ursache, wogegen eine andere diese in der neuen Philosophie finden will; dort wird das Materielle roh aufgefaßt, hier das Ideelle einseitig und mit Vorurtheil gedeutet. Als ob nicht in der Verkettung der Ursachen bei großen Weltbegebenheiten den äußeren Anlässen die Ideen, wenn die Zeit ihrer Reife da ist, sich wie von selbst verbänden, und das Materiellste zum Eckstein werden könne, woran sich feindselige Principien begegnen! Die einfache Darstellung des Ganges der Dinge wird uns aller Motivirung überheben. Calonne hatte, wie schon bemerkt, geborgt und das Parlament die ersten Anleihen ohne sonderliche Widerrede registrirt. Calonne bereitete sich zu einer neuen Anleihe vor. Hierzu lag ihm daran, auf damaligen Actienschwindel zu wirken. Da nahm zuerst ein Mann das Wort, der nachher ein Riese in der Revolution werden sollte — Mirabeau. Sicherlich sah er damals mit dem ihm eigenen prophetischen Blicke, was aus dem Schooße der Zukunft unfehlbar nach kurzer Zeit hervor-

treten mußte. Dies hängt mit der Entwickelung der Vorspiele zur Revolution näher zusammen, als es auf den ersten Blick scheint.

Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau (geb. 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours), entsprossen aus dem alt- und hochadligen Geschlechte der Riquetti, hatte bei den eminentesten Geistesgaben und bei riesenhafter Unbändigkeit eines glühenden Naturells als Sohn eines tyrannischen Vaters eine Schule harter Prüfungen durchgemacht, aus der er mit der geschworensten Feindschaft gegen den Despotismus, zugleich aber mit der glänzendsten Ausbildung großartiger Talente hervorging. Sein Vater, der Marquis Victor von Mirabeau, reich begütert in der Provence und im Limousin, denkender Kopf, physiokratischer Systematiker, fruchtbarer Schriftsteller, stolz auf den sprudelnden Geist seines fünften Kindes, Gabriels, that aus Tyrannenlaune Alles, was den heranwachsenden, sich fühlenden und zu Verirrungen leicht fortgerissenen Sohn gänzlich hätte zu Grunde richten müssen, wenn er eine weniger herkulische Natur gehabt hätte. Der Vater forderte sklavische Unterwürfigkeit, ließ den Sohn darben, gab ihm die strengsten Zuchtmeister und strafte den zumeist durch die systematische Filzigkeit des Vaters verschuldeten Sohn, noch als dieser Ehemann und Vater geworden war, mit Einkerkerung vermöge dazu leicht erlangter Lettres de Cachet. So verbrachte Gabriel das Alter des Jünglings und jungen Mannes theils in wilden Ausschweifungen, wozu ihn Temperament und die Sittenlosigkeit seines Standes und seiner Zeit trieb, theils im Kerker, wohin ihn die pädagogische Barbarei seines Vaters nöthigte. Mitten aus diesem Wechsel von Lust und Leid blickt das hochstrebende Genie des seiner Kraft sich bewußten jungen Mannes hervor. Minister zu werden, war früh sein Gedanke. Aber als Spielwerk tyrannischer Laune seines Vaters ward er zunächst mit Haß gegen die Herrschaft der Willkür erfüllt. Dazu führte ihn nicht die Philosophie jener Zeit, sondern die aus eigenen Erfahrungen gebildete Gesinnung. Als ihn der Vater als Lieutenant in einer Legion nach Corsika geschickt hatte, schrieb Mirabeau, der als Soldat sehr brav war, an einer Geschichte zur Verherrlichung des Heldenkampfes der Corsen für ihre Freiheit; als er nach dem Städtchen

Manosque verbannt war, schrieb er einen Versuch über den Despotismus; als Gefangener im Schlosse Joux eine beredte Vertheidigung eines ungerechter Verfolgung wegen Schleichhandels unterlegenen Lastträgers. Auf der Flucht und in äußerster Noth schrieb er 1777 von Holland aus einen Aufruf an die Hessen, die eben damals nach Nordamerika geschleppt wurden. Was aber am bedeutsamsten zur Gefährdung seines Rufes war, die Flucht mit der Präsidentin Monnier aus Pontarlier nach Holland, trug vermittelst der darauf folgenden Einkerkerung Mirabeau's im Schloßthurme von Vincennes am meisten bei, seine ungemeine Geisteskraft zu organisiren und seiner Meditation Spannkraft und Ausdauer zu geben. Aus dieser Haft von 42 Monaten 1780 befreit, von seiner Gattin getrennt und ab und los von der väterlichen Gewalt, aber auch keiner Unterstützung von Seiten des Vaters theilhaft, trat er mit dem Jahre 1782 in die Laufbahn des Publicisten und machte in einer Reihe, meist um des Broderwerbs willen verfaßter Schriften seinen Beruf geltend, das Wort an Fürsten und Staatsmänner zu richten. Von der Schweiz aus sandte er 1782 eine Vorstellung an Minister Vergennes über das Unrecht, das der demokratischen Partei in Genf in Folge bewaffneter Einmischung Frankreichs zu Gunsten der Aristokraten geschehen war; von England aus an Kaiser Joseph II. eine Schrift gegen dessen Verbot der Auswanderung. Im Jahre 1785 kam er nach Paris und in Verbindung mit Talleyrand, Champfort, dem Herzoge von Lauzun (nachher Biron), Dupont von Nemours, vormals Turgot's Freunde, und dem Bankier Panchaud, einem Manne von Einsicht, der Zutritt zu Calonne hatte. Es war die Zeit des höchsten Actienschwindels; man überbot sich in Speculationen auf Actien der Discontocasse, der spanischen Bank von S. Carlos, der Wasser von Paris. Mirabeau, als talentvoller Schriftsteller schon bekannt und auch als Kenner des Finanzwesens bewährt, wurde Calonne empfohlen und von diesem bei der Abfassung von Flugschriften gegen den Actienschwindel, den Calonne von jenen Instituten ableiten und auf Staatsanleihen lenken wollte, unterstützt. Aber wie bald nachher bei dem Näherrücken der Revolution, so zeigte sich in jenen Schriften Mirabeau's, daß

bei Finanzfragen das Siechthum des gesamten Staatskörpers zur Sprache zu bringen fast unvermeidlich sei. Mirabeau sagte zu viel für Calonne; zwei jener Schriften wurden unterdrückt und Mirabeau ging ergrimmt über Calonne nach Berlin. Von hier aus sandte er ein an Calonne gerichtetes Schreiben mit einer ausführlichen und bitteren Kritik der Misgriffe desselben an seine pariser Freunde; er sagt darin aufs bestimmteste voraus, daß Calonne sich nicht werde halten können. Seine Freunde getrauten sich nicht es Calonne zu überreichen oder drucken zu lassen. Darum konnte nach Mirabeau's Rückkehr von Berlin im Frühjahr 1786 nochmals eine Annäherung zwischen ihm und Calonne stattfinden, und in diese Zeit gehört muthmaßlich eine Vorstellung Mirabeau's an Calonne, welche die Berufung der Notabeln zur Folge hatte.*) Mirabeau war ganz der Mann, ein Ministerium zu retten oder zu stürzen. Eine Berufung der Notabeln mußte nach seiner sichern Erwartung Herstellung der Reichsstände zur Folge haben; hierin sah er ein Feld für sein Talent und seine Kraft. Nicht außer Verbindung mit Calonne's Finanzoperationen stand Mirabeau's Sendung nach Berlin, Juli 1786; doch ob in Calonne's Absicht lag, zu erforschen, ob der Thronfolger Friedrichs II. geneigt sein werde, auf eine von

*) In den Mémoires biographiques, litéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, son père, son oncle et son fils adoptif (Montigny) Bruxell. 1834, heißt es 5, 291: Je regarde comme un des plus beaux jours de ma vie celui où vous m' apprenez la convocation des notables, qui sans doute précédera de peu celle de l'assemblée nationale. J' y vois un nouvel ordre de choses qui peut régénerer la monarchie, je me croirais mille fois honoré d'être le dernier secrétaire de cette assemblée, *dont j'ai eu le bonheur de donner l'idée.* In den Lettres à un de ses amis en Allemagne (Mauvillon) p. 128: Quant à l'assemblée des notables, quelques droits que je paraisse avoir sur les suites d'une *idée purement mienne* et dont j'ai tracé tout le plan etc. ib. p. 183. Le conseil que vous appelez sublime, *vient de moi. J'ai donné l'idée, le plan, le mémoire* etc. Daraus erklärt sich, was er in der Hist. secrète de la cour de Berlin 1, p. 3 (5. Juli 1786) an Calonne von der ihm zugedachten Redaction großer Ideen schreibt und wozu er den Abbé P... (Talleyrand-Perigord?) vorschlägt. Desgl. ib. p. 4 von der Anlegung richtiger (Finanz-) Etats und p. 5 des opérations décisives qui donnent à la France un crédit national et par conséquent une constitution.

Frankreich zu machende Anleihe einzugehen, ist fraglich; mindestens kam Calonne um eben die Zeit zur Erkenntniß, daß es mit dem Anleihesystem vorbei sei.

Zur Registrirung einer dritten Anleihe (December 1785) hatte das Parlament gezwungen werden müssen. Bei einer vierten war der ernstlichste Widerstand desselben vorauszusehen, um so mehr, da Calonne in persönliche Feindschaft mit dem Parlamentspräsidenten d'Aligre gerathen war. Nun ging zu größerer Verlegenheit Calonne's 1786 auch das dritte Zwanzigstel zu Ende. Das Deficit fürs nächste Jahr betrug etwa 85 Mill. Livres*): Calonne wußte nicht mehr Rath zu schaffen. Der Credit drohte wankend zu werden; das Volk noch mehr zu belasten, war bedenklich, mindestens die zur Erhöhung der Grundsteuer (taille) nöthige Einwilligung des Parlaments kaum zu erwarten: die öffentliche Meinung aber hatte Zugang zu Calonne gefunden und so trat nun auch er als Reformer auf. Schon im August 1786 überreichte er dem Könige eine Denkschrift, worin seine Entwürfe dargelegt waren. Die Hauptsache war, daß die beiden Stände helfen sollten, welche die meisten Güter hatten und bei den Staatslasten nur in sehr geringem Maße betheiligt waren, Klerus und Adel. Das sollte auf schonende Art vermittelt werden. Eine Versammlung von Notabeln, wo also die den Privilegirten unangenehme Stimme des dritten Standes so gut wie gar nicht laut wurde, und wo nicht von Beschlüssen, sondern nur von Rathschlägen die Rede war, schien dazu geeignet zu sein. Bis auf Reichsstände zurückzugehen, lag nicht in dem System des Despotismus; wiederum hatte es etwas für sich, zunächst die, welche gewohnt waren, sich als des Thrones Stützen zu rühmen, für diesen in Anspruch zu nehmen. In vertraulichen Mittheilungen äußerte Calonne sich sehr geringschätzig über diese Versammlung; er meinte leicht mit ihr fertig zu werden, sie sollte nur ein Gaukelspiel sein. Für den König hatte eine Versammlung von Notabeln, seit 1626 nicht vorgekommen, etwas Bängliches; doch Vergennes, auf dessen Rath er viel gab, konnte vermöge seiner durch und durch

*) Droz, H. de Louis XVI, Bruxell. 1839, p. 267.

absolutistischen Principien nicht wohl davon abmahnen, denn die ganze Sache erschien wie ein Gnadenact des Königs; auch haßte Vergennes die Parlamente und es war ihm recht, daß man Anstalten traf, sich der Controle derselben zu überheben.[1]) Ludwig gab seine Einwilligung und 29. December 1786 ergingen die Berufungsschreiben an 144 Notabeln — Prinzen, Herzoge und Pairs, Marschälle, Staatsräthe, Erzbischöfe, hohe Magistrate, Edelleute, Maires großer Städte; Bürgerliche waren darunter nur sechs bis sieben. Der König war nun sehr vergnügt; 30. December schrieb er an Calonne: „Ich habe die Nacht nicht geschlafen, aber vor Vergnügen." Calonne war voll Vertrauen; er hatte nichts gethan, seine persönlichen Gegner von der Versammlung fernzuhalten. Vergennes nahm an den vorbereitenden Sitzungen Theil, starb aber 13. Februar 1787 zu großer Betrübniß des Königs.

Die Versammlung der Notabeln wurde 22. Februar 1787 eröffnet. Nachdem der König und der Großsiegelbewahrer Miromesnil geredet hatten, setzte Calonne mit Wortgepränge auseinander, wie große Werke zu Wege gebracht worden seien — und in der That, es war viel geschehen —, gedachte des traurigen Zustandes der Finanzen bei seinem Amtsantritte, sprach darauf von den Grundsätzen, die er befolgt habe, daß beim Beginn seines Ministeriums Credit seine ganze Ressource gewesen sei; daß er habe Geld ausstreuen müssen, um Geld anzuziehen, daß er habe sich den Anschein des Ueberflusses geben müsse, um nicht die Ausdehnung des Bedürfnisses gewahr werden zu lassen. Also habe man dem Staatskörper erst seine Lebenskraft wiedergeben müssen, ehe man alte Schäden zu heilen unternähme.[2]) Hierauf folgte, wie das Deficit, das er nicht

1) Vergennes sagte einige Jahre früher: Il n'y a plus de clergé ni de noblesse ni de tiers-état en France, la distinction est fictive, purement représentative, et sans autorité réelle. Le monarque parle, tout est peuple et obéit. Droz 153.

2) Es lautet: Au surplus, les circonstances commandent: j'aurais tout perdu si j'avais pris l'attitude de la pénurie au moment que je devais en dissimuler la réalité. Toutes mes ressources, lorsque le roi m'a confié la conduite de ses finances, consistaient dans le crédit; tous mes efforts ont dû tendre à le rétablir. L'argent manquait, parce qu'il ne circulait pas: il a

genau angab, ein Jahrhunderte alter Schaden sei, wie dieser sich allmählig habe verschlimmern müssen; daß aber nunmehr, nachdem man zu seiner vollständigen Kenntniß gelangt sei, der König gründliche Heilung desselben zu veranstalten gedenke. Er kündigte an, daß der Staat eine reiche Hülfsquelle in den Misbräuchen habe; in der Abstellung (proscription) derselben sei das einzige Mittel enthalten, allen Bedürfnissen zu genügen. Darauf theilte er seine Entwürfe mit. Sie seien nicht ein System, nicht eine neue Erfindung, sondern die Zusammenfassung von Wohlfahrtsplänen, die längst von den weisesten Staatsmännern ausgedacht, der Regierung schon oft vorgelegt und zum Theil versucht worden seien, die die Stimme der Nation für sich zu haben schienen und nur wegen einer Menge von lokalen Gebräuchen, Ansprüchen, Privilegien und Interessen nicht zur Ausführung hätten kommen können. In der That hatte Turgot den Weg vorgezeichnet, den Calonne jetzt einschlug. Ein Mann von Principien war Calonne nicht; daher kein Wunder, daß er

---

fallu en répandre pour l'attirer, en faire venir du dehors pour faire sortir celui que la crainte tenait caché au-dedans, se donner l'extérieur de l'abondance pour ne pas laisser apercevoir l'étendue des besoins. L'essentiel était alors de ramener la confiance égarée; et pour y parvenir il y avait beaucoup à réparer dans l'opinion. Il fallait porter l'exactitude des paiements au-delà même de l'exigibilité pour qu'elle ne parût pas rester en-deçà. Il fallait rembourser infiniment pour pouvoir recevoir encore plus; il fallait abolir la terreur de ces moyens sinistres, dont la seule appréhension serait une tache dans un règne que caractérisent la sagesse et la vertu; il fallait enfin égaler aux yeux de l'étranger les nations les plus fidèles à leurs engagements, et donner à toute l'Europe une juste idée de la fécondité de nos ressources. Le Roi, à qui j'ai rendu compte de tout, a jugé mes motifs, a réglé en conséquence la marche que j'ai suivie. Sa majesté a reconnu la néccesité de commencer par rappeler les forces et ranimer la vigueur du corps politique, avant d'oser en sonder les plaies invétérées, et surtout avant de les découvrir, ce qui n'est permis que quand on peut en même temps présenter le remède curatif. C'est le point où je suis enfin parvenu. Als Räsonnement eines Kaufmanns, der Credit haben muß zu Unternehmungen, die ihm Gewinn bringen sollen, nimmt sich Calonne's Demonstration ganz gut aus; aber bei einem Finanzetat, wo jährlich Einnahme und Ausgabe stimmen sollen und wo der Credit nicht zu Conjuncturen und Chancen benutzt werden kann, die auf einmal großen Ertrag geben, waren dies Ombres Chinoises.

manches vorschlug, was mit seiner bisherigen Handlungsweise nicht stimmt. Also der König, fuhr er fort, beabsichtige Einführung von Provinzialversammlungen in den Landschaften, die nicht (wie die pays d'états, Bretagne, Bourgogne, Dauphiné ꝛc.) Landstände hätten, ferner statt der bisherigen Vingtiemen, von denen der Klerus befreit war, eine allgemeine Grundsteuer (subvention générale), welcher die Güter des Klerus, selbst die königlichen Domänen mit unterliegen sollten. Dagegen werde der König den Klerus autorisiren, die auf den geistlichen Gütern haftenden Schulden, die gemacht worden waren, um der Krone dons gratuits darzubringen, zu tilgen, damit der Zehnte nicht mehr zur Deckung der Zinsen beeinträchtigt werde. Dies sollte durch Ablösung von Feudalgefällen und Veräußerung von Jagd, Gerichten und Ehrenrechten der geistlichen Güter geschehen. Die Privilegirten sollten von der Kopfsteuer befreit werden, damit den beiden Ständen ihre volle und gebührende Ehre werde. Die Grundsteuer (taille) sollte ermäßigt werden; nicht minder die Salzsteuer, die 60 Mill. einbrachte und vor allen andern Steuern einer gleichmäßigen Vertheilung bedurfte. Dann folgte Freiheit des Getreidehandels, Abschaffung der Frohnden, Verlegung der Mauth an die Reichsgrenze und Freiheit des Binnenhandels. Zu rascherer Tilgung der Staatsschuld aber gedenke der König einen Theil seiner Domänen durch Infeodation abzugeben. Zum Schlusse gedachte er mit flüchtigen Worten noch, daß eine genauere Erhebung der Stempelgebühren und bedeutende Ersparnisse im königlichen Haushalte zur Herstellung der Finanzen mit dienen sollten. Die Maxime des Königs sei nicht mehr: So will der König, so will das Gesetz; sondern: So will das Heil des Volkes, so will der König. Es war, wir müssen dies wiederholen, nicht eine Versammlung, die über Vorschläge und Anträge beschließend abstimmen und deren Beschlüsse Gesetzeskraft haben sollten; es war nur von Meinungen, Bemerkungen, Gutachten (opinions, observations, avis) und dergl. die Rede; um aber jeglicher Exuberanz der Berathschlagung von vorn herein den Weg zu versperren, wurde die Versammlung in sieben Bureaux zerlegt und jedes von diesen angewiesen, seine Ansichten über die ihm zu übergebenden Denkschriften des

Ministers zu eröffnen. Die Brüder des Königs, die Herzoge von Orleans und Bourbon, die Prinzen Condé und Conti und der Herzog von Penthievre, Sohn von Ludwigs XIV. Bastarde, dem Grafen von Toulouse, und Schwiegervater des Herzogs von Orleans, hatten den Vorsitz in den Bureaux.

Was in den einzelnen Bureaux vorging, ist nicht vollständig zur Kunde gekommen.[1]) In Reclamationen und Protesten gegen das Ansinnen, das Privilegium der Steuerfreiheit dem Wohl des Staats zu opfern, war man ziemlich einstimmig. Einrichtung von Provinzialversammlungen, doch nach Umänderung des zu demokratischen Calonneschen Entwurfs, Abschaffung der Wegfrohnden, Freiheit des Binnenhandels gab geringen Anstoß. Die Salzsteuer erklärte Monsieur für eine infernale Maschine. Eben dieser aber begab sich zum König, um diesem vorzustellen, daß in Betreff der Grundsteuer die Notabeln nicht blos über die Form derselben (wie Calonne sich geäußert hatte), sondern über ihr Wesen berathen zu müssen gedächten. Darin gab der König nach und in einer Ausschußversammlung 2. März ward diese königl. Erklärung zu einer Niederlage Calonne's. Jedoch er versuchte ein Taschenspielerstückchen; in der dritten Sitzung 12. März erklärte er, daß der König erfreut sei über die Bereitwilligkeit der Notabeln, in seine Absichten einzugehen[2]), und legte nun in acht Memoiren neue Vorschläge zu Steuerreformen dar, namentlich zur Regulirung der drückenden und höchst ungleich vertheilten Salzsteuer. Darauf nun folgten schon 15. März Proteste der Bureaux, mit Verwahrungen gegen die Art, wie man ihre Erklärungen ausgelegt habe; sie seien mit dem Minister keines-

---

1) Die Auszüge in der Einleitung zum Moniteur sind sehr lückenhaft. Ranke hat aus den Protokollen der Bureaux manches Neue nachgeliefert. S. dessen Aufsatz in Dr. W. A. Schmidt Zeitschrift für Geschichte. Jahrg. 3, Heft 1.

2) Elle a vu avec satisfaction qu'en général vos intentions s'accordent avec ses principes — que vous n'avez recherché les difficultés dont elle (l'exécution) pourrait être susceptible qu'afin de les prévenir et de faire apercevoir les moyens de les éviter, enfin que les objections qui vous ont frappé et qui sont principalement relatives aux formes, ne contrarient pas le point essentiel du but que Sa Maj. s'est proposé. Monit. p. 64.

wegs über das Wesen einverstanden, hätten sich vielmehr nur über die Form ausgesprochen.*) Das dritte Bureau, worin der Herzog von Orleans präsidirte, begehrte vor aller weitern Berathung bestimmte Mittheilungen über Einnahme und Ausgabe und über die Projecte des Ministers. Desgleichen begehrte man Aufklärung des verdächtigen Dunkels über die Summe des Deficit. Calonne mußte zugestehen, daß diese höher sei, als er zuerst angedeutet hatte; zur Vorlegung des Details war er aber in keinem Fache gehörig vorbereitet. Er that nun einen kühnen Schritt, ließ seine den Bureaux übergebenen Denkschriften drucken und appellirte dergestalt an die Nation als der, welcher auf Wohlthaten für dieselbe bedacht sei. Indessen waren in den Bureaux Stimmen laut geworden, welche theils über Verschwendung des Hofes und das Elend des Volkes sich rügend aussprachen, theils über die Finanzfrage hinausgingen und Besserung des Zustandes der Reformirten und der Criminaljustiz, Abschaffung der Lettres-de-Cachet u. dergl. begehrten. Durch dergleichen wurden vor Allen bemerkbar Lafayette, Brienne, Erzbischof von Toulouse, der zu den Philosophen gezählt wurde, und der wackere Präsident Nicolai. Calonne kam ins Gedränge; auch von Seiten des Hofs, wo ihm die Königin, ungeachtet er an diese insbesondere eine Denkschrift über die obschwebenden Fragen gerichtet hatte, um sie in sein Interesse zu ziehen, und Breteuil abhold waren; er versuchte sich durch Lamoignon, der statt Miromesnils Großsiegelbewahrer wurde, eine Stütze zu schaffen; jedoch schon Tags darauf gab der König den Einflüsterungen seiner Gemahlin Gehör und

*) Das Bureau des Grafen von Provence: il n'a pas pu se dissimuler qu'on pourrait inférer de quelques unes des expressions de ce discours, que les opinions du bureau ne différaient des mémoires, qui lui ont été communiqués, que sur des objets de *forme* et non sur des points essentiels etc. Das dritte spricht von différence des principes qui ont dicté ses avis, avec ceux des mémoires und erklärt darauf die Provinzialversammlungen für inconstitutionel, die allgemeine Grundsteuer für unbestimmt, disproportionirt und kostspielig, die Schuldentilgung des Klerus für streitend mit den Principien des Eigenthums, und drückt darauf den Wunsch aus, vor aller weitern Berathung eine Uebersicht von Einnahme und Ausgabe ꝛc. zu erhalten. Aehnlich sprachen die übrigen Bureaux.

9. April Calonne den Abschied. Bald nachher leitete das Parlament einen Proceß gegen Calonne ein; deshalb floh er nach England.

Zu Calonne's Nachfolger wurde Fourqueux ernannt, ein Mann von notorischer Unfähigkeit. Gicht hatte ihm die rechte Hand gelähmt, daß er sie nicht schließen konnte: man sagte, dies sei seine beste Eigenschaft. Nicht er, sondern der Großsiegelbewahrer redete 23. April in der fünften Sitzung, wo der König als Mittel zur Deckung des Deficit Ersparniß von 15 Mill. in seinem Haushalte, eine Stempelsteuer und Anleihen unter günstigern Bedingungen als die bisherigen und zur Tilgung eben dieser ankündigte. Hierauf kam die Königin wieder mit ihrem Rathe. Baron Breteuil und Abbé Vermont hatten ihr Brienne empfohlen, sie empfahl ihn dem Könige. Daß Necker damals nicht in Vorschlag kam, hatte seinen Grund in dem Unwillen des Königs über Neckers 1784 erschienenen Tractat über die Verwaltung der Finanzen und eine nach Calonne's Rede erschienene Flugschrift gegen dessen Angaben über das Deficit; Necker war seitdem von Paris verwiesen worden. Aber auch Brienne wollte der König nicht; weil der nicht an Gott glaube; er wolle weder Neckerlinge noch Priesterlinge.*) Was aber vermochte nicht die Schmeichelrede der Königin! Brienne wurde 1. Mai Chef des königlichen Finanzraths, die specielle Leitung der Finanzen bekam Villedeuil, von jenem so abhängig, daß er für sich nicht in Betracht kommt, und nach eigenem Wunsche bald verabschiedet. Kriegsminister wurde statt Segurs der Bruder Brienne's, Marineminister La Luzerne; Breteuil und Montmorin blieben.

Nur die Person hatte gewechselt, nicht das System. Brienne wiederholte Calonne's Anträge. Wie konnte er anders! Man kann nicht eigentlich sagen, daß er die Rolle gewechselt habe; seine Reden gegen Calonne hatten mehr das, was gewesen war, als was nun werden sollte, zum Gegenstande gehabt. Aber die Notabeln widerstanden nun ihm so gut als seinem Vorgänger. Sie enthielten sich bestimmter, runder und netter Antwort über die Einführung einer allgemeinen Grundsteuer und beschränkten sich auf vage Zusicherungen,

*) Ni neckraille ni prêtraille.

daß sie zu Aufopferungen sich wohl verstehen würden. Nun aber kam bei mehrfachen Aeußerungen über die Nothwendigkeit von Reformen das gewichtige Wort hervor, Berufung der Reichsstände. Auch hiebei ward Lafayette's Stimme nicht vermißt; er ging aber noch weiter; auf die Frage des Grafen Artois, zu dessen Bureau jener gehörte, er begehre wohl Reichsstände? antwortete Lafayette: „Ja und noch etwas Besseres, wo möglich." Da blitzt uns ein Funke moderner Philosophie entgegen, als deren Jünger Lafayette nach Amerika gegangen und mit Anschauungen ihrer Verwirklichung erfüllt von dort zurückgekommen war. Der König erschien noch einmal, 25. Mai, in einer Versammlung der Notabeln, sprach seine Zufriedenheit mit ihrem Eifer und Fleiß aus und daß er Rücksicht auf ihre Rathschläge zu nehmen gesonnen sei. Brienne zählte zunächst von den bevorstehenden neuen Einrichtungen diejenigen auf, worüber die Notabeln sich beifällig geäußert hatten, und erwähnte dann das Deficit mit der Bemerkung, daß der König ihre Bemerkungen über die Wahl der Steuer erwägen und sicherlich die am mindesten drückende wählen werde. Hierin und in seinem Stillschweigen über die Güter des Klerus giebt sich zu erkennen, was nicht aufs Reine gebracht worden, daß gerade die Hauptsache unerledigt geblieben war; ungeachtet der glatten Redensarten blickte durch, daß man Billigung der neuen Grundsteuer und Stempelsteuer durch die Notabeln nicht erlangt hatte. Die Wirkungen zeigten sich bald. In den Landschaften steigerte sich der Mismuth sowohl durch die Notabeln als über sie; in Paris nahm das Parlament die Sache der Privilegirten auf.

Die königlichen Verordnungen über Freiheit des Getreidehandels, über Einrichtung von Provinzialversammlungen nach drei Ständen, aber mit Abstimmung nach Köpfen, und über Abschaffung der Straßenbaufrohnden und Ersatz derselben durch Geld wurden ohne Weigerung 17., 22., 27. Juni von dem Parlamente registrirt. Brienne machte einen Fehler, daß er nicht in einer königl. Sitzung zusammen vorlegte, was registrirt sein sollte. Als er nun die Verordnung über die Stempelsteuer und darauf über die allgemeine Grundsteuer brachte, wurden Einwendungen gemacht. Wie zuvor

die Notabeln, so erklärte nun das Parlament, es bedürfe zunächst eines Etats der Einnahme und Ausgabe und die Steuerbewilligung komme den Reichsständen zu. Das Parlament begann sich nun so zu zeigen, wie Necker schon 1778 es treffend charakterisirt hatte.*) Dagegen sollte ein Act königlicher Gewalt helfen. Der König hielt 6. August ein Lit-de-justice. Nach der Ankündigung des königlichen Gebots, zu registriren, wurde dem Präsidenten des Parlaments erlaubt, das Wort zu nehmen. Dieser erklärte, es sei ein constitutionelles Princip der Monarchie, daß die Steuern durch die bewilligt würden, welche sie aufbringen müßten; die beiden Steuern seien unheilbringend und unmoralisch, nur die Reichsstände hätten die Befugniß, sie zu bewilligen. Dessenungeachtet mußte das Parlament registriren, aber trotz dem Gebote erließ es Tags darauf eine heftige Erklärung gegen den Act, sandte diese an seine Unterbehörden, damit dem Steueredicte nicht Folge geleistet werde, und wiederholte 13. August die Berufung auf die Reichsstände. Zwei Tage darauf unterzeichnete der König eine Verordnung, welche das Parlament nach Troyes verwies. Statt seiner sollten nun drei hohe Behörden, die Oberrechnungskammer, der Obersteuerhof und der Gerichtshof des Chatelet, die Steuerverordnungen registriren und bekannt machen. Die Brüder des Königs begaben sich zu ihnen 17. August und befahlen die Einzeichnung. Gehorchend, sprachen die Präsidenten Gegenvorstellungen im beweglichsten Tone aus; man gebiete, ohne sie aufgeklärt zu haben, sie dürften bei so unheildrohenden Verordnungen nicht schweigen, richteten ihre Bitte an das väterliche Herz des Königs ꝛc., und 18. August erließ der

*) Ils (les parlemens) s'y prennent comme tous les corps qui veulent acquérir du pouvoir, en parlant au nom du peuple, en se disant les défenseurs des droits de la nation; et l'on ne doit pas douter que, bien qu'ils ne soient forts ni par l'instruction ni par l'amour pur du bien de l'état, ils ne se montrent dans toutes les occasions aussi longtemps qu'ils se croiront appuyés par l'opinion publique. Il faut donc leur ôter cet appui, ou se préparer à des combats répétés qui troubleront la tranquillité du règne de V. M., et conduiront successivement ou à une dégradation de l'autorité, ou à des partis extrêmes, dont on ne peut mesurer au juste les conséquences. Droz 153. Ein prophetisches Wort.

Obersteuerhof eine Erklärung, daß er die gestrige Registrirung für ungültig erachte und den König ersuche, die Reichsstände zu berufen. Dergleichen Erklärungen wurden von fast allen Parlamenten wiederholt.

Reichsstände! Das war ein Schreckenswort für den König. Zu despotischen Staatsstreichen aber mangelte der Muth. Schon zeigte sich lebhafte Unruhe im Volke zu Paris; dieses nahm mit Enthusiasmus Partei für das Parlament; der Haß gegen die Privilegirten schwieg, der Eifer, der nicht wußte, warum es galt, richtete sich nur gegen den Hof. Artois, längst verhaßt, mußte Schmähungen hören. Die Königin durfte nicht wagen, nach Paris zu kommen. Man nannte sie Madame Deficit; im Park von S. Cloud wagten Schüler sie zu insultiren. Ihre Theilnahme an dem königlichen Rathe, um diese Zeit gewöhnlich, konnte diesem wenig frommen; auch nicht daß Brienne jetzt zum Principalminister ernannt wurde. Dieser war kein Richelieu und auch kein Turgot oder Necker; Geld aber mußte jetzt um jeden Preis geschafft werden; Ersparnisse der Hofhaltung, Verringerung der Pensionen hatten begonnen, aber das Deficit blieb drohend. Den König ängstigte der Gedanke eines Bankrutts. Das nächste Mittel schien noch in der Hand des Parlaments zu liegen. Darum hielt es der König, der nicht Charakterstärke genug hatte, in Gewaltübung consequent zu bleiben, für räthlich, sich mit dem Parlament zu vergleichen. Brienne ließ mit den ältern Herren des Parlaments unterhandeln; ließ verheißen, die beiden Steuerverordnungen sollten widerrufen, die Reichsstände binnen fünf Jahren versammelt werden, einstweilen die Vingtiemen als Steuer aushelfen; auch mag von einer Anleihe die Rede gewesen sein. Das Parlament hatte Langeweile zu Troyes und war nicht spröde. Der König nahm in der That 19. September die beiden Steuerverordnungen zurück und verhieß, binnen fünf Jahren die Reichsstände zu berufen. Das Parlament registrirte dagegen fernere Erhebung der Vingtiemen und zwar in weiterer Ausdehnung als bisher. Sein Exil ward aufgehoben, es kehrte unter tobendem Jubel des Volks nach Paris zurück. Die 19. November gehaltene königl. Sitzung des Parlaments vereitelte aber

Brienne's Hoffnungen und Entwürfe. Dieser beabsichtigte zunächst, vermittelst einer Erörterung der Principien des Absolutismus das Parlament einzuschüchtern. Des Großsiegelbewahrers Lamoignon einleitende Rede war darauf eingerichtet. Darin hieß es: „Dem König allein gehört die souveräne Gewalt in seinem Königreiche, er ist nur Gott für die Uebung seiner Macht verantwortlich; der König ist souveränes Haupt der Nation und bildet nur Eins mit ihr (ne fait qu'un avec elle); die gesetzgebende Macht ruht in der Person des Souveräns ohne Abhängigkeit und Theilung." Wir werden weiter unten sehen, wie das Parlament diese Sätze bestritt. Zunächst entzündete sich der Streit bei dem Begehren Brienne's, das Parlament möge eine Anleihe von 420 Mill. bewilligen. Darüber hatten bei den Verhandlungen mit dem exilirten Parlamente keine bestimmten Zusicherungen des letztern stattgefunden, und jetzt war Haß gegen Lamoignon und Mistrauen gegen Brienne in der Stimmung vorherrschend. Als nun über die Anleihe abgestimmt wurde, gab es verneinende Stimmen; mehrere Parlamentsräthe, Freteau, Sabatier, Duval d'Epremenil, sprachen mit viel Eifer und Beredtsamkeit gegen die Anleihe; der Act dauerte sieben Stunden. Doch war auf Mehrheit der Stimmen zu rechnen. Aber die despotische Sinnesart Lamoignon's brachte Unheil. Er ließ sich Vollmacht vom Könige geben und nun nicht die Stimmen zusammenzählen, sondern die Verordnung sofort registriren. Dies war dem Parlamentsbrauch zuwider; in einer sogenannten königlichen Sitzung galt Stimmrecht; nur im Lit-de-justice fiel es weg. Das eigenmächtige Verfahren war also wie eine sofortige Anwendung der Grundsätze, die Lamoignon in der einleitenden Rede von den Rechten der Krone ausgesprochen hatte. Das Parlament ward durch das Hervortreten eines seiner vornehmsten Mitglieder zu neuem Widerstande ermuntert. Dies war der Herzog von Orleans, damals in Verbindung mit mehreren der eifrigsten Opponenten im Parlament, als d'Epremenil, Adrian Duport, und nach seiner Gesinnung und seinen Verhältnissen zur Opposition geneigt, zunächst wohl blos um dieser selbst willen, weil der Hof ihm übel wollte. Wenn ihm persönlicher Muth dazu gemangelt hat, so waren die

Einflüsterungen und Aufreizungen der mit ihm verkehrenden Parlamentsmitglieder wirksam genug, ihn zur Dreistigkeit zu stimmen. Er machte die Bemerkung, daß zu jener Einzeichnung die Form eines Lit-de-justice gehöre; der König erklärte dessenungeachtet die Einzeichnung für rechtmäßig und verließ die Sitzung, ohne daß eine Verordnung, kraft welcher den Reformirten ihre bürgerlichen Rechte zurückgegeben werden sollten, zur Discussion gekommen wäre. Diese wurde erst 19. Januar 1788 registrirt. Das Parlament erklärte sogleich nach dem Aufbruche des Königs die Einzeichnung für ungesetzlich. Der König erwiderte dies mit Verweisung des Herzogs von Orleans nach Villers-Coterets, Abführung der beiden Parlamentsräthe Sabatier und Freteau in Staatsgefängnisse und 21. November mit einem strengen Verweise an das nach Versailles beschiedne Parlament, das er für die Zukunft nur auf Vorstellungen und Bitten verwies. Die Gegenrede wies er kurz zurück. Den Pairs verbot er, an den Sitzungen des Parlaments theilzunehmen. Was dieses 19. November nach Entfernung Ludwigs beschlossen hatte, mußte in seinen Protokollen getilgt werden. Das Parlament schwieg abermals nicht; es protestirte 8. December gegen die stattgefundenen Verhaftungen und das Exil des Herzogs von Orleans. Die Pairs machten Vorstellungen gegen das Verbot ihrer Theilnahme am Parlamente. So wenig vermochte der Despotismus in einem Kampfe parlamentarischer Formen. Dasselbe bewies sich in der Theilnahme der übrigen Parlamente an den Schritten des pariser und dem Trotze des Parlaments von Bordeaux, das sich geweigert hatte, die Verordnung über Provinzialversammlungen zu registriren und, nach Libourne verwiesen, in seiner Weigerung beharrte. Am 4. Januar erklärte das pariser Parlament die Lettres-de-Cachet für ungesetzlich; der König cassirte diese Erklärung; das Parlament wiederholte sie ungesäumt. Darüber verging der Winter von 1787/8. Ludwig war zu schwach, um Despotismus consequent durchzuführen. Berufung der Reichsstände wurde 8. December in Aussicht gestellt; die Pairs erlangten wieder Erlaubniß, ins Parlament zu gehen; der Herzog von Orleans durfte sich nach Rainey begeben; Freteau und Sabatier wurden freigelassen. Insgeheim aber wurde ein Gewalt-

schlag bearbeitet; mit gegebenen Verheißungen nahm es Brienne nicht genau. Das Parlament ruhte nicht, es richtete 11. April 1788 eine kühne Vorstellung an den König. Es heißt im Eingange: „Die öffentliche Freiheit in ihrem Princip angegriffen, der Despotismus anstatt des Staatsgesetzes, die Magistratur endlich dahin gebracht, nur noch das Werkzeug der Willkür zu sein, das sind die großen und schmerzlichen Gegenstände, welche Ihr Parlament zu den Stufen des Throns zurückführen." Dann folgt eine Apologie des Protestes vom 19. November und die Erklärung: „Unsere Rechte gehören nicht uns, sie gehören dem Staate, es ist unsere Pflicht, sie zu vertheidigen; darum glaubt das Parlament sich des Stimmrechts auch in Gegenwart des Königs nicht begeben zu dürfen, was ein wesentliches Recht, ein Nationalrecht, gefährdet in der letzten Sitzung, aber reclamirt durch das öffentliche Interesse und die Constitution. Die Könige, Sire, sind Ueberraschungen (surprises) ausgesetzt und nicht frei von Irrthum. — Der bloße Wille des Königs ist nicht vollständiges Gesetz, der einfache Ausdruck dieses Willens ist nicht eine Nationalform. Soll dieser Wille verbindend sein, muß er gesetzlich veröffentlicht werden; um gesetzlich veröffentlicht zu werden, muß er frei verificirt werden (hier ist das punctum saliens des Rechts und zugleich der Anmaßung des Parlaments): so ist die französische Constitution; sie ist entstanden mit der Monarchie." Nun kommen historische Nachweisungen von der Zeit der Märzfelder an. Darauf antwortete der König 17. April, Stimmenzählung sei nur nöthig, wenn er selbst nicht zugegen sei; „wenn ich zugegen bin, urtheile ich selbst darüber. — Es wäre in der That eine seltsame Constitution, die den Willen des Königs auf die Gültigkeit der Meinung eines seiner Beamten anweise. Alles ist in der Sitzung des 19. November gesetzlich gewesen; die Gutachten (avis) sind nicht gezählt worden, weil ich gegenwärtig war." Das Parlament ging sofort ans Werk, eine bündige Deduction der ihm zustehenden Rechte und der Hauptstücke einer angeblichen Constitution des Königreichs zu verfassen.

Also entwickelten sich in diesem Streite von beiden Seiten Principien und hiebei konnte das Königthum in Argumentation des

Despotismus aus historischem Rechte den Berufungen des Parlaments auf urkundliche Satzungen über seine Rechte oder auf das Herkommen nicht gleichkommen. Das Parlament, besser in der Geschichte bewandert, führte seine Rechte in Jahrhunderte zurück, die aus der Erinnerung des Hofes entschwunden waren. Auf solchen Kampf konnte dieser sich nicht ohne Nachtheil einlassen. Je mehr er sich aber in demselben abmühte, um so mehr verlor der Despotismus von seiner Thatkraft. Die Schwäche seiner Erklärungen zeigte sich nicht blos den Beweisführungen des Parlaments für sein Recht gegenüber, sondern am meisten bei dessen Erinnerung an die Reichsstände. Der Despotismus konnte und kann überhaupt nicht aus historischem Rechte argumentiren; er ist weder ursprünglich, noch kann er verjähren; geht es nicht von Gottes Gnaden und auf Basis des blinden Glaubens oder kraft der Gewalt: die historischen Gründe halten nicht Stand. Kraft historischen Rechts aber protestirte das Parlament 29. April nochmals und zwar gegen die Art, wie die von ihm bewilligten Vingtiemen erhoben wurden. Es trat in die Stellung zum Angriff. Die Lebenskraft des Throns, die am schwersten an dem Mangel der Geldmittel erkrankt war, schwand nun noch mehr hin, als die Anleihe von 420 Mill. nicht zur Ausführung kam. Damit sank der Credit vollends; das war schlimmer, als wenn die Anleihe gar nicht angekündigt worden wäre. Darum war, nachdem der Glaube an das Recht des Despotismus entwichen war, kein anderes Mittel als Gewalt, und da das Lit-de-justice nichts gewirkt hatte, so mußte es an die Existenz der Parlamente selbst gehen. Ob nicht Ludwig bitter bereut haben mag, daß er sie hergestellt hatte?

Brienne's von Lamoignon entworfener Plan war am Ende Aprils zur Reife gediehen; die Verfassung der Parlamente sollte ganz und gar anders und neue Behörden bestellt werden, nämlich zu dem Geschäfte des Registrirens und zur Oberaufsicht über die Gerichtshöfe eine hohe Behörde, Cour plenière (wie im Mittelalter die Hoftage zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten geheißen hatten), aus Prinzen, Pairs, Erzbischöfen ꝛc. in der Hauptsache aus der bisherigen großen Kammer des Parlaments bestellt, die gerichtliche

Competenz des Parlaments sollte auf Gegenstände, wo es mehr als 20,000 L. galt, und in Criminalsachen auf die Privilegirten beschränkt, für die Provinzen 47 Großämter (grands bailliages) und Präsidialgerichte eingesetzt und den Aemtern (bailliages) ausgedehntere Competenz als bisher gegeben werden. So sollten zwar die Parlamente nicht aufgehoben, aber ihnen das Widerstandsrecht genommen und ihr Wirkungskreis auch im Gerichtswesen verengt werden. Die Sache wurde in tiefstem Geheimniß betrieben; zum Drucke der Verordnungen war im Palast von Versailles eine Officin angelegt, mit Wache umstellt und die Arbeiter von jedem Verkehr abgeschnitten worden. Die beurlaubten Soldaten wurden einberufen, die Befehlshaber der Kriegsmacht in den Provinzen angewiesen, sich nach den Parlamentsstädten zu begeben. Da gelang es dem Parlamentsrath Duval d'Epremenil sich Kenntniß von dem Geheimtreiben zu verschaffen; er machte das Parlament 3. Mai mit der ihm drohenden Gefahr bekannt, und dieses faßte darauf die Resultate seiner in Folge des königl. Schreibens vom 17. April gepflogenen Verhandlungen zusammen in eine Acte, worin die Grundzüge der Reichsverfassung, wie es sie ansah, dargelegt wurden. Darin kam demnach vor: Gesetzliche Monarchie, nicht Willkür, regelmäßige Versammlung von Reichsständen, um die Steuern zu bewilligen, festes Bestehen der Provinzialrechte, Unabsetzbarkeit der Magistrate, Recht der hohen Gerichtshöfe, königliche Verordnungen zu verificiren, Registrirung derselben nur wenn sie den Provinzial- und Reichsgrundgesetzen gemäß seien, Gerichtsstand jeglichen Bürgers vor seinen natürlichen Richtern, Verhaftung nicht anders, als um ohne Aufschub jenen übergeben zu werden. Man erkennt, wie sehr das Princip der Nationalfreiheit hier mit Ansprüchen der Privilegien durchflochten ist. Der Schluß ist gegen die Lettres-de-Cachet gerichtet, die das Parlament schon erfahren und jetzt wieder zu fürchten hatte. Zur Ueberreichung an den König aber wurde eine schon fertig liegende ausführliche Vorstellung des Wesens der französischen Constitution mit nachdrücklichem Proteste gegen Despotismus bestimmt. Mit dieser ging eine Deputation 5. Mai nach Versailles ab; das Parlament blieb versammelt, den Erfolg abzu-

warten. Ehe die Deputation den Bescheid des Königs, daß er sie nicht annehme, überbrachte, erschien der Gardehauptmann d'Agoust um Mitternacht mit sechs Compagnien Garde, Sapeurs voran, die Parlamentsräthe d'Epremenil und Goislard de Monsanbert, welcher 29. April gegen die Erhebung der Vingtieme geredet hatte, zu verhaften. Alle Zugänge wurden besetzt, der große Sitzungssaal mit Bayonetten umstellt, Niemand durfte das Gebäude verlassen. Das Parlament entgegnete mit der Verweisung auf gesetzliche Formen und verweigerte die Auslieferung der beiden Räthe; wolle d'Agoust sie haben, so möge er sie suchen; mit Einem Rufe hieß es, wir Alle sind Duval und Goislard. Er aber kannte diese nicht. Ungewiß, wie er sich zu benehmen habe, sandte er nach Versailles um nähere Anweisung und hielt indessen das Parlament blokirt. Um elf Uhr rief er einem Unterbeamten den Befehl zu, ihm die beiden Räthe zu zeigen. Dieser schaute um, erklärte aber, er sehe sie nicht. Nun, es war Mittag, stellten sich die beiden Räthe freiwillig und ließen sich als Gefangene fortführen. Das Parlament hatte dreißig Stunden gesessen. Darauf berief der König 8. Mai das Parlament nach Versailles und befahl in einem Lit-de-justice Einzeichnung der Verordnung über die neuen Behörden, zugleich einiger anderen Verordnungen, die auf die öffentliche Meinung berechnet waren, als über den Wegfall der noch üblichen „prealablen" Folter, des Sitzes Angeklagter auf dem Armensünderstuhl ꝛc. Das Parlament wurde zugleich auf Ferien angewiesen. Der Präsident antwortete ehrerbietigst, aber kühn; sein Wort: „Sire, die französische Nation wird nie den Despotismus annehmen (adoptera), den man heute in Ihre Hände legen will," war so gut als eine Berufung auf die Nation. Der Obersteuerhof, die Oberrechnungskammer und das Chatelet protestirten, wie das Parlament gethan hatte: durchweg eben der Ausdruck des Schmerzes und eben die Kühnheit der Sprache. Nicht anders lauteten die Vorstellungen, die von den Parlamenten der Provinzen eingingen, und schlimm die begleitenden Berichte vom Ausbruch von Unruhen. Das Parlament von Grenoble führte Beschwerde wegen des Verfahrens gegen den Herzog von Orleans und die Räthe Sabatier und Freteau und der Ver-

bannung des Parlaments von Bordeaux nach Libourne; dieses selbst ließ aus seinem Exil sich in der nachdrücklichsten Sprache vernehmen; das Parlament von Pau protestirte gegen die neuen Behörden; das von Toulouse ging so weit, die Nation bei dem Umsturze der Verfassung an ihre Stärke zu erinnern. Zum Worte kam die That. In Bearn tumultuirte das Volk; in Grenoble widersetzte es sich der Einführung der neuen Behörden und bestand einen Kampf mit der bewaffneten Macht. Am heftigsten war die Aufregung in der Bretagne; zu dem Stolze auf verkürzte Rechte der Landschaft kam altkeltische Heftigkeit. Der Commandant Thiard und der Intendant Bertrand de Moleville hatten eine Verstärkung der Garnison zu Rennes veranlaßt. Dies wurde auf das Bevorstehen eines Gewaltstreichs gedeutet; der Argwohn nährte sich durch Gerüchte aus Versailles; das Parlament von Rennes erließ schon 5. Mai einen Protest gegen Anwendung der Gewalt und empfing dagegen Zusicherungen der Theilnahme und Ergebenheit von den Behörden in Rennes, insbesondere auch von den Advokaten, an deren Spitze Le Chapelier stand. Darauf erhob 8. Mai ein Mitglied des Parlaments eine vehemente Anklage gegen Lamoignon. „Wir nahen," sprach er, „dem Moment einer trauerbringenden Revolution, eines allgemeinen Umsturzes der französischen Gesetzgebung. Die Gesetze der Monarchie werden verletzt durch den Chef der Magistrate, die sie beschützen; meineidig gegen sein Vaterland, erfüllt er keine seiner Pflichten." Das Parlament beschloß 9. Mai, dem Könige vorzustellen, daß eine allgemeine Nationalversammlung nöthig sei; der Adel aber erklärte Jeden, der bei den neuen Gerichtshöfen eine Stelle annehmen werde, für infam. Tags darauf kam es zum Handgemenge zwischen Volk und Soldaten.

Zugleich mit den Parlamenten richtete nun auch der auf Brienne's Geheiß in Paris 15. Juni — 27. Juli versammelte Klerus Vorstellungen gegen Gefährdung seiner Rechte und Freiheiten an den König. Auch hier fehlte es nicht an Berufungen auf historisches Recht, und wer war stärker darin als der Klerus? Doch hatte er es über sich vermocht, die Verordnung über bürgerliche

Rechte der Reformirten, welche im Januar 1788 nicht ohne Widerrede des Parlaments erlassen worden war, gelten zu lassen.

Schlimm, sehr schlimm waren endlich die Anzeichen einer Gährung bei dem Militär. Längst schon grollten Soldaten, Unterofficiere und Officiere über ärgerliche Dienstplackereien, die zum Theil mehr auf Erlernung von Kunststücken als auf soldatische Tüchtigkeit gingen, oder Anwendungen verkehrter Theorien waren. Auch unter die Befehlshaber der Armee schien der Kitzel der neuen Philosophie gekommen zu sein. Da mußten die Soldaten regimenterweise sich üben, auf einem Beine zu stehen, da wurde das Marschiren nach einer lächerlichen Theorie der Vorwärtsbewegung betrieben u. dgl. Der Hof wußte das. Schon 13. October 1787 verordnete der König die Bestellung eines Kriegsraths, um das Misvergnügen bei den Soldaten und den Unmuth der Officiere zu mindern, die verdrießlich geworden waren über die „Versatilität der Systeme der frühern Minister." Aber das Fuchtelgesetz bestand noch fort, ebenso Segur's Verordnung, die den Bürgerlichen das Aufrücken in Officierstellen verschloß. Jetzt begannen Soldaten und Unterofficiere die Ideen, welche das Volk bewegten, liebzugewinnen. Meuterisch zeigte sich schon damals das Militär in der Bretagne, wo auch noch landsmännisches Interesse dazukam; die bretonischen Soldaten, selbst die Officiere hielten es mit ihren Landsleuten; ein ganzes Regiment mußte cassirt werden.

Wohl that es dem Könige und dem Ministerium noth um guten Rath. Zwar sollten die Proteste der Parlamente kraft eines Edicts vom 20. Juni allesamt unterdrückt werden: aber man sah das Ende nicht ab, man kam nicht zu dem Hauptzwecke, Geld. Ueberall war Verwirrung und drohende Widerspänstigkeit; es ward so arg, daß Breteuil seinen Abschied nahm. Der König hatte Malesherbes um die Mitte des Jahres 1787 abermals in den Staatsrath berufen; dieser konnte wenig mehr als trübe Besorgnisse aussprechen, mußte aber vermöge seiner patriotischen Gesinnung zu dem rathen, was auch die Stimme des Volkes begehrte, Reichsversammlung. „Die Wirkungen des öffentlichen Misvergnügens," schloß er, „sind nicht zu berechnen." Mirabeau war seit Anfang des Jahres

1787 nach Paris zurückgekehrt und hatte sich sogleich nach seiner Ankunft durch eine heftige Schrift über die Agiotage, worin Calonne, aber auch Necker, angegriffen wurden, bemerklich gemacht. Damals stand ihm Verhaftung bevor; er entzog sich ihr durch die Flucht, kehrte aber bald unter dem Schutze Montmorin's, Vergennes' Nachfolger, zurück. Er schrieb um jene Zeit seinem Oheime, dem wackern Bailli von Mirabeau, nun sei der Tag gekommen, wo das Talent eine Macht sein werde. Dies bewährte sich schon in der Aufmerksamkeit, welche selbst der König seinen damaligen Flugschriften zuwandte. Für Brienne und gegen die Parlamente zu schreiben, lehnte Mirabeau ab. Er sah, wie auf beiden Seiten gefehlt wurde und daß seine Zeit mit den Reichsständen kommen werde. Baldige Berufung der letzteren erklärte Montmorin für unerläßlich. Alles wirkte zusammen, dem Könige und Brienne die Entschließung dazu abzuzwingen: sie erfolgte 5. Juli, darauf 8. August mit der Bestimmung des ersten Mai 1789 als Tags der Eröffnung und mit der Erklärung über Suspension der neuen Gerichtsbehörden. Bald darauf wurde Brienne entlassen; er hatte zum Papiergelde greifen müssen, hatte Artois wider sich, und Necker nicht bewegen können, das Finanzministerium anzunehmen. Auch eine damals erschienene Schrift des pariser Advokaten Bergasse, worin er heftig angegriffen wurde, half mit zu seiner Entlassung. Sein Abschied erfolgte 25. August in Gnaden; das reiche Erzbisthum Sens hatte er schon erhalten; jetzt kamen dazu reiche Spenden und etwas später die Cardinalswürde. Spottlieder und eine Komödie La cour plenière waren der Abschiedsgruß des Volks. Noch hatte der Franzose den Humor des Lachens.

Noch immer hatte Necker die Gunst der öffentlichen Meinung für sich; die Königin, obschon für Brienne gestimmt, konnte nicht gegen die Macht der Umstände; also erging des Königs Antrag an Necker; dieser nahm ihn an 26. August, und ein Freudenrausch des Volks war seine Begrüßung. Bei dem pariser Pöbel wurde dieser 27. August zu wildem Tumulte; er verbrannte am Pontneuf einen Strohmann in erzbischöflichem Ornate, der Brienne vorstellen sollte; am 29. August drohte er das Haus seines Bruders, des Kriegs-

miniſters Brienne, zu verbrennen. Das wurde ſo gut wie gar nicht gerichtlich unterſucht oder verfolgt, der Kriegsminiſter aber entlaſſen. Dergleichen, Verbrennung eines Strohmanns und Sturm auf Lamoignon's Haus, wiederholte ſich, nachdem die Entlaſſung Lamoignon's 14. September bekannt geworden war. Die bewaffnete Macht mußte aufgeboten werden; es floß Blut; aber die Einſchüchterung des Pöbels dauerte nicht über den Tag. Das Parlament enthielt ſich ſtrenger Ahndung der Exceſſe und zog die Chefs der Policeiwache zur Verantwortung. Die Pöbelexceſſe waren die vorderſte Spitze einer Bewegung, die die ganze Nation vorwärts drängte; es mag nicht an Ermunterungen durch Perſonen hohen Standes gefehlt haben; doch bedurfte es deren nicht; das Bewußtſein des Pöbels allein, daß in den höhern Kreiſen Bewegung gegen den Thron ſei, genügte, und er bewegte ſich auf ſeine Weiſe.

Als die Nachricht von Neckers Ernennung nach London kam, rief Calonne, der ſich eben in einer Geſellſchaft bei dem Prinzen von Wales befand, mit Heftigkeit: der König von Frankreich konnte nicht einen größern Schurken wählen; ein Hofmann erwiderte doppelſinnig: Sie vergeſſen ſich, mein Herr. Jeder von Beiden ſagte zu viel; Calonne aber hätte wohl vorausſagen können, daß nunmehr auch Necker nicht der Mann ſei, die begangenen Fehler gutzumachen. Neckers Anfänge waren glänzend; er vermochte wie durch Zauber baares Geld für den Augenblick zu ſchaffen; die Renten hoben ſich; Barentin kam an Lamoignon's Stelle; es war großer Jubel, als Necker 24. Sept. die Parlamente herſtellte, und zugleich, was ſich nachher nicht ausführen ließ, die Berufung der Reichsſtände ſchon auf den Januar 1789 ankündigte. Dies war der letzte Triumph des Parlaments; als es 25. September in ſeinen Protokollen dem königl. Edicte von Berufung der Reichsſtände die Clauſel hinzugefügt hatte: nach den Formen des Jahres 1614, war ſeine Rolle ausgeſpielt; jetzt kam die Nation an die Reihe.

In der langen Reihe Vorſtellungen des Parlaments und des Klerus war in der That Alles geſagt worden, was aus hiſtoriſchem Rechte gegen despotiſche Neuerungen ſich vorbringen ließ. Man kann ſich denken, daß eine durch die Reichsverſammlung fortgeſetzte

parlamentarische Erörterung staatsrechtlicher Principien die Constitution Frankreichs ohne Umsturz der bestehenden Formen ausgebildet haben würde: aber England ist dazu nicht ohne zwei Revolutionen gekommen, wie hätte in dem weit beweglichern Frankreich weniger geschehen können! Es mußte nach der Natur der damaligen Verhältnisse, der Stimmung der Gemüther und vermöge des Nationalcharakters mehr geschehen. Die Privilegirten wollten, trotz ihrer Reden von Nationalfreiheit und Constitution, in ihrer Opposition gegen den Thron, ihre Vorrechte gegen das Volk behaupten; darüber aber ging schon der in den Gemüthern Hoher und Geringer rege Gedanke an Reichsstände hinaus. Aber auch bei diesem blieb es nicht stehen; hinter dem Begehren nach dem historischen Rechte der Reichsstände stiegen Principien der neuen Philosophie auf und mit Unruhe und Lüsternheit sah man Veränderungen entgegen. In der öffentlichen Meinung streiten zwei geistige Mächte mit fast gleichen Kräften gegeneinander, die der Gewohnheit mit Vorliebe für das Alte, und die der Neuerungslust. Die eine wurzelt in der Vergangenheit, die andere baut in die Zukunft. Bei den Franzosen herrschte die letztere vor. Die Beweglichkeit und Entzündbarkeit des französischen Nationalcharakters wurde zur geistigen Werkstätte für ideale Gestaltungen und zugleich für die wildesten Bewegungen anarchischen Gelüstes. Und darin, das kann nicht oft genug gesagt werden, in dem Charakter der Franzosen ist die Haupturſache des ungeheuern Brandes, der den Staat ergriff, zu suchen. Weder die Regierung war so heillos, noch das Elend des Volkes so groß, noch die Philosophie so mächtig, daß daraus eine Revolution hätte hervorgehen müssen, wenn nicht dies Alles sich aus dem Charakter dämonisch gesteigert hätte. Die Nation, welche bisher *gelacht* hatte, schlug über in politischen Fanatismus und im Fanatismus sind die Franzosen immer stark gewesen. Mirabeau sagte treffend:*) „Eine Nation, wo Alles dramatisch und augenblicklich ist, und wo dieselbe Viertelstunde den Heroismus der Freiheit und den Götzen-

*) Lettr. à un de ses amis en Allem. (Mauvillon) 489.

dienst der Knechtschaft darbieten kann." Der letztere war seit Ludwig XIV. in der Ordnung gewesen.

Zunächst zwar folgte die Bewegung des Volkes noch der Losung, die die Privilegirten angaben; so für das Parlament zu Grenoble und in der Bretagne; in Paris wurde das Parlament bis auf seine vorhin erwähnte Erklärung auf den Händen getragen. Jedoch, was so oft gesagt worden ist, daß die, welche eine Revolution anfangen, sie nicht auch beenden, hat hier schon vor den Anfängen seine Bedeutung. Bei den Verunglimpfungen der Königin war der Hof am meisten thätig gewesen, bei dem Streite gegen despotische Willkür und ministerielle Eigenmächtigkeit hatten die Parlamente und in ihnen der hohe und höchste Adel sich besonders eifrig bewiesen: so liegen die Anfänge der Bewegung bei den Privilegirten. Es war nicht in deren Sinne, auch das Volk in Gang zu bringen — Aufhetzungen des Pöbels sind etwas Anderes —: jedoch das Volk zog nicht lange der Fahne jener nach, die ein Gängelband sein sollte, es kehrte sich gegen die Urheber der Bewegung selbst. Unruhe bemächtigte sich des gesamten Volkes; sie führte zu Vereinigung, Verständigung und gegenseitiger Aufreizung; man bildete Clubs zu Besprechung öffentlicher Angelegenheiten; die Presse gab der Bewegung Springfedern. Brienne's unbesonnene Aufforderung (5. Juli 1788) an Behörden und Gelehrte, über frühere Reichsversammlungen Notizen und Ansichten mitzutheilen, war so gut als eine Mündigkeitserklärung der Presse. Mit dem, was er gewollt hatte, meldete sich nun auch das Nichtberufene. Demnach waren die Stadien der Bewegung: das erste um Geld; dies veranlaßte Berufung auf historisches Recht; vom historischen Rechte ging es weiter zum Naturrechte; daran entzündete sich die nationale Begeisterung: in diesem Stadium befand sich die Nation, als Necker das Staatsruder nahm.

Hier Ordnung und Maß herzustellen, war Neckern nicht gegeben. Dies sah er selbst vielleicht am wenigsten ein; dazu war er zu eitel. Im alten Gleise zu bleiben, schien unmöglich zu sein; davon war Necker selbst überzeugt und es war bei ihm wie Naturtrieb, sich dem dritten Stande zuzuneigen; das war der Uebergang

zu Neuerungen. Also Reichsstände nach der Form von 1614 waren nicht nach seinem Sinne; auch hatte Brienne's Aufforderung schon mittelbar ausgesprochen, daß dies nicht in dem Willen des Ministeriums liege; dergestalt war der König schon auf ein Abweichen von jener Form vorbereitet. Doch mag des Königs Aengstlichkeit und auch wohl Neckers Hoffärtigkeit, die den Privilegirten keineswegs sich schroff entziehen wollte, eine nochmalige Versammlung der Notabeln veranlaßt haben. Sie wurden berufen, um über die Einrichtung des Reichstags zu berathen; in dem Berufungsschreiben wurde ausgesprochen, daß sich Schwierigkeiten zeigten, die Form von 1614 zu gebrauchen. Die den Notabeln zur Begutachtung vorgelegten Gegenstände waren Zahl, Berufung, Wahl, Instruction der Deputirten und Art der Verhandlung. Die erste Sitzung war 6. November; es wurden 6 Bureaux gebildet und hier über 54 Fragen deliberirt. Die Hauptfrage war, ob nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden sollte? Nur Monsieur's Bureau, das erste, erklärte sich für Stimmung nach Köpfen und nur mit 13 Stimmen gegen 12; die übrigen fünf waren für Stimmung nach Ständen, überhaupt für Beibehaltung der Form von 1614; einige Bureaux motivirten dies daraus, daß sonst die „Brüderlichkeit" in der Versammlung gestört werden möchte. Für Wahlfähigkeit im dritten Stande zum Wähler und Deputirten wurden von keinem Bureau Bedingungen des Alters, Standes, Vermögens oder Gewerbes gesetzt; jeder Ansässige schien dazu geeignet zu sein. Zu Deputirten des Klerus sollten auch Pfarrer wahlfähig sein. Die Sitzungen wurden geschlossen 12. December. So hatte der Standesglaube der alten Zeit sich ausgesprochen; außerhalb wurde noch wohl ein Spottliedchen darauf gesungen;*) doch das war nicht

*) Viel Glück machte das nach einer sehr gefälligen Melodie gesungene Protocole de l'assemblée des Notables:

Une heure, deux heures, trois heures, quatre heures,
Cinq heures, six heures, sept heures, huit heures,
Neuf heures, dix heures, onze heures, midi
Allons tous dîner mes amis.

Une heure etc. wie oben.
Allons tous coucher mes amis.

mehr Zeichen der Zeit; mit jugendlicher Unbändigkeit rumorte der Dämon der Volksbewegung in zahllosen Schriften und mündlichen Verhandlungen. Dagegen war in der Sitzung der Notabeln 28. November Prinz Conti aufgetreten mit einer Beschwerde über die Menge herausgekommener scandalöser Schriften und dem Antrage, daß alle neue Systeme auf immer proscribirt werden möchten. Die Notabeln waren besonnen genug, den Antrag nicht zu dem ihrigen zu machen. Der König wies ihn als nicht zu Sache gehörig zurück. Als nun die Kühnheit des dritten Standes immer drohender hervortrat, der Graf von Provence sich nachgiebig, der Herzog von Orleans populär bewies, richteten Graf Artois, die Prinzen Condé und Conti und die Herzoge von Bourbon und Enghien an den König eine Vorstellung, worin sie die Großmüthigen spielten und sich zu pecuniären Aufopferungen bereit erklärten, zugleich aber sich über den dritten Stand so ausdrückten: „Aus diesen neuen Systemen, aus dem Plane, die Rechte und Gesetze zu verändern, ist die von einigen Corps des dritten Standes ausgesprochene Anmaßung hervorgegangen, für diesen Stand bei der Reichsversammlung zwei Stimmen zu haben, während jeder der beiden andern nur eine behalten sollte. — Der dritte Stand höre auf die Rechte der beiden ersten Stände anzugreifen, die, nicht minder alt als die Monarchie, eben so unverkümmert bleiben müssen, als deren Verfassung; er beschränke sich darauf, um Verminderung der Abgaben, womit er überlastet sein kann, nachzusuchen (solliciter), dann werden die beiden ersten Stände, in dem dritten liebe Mitbürger erkennend, vermöge der Großmüthigkeit ihrer Gesinnungen, auf die Vorrechte, die ein pecuniäres Interesse für sie haben, verzichten und sich dazu verstehen können, mit der vollkommensten Gleichheit die öffentlichen Lasten zu tragen." Die Zeit, wo mit dergleichen etwas ausgerichtet werden konnte, war vorbei. Man war, wie schon gesagt, über das Geldstadium weit hinaus, man wandte eben auch dem des historischen Rechts den Rücken. Dies offenbarte sich in Wort und Schrift. Jenes hatte noch keine Rednerbühne, die Schrift aber, von Furcht und Zwang befreit, redete mit tausend Zungen. Von der Fluth der Schriften, die um jene Zeit erschienen, hatte die meiste Wir-

kung des Abbé Sieyes: „Was ist der dritte Stand?" Auf alle Zeit ist sie darum von ungemeiner Bedeutung, weil sie das Princip der Revolution, Bekämpfung der Privilegirten, am bündigsten darlegt. Wer noch in dem Irrthum befangen sein sollte, die Bewegung der Revolution sei zunächst und zumeist gegen den Thron gerichtet gewesen, mag sich durch diese Schrift den Fingerzeig geben lassen, in dem ersten Conflicte der Reichsversammlung sich zurechtzufinden. Aristokraten, Aristokratie sind die Begriffe, mit denen Sieyes zu thun hat. Sieyes war aus Frejus, Provenzal wie Mirabeau; unter den Besitzungen der Mirabeau war auch ein Ort Sieyes. Als Generalvikar des Bischofs von Chartres gehörte er dem höhern Klerus an. Hier war kein Raum für sein Talent und seine Ambition; die Formen des Kirchenthums beengten jenes, und dieser war der Weg zum Bisthum, einem Privilegium des Adels, verschlossen. Mit dem richtigsten Tacte nahm er die Sache des Standes, dem nach Geburt und Gesinnung der niedere Klerus angehörte, wenn gleich Sieyes bei einer einträglichen Pfründe nicht die apostolische Armuth der Pfarrer theilte. Seine Schrift war aus der Seele der gesamten nichtadligen Nation geschrieben; alle Welt hatte empfunden, was er nun so augenfällig, bündig und sonnenklar darlegte. Rousseau's Gesellschaftsvertrag, damals der Katechismus für das, was kommen sollte, war für die Fragen der Anfänge der Revolution nicht von so praktischen Beziehungen als Sieyes' Schrift. Sie begehrte Abstimmung nach Köpfen und nicht nach Ständen, keine Aristokratie und, wenn ohne Privilegirte keine Reichsstände sein könnten, eine Nationalversammlung. Da ist das Programm zu dem ersten Acte der Revolution. Zwei andere Schriften von Sieyes, „Versuch über die Privilegien", und „Deliberationen" wirkten mit jener zusammen. Gleiche Tendenz, gegen die Privilegirten, hatten viele andere der damals erscheinenden Flugschriften, und manche von diesen hatten Edelleute und Geistliche, theils Jünger der neuen Philosophie, theils Neuerungslustige und Feinde des Hofadels, zu Verfassern; ja, der Herzog von Orleans ließ Sieyes' Deliberationen der Instruction an seine Wähler anfügen. In manchen war die Sprache ungemein kühn. Der Graf d'Entraigues, der

sich bald nachher wieder zu den Privilegirten hielt, nannte den Erbadel die entsetzlichste Geißel, mit welcher der Himmel in seinem Zorne eine freie Nation heimsuchen könne; Cerutti aus Turin, vormals Apologet des Jesuitenordens, jetzt liberal und im Finanzfach thätig, fragte: Was ist denn dem dritten Stande geblieben? Antwort: Viel Plage, gewürzt mit dem empörenden Hochmuth der beiden andern Stände. Kervélégan, ein Bretone, nannte den Adel und Klerus zwei räuberische Stände. Andere Schriften gingen schon auf die Frage von constitutionellen Kammern ein. Wiederum wurden royalistische Flugblätter ausgestreut, worin der Satz figurirte, daß der König seine Krone nur von Gott und seinem Degen habe. Man zählte der Flugschriften am Ende des Jahres 1788 über drittehalbtausend, und die ersten Monate des Jahres 1789 brachten noch eine reiche Nachlieferung. Die Aufsicht über die Presse sah den Wald vor Bäumen nicht mehr; zuweilen wurde ein Buch verbrannt, so kurz vor Brienne's Entlassung eine Schrift: „Passion, Tod und Auferstehung des Volkes," worin alle die Bürger, welche nicht die „gotteslästerlichen Robenträger*) und den insolenten Adel ausrotteten," für Verräther an der Nation erklärt wurden. Aber das war wie ein Schlag ins Wasser. Auch fehlte es dabei nicht an Verkehrtheiten, man tappte aufs Gerathewohl. So wurde eine wenig verfängliche Schrift über die Provinzialversammlungen unterdrückt. Deshalb schrieb Mirabeau, December 1788, seine energische Vertheidigung der Freiheit der Presse.

Necker folgte der Stimme der öffentlichen Meinung, nicht der der Notabeln. Eine Sinnesänderung des Parlaments, welches 5. December von seinem Begehren, die Reichsstände nach Art derer vom Jahre 1614 einzurichten, abging und mancherlei Anderes dem Geiste der Zeit Entsprechendes in Antrag brachte, desgleichen daß dreißig Herzoge und Pairs dem König ihren Verzicht auf bisherige Steuerprivilegien erklärten, brachte ihn nicht von den Interessen des dritten Standes ab, von dem er Beistand hoffte und keineswegs

*) La robinaille sacrilége, kann von der Magistratur, aber auch von der Klerisei verstanden werden.

Unheil fürchtete. Durch sein Talent und durch seine hohe Geltung bei der Nation schien er dergestalt der Heilbringer für den Staat zu sein, daß der König ihn beistimmte. Die Königin, deren Theilnahme an Staatssachen jetzt wohl weniger Laune des Leichtsinns als früher, aber immer noch keine Gediegenheit des Raths brachte und die sich aufs entschiedenste den Privilegirten zuneigte, mußte für das Mal sich gefallen lassen, was Necker als nothwendig und nützlich vorstellte. Am 27. December wurde das königl. Edict erlassen, welches die Zahl der Reichstagsdeputirten auf wenigstens 1000 bestimmte und Doppelzahl der Deputirten des dritten Standes ankündigte. Für Letzteres hatte Necker in seinem Berichte die Stimme der Minorität der Notabeln und mehrerer anderer Edelleute, das Beispiel der Provinzialversammlungen der Dauphiné ꝛc., endlich die Menge Adressen, den öffentlichen Wunsch des dritten Standes und das dumpfe Murmeln von ganz Europa, welche jede Idee von allgemeiner Gleichheit begünstige, angeführt. Die Verordnung über das Wahlverfahren folgte 24. Januar 1789. Die Reichsstände sollen 27. April zusammen sein. Die Hauptfrage aber, ob nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden sollte, konnte er nach seinen Grundsätzen nicht dem Gutachten von fünf Bureaux der Notabeln, das auf Stimmung nach Ständen lautete, gemäß entscheiden; aber er wagte oder vermochte auch nicht das Gegentheil, Stimmung nach Köpfen, anzukündigen: er folgte dem Vorgange des ersten Bureau der Notabeln, welches die Art der Deliberation auszumachen den Reichsständen selbst überlassen hatte. Durch diese Unentschiedenheit über eine Lebensfrage warf er einen Zankapfel aus, der sogleich nach Eröffnung des Reichstags an die Reihe kommen mußte und zu prägnant an Consequenzen war, um nicht sofort Alles auf die Spitze zu treiben. Da nun die Notabeln nicht für nöthig erachtet hatten, für Deputirte des dritten Standes Bedingungen der Wahlfähigkeit zu machen, bei dem Klerus auch Pfarrer für wahlfähig erklärt hatten, benutzte Necker dieses; der Staatsrath enthielt sich aller einschränkenden Bestimmungen. Schlimme Folgen für die Privilegirten hatte mehr die Wählbarkeit der Pfarrer, als der Mangel an Bestimmungen für die Wahlen des dritten Stan-

des. Es könnte für schlimm angesehen werden, daß Necker sich aller Einwirkung auf die Wahlen enthielt: aber gewiß war es überaus schwer, wo nicht unmöglich, damals die Wahlen auf Männer zu leiten, die für die Umstände paßten; die rechte Taktik wäre gewesen, die hartnäckigen Vertheidiger der Privilegien nicht zur Wahl kommen zu lassen; das aber hätte Necker nicht vermocht. Daß nun Versailles zum Sitze der Reichsversammlung bestimmt, daß nicht ein den vulkanischen Einwirkungen der Hauptstadt minder ausgesetzter Ort gewählt wurde, ist aus gemeinsamer Bethörtheit des Hofes, der sein Gewohnheitsleben nicht missen wollte, und Neckers, dessen Seele an Paris hing, zu erklären.

Ehe es zu den Wahlen kam, hatte sich schon in einigen Landschaften das mächtige Emporsteigen des dritten Standes bethätigt; in der Dauphiné, wo die Provinzialversammlung, seit 5. Sept. erst zu Vizille, dann zu Romans tagte und die Privilegirten freiwillig ihre Vorrechte aufgaben, ward doppelte Vertretung des dritten Standes und Stimmung nach Köpfen beschlossen. Das Wort des wackern und ehrenfesten Mounier, königl. Richters zu Grenoble, hatte hier große Wirkung gehabt. In der Bretagne war auf die Gemeinsamkeit der ständischen Protestationen gegen Brienne's Staatsstreich bittre Zwietracht gefolgt; der Adel hatte durch sein strenges Festhalten an seinen Vorrechten den dritten Stand, besonders die Advokaten, gereizt und dies Thätlichkeiten hervorgerufen. Gegen Ende Januars 1789 wurden zu Rennes Straßengefechte geliefert. Bei dieser Gelegenheit zuerst versuchte sich Moreau, damals Advokat, in den Waffen. Die Umgegend nahm Theil daran; von Nantes und Angers ergingen feurige Proclamationen an den dritten Stand zu Rennes, kampflustige Jugend zog diesem zu Hülfe. Der Hader löste sich auch nicht durch die Wahlen; die Edelleute verschmähten es zu wählen: daß sie deshalb keine Deputirten zur Reichsversammlung sandten, hat nachher die Reihen des Adels in dieser zu schwächen wesentlich beigetragen. Wiederum kamen aus der Bretagne eine Anzahl Feuerköpfe als Deputirte des dritten Standes zur Reichsversammlung.

Von allen Wahlversammlungen ward die der Provence für die

Revolution die wichtigste. Hier stellte sich Mirabeau als Candidat. Er setzte Alles daran, Deputirter zu werden; dies schien ihm der Weg zum Ministerium zu sein. Anfangs hatte er gesucht, durch Montmorin sich bei Necker empfehlen zu lassen, um durch dessen Betrieb Deputirter zu werden; Necker, schon mehrmals in Mirabeau's Schriften über die Finanzen angegriffen, ging nicht darauf ein; Mirabeau ließ darauf Briefe an Cerutti drucken, worin neue Angriffe auf Necker, namentlich daß dieser 29. December auf sechs Monate Zwangscurs des Papiergeldes erklärt und daß er unentschieden gelassen habe, ob nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden solle. Auch von Montmorin hatte er nichts zu hoffen, nachdem er die „geheime Geschichte des berliner Hofes" wider sein Versprechen hatte drucken lassen, ein Buch, das wegen manches dem preußischen und östreichischen Hofe gegebenen Scandals verbrannt wurde. Als dies geschah, befand sich Mirabeau zu Aix, wo die Stände der Provence zur Wahl versammelt waren. Noch lebte sein Vater; dessen Gunst hatte er durch Widmung des Werks über die preußische Monarchie zu gewinnen gesucht. Dieser stand ihm nicht im Wege. Aber das Andenken an seine wilden Ausschweifungen und der Haß mächtiger Familien der Provence lebte noch; Mirabeau's Ruf war noch schlimmer als die Handlungen, die ihm vorgeworfen werden konnten; übrigens sah der fest auf seine Privilegien haltende Adel Mirabeau scheel an, weil dessen Rede dem Standesgeiste feindselige Principien ausgesprochen hatte. Auch mochten seine Schriften dort bekannt geworden sein. Von diesen aber enthielt sein Brief an Friedrich Wilhelm II. das entschiedenste Verdammungsurtheil über Aristokratie, und seine Adresse an die Bataven den Satz, daß keine Klasse der Gesellschaft Privilegien haben dürfe. Zu seiner Ausschließung von der Candidatur wurde geltend gemacht, daß er noch nicht Lehnsträger sei. Mirabeau wandte sich in einigen energischen Protesten gegen den Adel (5. und 11. Februar) an das Volk. „In allen Ländern, in allen Zeiten," sagt er, „haben die Aristokraten unversöhnlich die Freunde des Volks verfolgt nnd wenn, ich weiß nicht durch welches Zusammentreffen von Schickungen, einer sich aus ihrem Schooße selbst erhoben hat, so haben sie

den vorzugsweise mit ihren Streichen getroffen, begierig, Schrecken durch die Wahl ihres Schlachtopfers einzuflößen. So endete der letzte der Gracchen unter der Hand der Patricier, aber getroffen von dem tödtlichen Streiche, schleuderte er Staub gen Himmel mit Anrufung der rächenden Götter, und aus diesem Staube entstand Marius, Marius minder groß, weil er die Cimbern vertilgte, als weil er in Rom die Aristokratie des Adels umgestürzt hat." Er schloß: „Die Privilegien werden enden, aber das Volk ist ewig." Wahrlich! das war gigantische Beredtsamkeit. In diesem Style redete er in Aix, so in Marseille, und das Volk entzündete sich für den Gewaltigen. Der Erwählung war er gewiß. Es bedurfte nicht einer Demonstration wie des ihm beigelegten Kaufs eines Tuchladens; doch mag er sie nicht verschmäht haben. Die ganze Provence war in stürmischer Bewegung; wohin Mirabeau kam, strömte das Volk zusammen; von 69 Gemeinden kamen Dankadressen an ihn. Beweise seiner Macht als Demagog gab er bei den Unruhen, die damals wegen Brodtheurung in Marseille und Aix ausbrachen. Seine Schrift Avis au peuple (21. März) wirkte zur Beruhigung in Marseille, und in Aix trat auf seinen Betrieb die waffenfähige Jugend zu einer städtischen Miliz zusammen. Als er um jene Zeit zu einem Besuche nach Marseille kam, läutete man ihm zu Ehren die Glocken und brannte Böller ab; als er nach Aix zurückkehren wollte, bekränzte man seinen Wagen mit Oel- und Lorbeerzweigen; alle Welt wollte ihn sehen; ein Fensterplatz wurde mit zwei Louisd'or bezahlt; zum Ehrengeleit folgten ihm dreihundert Kutschen, die jungen Männer zu Roß; unendliche Volksmassen wirbelten nach. In Marseille und in Aix gewählt, nahm er die Wahl von Aix an.

Die pariser Wahlen kamen am spätesten und erst nach Eröffnung des Reichstags zu Stande. Der Letzte aller hier gewählten Deputirten des dritten Standes war Sieyes.

Nach altem Brauche brachten die Deputirten von ihren Wählern Instructionen mit, cahiers de doléances. Gemeinschaftlich war fast allen das Begehren nach Verantwortlichkeit der Minister und der Grundsatz, daß die gesetzgebende Macht bei der Nation, die Bestätigung des Königs Sache sei, daß die Einwilligung der Reichs-

stände zu Anleihen und Abgaben nöthig sei. Dergleichen ging theils aus dem historischen Rechte, theils aus der Philosophie hervor. Die Cahiers des dritten Standes waren insgesamt sehr anspruchsvoll; hier besonders sind die Wirkungen der neuen Philosophie zu erkennen; die Gedanken waren reif. Da kommt vor: Wahl von Municipalitäten, Aufhebung der Feudalrechte, Zulässigkeit der Bürgerlichen zu jeglichem Amte, Gleichheit der Strafen ohne Rücksicht auf Rang, Constitution, Stimmung nach Köpfen, Einführung der Jury, Aufhebung der Staatsgefängnisse, namentlich der Bastille, Verpflichtung des Militärs zur Treue auch gegen die Nation ꝛc. Eben so entschieden dagegen waren die meisten Cahiers des Adels für Fortdauer der Privilegien. Die des Klerus hatten bei weitem mehr Hinneigung zu den Ideen der Zeit mit Aussicht zur Vermittlung durch Reform. Königliche Machtsprüche der Reichsversammlung und dem Bankrutt gegenüber waren nicht räthlich; bei der Nation war hohes Vertrauen auf ihre Sache, Kühnheit, Alles daranzusetzen, und geringschätzige Meinung von der Energie und Macht des Throns. In den Gemüthern aber war Vorurtheil und Haß gegen die Königin und ihre Vertrauten vorherrschend und dies gab sich um so deutlicher zu erkennen, je mehr sich die Königin zum Mittelpunkte der strengsten Adelspartei machte. So standen die Sachen seltsam: die Regierung, so weit sie den äußerlichen Formen gemäß durch das Ministerium Necker repräsentirt war, in einerlei Interesse mit der Nation gegen die Privilegirten; ein anderes Getriebe der Regierung aber, dessen Seele die Königin und dessen Einflusse der König mehr als dem ministeriellen hingegeben war, mindestens so, daß er hin und her schwankte, für die Privilegirten. Die Nation hatte viel zu hoffen von Neckers Rathschlägen, viel zu fürchten von denen der Königin; sie konnte und mußte ihrer eigenen Stärke am meisten vertrauen; der Thron aber stand unfest, da er seine Stützen bald hier bald dort suchte, und sicher war es, daß, sobald der Rath der Königin merkbar überwog und die Privilegirten bevorzugt wurden, die Nation den Thron selbst, als diesen zugethan, zunächst in der Person der Königin, angreifen würde; nicht ebenso, wenn

der König starken Willen gegen die dem Volke verhaßten Privilegirten geltendgemacht hätte.*)

Dazu regten sich die finstern Gewalten innrer Demagogie, die ihr Werk aus dem Versteck betrieb und den Pöbel aufreizte, um Verwirrung zu schaffen, ihn an Verachtung des Gesetzes zu gewöhnen, die Entschlossenheit und Stärke der Staatsgewalten zu sondiren und den Hof einzuschüchtern. Die Taktik des Straßentumults organisirte sich. Von der Art, und nicht zufälliger Zusammenkunft des Pöbels, scheint der Tumult in der Antonsvorstadt gewesen zu sein, wo der Pöbel 28. April das Haus des Papierfabrikanten Reveillon spoliirte. Noch war das Militär willig zum Gehorsam; eine Menge Menschen wurden getödtet oder verwundet: aber es war dem Geiste des Militärs nicht mehr zu trauen. Gesindel der furchtbarsten Gattung strömte schaarenweise nach Paris; dort war Aussicht auf gute Arbeit. Von den 40 Kerlen, die man bei dem Reveillonschen Tumulte einfing, waren 27 gebrandmarkt.

*) Zur Würdigung des unheilbringenden Einflusses, den die zudringlichen Rathschläge der Königin auf den König hatten, sind neue schätzbare Aufklärungen enthalten in den Lettres et instructions de Louis XVIII. au Comte de Saint-Priest. Par. 1845.

Zweites Capitel.

Umsturz des altfranzösischen Staats.

Die Eröffnung des Reichstags war auf den Anfang des Maimonats 1789 anberaumt worden; sie fand erst 5. Mai statt. Voraus ging ihr am 3. Mai Vorstellung der Deputirten bei dem Könige, am 4. Mai feierliches Hochamt und Predigt. Die Deputirten der privilegirten Stände nahten sich dem Könige mit dem Vertrauen, dem Throne näher zu stehen als die des dritten Standes, diese mit Hoffnung und Streben, die Unterschiede früherer Zeit beseitigt zu sehen. Von den Herzkammern des Königs gehörte die eine der Gesamtnation an, die andere dem Hofe und den Privilegirten; jene wurde durch das populäre Ministerium Necker vertreten und zog die Nation an, diese durch die Etikette, welche sich mit Sprödigkeit der Nation entgegenstellte. Mit seinem Minister war Ludwig von den Reichstagsformen des Jahres 1614 abgegangen; mit seinem Großceremonienmeister, Marquis von Brezé, blieb er in der alten Zeit. Dieser aber schöpfte aus dem Borne der Weisheit des Kreises Polignac. Es war Ludwig nicht beschieden, aus dem Dunstkreise der herkömmlichen Hofweise herauszutreten und die freie Luft der Nation zu athmen; er hatte vielleicht kaum geahnt, daß an Aeußerlichkeiten, wie die Hofformen, viel erinnert werden könne. Welchem Menschen aber die Anordnungen dieser Art anvertraut waren, läßt sich am besten daraus erkennen, daß er einige Wochen

später nach dem Tode des ältern königl. Prinzen eine Deputation der Leiche desselben ankündigte: „Gnädiger Herr, da ist eine Deputation der Reichsstände!" Die Deputirten des dritten Standes kamen mit Ansprüchen; sie hatten ihren Sinn so gut auf Ehre als auf Recht und Freiheit gesetzt, und darauf lauteten auch die Cahiers. Daher Unmuth, daß am dritten Mai den Privilegirten beide Flügelthüren geöffnet wurden, den Deputirten des dritten Standes nur Eine, gleich einem Symbol, daß das Herz des Königs den letztern nur halb, jenen aber ganz sich öffne. Neuer Unmuth, als am 4. Mai der Bischof von Nancy in seiner Predigt dem lieben Gott die drei Stände nach Rangordnung vorführte, als er von Gebeten des Klerus, Wünschen (voeux) des Adels und unterthänigen Anliegen (très-humbles supplications) des dritten Standes sprach: doch dies wurde durch eine überraschende Abweichung des dritten Standes von der kirchlichen Ordnung vergolten; man klatschte bei der Erwähnung öffentlicher Freiheiten. Abermaliger Unmuth, als am 5. Mai König, Hof und Deputirte nach dem Sitzungssaale zogen, die Privilegirten mit König und Hof durch die Hauptthüre eintraten, die Deputirten des dritten Standes aber sich zu einer Seitenthüre begeben mußten. Auch die Anordnung des Costüms, prunkvoller Farben- und Federschmuck, goldverbrämte Mäntel bei der Tracht des Adels, einfache schwarze Kleidung bei den Deputirten des dritten Standes hatte Manchen gestört. Der König bedeckte sich nach seiner Eröffnungsrede, darauf nach altem Brauche ebenso die Privilegirten; sofort zweite Abweichung des dritten Standes von der Etikette; auch dessen Deputirte wollten nicht unbedeckt bleiben; es wurde unruhig: jedoch der König stellte die Ruhe her, indem er sein Haupt wieder entblößte; so mußten alle Stände desgleichen thun. Nach dem Könige sprach der Großsiegelbewahrer Barentin von dem, was der König für das Reich gethan habe, und kündigte an, daß der König für Preßfreiheit, Recht ꝛc. sorgen werde. Nun redete von den Finanzen insbesondere Necker; er redete drei Stunden in eintönigem doctrinären Styl; es war ein Finanzvortrag mit vielen Berechnungen und Zahlen. Das konnte nicht anders sein. Aber die Mehrzahl der Deputirten war mit ihrem Geiste nicht mehr bei

der Geldfrage und sehnte sich nach dem Ende der Doctrin, um für die Freiheit zu arbeiten.

Necker hatte ungeachtet dringender Vorstellungen ihm befreundeter wackerer Männer, Malouet's und des Erzbischofs Champion de Cicé von Bordeaux und des Bischofs La Luzerne von Langres, sich nicht entschließen können, den Ständen mit Vorschlägen über Stimmungsart, über Bildung von Kammern und andern Grundlagen einer neuen Constitution entgegenzukommen. Diese Säumniß mußte Unheil gebären. Schon bei den ersten Anfängen der Arbeit drängte sich die verhängnißvolle Frage auf, ob nach Ständen oder Köpfen gestimmt werden sollte? Doch fürs Erste nur maskirt und in einer andern vorgeschoben. Es wurde fraglich, wie die Vollmachten der Deputirten geprüft werden sollten? Nach der Ansicht der Privilegirten sollte dies jeder Stand für sich thun; der dritte Stand wollte Prüfung inmitten der Gesamtheit. Jene gingen nach dem Vorgange des Jahres 1614, dieser konnte das Beispiel vom Jahre 1483 für sich anführen. Gaben die Privilegirten dies zu, so ward daraus ein Präjudiz für die Art und Weise der ferneren Verhandlungen; Gemeinschaftlichkeit, statt Abgesondertheit in drei Kammern, mußte aber unfehlbar Stimmung nach Köpfen zur Folge haben. Daher, aus wohlgegründeter Scheu vor dem ersten Schritte zur Nachgiebigkeit, Weigerung jener, darauf einzugehen, und wiederum Weigerung des dritten Standes, etwas vorzunehmen, bevor nicht die Verification der Vollmachten durch die Gesamtheit geschehen sei. Der Adel begann für sich zu verificiren; der Klerus war nicht so schroff, zögerte damit und schlug eine Commission zur Verhandlung vor. Also trat ein Stillstand vor der Arbeit ein, der bis gegen Mitte Junius dauerte.

Während dieser Zeit kamen die Deputirten von Paris an. Man zählte nun Deputirte des Klerus 308, darunter 205 Pfarrer, des Adels nur 285, um 22 zu wenig, weil der bretonische Adel sich nicht hatte zum Wählen entschließen können; des dritten Standes 621. Also, wurde nach Köpfen gestimmt, so gab dieses Zahlverhältniß an sich schon die Gewähr zu Niederlagen der Privilegirten. Nun aber war noch zu bedenken, daß im Klerus die Pfarrer

Geburtsverwandtschaft mit dem dritten Stande fühlten, sobald nicht die Frage vom Gegensatze zwischen Klerus und Laien, sondern von Standesvorrechten war, die meist nur den adligen Würdenträgern der Kirche zu gut kamen. Noch mehr aber besagte, daß eine nicht geringe Zahl der Deputirten des Adels, theils aus Feindseligkeit gegen den Hof, theils aus Eingenommenheit für einen Proceß der Staatsverjüngung, wozu die neue Philosophie Ideen und Nordamerika Anschauungen gegeben hatte, sich dem dritten Stande zuneigte. Diese haben wir zunächst einzeln ins Auge zu fassen. Voran steht der Herzog von Orleans, dessen persönlicher Groll gegen den Hof vor allen andern Motiven in Betracht kommt, mit seinem Anhange, dem Herzoge von Biron, Marquis von Sillery-Genlis, den Parlamentsräthen Adrian Duport und Freteau, wovon der Erstere von ungemeinem Talent für revolutionäre Umtriebe. Lafayette, Schwärmer für Freiheit, Menschen- und Bürgerrecht; er hatte die aus Amerika mitgebrachte Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte in seinem Cabinet aufgehängt, daneben aber eine weiße Tafel für ein französisches Seitenstück zu jener. Sein Schwager Vicomte Noailles, Vicomte Beauharnais, Graf Custine, Graf Karl Lameth, Ritter Alexander Lameth, Baron Menou, mit ihm in Amerika gewesen, theilten sein Interesse für Freiheit. Ebenso Toulongeon und Bureau de Puzy. Dahin neigten sich auch die Herzoge von Luynes, Aiguillon, Larochefoucauld und Liancourt; desgleichen die Grafen Clermont-Tonnerre, Lally-Tolendal, dessen Vater 1767 als Opfer eines Justizmordes den Tod gelitten hatte; diese beiden sahen die englische Verfassung als vorzüglich und nachahmungswerth an. Vicomte Matthieu von Montmorency, Sprößling eines Geschlechts, das sich die ältesten Barone der Christenheit nannte, war aus Sieyes' Schule. Von gemäßigter Gesinnung und zu Concessionen an den dritten Stand geneigt waren auch die Marq. Latour-Maubourg, Montesquiou, Crillon und Gouy d'Arcy, die Grafen Destutt-de-Tracy und Castellane, Bar. Harambure. Wie die Männer, so waren auch Damen hohen Standes von dem neuen Wesen ergriffen und wollten nicht für ihren Stand, sondern für die Nation sein. Ebenso waren auch von den kirchlichen Würdenträ-

gern einige geneigt, dem dritten Stande die Hand zu bieten, die Erzbischöfe Lefranc de Pompignan von Vienne und Champion de Cicé von Bordeaux, die Bischöfe La Luzerne von Langres und Talleyrand-Perigord von Autun.

Dagegen redeten bei dem Adel gegen Zugeständnisse an den dritten Stand vorzugsweise Mitglieder der Magistratur, deren Voreltern dem dritten Stande angehört hatten, wie Duval d'Epremenil und dessen Amtsgenoß Lecarpentier, welcher behauptete, daß ein Adel ohne Privilegien nicht zu denken sei, daß Privilegien wesentlich dessen Existenz ausmachten. Durch gleichen Eifer ward schon damals der Dragonerhauptmann Cazalès, ein sehr wackerer Degen, desgleichen Graf d'Entraigues, der seinen liberalen Grundsätzen untreu geworden war, Mirabeau's starkbeleibter Bruder, Faß-Mirabeau (Mirabeau-tonneau) genannt, endlich als einer der eifrigsten der Marq. Bouthillier bemerklich. Dazu fehlte es nicht an Ermunterungen aus dem Kreise Polignac, fest zu bleiben und ja keine Zugeständnisse zu machen. Bei dem Klerus war Abbé Maury der entschiedenste Gegner des dritten Standes: das Gegenstück zu Sieyes.

Bei dem Adel war eine starke Majorität hartnäckig in Verweigerung gemeinsamen Verfahrens bei Prüfung der Vollmachten, und dies lähmte auch des Klerus Geneigtheit zur Verständigung, die sich, hauptsächlich durch die große Zahl der Pfarrer, als Stimme der Mehrheit bei ihm aussprach. Nach den Bemühungen des Klerus mislang ein zweiter Versuch, wobei sich auch der Adel betheiligte, nämlich als 23. Mai Klerus und Adel ihren Verzicht auf pecuniäre Privilegien erklärten. Nach diesen fragte der dritte Stand nicht mehr. Auf Mirabeau's Vorschlag forderte nun 27. Mai eine Deputation den Klerus bei dem Gotte des Friedens auf zur Einung mit dem dritten Stande. Das machte tiefen Eindruck, aber dennoch erfolgte nicht der begehrte Schritt. Nun bemühte sich eine königl. Commission, einen Vergleich zn Stande zu bringen. Die Sitzungen derselben dauerten vom 30. Mai bis 9. Juni. Necker hatte damals den Plan, ein Ober- und Unterhaus nach englischem Muster zu bilden, dasselbe brachte sein Freund, der Bischof von Langres, bei dem Klerus in Vorschlag: jedoch es war dem Könige, der nichts

Englisches liebte, und dem Hofe, der ohne Sinn und Verstand war, zuwider. Darauf brachte Necker einen Vorschlag, nach welchem die drei Stände die Prüfungen gegenseitig einander mittheilen und in streitigen Fällen eine Commission, zuletzt der König, entscheiden sollte. Der Adel wies auch dies zurück und der dritte Stand erfreute sich dessen; es ersparte ihm selbst eine Weigerung, denn jener Vorschlag war ihm verfänglich erschienen. Hierauf kam der Klerus 6. Juni mit beweglichen Vorstellungen von der Noth des hungernden Volkes: auch das stimmte den dritten Stand nicht zur Nachgiebigkeit. Seine Stärke beruhte und wuchs in der Unthätigkeit. Darum waren die Deputirten, welche zu Vermittlung riethen und arbeiteten, als der wackere Mounier und der ihm an Einsicht und gutem Willen gleichzustellende Malouet, Intendant der königl. Marine zu Toulon, nicht glücklich. Während dieser Zeit begann der dritte Stand gewahr zu werden, wer aus seiner Mitte zu einem leitenden Worte für die Versammlung berufen sei. Talent und Eifer war in großem Reichthum da und manchen Persönlichkeiten ging der Ruf bewährter Trefflichkeit voraus, als einem Mounier, Malouet, Dupont von Nemours, Bergasse, Target, Tronchet, Thouret, Camus, Volney, Lechapelier. Schlimm, sehr schlimm dagegen war anfangs die Meinung von Mirabeau. Das Murren bei dem Aufrufe seines Namens in der ersten Versammlung mochte zwar größtentheils von dem Adel kommen, dem der „plebejische Graf" ein Gräuel war: aber Mirabeau selbst war sichs bewußt, daß die „Infamie seiner Jugend" ihm nachtheilig sei; er hat noch später darüber geseufzt, daß er nicht einen makellosen Ruf habe. Also schien es, als sollten seine Demagogentriumphe in Aix und Marseille ihm hier nicht zu statten kommen. Er hielt eine Zeit lang mit dem Worte an sich; es war noch nicht Zeit zur Debatte. Indessen gewann er mit der Feder einen Sieg. Er hatte mit den ersten Tagen des Mai ein „Journal des Reichstags" begonnen; der kühne Ton desselben und vielleicht auch Mirabeau's Name veranlaßten ein Verbot; aber er setzte es unter dem Titel „Briefe an meine Committenten" fort und lähmte durch seinen Trotz die Preßpolicei. Am 18. Mai zuerst nahm er das Wort; er rieth zu Un-

thätigkeit als zur passendsten Art der Opposition gegen die Privilegirten. Bei allem Ungestüm des Charakters und einer Kühnheit, die auch das Aeußerste nicht scheute, war er doch nichts weniger als Feind der Monarchie an sich; selbst nicht Feind des Adels an sich: wohl aber insoweit Despotismus und ministerielle und feudale Verkehrtheit den Staat zerrüttet hatten. Er kannte seine Kraft, er fühlte sich berufen, dem Staate aufzuhelfen; sein ganzes System war, den vorhandenen Unstaat zu bekämpfen, bis der König selbst an ihm verzweifelnd den gebrechlichen Stützen entsagte und Mirabeau das Ruder in die Hand gäbe. Was er 4. December 1788 an den Herzog von Biron schrieb: „Was sehr wahr ist und was man glauben kann, ist, daß ich in der Nationalversammlung sehr eifriger Monarchist sein werde, weil ich tief fühle, wie sehr es uns noth thut, den ministeriellen Despotismus zu tödten und die königliche Autoritäte aufzurichten," hat er nachher durch alle Windungen und Stürme der Revolution verfolgt; er wollte, hat man richtig gesagt, an die Stelle der Superstition des Monarchismus dessen wahren Cult setzen. Mirabeau hat dieses Ziel, Erschütterung des Staatssystems, Einschüchterung des Hofes bis zu dem Puncte, wo man erkennen würde, daß er der rechte Mann sei, zu helfen, von vorn herein im Auge gehabt: das ist sein Egoismus. Daraus erklärt sich, warum er auch anfangs die Sache nicht sogleich auf die Spitze treiben wollte, und daraus widerlegen sich von selbst alle die ältern Fabeleien von seinen infernalen Umtrieben und Attentaten gegen das königliche Paar. Seine Demagogie war nicht auf Umsturz des Throns gerichtet; er war schlechterdings kein Republikaner. Im Anfange des Juni wandte er sich an den wackern Malouet mit dem Begehren, ihm eine Zusammenkunft mit Necker zu verschaffen; er wollte diesem darlegen, was zu thun sei. Malouet wandte sich an Montmorin, fand diesen aber wegen Mirabeau's Wortbruch beim Drucke der Geheimen Geschichte des berliner Hofes wider jenen eingenommen. Eben das war Necker, dem auch bei seiner strengen Moralität der sittliche Charakter jenes ein arger Anstoß war. Zwar empfing er ihn, aber eine kalte vornehme Frage, was für Vorschläge Mirabeau bringe, brachte diesen sofort an die Thüre zurück. Er

sagte nachher zu Malouet: „Euer Mann ist ein Tropf; er wird von mir hören.“ Ob er dem Herzoge von Orleans sehr nahegestanden habe, bleibt zweifelhaft; doch daß er mit dem Gedanken umgegangen sei, im Fall der Flucht des Königs jenem zur Erlangung der Reichsstatthalterschaft zu helfen, ist nicht unwahrscheinlich.

Nach seinem Plane sollte die Versammlung des dritten Standes allerdings bei der Streitfrage siegen, aber nicht durch Ausschritte, die die Bewegung zu ungestüm machten; nachdem die 27. Mai auf seinen Betrieb an den Klerus gesandte Deputation, diesen bei dem Gotte des Friedens um Einung mit dem dritten Stande aufzufordern, und die spätern Vergleichsversuche der königl. Commission mislungen waren, als einer Deputation des dritten Standes der Zulaß zum Könige vermöge einer Etikettenchikane verweigert worden war, kam die Ungeduld über den dritten Stand. Die Deputirten von Paris waren angelangt; am 9. Juni hatte die königl. Vergleichscommission ihre Conferenzen geschlossen und am folgenden Tage nahm Sieyes als Deputirter von Paris das Wort. Was für Gesinnungen dieser zur Versammlung mitbrachte, ist wohl schwerer als bei Mirabeau aus dem, wie er sich darstellte, auszudeuten. Egoist war er so gut als Mirabeau; er griff das Alte an, um sich im Neuen geltendzumachen; Mirabeau wollte als Staatsmann regieren, durch praktische Staatswaltung seine hohen Gaben an den Tag legen, Sieyes wollte seine politischen Theorien verwirklicht sehn, er wollte neue Staatsformen aufbauen. Leidenschaftlich waren beide, aber Mirabeau bei aller Zornmüthigkeit nicht bitter, giftig oder von der Laune kleinlichen Uebelnehmens; Alles dies aber fand sich bei Sieyes. Im Eifer, den Privilegirten Trotz zu bieten, war Sieyes Mirabeau voraus; er wollte aufs entschiedenste mit diesen brechen; Mirabeau, darüber schon hinaus, wollte die Gunst des Wiederanknüpfens nicht unmöglich machen. Als Redner war Sieyes gar nichts; ihm mangelte selbst der moralische Muth zur Debatte. Seiner gesamten äußern Erscheinung mangelte das Herausfordernde, das bei Mirabeau sich so trotzig aussprach, daher paßte, was eine Frau von Flahault von ihm sagte: „Sieyes ist der unternehmendste Poltron von der Welt.“ Das Wort ging aus seiner verschlossenen

Brust schneidend und zugespitzt hervor; bei Mirabeau war es der Erguß eines gewaltigen Stroms. Sieyes' Gedanken gewannen nichts durch seinen Vortrag, bei Mirabeau kamen sie erst durch diesen zur Vollendung; seine höchste Gewaltigkeit gab sich erst von der Rednerbühne herab kund. Die Zeit dazu war nahe.

Sieyes machte 10. Juni den Vorschlag, bei fortgesetzter Weigerung der Privilegirten die Prüfung der Vollmachten dergestalt vorzunehmen, daß jene mit aufgerufen und, wenn sie nicht kämen, als abwesend im Protokoll bezeichnet würden. Dies fand Beifall. So trat der dritte Stand zum Handeln. Eine Deputation benachrichtigte den Klerus und Adel, eine Adresse den König. Das Geschäft der Verification begann 12. Juni in der Abendsitzung. Während nun Klerus und Adel beriethen, begann der Abfall von ihren Reihen; zwölf Pfarrer stellten sich im Saale des dritten Standes zur Prüfung ihrer Vollmachten; unter ihnen Gregoire, damals Pfarrer von Embermesnil, frommer Christ und braver Mann, aber Fanatiker im Hasse des Despotismus und des Königthums überhaupt. Nach der Beendung der Verification, 15. Juni, kam die Zeit der Debatte, für welche bis dahin sich wenig Stoff dargeboten hatte. Die Versammlung des dritten Standes, nunmehr thatsächlich constituirt, sollte einen Namen haben. „Dritter Stand", wie vor Alters, war anstößig; Sieyes' Schrift allein hätte genügt, dafür den Begriff Volk oder Nation zu empfehlen; Mirabeau wollte „Repräsentanten des Volks"; die Debatten wurden stürmisch; vier Sitzungen vergingen darüber; es kam auch des Königs Sanction und Veto zur Sprache, Mirabeau erklärte, er wollte ohne letzteres lieber zu Constantinopel leben; aber er konnte nicht durchdringen. Von den gemachten Vorschlägen wurde endlich 17. Juni der anspruchsvollste genommen, Nationalversammlung;*) damit erklärte sich die Versammlung des dritten Standes für Versammlung des Ganzen, über dem die privilegirten beiden Stände nun keinen Platz mehr behielten. Das schon früher zur Bezeichnung der Reichsversammlung so gebrauchte Wort enthielt für Mirabeau zu

*) Assemblée nationale *constituante* nannte sie sich erst nach der Flucht des Königs.

viel; es war ein revolutionärer Fehdehandschuh für die beiden andern Stände, der Unterwerfung statt Verbindung ankündigte; er sah es wie ein zu kühnes Va banque an*) und sagte seinen Vertrauten voraus, daß man bald seiner Unterstützung bedürfen werde.

Dem Namen folgte unmittelbar die That; die Nationalversammlung, zu deren erstem Präsidenten der Astronom Bailly, ein Ehrenmann, aber kein Staatsmann, gewählt wurde, gelobte durch feierlichen Eid, ihre Verpflichtungen erfüllen zu wollen, decretirte als gesetzgebende Macht Bürgschaft der Nation für die Staatsschuld, einstweilige Fortdauer der bisherigen Steuern und bestellte einen Ausschuß zu Anstalten gegen Brodtheurung. Den Handlungen der Nationalversammlung entsprach der Ton der liberalen Journale; bei diesen hörte unter solchen Umständen jede Preßbeschränkung auf.

Des Adels Majorität blieb starr; im Klerus aber war 19. Juni die Majorität für gemeinsame Verification und bereit, sich zu dem dritten Stande zu begeben. Jetzt wollte der Hof der Fluth einen Damm setzen. Neckers Rath galt nicht mehr. Von ihm zwar kam der Gedanke einer königl. Sitzung, zugleich aber machte er Vorschläge zu königl. Erklärungen, die man nicht billigte. Der König war mistrauisch gegen ihn; die Königin, im Einverständniß mit Artois und dem kastenstolzen Theile des Adels, trieb zu einer dictatorischen Machterklärung des Königs, um die alte Ordnung nach drei Ständen herzustellen; einzelne Mitglieder des hohen Klerus und Adels, auf Betrieb d'Epremenils auch Parlamentsräthe, kamen mit Hülfsgesuchen zum König. Die Königin bestimmte ihren Gemahl. Dieser also sollte in einer königlichen Sitzung 22. Juni seine Befehle aussprechen. Dazu mußte der Sitzungssaal vorbereitet werden; Herr von Brezé, auch hier eine Schicksalsperson, gab dem Präsidenten Bailly erst 20. Juni durch ein Billet Nachricht, als jener sich zu der von ihm Tags zuvor angekündigten Sitzung begab. Die Wache verweigerte diesem und den zusammenkommen-

*) Er schrieb darauf an Mauvillon: Les députés du tiers ont joué le royaume à trente et quarante, tandis que je le disputais à une partie d'echecs où j'étais le plus fort, und von der Revolution: Elle a dévancé notre aptitude et notre instruction.

den Deputirten den Eingang; diese riefen, ihre Versammlung sei nicht an ein bestimmtes Local gebunden, und zogen unter Bailly's Anführung nach dem königl. Ballhause (jeu de paume). Das Mal war Mounier der Kühnste unter den Kühnen. Er forderte die Versammlung auf zu einem Eide, zusammenzuhalten, bis sie dem Königreiche eine feste Constitution gegeben habe. Damit war das Wort ausgesprochen, das in Aller Sinn lag. Es geschah damit ein Riesenschritt über die Aufgabe des Deficit hinaus und der kgl. Gewalt wurde Trotz geboten, indem der Eid stillschweigend dieser das Recht der Auflösung der Nationalversammlung absprach. Nur ein Deputirter verweigerte den Eid; dagegen leisteten ihn drei liberale Adelsdeputirte, Montmorency, Clermont-Tonnerre und Lally-Tolendal. Man trennte sich mit der Abrede, nach der königl. Sitzung zusammenbleiben zu wollen. Als nun, in Folge eines vom Hofe beschlossenen Aufschubs, am 22. Juni weder königl. Sitzung, noch der Sitzungssaal, noch das Ballhaus geöffnet war, führte in Consequenz des Grundsatzes, daß das Local nichts ausmache, Bailly die Deputirten nach der Ludwigskirche. Indessen schritt die schon 19. Juni bei dem Klerus ausgebildete Majorität für Vereinigung mit dem dritten Stande zur That, und siehe! 148 Geistliche, an der Spitze die Erzbischöfe von Vienne und Bordeaux, kamen, sich dem dritten Stande zur Verification anzuschließen, jedoch mit Vorbehalt fortdauernden Unterschiedes der Stände. Dies konnte dem Hofe eine Weisung sein, daß seine Anstalten, den Streit durch parlamentarische Dictatur zu beendigen, zu spät kommen würden; doch diesem kam keine Weisung zu rechter Zeit, oder er fand nicht die rechte Zeit zur Aufführung dessen, was noth that. Neckers Vorschläge wurden nur zum Theil gehört: die Königin und Artois wußten es besser; jener zog sich zurück.

Die königl. Sitzung fand statt 23. Juni; bewaffnete Macht, an 4000 Mann, sollte den dritten Stand und das draußen versammelte Volk einschüchtern, der Gewalthaber der Etikette, Herr von Brezé, ihn demüthigen; die Deputirten des dritten Standes mußten abermals durch eine andere und kleinere Thür als die Privilegirten eintreten und überdies im Regen warten, bis diese beisammen

waren. Der König kam ohne Necker; dieser entzog sich der Vertretung von Anordnungen, die zu viel fremdartige Zusätze erhalten hatten, als daß er sie als sein Werk betrachten konnte. Dennoch war das, was der König in Begleitung seines dictatorischen Befehls, daß nach Ständen verhandelt werden sollte, darbot, eine solche Fülle von Zugeständnissen an den dritten Stand und von Verheißungen heilbringender Reformen, daß nichts als die Gesinnung altköniglicher Zeit bei der Nationalversammlung fehlte, um des Königs Darbietungen mit inniger Dankbarkeit anzunehmen. Es wurde wiederholt, was schon bei den Verhandlungen mit dem Parlament zur Versüßung des Ansinnens der Registratur von Anleihen vorgekommen war, und mancherlei Neues hinzugefügt: Bewilligung von Abgaben und Anleihen durch die Reichsstände, Wegfall der Privilegien bei der Steuerleistung, Umwandlung der Grundsteuer (taille) in eine auf alle Stände auszudehnende Steuer; Abschaffung der Wegfrohnden, Provinzialstände mit doppelter Vertretung des dritten Standes, Bestimmung der Reichsstände, was für Aemter adeln sollen, Berathung derselben über Wegfall der Lettres-de-Cachet, über Preßfreiheit, über Grenzmauth, Salzsteuer, Loosziehung zur Miliz, über Abschaffung der Leibeigenschaft ꝛc. Jedoch die Feudalzehnten und übrigen den Gutsherren zustehenden Gefälle und Leistungen sollten fortbestehen und — sofortige Trennung der Stände stattfinden. Der König schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, sich auf der Stelle zu trennen, morgen wird Jeder sich in das seinem Stande angehörige Zimmer begeben, um die Sitzungen in diesen wieder zu beginnen; ich befehle demgemäß dem Großceremonienmeister die Säle zubereiten zu lassen."

Der dritte Stand war schon so weit gegangen, daß angenommen werden kann, bei ihm sei die Ansicht reif gewesen, daß die Nation nicht als königlichen Geschenks bedürfe, was sie selbst sich zu verschaffen Recht und Macht habe; jedoch auch ohne dies war der Befehl zur Absonderung der Stände geeignet, alle guten Eindrücke der vorhergegangenen Ankündigungen zu tilgen. Zunächst zeigte sich dieses in dem passiven Zusammenbleiben des dritten Standes, nachdem der Adel und der größere Theil des Klerus dem Könige ge-

folgt waren. Alles schwieg, bis das Erscheinen des Großceremonienmeisters von Brezé, der an den Befehl des Königs zu erinnern kam, das Wort entfesselte. Mirabeau sprach mit Würde und Nachdruck: „Ihr habt hier nicht Sitz und Stimme, nicht das Recht, hier zu reden; Ihr seid nicht gemacht, uns des Königs Worte zu überbringen; geht und sagt denen, die Euch gesandt haben, daß wir hier sind durch den Willen des Volkes und daß wir nur vor der Gewalt der Bayonnette von hier weichen werden." Dies rief die Versammlung nach; mit verständiger Ruhe erklärte darauf der Präsident Bailly dem Herrn von Brezé, daß er gestern angekündigt habe, nach der königl. Sitzung solle eine Berathung stattfinden, und dies nicht ändern könne. Wie viel oder wenig der höfische Brezé dem König von dem, was vorgefallen und wie es vorgefallen, berichtet habe, ist nicht bekannt; muthmaßlich stellte er es, um dem Monarchen nicht etwas sehr Unangenehmes zu sagen, mit milder Beleuchtung vor, und muthmaßlich war die Königin nicht zur Stelle. Daher des schwachen Königs Bescheid, wenn sie nicht fortgehen wollten, möchten sie zusammenbleiben; Gewalt der Waffen sollte nicht gebraucht, es solle kein Blut vergossen werden. Die Truppen wurden zurückgezogen. Der dritte Stand hatte noch keinen so kritischen Moment zu bestehen gehabt; Mirabeau selbst gestand nachher, daß eine Compagnie Grenadiere der Versammlung den Garaus gemacht haben würde. Dies wäre jedoch nicht das Ende selbst, sondern nur der Anfang desselben gewesen. Sicher aber entschied des Königs Schwäche und Unentschlossenheit über die Mündigkeit des dritten Standes, und dieser folgte die Revolution auf den Fersen. Indessen der König hatte ohne Zweifel erwartet, daß doch am morgenden Tage die befohlne Absonderung stattfinden werde, und seinem früheren Befehle gemäß begannen nach Brezé's Weggehen Arbeiter im Saale aufzuräumen. Dies trug bei, die Versammlung zu erhitzen. Der Präsident wies die Arbeiter fort; die allseitige Aufregung fand ihre Ausgangspuncte in zwei von Sieyes und Mirabeau veranlaßten Beschlüssen. Sieyes schloß eine mit großem Beifall gehörte Rede mit der Erklärung: „Wir sind heute, was wir gestern waren." Das hieß den Befehl der Sonderung nach

Ständen ad acta legen, und demgemäß sprach die Versammlung durch einen eigenen Beschluß ihr Beharren bei allen frühern aus. Auf Mirabeau's Vorschlag wurde darauf Unverletzlichkeit der Deputirten beschlossen. Dazu hatten die nachdrücklichen Proteste des Parlaments gegen Lettres-de-Cachet den Vorgang gegeben, dazu gab England das Beispiel: es war keine Wirkung der Feigheit, keine revolutionäre Emancipation; es war in der Ordnung der Reihenfolge von Aeußerungen des politischen Selbstbewußtseins. Das Volk war an diesem Tage in der höchsten Aufgeregtheit; sie hatte den Anschein einer dumpfen Gährung, als der Hof aus der Sitzung zurückkehrte und das Volk tiefes Schweigen beobachtete; unruhige Bewegung in der Volksmenge zeigte sich bald nachher bei dem Gerüchte, Necker habe seine Entlassung begehrt; frohes Lärmen wurde daraus, als Necker, der in der That seinen Abschied begehrt, aber nicht erhalten hatte, dem Volke verkündete, daß er bleibe.

Noch zwei Tage blieb es ungewiß, ob der Sieg des dritten Standes würde anerkannt werden; die Majorität des Adels war hinfort im Einverständniß mit der Königin und Artois. Ihr Präsident, Herzog von Luxembourg, führte eine Deputation zu ihnen; die Königin kam dieser mit dem Dauphin auf dem Arm und der Tochter an der Hand, entgegen und sprach, sie vertraue den Dauphin dem Adel, sie werde ihn lehren, diesen immer als die festeste Stütze des Throns anzusehen. Also beharrte die Majorität des Adels bei der Sonderung, und Wache sollte dem Befehl des Königs auch 24. Juni Nachdruck geben. Aber an diesem Tage ging die Majorität des Klerus abermals zum dritten Stande über; am 25. Juni 47 Edelleute, voran der Herzog von Orleans; unter denen, die ihm folgten, die Blüthe des Adels, durch Stand, nationale Gesinnung und persönliche Gaben ausgezeichnet. Als nun ein Pöbeltumult gegen den Erzbischof von Paris Sorge in den Palast gebracht hatte, ließ die Hofpartei mit Vorbehalt anderer Mittel geschehen, daß der König nachgab. Dies geschah 26. Juni; auf des Königs Geheiß fügte sich folgenden Tags der übrige Klerus und Adel. Der dritte Stand hatte den Anfang zu Gemeinsamkeit der Verhandlungen ertrotzt; und der Anfang war hier nach dem alten

Dichter die Hälfte und noch etwas mehr; übrig war noch, den Wegfall jeglicher Separatversammlung eines Standes, des Unterschieds der Stände in den Gesamtsitzungen und die Stimmung nach Köpfen durchzusetzen. Das wollte weder der Hof noch der auf der alten Ordnung bestehende Theil des Klerus und Adels zugestehen und es gab auch noch besondere Verhandlungen. Noch 11. Juli waren 80 Edelleute insbesondere versammelt. In der Nationalversammlung wurde die Sache als abgemacht angesehen. Parlamentarisch aber war die Sache nur einseitig von dem dritten Stande erledigt, als dieser auf Sieyes' Vorschlag nicht weiter darüber zu verhandeln beschloß. Vollständige Entscheidung der Streitfrage kam von andern Seiten her. Wir treten in das Stadium der Gewalt.

Zur Gewalt rüstete der Hof, um gutzumachen, was im rechten Moment versäumt worden war; zur Gewalt zuckte es bei dem Volke von Paris; es kam darauf an, wo die meiste Entschlossenheit und Raschheit sein würde. Eine ansehnliche Zahl Truppen, gegen 30,000 Mann, hauptsächlich ausländische Söldner, schweizer Fußvolk und deutsche Reiter, wurden in Paris, Versailles und den dazwischen gelegenen Orten gelagert; Marschal Broglie bekam den Oberbefehl; es war wie die Rüstung einer Armee zu einem Feldzuge. Die Nationalversammlung war wie blokirt; jeden Tag ein Gewaltschlag zu fürchten. Hochfahrende Reden der Hofleute und Officiere bereiteten darauf vor. Da hielt Mirabeau 8. Juli seine berühmte Rede über die Versammlung so drohender Kriegsmacht und die Nothwendigkeit, dem Könige Vorstellungen darüber zu machen. Die von ihm dazu verfaßte Adresse kam in Nachdrücklichkeit der Rede gleich. Mirabeau hatte 23. Juni gegen Dictatur und Anwendung bewaffneter Macht protestirt, aber keineswegs Entfesselung ungesetzlicher Gewalt des Volks oder gar des Pöbels gewollt. Schon 27. Juni, kurz vor dem Eintritte der letzten Privilegirten, richtete er eine sehr beredte Aufforderung an die Nationalversammlung, den König zu beruhigen, mit Mäßigung zu verfahren und die Unruhe im Volke dem Gesetze zu unterwerfen; dazu brachte er eine Adresse an die Nation in Vorschlag. Dies ward mit Beifall angehört, aber nicht zur Ausführung gebracht. Mirabeau befand

sich zwischen zwei Mächten, von denen bald die eine bald die andere zur Ueberschreitung ihrer Schranken geneigt war, dort der dritte Stand mit dem Volke, hier der Hof mit den Privilegirten; auf seinem Wege lag es, bald jener bald dieser entgegenzutreten, um die rechte Bahn, schon damals ein juste milieu, freizuhalten. Jetzt war der Hof an der Reihe. Rede und Adresse vom 8. Juli sind aus seinen politischen Berechnungen leicht zu erklären, sind zugleich Denkmale seines hohen Rednertalents und eine Probe, wie er das Talent Anderer zu benutzen verstand. Es ist ein eigenthümlicher Charakterzug der Franzosen, zur Erlangung des Materials für geistige Leistungen die Kräfte Anderer auf geschickte Weise und in ausgedehntem Umfange in Anspruch zu nehmen; Mirabeau ist in dieser Beziehung der großartigste Repräsentant französischer Nationalität. Er verstand zu fragen wie sonst Niemand; jede Persönlichkeit, in der er Stoff zu finden vermeinte, mußte ihm im Gespräche Ausbeute geben und Mirabeau vermochte meisterlich diese als sein eigen zu behandeln; er hatte die Divinationsgabe, aus dem Theile das Ganze zu construiren. Seiner Kraft, gigantische Arbeit im Sturme zu überwältigen, kamen auch die Ansprüche an Mitarbeiter gleich. Einer seiner Secretäre sollte in sehr kurzer Zeit eine massenhafte Arbeit fertigen. „Was Sie begehren, Herr Graf, ist unmöglich." Antwort: „Nennt mir nicht dies alberne Wort: unmöglich." Er benutzte fremdes Talent zu schriftlichen Ausarbeitungen, die er seinen Reden zu Grunde legte; es ist geschehen, daß er noch am Fuße der Rednerbühne oder selbst auf dieser schriftliche Notizen empfing. Alles aber mußte das Gepräge seines Geistes annehmen; er gab ihm Leben und Kraft in dem mündlichen Vortrage. Die Häßlichkeit, die ihn als Knaben auszeichnete, hatte der Jüngling und Mann nicht ganz ausgewachsen; sein von den Pocken zerrissenes Antlitz, sein kolossales Haupt mit einer ungeheuren Haarwulst — ma terrible hure pflegte er zu sagen — seine rauh dröhnende Stimme hatten etwas Zurückschreckendes, sein Gliederbau war massenhaft und unschön, die Bewegung seiner Lastträgerschultern heftig und plump: seine Erscheinung auf der Rednerbühne aber war imposant; während er redete, entwich mehr und mehr Alles, was in seiner Persönlich-

keit das Auge stören konnte, Alles schien sich in Wort und Geist aufzulösen. Dies nie mehr als wenn er im Zorne sprach; im höchsten Accent desselben war seine Rede am vollkommensten; wenn dann seine Stimme donnerte, sein Auge blitzte, schien er zum Dämon der Kraft zu werden. Der bannenden Macht des Medusenhauptes war der Zauber der Aufregung zugemischt. Er selbst aber blieb, während er die Versammlung erschütterte, der höchsten Besonnenheit mächtig. „Wir haben ihn gesehen," sagt Paganel,*) „wie er die Pläne der höchst geschickt angelegten Intriguen vereitelte durch eins der schreckbaren Worte, die von der Bühne herabstürzten, wie der Blitz aus dem Schooße der Wolken, wenn er mit seinem Adlerauge den meuterischen Ränkemacher faßte, gegen ihn einen Arm ausstreckte, der da schien ihn gleich zu erreichen und ihm die Maske abzureißen, womit er sich decken will, und wenn er nach diesem Gewitterstoße die Ruhe in die Versammlung zurückführte und ohne Anstrengung den Faden einer kenntnißreichen und tiefen Discussion wieder anknüpfte." In seinem Vertrauen waren zur Zeit obgedachter Rede die Genfer Dumont, Duroveray und Clavières; sie haben der Reihe nach Antheil an den Vorarbeiten zu seinen vor ihrer Haltung ausgearbeiteten Reden gehabt.

Des Königs Antwort auf die Adresse war kalt und untröstlich; es war sogar etwas Bitterkeit zugemischt in seiner Aeußerung, wenn die Versammlung in Sorge sei, wolle er sie nach einem andern Orte verlegen. Jedoch hielt sie diese nicht ab, an demselben Tage, 11. Juli, die 9. Juli eröffneten Verhandlungen über eine neue Constitution fortzusetzen und einen Antrag Lafayette's zu einer Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte anzuhören. Im Palaste dagegen reifte zu gleicher Zeit ein Plan zu Maßregeln gegen die Nationalversammlung. Necker wurde entlassen und angewiesen, sofort und insgeheim das Reich zu verlassen. Montmorin, La Luzerne und S. Priest, die seine Ansichten getheilt hatten, mußten mit ihm aus dem Ministerium ausscheiden. Breteuil sollte Chef des Ministeriums werden, Broglie Kriegsminister; unter denen, die sonst

*) Paganel, Essai historique etc. I, 148.

noch das Gerücht nannte, war Foulon, schmachvollen Rufs wegen der Erpressungen, die er im siebenjährigen Kriege in Deutschland geübt hatte, und wohl mit Abbé Terray verglichen; dieser hatte schriftlich Rathschläge ertheilt. Wie nun Gewalt angewandt werden sollte, ist nicht bekannt geworden; Verhaftung der kühnsten Deputirten war ohne Zweifel im Plane; daß Köpfe springen sollten, lag wenigstens in Artois' Absicht. Drohende Reden aber führten manche von der Hofpartei, in übermüthigem Vertrauen des Erfolgs vollkommen gewiß; sie wollten, sagten sie, die Deputirten aus den Fenstern werfen, sie hätten ihre Degen wohl gewetzt.

Der Hof rechnete mit Zuversicht auf bewaffnete Macht, ohne zu fragen, ob diese ihm noch ganz angehöre; die Deputirten konnten auf die Theilnahme der Nation in Masse rechnen; aber ob sie dieser auch Gebrauch der Waffen zutrauten? Mindestens war der Gedanke an Errichtung von Nationalgarde, den Sieyes und Mirabeau schon im J. 1788 hatten, mehrmals ausgesprochen worden und Bürgerbewaffnung hatte auch hie und da stattgefunden: jedoch das sollte zur Aufrechthaltung des Gesetzes dienen. Ob nun aber geheime Umtriebe zur Anstiftung eines Aufstandes der Menge stattfanden? Schon (seit 23. Juni) bestand der bretonische Club zu Versailles; in ihn war die demokratische Gesinnung und der Feuereifer des dritten Standes der Bretagne, eines Lechapelier, der als Stifter des Clubs genannt wird, Volney ꝛc., übergegangen; ihm hatten aber auch mehrere der liberalen Adelspartei sich angeschlossen; Mitglieder desselben waren der Herzog von Aiguillon, die Brüder Lameth, Adrian Duport ꝛc. geworden. Es gab ferner einen Club von Montrouge, worin die Partei des Herzogs von Orleans. Beide standen in vielfältiger Verbindung mit Paris; beiden, und insbesondere dem Herzoge von Orleans, ist nachher schuld gegeben worden, das Volk aufgehetzt zu haben. Das läßt sich eher glauben, als daß Orleans, dem alle Selbständigkeit, alle Energie des Charakters und Consequenz des Willens fehlte, sich zugetraut hätte, den Thron umzustürzen! Mirabeau, hieß es, trat damals durch Vermittlung von Chauderlos de la Clos in Verbindung mit Orleans und hatte die Absicht, diesem, wenn Ludwig sich schrecken ließe, die

Reichsstatthalterwürde zu verschaffen. Das bleibt dunkel und man kann sich den Lauf der Dinge auch ohne dessen Aufklärung vorstellen. Es war damals wie bei physischen Contagionen; die Luft steckt an, und es ist nicht auszumitteln, durch was für einzelne Organe sich der Gährungs- und Krankheitsstoff mittheilt. Bei weitem gewaltiger als geheime Vorliebe war die Masse in Umlauf kommender Schreckensgerüchte von schlimmen Entwürfen des Hofes und die Presse mit ihren offenen Aufrufen an das Volk und an die Soldaten, verstärkt durch öffentliche Vorlesung heftiger Blätter und durch begleitende Rede. Das Palais Royal hatte Clubs, Lesevereine, Volksredner und Volksverführer beider Geschlechter. Hier war die meiste Unruhe und Keckheit. Schon 27. Juni erschien eine Deputation des Palais Royal vor der Nationalversammlung mit einer Adresse der Beistimmung und Danksagung. Die gesetzliche Hierarchie der Behörden war in Paris so gut als verschwunden. Da trat eine neue Behörde hervor, die anfangs sehr geeignet schien, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es waren die pariser Wahlherren. Das Bedürfniß der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten hatte sie 25. Juni wieder zusammengeführt; Tags darauf gestattete ihnen der Vorsteher (Prevot) der Kaufmannschaft, damals oberste Stadtbehörde, regelmäßige Versammlungen auf dem Stadthause. Auch diese sandten 27. Juni eine Beifallsadresse an die Nationalversammlung; bald darauf bekamen sie in Paris zu thun. Sie sahen dies voraus und schon 26. Juni kam die Errichtung einer Bürgermiliz bei ihnen zur Berathung. Bei der Menge war Aristokrat zur Losung geworden; der Eine sagte, ein Aristokrat liebt nicht unsern guten König, ein Anderer, ein Aristokrat glaubt nicht an Gott; die Soldaten sahen Aristokraten in ihren adligen Officieren. Seltsam genug hatte der König selbst mit Anlaß gegeben, daß das Wort zum Parteizeichen wurde: in der Entgegnung auf die Vorstellung des Parlaments vom 11. April 1788 kam „Aristokratie" mit Bezug auf dasselbe vor. Die Ansteckung ergriff auch das 4000 Mann starke Regiment französischer Fußgarde. Dieses war durch musterhafte Disciplin und durch eine große Anzahl unterrichteter Unterofficiere und Soldaten das Jahrhundert hindurch

ausgezeichnet gewesen; Mismuth wegen Segurs Verordnung über Adel als Erforderniß zu Officierstellen mochte hier wie in anderen Regimentern bei den Unteroffizieren Verstimmtheit erzeugt haben; doch hatten sie unverweigerlich ihre Schuldigkeit gethan. Größer war der Mismuth der Soldaten über unnütze Dienstplackereien, mit denen sie ihr neuer Chef, Herzog von Chatelet, heimsuchte. Es war unmöglich, sie außer Berührung mit dem Volke zu halten, und von diesem vernahmen sie freundlich lockende Reden, Ermunterungen, der Sache der Nation nicht entgegen zu sein. Bald nach dem 20. Juni begannen die Soldaten meuterisch zu werden. Am 23. Juni erklärten mehrere derselben, daß sie nicht auf das Volk schießen würden. Bald darauf brachen einige Hundert Garden den Casernenbann, zogen in die Stadt und verbrüderten sich unter Fest und Trunk und Liebkosungen der Dirnen des Palais Royal mit dem Volke. Die Volksführer trugen die Kosten; der Soldat bekam Geld, ein Mädchen und Kaffé und Liqueur nach Belieben. Elf Rottenführer sollten dafür büßen und wurden nach der Abtei abgeführt. Als dies 30. Juli im Palais Royal bekannt wurde, zog ein Volkshaufe aus, sie zu befreien; unterwegs wuchs dieser mit jedem Schritte; das Gefängniß wurde erbrochen, die Arrestanten im Triumph nach dem Palais Royal geführt, bewirthet und unter den Schutz des Volkes gestellt. Um dieselbe Zeit hatte eine Abtheilung Soldaten zu Bethune sich geweigert, gegen das Volk Gewalt zu gebrauchen. Die Wahlherren von Paris gaben in einer Adresse an das Volk ihre Misbillung jenes Auflaufs zu erkennen, und forderten auf zur Eintracht und Gesetzlichkeit. Vom Palais Royal aus ging aber eine Deputation nach Versailles, die Nationalversammlung im „Namen der Nation" um Verwendung für die Soldaten anzusprechen. Diese brachte die Sache an den König; der König erklärte, er sei geneigt, die Güte walten zu lassen, sobald die Ordnung hergestellt sei; die Garden begaben sich nach der Abtei zurück und nun begnadigte sie der König. Aber weder Sinn für Ordnung, noch Vertrauen und Liebe zum Könige kehrte zurück: vielmehr ward es täglich schlimmer seit Zusammenziehung der Truppen, von denen drei Regimenter unter General Besenval, einem der Vertrauten der Kö-

nigin, auf dem Marsfelde lagerten. Die furchtbare Macht der Gerüchte, die Deputirten des dritten Standes sollten aufgehoben, Paris vom Montmartre aus bombardirt, das Palais Royal von den fremden Truppen geplündert werden, Staatsbankrutt ausbrechen, Lothringen sei dem Kaiser verkauft worden ꝛc., steigerte in Wort und Schrift die Mahnung, sich auf Alles gefaßt zu machen, und die Erbitterung gegen den Hof, von dem man eine Gewaltthat erwartete. Die Wahlherren baten 11. Juli die Nationalversammlung, schleunige Errichtung einer Bürgergarde zu bewirken.

Die Julitage 1789.

Sonntag, 12. Juli, gegen Mittag kam die Kunde von Neckers Entlassung und schlimme Gerüchte über Ernennung neuer Minister nach Paris. Das Palais Royal war damals für Paris, was Paris für Frankreich. Hier stürzte gegen drei Uhr aus dem Café Foy ein junger Literat, Camille Desmoulins, hervor, mit zornglühendem Gesicht, ein Pistol in der Hand, sprang auf einen Tisch und rief: „Bürger, es ist kein Augenblick zu verlieren; ich komme von Versailles, Necker ist verabschiedet; diese Entlassung ist die Sturmglocke zu einer Bartholomäusnacht für die Patrioten, heute Abend werden alle schweizer und deutschen Bataillone vom Marsfelde anrücken, um uns zu erwürgen.“ Darauf ermahnte er ein Erkennungszeichen zu nehmen, riß ein Blatt von dem nahen Baume und heftete dies an den Hut. So thaten die Umstehenden und so entstand die Nationalcocarde, wozu Tags darauf blau und roth, die Farben der Stadt Paris, genommen wurden, denen dann 31. Juli Lafayette noch weiß als die königliche Farbe hinzufügte. Eine Stimme rief, es sei ein Tag der Trauer, es dürfe kein Schauspiel sein; sofort eilten Menschen fort, die Theater schließen zu lassen. In dem nahen Gewölbe des Kunsthändlers Curtius befanden sich die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans; man nahm beide, umhing sie mit einem Trauerflor und begann nun einen Zug durch die Straßen. Jeder Begegnende mußte vor den Büsten das Haupt entblößen. Der Zug, wie eine Lawine anschwillend, kam nach dem Platze Ven-

dome. Hier hielt ein Trupp Reiter; das Volk drängte gegen ihn an, stob aber auseinander, als jene ansprengten. Auch auf dem Platze Ludwigs XV. standen Reiter, von dem deutschen Regimente Royal Allemand unter Prinz Lambesc. Dieser Platz, der Garten der Tuilerien und die elysäischen Felder waren mit einer wogenden Menge angefüllt; sie wuchs jeden Augenblick, da der nahende Abend die Pariser vom Lande zurückführte. Die große Menge war harmlos; doch nach dem Lärm auf dem Vendomeplatze kam es auch hier zu Reibungen mit den Truppen. Prinz Lambesc sprengte mit seinen Reitern auf das Volk ein und verfolgte die Flüchtigen über die Drehbrücke bis in den Garten der Tuilerien. Mehrere Menschen wurden verwundet, Gegenwehr leistete die Menge nicht; die Reiter ritten zurück; es wurde Abend; die Sache schien aus zu sein. Nun aber war auf dem Vendomeplatz ein französischer Garde erschossen worden; die Garden, schon ergrimmt über die Aufstellung ausländischer Soldaten gegen die Pariser, brachen hervor aus der Caserne; ein Theil zog nach dem Boulevard der Madeleine und griff einen hier aufgestellten Posten an; gegen Mitternacht kamen an 1200 Garden nach dem Palais Royal, sich mit dem Volke zu verbinden und die Fremden vom Platze Ludwigs XV. zu vertreiben. Aber Besenval hatte schon alle seine Mannschaft nach dem Marsfelde zurückgezogen. Er hatte von Breteuil die Anweisung, möglichst schonend zu Werke zu gehen; das befolgte er nun in äußerster Ausdehnung; von nun an waren die drei Regimenter so gut wie nicht da. Indessen ging unter dem Schutze der Nacht raublustiges Gesindel an seine Arbeit, plünderte das reiche Kloster S. Lazare und verbrannte einige Barrièren; Geheul und wilder Lärm machten die Nacht schrecklich. Es bedurfte überall der Obrigkeit, die Bösewichter zu schrecken, die guten Bürger zu beruhigen. Auf dem Stadthause waren die Wahlherren Abends versammelt; mit ihnen vereinigte sich der Prevot der Kaufmannschaft, Herr von Flesselles, und seine Schöppen. Sie bestellten einen permanenten Ausschuß wackerer Männer, als Marquis de la Salles, Dussaulx, Moreau de S. Mery ꝛc. und erließen Aufforderungen an die Bürger, sich nach Districten zu versammeln. Solche waren zu den Wahlen eingerichtet worden und

sechszig an der Zahl. Dies gab eben so viele permanente Ausschüsse in der Stadt und von der Zeit an wurden die Districtsversammlungen Tummelplätze der Demagogie eines Danton, Santerre, Legendre. Die wichtigste Aufgabe für die Behörden war Bürgerbewaffnung, um dem Pöbel darin zuvorzukommen.

Die Sturmglocke ertönte mit Anbruch des Tages, 13. Juli: dies Zeichen gab nur wilden Zusammenlauf und ebenso viel Angst als Muth. Der Pöbel plünderte die Gewölbe der Waffenschmiede und das Geräthhaus, Garde-meuble, der Krone, worin ein großer Vorrath alterthümlicher Waffen; ein gemeiner Kerl trug Heinrichs IV. Degen davon. Einen schriftlichen Aufruf zur Bürgerbewaffnung erließ der Ausschuß vom Stadthause noch vor Mittag: wenige Stunden darauf standen die Erstlinge der pariser Nationalgarde da. Die französischen Garden stellten sich zum Dienste mit den Bürgern. Letztere waren nur zum geringsten Theile bewaffnet; sie sollten Piken bekommen; allgemein aber ward das Begehren nach Gewehren und Pulver, am ungestümsten bei dem Pöbel. Auf dem Stadthause wurde Pulver ausgetheilt. Herr von Flesselles verhieß 12,000 Flinten; sie kamen nicht; er sandte die stürmischen Volkshaufen hierhin und dorthin, selbst in Klöster; da waren keine; er wollte Zeit gewinnen, aber schon murmelte das Volk von Verrath. Indessen blieb die Zügellosigkeit des raub- und frevellustigen Pöbels ohne Schranken; er erbrach Gefängnisse und verbrannte Barrièren.

Schreckensgerüchte von Gewaltplänen des Hofes steigerte Nachts und am Morgen des 14. Juli die Begierde nach Waffen. Es hieß „nach der Bastille, nach dem Invalidenhotel": hier und dort waren reiche Vorräthe. Zuerst zog die Menge nach dem Invalidenhotel. Dessen Vorhof hatte feste Gitter und Thore; es waren Kanonen aufgepflanzt, die Kanoniere bereit zum Abbrennen; ganz in der Nähe, auf dem Marsfelde, standen noch Besenval's Regimenter. Aber im Nu, ehe der Gouverneur, Herr von Sombreuil, zu einem Entschlusse kam oder einen Befehl ertheilte, und ohne daß Besenval's Regimenter sich von der Stelle rührten, war das Volk in den Vorhof gedrungen und im Besitz des Geschützes. Es führte eine

Anzahl Kanonen und Tausende von Gewehren mit sich fort. Nun ging es nach der Bastille, die, am entgegengesetzten Ende der Stadt an dem Thore zur Antonsvorstadt gelegen, im Mittelalter zur Vertheidigung der Stadt gedient hatte, nunmehr aber als Zwingburg und als Gefängniß für Opfer der Willkür den Parisern ein Gräuel und durch ganz Frankreich verrufen war. Was bei dem Invalidenhotel so leicht gelungen war, schien auch dort eines Versuchs werth zu sein; Ermunterungen mögen von den Demagogen des Palais Royal ausgegangen sein. Die Behörden auf dem Stadthause weigerten sich standhaft, das andringende Volk zu einem Angriff auf die Bastille zu ermächtigen. Den Wahlherren fällt hier nichts zur Last; die Bürgerbewaffnung aber war noch in den ersten Anfängen und zwischen Bürgerschaft und bewaffnetem Pöbel an dem Tage noch nicht zu unterscheiden. Französische Garden gesellten sich zu der stürmenden Menge.

Die Bastille, eine alte Burg mit hohen Mauern und Thürmen, hatte wenig über 100 Mann Besatzung, theils Invaliden, theils Schweizer, aber Kanonen genug, um das Volk niederzuschießen. Herr von Launay war Gouverneur, ein friedlicher Mann, der nichts weniger als den Kitzel hatte, sich an dem Volke zu erholen. Doch alle Versuche de Launay's und der Wahlherren, dieses zum Abzuge zu bewegen, waren umsonst; eben kamen einige Hundert französischer Garden, angeführt von dem vormaligen Lieutenant Elie, desgleichen eine starke Schaar Bürger und Arbeiter, an der Spitze der riesengroße Genfer Hulin, Uhrmacher von Gewerbe, damals Jäger bei einem vornehmen Herrn, dem Volke zu Hülfe. Sie brachten einige Kanonen mit sich. Das Volk sprengte die Kette der Zugbrücke zum Vorhofe; nun erst feuerte die Besatzung; ein Kanonenschuß erfolgte noch später, als das Volk daran war, sich der Zugbrücke zu dem innern Hof zu bemächtigen. Launay hatte nicht das Vertrauen zu gutem Erfolge längerer Vertheidigung, aber Muth zu sterben; er wollte das Pulver anzünden und die Bastille in die Luft sprengen. Das hinderten zwei Unterofficiere und bald darauf schloß der Wachposten an der Zugbrücke eine mündliche Capitulation mit den beiden Anführern der Stürmenden, Elie und

Hulin. Elie verhieß auf Officierswort, der Besatzung solle kein Leids geschehen. Die Bastille war erobert. Als Theilnehmer am Sturme nannten sich nachher gegen 800 Mann; 83 hatten bei dem Sturme das Leben eingebüßt; eine ansehnliche Zahl, gegen 90, war verwundet. Das Ehrenwort der beiden Anführer ward vom Pöbel nicht geachtet, Launay auf dem Wege nach dem Stadthause seinen Beschützern entrissen und umgebracht; außer ihm vier Officiere; zwei Kanoniere wurden an dem Laternenpfahle dem Stadthause gegenüber aufgeknüpft. Darauf folgte noch die Ermordung des Herrn von Flesselles, der für Verräther galt und auf dem Wege nach dem Palais Royal, wo er zu Gericht stehen sollte, von einem jungen Menschen niedergeschossen wurde. Einige Kannibalen schnitten den Ermordeten die Köpfe ab, steckten sie auf Piken, zogen damit nach dem Palais Royal und von da durch die Straßen; eine unzählige Menge folgte ihnen. Gern hätte man den Bastillenstürmern das Verdienst der Befreiung unschuldiger Opfer der Willkür beigelegt, aber der Gefangenen waren weniger als der Schlachtopfer der Pöbelwuth des Tages; von den sieben befreiten Gefangenen waren zwei wahnsinnig; diese vielleicht unschuldig; die übrigen fünf waren Verbrecher. Auch verhallte sehr bald der Ruf von der Glorie solcher Befreiung: dagegen ward die Erstürmung der Bastille als Kraftäußerung der Menge gegen den Despotismus hochgepriesen. Ihre eigentliche Bedeutung war, daß der Nationalversammlung gegenüber, welche parlamentarisch auf die Revolution zuschritt, nun auch die Menge dieser ein Pfand gegeben hatte. So, als Zerbrechung eines Zwingers, der die Gewalt des Despotismus darstellte, durch die Gewalt des Volks, nahm Frankreich und Europa die Sache auf: das hat ihr ihren Ruhm gegeben.

Diesem entspricht die Schmach der Rathgeber des Königs, welche durch ihre schreckbaren Rüstungen das Volk in wilde Bewegung gebracht hatten und nun mit allen ihren Husaren und Schweizern und Kanonen wie ohne Kopf und Hände gewesen waren. Was Breteuil mit den neuen Ministern in diesen Tagen berathschlagte, weiß man nicht, ja man weiß nicht einmal, wer eigentlich außer Breteuil zu dem dreitägigen Ministerium gehört hat. Die

Furcht vor den Parisern scheint sehr früh in ihrem Rathe aufgestiegen zu sein; mindestens wurden die Wege von Paris nach Versailles aufs strengste gesperrt gehalten. Verkehrten Raths wie immer war der Hofkreis um die Königin; dieser gab der Besatzung von Versailles, ausländischen Truppen, Schmaus und Tanz, während in Paris das Volk sich bewaffnete. Frau von Polignac lud die Officiere zur Tafel, und Herren und Damen des Hofes thaten schön mit den Söldnern unter bedeutsamen Anspielungen auf die Nationalversammlung. Der gute schwache König wußte davon nicht, wußte auch wenig von dem, was in Paris vorging. Daß die bewaffnete Macht dort hinreichen werde, einen Tumult zu dämpfen, mochte er überzeugt sein; Pöbeltumulte hatte er ja schon mehrere erlebt. Mehr ahnte wohl Niemand um ihn, und als man mehr erfuhr, war es doch nicht schwer, bei dem Könige mit der Vorspiegelung, es sei nur Pöbelauflauf, Glauben zu finden.

Die Nationalversammlung, am Sonntage ohne Sitzung, eröffnete sich 13. Juli mit dem Ausdruck der Trauer über die Verabschiedung Neckers und mit Unruhe über die Bewegung in Paris. Mounier, Lally-Tolendal, Mirabeau, Gregoire ermahnten zu einer Deputation an den König, mit der Bitte um Entfernung der Truppen und Errichtung einer Bürgergarde; diese wurde kalt empfangen und beschieden. Indessen gingen Nachrichten ein von der Zunahme des pariser Aufstandes; Lafayette trug darauf an, die neuen Minister für das einbrechende Unheil verantwortlich zu machen. Eine zweite Deputation erklärte dem Könige dieses, die Achtung der Nationalversammlung gegen Necker und ihr Beharren bei den früheren Beschlüssen. Die Versammlung setzte sich die Nacht hindurch fort, berieth über die Constitution, als die Panacee gegen die gesamten Staatskrankheiten, und bestellte einen Ausschuß zur Bearbeitung einer Constitution. Darauf wurde 14. Juli noch eine Deputation an den König gesandt, und Abends, als man schon wußte, daß es um die Bastille galt, noch eine. Die letztere erlangte die Antwort, daß die Truppen in Paris Befehl zum Abmarsch hätten und die Bürgerbewaffnung fortbestehen solle. Nachts kam die Nachricht von der Einnahme der Bastille; sogleich wurde eine neue Deputation

beschlossen, aber Graf Clermont-Tonnerre mahnte: „Lassen wir ihnen die Nacht zum Rathe: es ist nöthig, daß die Könige so gut wie andere Menschen ihre Erfahrungen kaufen", und man verschob es bis zum folgenden Tage. Indessen hatte der Herzog von Liancourt, Großmeister der königl. Garderobe und im Vertrauen des Königs, diesen in der Nacht oder früh morgens 15. Juli von der Erstürmung der Bastille unterrichtet. Des Königs Aufruf: „Mein Gott! das ist ja eine große Revolte", läßt erkennen, wie wenig er geahnt hatte; Liancourts Erwiederung: „Nein, Sire, es ist eine große Revolution", war geeignet, den Schleier, mit dem die Hofpartei den König umhangen hatte, auf einmal zu zerreißen. Liancourt war edler Mensch, dem Könige ergeben, aber nicht auch der Hofclique, sondern der Nation: sein Rath mag den König zu einer Annäherung an die Nationalversammlung bestimmt haben. Hier war eben eine neue Deputation bestellt, dem Könige die Perfidie seiner Minister vorzustellen und ihn um ihre Entfernung zu bitten. Mirabeau rief ihr nach: „Sagt dem König, daß die fremden Horden, von denen wir umzingelt sind, gestern Besuch erhalten haben von den Prinzen, Prinzessinnen, begünstigten Herren und Damen, und Liebkosungen, Ermahnungen und Geschenke von ihnen; sagt ihm, daß die ganze Nacht hindurch diese Trabanten aus der Fremde, mit Geld und Wein überfüllt, in ihren ruchlosen Gesängen die Knechtung von ganz Frankreich vorausgesagt haben, und daß ihre brutalen Wünsche die Vernichtung der Nationalversammlung ausriefen; sagt ihm, daß in seinem Palaste selbst die Höflinge ihre Tänze in den Klang dieser barbarischen Musik verflochten haben und daß so das Vorspiel zu der Bartholomäusnacht war." Da trat der König ein, begleitet nur von seinen Brüdern. Ein ungeheucheltes Lebehoch empfing ihn. Er sprach mit einnehmendem Ausdrucke von seinem Vertrauen zu der Nationalversammlung, daß alle Truppen entfernt werden sollten; sie möge es der Hauptstadt mittheilen. Daß er darauf die Bitte des Präsidenten, er möge sein Ministerium entlassen, nicht sofort bejahte, kam wenig in Betracht: sein Erscheinen war die Hauptsache; das Uebrige mußte sich finden.

Im Palaste wurde Rath gehalten; man schlug dem Könige

vor, sich mit den Truppen nach Metz zu begeben: das lehnte er mit Entschlossenheit ab. Dies entschied auch über das Ministerium. Als 16. Juni eben Mirabeau eine Petition um Entlassung der Minister betrieben hatte, kam die Nachricht, daß Breteuil, Broglie ꝛc. ihre Entlassung bekommen hätten und der König Necker zurückrufen würde. Ja, mehr noch als jene Entlassung besagt, daß nun auch die noch widerspenstig gewesenen Privilegirten sich mit dem dritten Stande einten und die Stimmung nach Köpfen entschieden wurde; noch mehr endlich daß in Verdruß und Schrecken über mislungene Pläne Artois, die Condés, Conti, die Polignacs, Broglie, Vermont ꝛc. ins Ausland wanderten. Nun schien des Königs Herz nicht mehr den Einflüsterungen der Feinde der Nation bloßgestellt zu sein. Gewisser als dies war, daß Orleans auf nichts dabei zu rechnen hatte. Orleans war nichts als ein Figurant für die Parteiung, dessen Anhang ihn meist nur als eine Goldmine benutzte; die ihm beigeschriebenen Umtriebe und Conspirationen sind größtentheils Luftgebilde.

Nach Paris begab sich 15. Juli eine Deputation von 88 Mitgliedern der Nationalversammlung, unter ihnen Lafayette, Bailly, Lally-Tolendal, Target. Unter dem Jubelrufe, „es lebe der dritte Stand, es lebe die Nation", gelangten sie zum Stadthause, Lally-Tolendal's Rede wurde mit Freudengeschrei erwidert. Von den wichtigsten Folgen aber ward, daß die Wahlherren Lafayette zum Chef der Bürgermiliz und Bailly zum Maire von Paris ausriefen. Das war das Thema zu neuer Constitution der Oberbehörde der Hauptstadt. Als Ruf der Menge ward nun vernommen, Rückkehr Neckers und ein Besuch des Königs in Paris. Dies überbrachte die Deputation dem König. Folgenden Tags begab sich der König nach Paris; 100 Deputirte begleiteten ihn. Die Gardesducorps blieben zurück. Bailly überreichte ihm am Stadtthore die Schlüssel mit einer Anrede pedantischer Spitzfindigkeit. Ludwig fragte den Herzog von Beauveau, der an seiner Seite war: „Ich weiß nicht, ob ich das anzuhören habe"; dieser nickte und Ludwig hörte nun von Bailly, wie einst Heinrich IV. sein Volk wiedergewonnen habe, wie heute das Volk seinen König wiedergewinne. Vom Thore bis zum Stadt-

hause waren Straßen und Plätze von dichtgedrängten Volksmassen angefüllt; wer eine Waffe hatte erlangen können, war mit dieser versehen; dies und das Geschrei „Es lebe die Nation!“ hatte etwas Drohendes. Auf dem Platze Ludwigs XV. bildete sich ein Zug; französische Garden mit Kanonen der Bastille voran, darauf die Stadtbehörden, die Deputirten, Lafayette mit dem Generalstabe der Bürgergarde dicht vor des Königs Wagen, hinter diesem lange Reihen Bewaffneter. So ging es nach dem Stadthause. Am Eingange desselben überreichte Bailly dem König die Nationalcocarde; auf der Treppe kreuzten die dort aufgestellten Bürger in seltsamer Anwendung eines Freimaurerbrauchs die Degen; der König schritt unbefangen unter diesem stählernen Bogen hinauf. Nun empfing ihn der Ruf: „Es lebe der König!“ Die an ihn gerichteten Reden vermochte er nicht selbst mit freiem, lautem und festem Worte zu erwidern; er sprach halblaut zu Bailly, der mit Lafayette im neuen Amte bestätigt wurde; Bailly redete darauf in Ludwigs Namen. Mit großer Anstrengung brachte der König zuletzt die Worte hervor: „Sie können immer auf meine Liebe rechnen.“ Die Scene war peinlich; doch Alles glich sich aus, als der König mit der Cocarde am Hute sich an einem Fenster des Stadthauses dem Volke zeigte. Die Macht des Symbols wirkte zauberhaft; die Cocarde am Hute des Königs war das Gegenstück zur Erstürmung der Bastille. Alle Welt rief dem König ein Lebehoch. Jubel geleitete ihn auf dem Rückwege; alle Waffen waren gesenkt; es war Gedränge, wer seine Hand, seinen Rock küssen könnte; ein Weib der Halle fiel ihm um den Hals. Erst um zehn Uhr Abends kam er zurück nach Versailles; die Königin empfing ihn weinend; auch er konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Durch Lafayette wurde nun Nationalgarde zur Bezeichnung der bewaffneten Bürgerschaft. Schleifung der Bastille hatten die pariser Wahlherren, ohne Genehmigung des Königs abzuwarten, schon 16. Juli verordnet. An den König hatte man darauf bei seinem Besuche auf dem Stadthause die Bitte gerichtet, zu gestatten, daß auf dem Bastillenplatze seine Bildsäule mit der Inschrift: „Hersteller der öffentlichen Freiheit“ errichtet würde. Mit der Abtra-

gung der Mauern und Thürme ging es rasch von statten. Lafayette ward mit dem Thorschlüssel und später mit einem Degen beschenkt, der aus einem Riegel der Bastille geschmiedet war. Ein Steinmetz der Antonsvorstadt, Paloy, bekam einige Hundert Steinblöcke zum Geschenke, arbeitete daraus Platten, grub die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte ein und sandte jedem Departement eine solche. Man kann dergleichen noch jetzt sehen.

Die hergebrachte Macht des Throns war unwiederbringlich dahin; die persönliche Nichtigkeit des Königs bei seinem Erscheinen auf dem Stadthause hatte den Ausschlag gegeben. Weisheit konnte noch viel gut machen; dazu sollte Necker zurückkommen. Aber seine Weisheit war nicht ohne Schwächen und was war Weisheit ohne Macht? Ohne genaues Einverständniß zwischen Hof, Ministerium und Nationalversammlung! Wiederum was war Macht ohne Weisheit? Dies sollte sich bei den neuen Besitzern der Macht, Nationalversammlung und Volk, zeigen. Die Vorwürfe des Mangels an Mäßigung und des Misbrauchs der Macht richten sich von jetzt an zumeist gegen jene; den Hof treffen die bösen Nachwirkungen früherer Schuld, die er durch Unaufrichtigkeit und Umtriebe verschlimmerte; das Ausland mischte späterhin Unheilskarten dazu; die Revolution wurde zügelloser mit jeglichen Versuchen, ihr Einhalt zu thun. Die Revolution war im Sturme mündig geworden, aber unreifen Sinnes geblieben; Unbändigkeit trat ein statt echter Bewegung der Freiheit; die Nationalversammlung hatte ihre Aufwallungen in Begeisterung für Ideen; die Demagogie, mit den bösesten Umtrieben und dem Gefolge des frevellustigen Pöbels, suchte ihr vorauszukommen; das Ideale hatte immer fort den Schmutz der Gemeinheit zur Seite, und leider zeigte in der Nationalversammlung sich gar bald eine Partei, welche die Fürsprache für Gesetzlosigkeit übernahm. Der französische Charakter wurde, wie einst in den Schlachten des Mittelalters bei dem ritterlich tollkühnen Adel, so jetzt der schlimmste Feind des Nationalwohls. Paris kehrte nach

der viel verheißenden Versöhnung mit dem König nicht zu gesetzlicher Ruhe zurück; von Paris verbreitete sich die Unbändigkeit über ganz Frankreich. Die erste Anregung hatte noch den Ausdruck des Widerstandes gegen Despotismus; bald folgte der Frevel. Dazu aber boten auch in den Landschaften eine Menge ruchloser Wichte die Hand. Auf die Kunde von Entlassung Neckers griffen die Bürger von Rennes zu den Waffen; die Bewohner der Dauphiné und von Lyon erklärten Steuerverweigerung, wenn die Nationalversammlung aufgelöst würde; Aehnliches geschah in andern Landschaften. Wie durch einen Zauber aber ward zu gleicher Zeit Volksbewaffnung hervorgerufen. Es waren nicht blos die Gerüchte von den Vorfällen in Paris, die hiezu wirkten; geheimes Getriebe der Demagogie kam dazu; nach allen Richtungen hin eilten Menschen durch die französischen Landschaften und verkündeten mit Hast, daß wilde Banden heranzögen und das Getreide abschnitten.*) Der Parlamentsrath Duport, erfinderisch in revolutionären Getrieben, soll Geld zu diesem Schreckensmittel aufgewandt haben. Die Leichtgläubigkeit forschte nicht, aus der Angst wurde Entschluß, sich zu vertheidigen. So hatte Frankreich in weniger als vierzehn Tagen ein bewaffnetes Volk. Es waren noch nicht Nationalgarden; Alles, auch der Pöbel, nahm Waffen; die öffentliche Sicherheit und Ordnung hatte ebenso viel zu fürchten, als zu hoffen. Zunächst war damit Auflösung der königl. bewaffneten Macht angekündigt. Es folgte entweder Desertion, oder Reibungen der Nationalgarden und Soldaten — beides fast gleich schlimm. Zu der erstern hatten die französischen Garden ein ermunterndes Beispiel gegeben; in Menge kamen seit 13. Juli ff. Ausreißer von aller Art Truppen nach Paris, sich dem Volke zuzugesellen; Lafayette sprach damals ein unbesonnenes Wort: die einzigen Ausreißer seien die, welche ihre Fahnen nicht verließen; wie wenn das zu allgemeiner Verbreitung kam? Der König hatte überdies 17. Juli genehmigt, daß die franz. Garden und übrigen Ausreißer bei der pariser Bürgermiliz blieben.

*) S. Moniteur 1789, N. 26, p. 111 ein Schreiben des Magistrats von Soissons über die dahin gekommenen schreckbaren Gerüchte.

Nur wenige Regimenter waren von unerschütterter Treue; galt es Zusammentreffen mit dem Volke, so war auf die Waffen der Soldaten wenig zu rechnen. Zu Caen fochten zwei Regimenter, das eine der Dienstpflicht getreu, das andere meuterisch, gegen einander. In Straßburg wetteiferten 20. Juli ff. die Soldaten in Zügellosigkeit mit dem Pöbel. Der Pöbel verjagte die Behörden vom Stadthause, plünderte die Archive und stürmte mehrere Häuser; Bürger und Soldaten zusammen zerstreuten den wilden Haufen; aber einige Tage nachher zechten die Soldaten, und vom Getränk erhitzt, liefen sie scharenweise durch die Straßen, thaten sich mit dem Pöbel zusammen, befreiten die Gefangenen des früheren Tumults und tobten über Tag und Nacht; 36 Stunden lang war Straßburg in der Hand der zügellosen Banden.

Zu entsetzlichen Blutthaten sollte bald abermals Paris den Vorgang machen. In den ersten Tagen seiner Befehlshaberschaft hatte Lafayette einmal über das andere seine persönliche Autorität einzusetzen, um einer Pöbelrotte Unglückliche, die sie zu opfern im Begriff war, zu entreißen. Alle Furcht vor gesetzlicher Ahndung war dahin. Nur die Nationalversammlung schien helfen zu können. An sie waren die Machttitel übergegangen; ihr kam es zu, die Nation gegen den Pöbel zu vertreten; an sie richteten sich mit zahlreichen Huldigungen der Ergebenheit auch dringende Ansprüche auf rasche Bändigung des Frevels. Das erkannten wackergesinnte Deputirte, welche gegen den Despotismus die Sache der Nation genommen hatten, aber Gesetz und bürgerliche Ordnung wollten. Graf Lally-Tolendal hatte 15. Juli auf dem Stadthause zum Volke geredet, hatte sogar der Ermordungen mit den beschönigenden Worten: „In Eurem Groll (vos ressentimens) war zum Unglück manches zu gerecht", gedacht: nun entsetzte er sich vor dem Schauspiele, das Frankreich bei zunehmender Zügellosigkeit darbot. In S. Germain hatte der Pöbel einem wohlhabenden Bürger, weil er Kornwucherer sei, den Kopf abgeschnitten; in Poissy drohte einem reichen Mann gleiches Loos; eilends begaben sich zwei Deputirte der Nationalversammlung dahin; ihr Zureden blieb fruchtlos, bis der Bischof von Chartres auf den Knien um das Leben des Unglücklichen bat.

Darauf brachte Lally 20. Juli eine Adresse in Vorschlag, worin die Nation mit den eindringlichsten und nachdrücklichsten Worten zur Achtung des Gesetzes und zur Treue gegen ihren König ermahnt wurde. Es konnte an allgemeiner Zustimmung kaum gezweifelt werden. Doch siehe! die Gesetzlosigkeit fand ihre Vertheidiger. An diesem Tage trat eine Partei hervor, welche, um die Revolution recht in Gang zu bringen, von nun an unter den Losungsworten Nation, Volk, Freiheit und Recht die Verbrechen zu beschönigen begann. Max. Robespierre aus Arras, geb. 1759, Schulfreund Camille Desmoulins', als Advokat von Ruf, behauptete, in der Proclamation sei eine Disposition gegen die, welche die Freiheit vertheidigt hätten; Buzot, eine sonst edle Natur, berief sich auf das Naturrecht der Nothwehr; Andere gaben zu verstehen, Lally's Empfindsamkeit sehe Gefahren, die nicht vorhanden seien. Umsonst betrat Lally noch zwei Male die Rednerbühne; es kam nicht zum Beschluß über seinen Antrag. Zwei Tage nachher gab ein entsetzlicher Ausbruch der Pöbelwuth zu Paris Lally's Worten furchtbare Wahrheit.

Foulon, einer der Minister des 11. Juli, dem Volke schon früher verhaßt, beschuldigt gesagt zu haben, das Volk müsse noch Heu fressen, war zu Viry bei Fontainebleau ergriffen worden; der Pöbel band ihm ein Bund Heu auf den Rücken, Disteln auf die Brust, Nesseln um den Hals und schleppte ihn 22. Juli nach Paris. Er wurde auf das Stadthaus gebracht; die Wahlherren gedachten ihn insgeheim nach der Abtei zu schaffen; aber bald war der Greveplatz mit Menschen bedeckt; Bailly's Abmahnungen waren umsonst, die Menge drang in das Stadthaus ein und schrie „Gehängt, gehängt!" Foulon mußte erscheinen; man ernannte Richter, Foulon wurde auf einen Tisch gestellt, den Spruch zu erwarten. Jetzt kam Lafayette; sein Wort machte Eindruck; man ließ sichs gefallen, daß Foulon nach der Abtei gebracht werde, aber neue wilde Haufen drängten sich vor, der Tisch wurde umgestürzt, Foulon fortgeschleppt und an einem Laternenpfahle aufgeknüpft. Darauf schnitten die Wüthendsten ihm den Kopf ab, steckten ihn auf eine Pike und zogen mit Triumph durch die Straßen. Lafayette sammelte nun eilends Nationalgar-

den und französische Garden: doch noch ein Mord befleckte jenen Tag. Foulon's Eidam, Berthier, Intendant von Paris, war einige Tage zuvor in Compiegne verhaftet worden; er war nicht verhaßt gleich Foulon, doch aber bedrohte ihn der erhitzte Pöbel. Die Behörde sandte ihn zu seiner Sicherheit nach Paris; unterwegs kam eine wohlgemeinte Weisung vom Stadthause, anzuhalten; die begleitende Menge aber trieb vorwärts nach Paris. Hier umgab Mordgesindel den Wagen; ein Kerl hielt Berthier Foulon's Kopf entgegen; unter tausend Schmähungen und Mishandlungen kam der Unglückliche nach dem Greveplatze. Ehe Lafayette Hülfe senden konnte, wurde Berthier umgebracht; den Unmenschen genügte das Mal nicht der Kopf, ein Dragoner riß ihm das Herz aus und trug dies als Siegszeichen umher. Lafayette legte den Befehl nieder; man beschwor ihn, bis er widerrief; leider geschah dies ohne die Bedingung, den doppelten Mord zu bestrafen.

Am 23. Juli bekam die Nationalversammlung Nachricht von den Gräueln. Lally betrat abermals die Rednerbühne und redete mit den beweglichsten Worten; da rief Barnave, Mitdeputirter Mounier's, aber in genauer Verbindung mit dem bretonischen Club, das furchtbare Wort: „Ist denn das Blut, das fließt, so rein?" Gegen einige starke Ausdrücke Lally's erhoben Andere Widerspruch: es kam zu einer langen Debatte. Gleich zu Anfange trat Mirabeau hervor. Ohne Lally's Antrag direct zu bekämpfen, legte er ihm Schwierigkeiten in den Weg, indem er einen neuen vorbrachte. Er behauptete, die Unruhen in Paris gingen daraus hervor, daß dort keine ordentliche Stadtbehörde sei, daß Zwietracht zwischen den Wahlherren und den Districtsvorstehern bestehe, daß es einer Municipalität bedürfe. Lally nahm das Wort nicht ohne Anzüglichkeit gegen Mirabeau; er fand Unterstützung in Mounier, Malouet, Matthieu von Montmorency, Gouy d'Arcy, dem Bischofe von Chartres, allesamt bisher Reihenführern unter den Vertheidigern der Nation gegen Despotismus: auch der wackere Gregoire billigte die Adresse und schlug außerdem vor, sie allen Pfarrern zuzusenden und diese zur Beruhigung ihrer Gemeinden aufzufordern. Jedoch die Gegenpartei ward nicht umgestimmt; Barnave sagte,

„man muß sich nicht zu sehr beunruhigen lassen durch die Stürme, die von einer Revolution unzertrennlich sind." In der Abendsitzung kam man zum Beschluß; Lally's Proclamation wurde angenommen, aber mehrfach abgeändert und gemildert hatte sie alle Kraft verloren, und konnte weder Vertrauen der Guten erwecken, noch die Bösen einschüchtern. Ja, die Ankündigung, daß alle Staatsbeamten, die ihre Amtsbefugniß zur Bedrückung des Volks gemisbraucht hätten, zur Rechenschaft gezogen und dazu ein eigener Gerichtshof eingesetzt werden sollte, war sehr geeignet, die Meinung zu erzeugen, daß die Nationalversammlung mehr darum sorge, jene zu strafen, als die Volksjustiz gegen dieselbe in Schranken zu halten. In diesem Sinne wurde allerdings auch 28. Juli ein Nachforschungsausschuß (comité de recherches) gegen staats- und volksfeindliche Anschläge eingesetzt und diesem ein ebenfalls policeilicher Berichtsausschuß (comité de rapports) hinzugefügt.

So war denn in der Nationalversammlung statt der früheren Abgeschlossenheit der Privilegirten gegen die Freunde nationaler Freiheit eine neue Parteiung eingetreten, die Partei fortgesetzter revolutionärer Bewegung und Pöbellicenz gegen die, welche mit Herstellung der Gesetzlichkeit in geregeltem Gange dem Staate eine Verfassung mit Nationalfreiheit geben wollten. Schon begann die Wahl der Sitze auf die Verschiedenheit politischer Principien zu deuten. Sitz nach Unterschied des Standes hatte nicht lange Bestand gehabt. Daß Geistesverwandte ohne Rücksicht auf Stand sich zusammensetzten, machte sich von selbst. Zur Rechten des Präsidenten saßen die Anhänger der alten Verfassung; zur Linken die Freunde weitererer Revolutionsbewegung; die Gemäßigten beider Theile pflegten sich in der Mitte zu halten. Die Hauptgruppe auf der Linken hieß anfangs die Ecke des Palais Royal oder das Lager der Tataren. Die Bezeichnungen der Rechten und Linken wurden bei dem Vetostreite üblich. Der Rechten gehörten an Maury und Cazalès; beide waren nach dem 14. Juli entflohen; sie wurden verhaftet, von der Nationalversammlung reclamirt und darauf die beherztesten Verfechter der Rechten. Als Cazalès zum ersten Male in der Nationalversammlung geredet hatte, sagte Mirabeau zu ihm:

„Mein Herr, Sie sind ein Redner.“ In späterer Zeit äußerte er über ihn: „Wenn Cazalès' Kenntnisse dem Zauber seiner Beredsamkeit entsprächen, so würden wir Alle uns vergeblich anstrengen, gegen ihn zu kämpfen.“ Auch der jüngere (Vicomte) Mirabeau gab hier oft etwas zu hören. Er war nicht ohne Geist und ebenfalls nicht ohne Hitze der Leidenschaft und seine Sitten nichts weniger als musterhaft, aber neben seinem Bruder kam das Eine wie das Andere wenig in Betracht. Er selbst scherzte: „Neben jedem Andern würde ich für einen Menschen von Geist, aber für einen Wüstling gelten, neben jenem Bruder aber hält man mich für einen Tropf, doch für einen sehr ordentlichen Mann.“ Die äußerste Rechte hieß die Schwarzen, weil im vormaligen Reitstalle dort die schwarzen Pferde gestanden hatten. An der äußersten Linken saßen die Partei Orleans und die Mitglieder des bretonischen Clubs. Darunter der Herzog von Aiguillon, beide Lameth, Duport, Lechapelier und der als Schriftsteller berühmte Bretone Volney. Barnave, jung, geistreich, beredt, hatte sich von seinem weisen Landsmann und Lehrer Mounier abgewandt und den Männern heftiger Bewegung angeschlossen. Buzot und Petion begannen mit ihm aufzutauchen; der Letztere, angesehener Advocat, war talentvoll, von Geist und Redegabe, aber herzlos und von nicht geringer Eitelkeit. Robespierre hatte schon mehrmals sich zum Reden hervorgedrängt, aber nie Beifall erlangt. Sieyes redete minder häufig als zuvor. Das mächtigste Gewicht hatte Mirabeau. Seine Erwiderung auf Lally's Antrag läßt nicht klar den Apologeten der Gesetzlosigkeit erkennen; unverhohlen sprach er aber damals in seinem Journal Entschuldigung, ja Billigung der Volksjustiz aus, wenn der Druck des Despotismus zu arg gewesen sei. Seine politische Aufgabe als Demagog oder gar Pöbelführer zu erfüllen, lag ihm aber auch damals fern; finden wir ihn auf Abweichungen von der Mäßigung, die zu seinem politischen Takte gehörte, so war das nur Mittel zu dem Zwecke, den er unverrückt verfolgte, sich dem Könige als Minister aufzuzwingen. Neckers Rückberufung war nicht nach seinem Sinne und er urtheilte richtig, daß dieser nicht mehr der rechte Staatsarzt sei. An ein Zusammenwirken Beider war nicht zu denken.

Mirabeau suchte einen Weg zum König, wie früherhin zu Necker. Dabei durfte die Königin nicht übergangen werden. Mirabeau's Freund Graf von La Mark (nachher Herzog von Ahremberg) übernahm es, die Gesinnungen der Königin durch eine Hofdame erforschen zu lassen. Die herbe Aeußerung der Königin gab Abscheu gegen Mirabeau zu erkennen. „Der König," sagte sie, „wird ohne Zweifel nicht so unglücklich werden, daß er zu so peinlichen Nothmitteln greifen müßte." Also war Mirabeau wieder auf seine Taktik, sich dem Hofe in seiner Macht als Tribun furchtbar zu zeigen, um zum Retter erwählt zu werden, zurückgeworfen. In solcher Gesinnung, scheint es, empfahl er die schleunige Errichtung einer Municipalität in Paris; dort hoffte er Maire zu werden; als solcher bewährt, würde er allerdings zum Ministerium nur einen Schritt gehabt haben. Die Pariser wählten 25. Juli Gemeindevertreter; die Wahlherren legten ihre Stellen nieder; später wurde ein Rath von 300 Personen erwählt, doch Bailly blieb Maire und Mirabeau gab darauf durch nichts zu erkennen, daß er nach jener Stelle strebe.

Die Nationalversammlung bereitete sich nun 27. Juli, die Verhandlungen über die Constitution zu eröffnen; ein 14. Juli niedergesetzter Constitutionsausschuß — der Erzbischof von Bordeaux (Champion de Cicé), Talleyrand, Lally, Clermont-Tonnerre, Mounier, Lechapelier, Bergasse und Sieyes — hatte dazu vorgearbeitet. Clermont-Tonnerre las einen Bericht vor, in dem die Begehren der Cahiers zusammengefaßt waren. Darauf schritt man 1. August zur Frage, ob vor der Constitution eine Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers erörtert werden solle. Während der Verhandlungen darüber häuften sich die Berichte von der überhand nehmenden Gesetzlosigkeit in den Landschaften; sie waren geeignet, die äußerste Bekümmerniß und die rascheste Thätigkeit patriotischer Vertreter der Nation aufzurufen. Die Schreckniſse mittelalterlicher Bauernaufstände waren wiedergekehrt; „Friede den Strohhütten, Krieg den Schlössern und Abteien" war der Ruf des Landvolks in der Dauphiné, Franche comté, in den Landschaften von Macon, Maine, Vesoul, Beaujolais ꝛc. Man rechnet, daß über hundert Schlösser

und Abteien geplündert oder verbrannt wurden. Manche Gutsherren unterlagen den empörendsten Mishandlungen. Im Elsaß wandte die Pöbelwuth sich gegen die Juden. Steuern, hieß es überall, brauche man nicht mehr zu bezahlen; in Flandern wurden die Zollgebäude niedergerissen; hie und da eigentlicher Straßenraub geübt. An manchen Orten waren die Magistrate durch Nationalgarden und Militär der Aufrührer mächtig geworden und manche der Rottenführer büßten mit dem Leben oder in Ketten. Aber hier unterdrückt, loderte die Flamme anderswo wieder auf; was einzelne Behörden durch Gewalt vermochten, stellte nicht die Achtung gegen das Gesetz her; ohne diese aber ist die Furcht vor Strafe sehr prekär. Zu Paris waren insbesondere das Palais Royal und die Districtsversammlungen Herde revolutionärer Erhitzung; zunächst mit Widersetzlichkeit gegen die städtischen Oberbehörden. In der öffentlichen Meinung aber wurden von Tage zu Tage die Wirkungen einer zügellosen Presse merkbar. Die pariser Stadtbehörde suchte dieser Schranken zu setzen, aber das war rein umsonst. Loustalot's „Revolutionen von Paris" (seit 14. Juli) gehören bei aller revolutionären Erhitztheit zu den bessern Blättern jener Zeit; Camille Desmoulins, stark in Herabwürdigung des Heiligsten, Spötter bei dem Entsetzlichsten, nannte sich damals Procureur der Laterne, es erschien eine grausenvolle Spottschrift über Foulon's und Berthier's Ermordung. Maueranschläge und Caricaturen, wo nicht selten abgeschnittene Köpfe figurirten, wetteiferten mit Flugschriften und Journalartikeln, ja in den Modehandlungen gab es Zeug couleur de sang de Foulon. Vor Allem aufregend aber wurde der Mordgesang Ah ça ira, der bei der pariser Insurrection zuerst gehört worden war und in dem sich auf eine significante Art die innige Verbindung französischer Frivolität und Mordlust aussprach. Es ist das Vaudeville der Revolution, wie die Marseillaise ihre Hymne wurde.

Unter solchen Umständen kehrte Necker zurück. Schon unterwegs sah er, wie Frankreich sich binnen vierzehn Tagen verändert hatte; er hätte sehen können, daß er hinter der Stimmung zurückbleiben würde. Doch er wurde mit Freude in Versailles und darauf 30. Juli in Paris begrüßt. Leider folgte die Enttäuschung unmit-

telbar nachher. General Besenval war auf seiner Heimatsreise verhaftet worden; er sollte nach Paris gebracht werden; dies war der Gang zu sicherem Tode. Necker redete zu den pariser Stadtbehörden, zunächst zu den noch versammelten Wahlherren; er machte Eindruck, er schlug allgemeine Amnestie vor; das fand Beifall; Besenval sollte freigelassen werden. Wenige Stunden nachher war es anders. Böswillige Menschen hatten ausgesprengt, Necker habe einen Verbrecher, einen der Günstlinge der Königin, der Gerechtigkeit entzogen; Sturmglocke und Lärmtrommel riefen das Volk auf; am Abende war ganz Paris in Bewegung, auf dem Greveplatze die wildesten Haufen versammelt. Ein District — angeblich durch Mirabeau aufgewiegelt — sandte einen Beschluß gegen die Amnestieerklärung der Stadtbehörde an die übrigen Districte; mehrere von diesen stimmten bei. Die Stadtbehörde erließ nun einen bemäntelten Widerruf; sie habe keineswegs Hochverräther der Strafe zu entziehen gemeint. In der Nationalversammlung kam die Sache 31. Juli zur Sprache. Mirabeau, Volney, Rewbell, Advocat aus Colmar, ein heftiger, rauher und gewaltlustiger Mann, Gleizen, ein hitziger bretonischer Demokrat, Barnave ꝛc. sprachen gegen die Stadtbehörde; es war nicht zu läugnen, daß diese ihre Befugniß überschritten hatte. Die Sache endete damit, daß Besenval in Haft blieb, um vor Gericht gestellt zu werden. Dies war ein Glück für ihn; er wurde späterhin freigesprochen. Necker aber vermochte nun auch das Vertrauen des Königs und der Königin nicht zu gewinnen; sie erkannten, daß der Zauber seines Namens unwirksam geworden sei. In seinen Collegen Montmorin, La Luzerne und S. Priest und den 4. August dazu ernannten Erzbischöfen von Bordeaux und Vienne und Graf Latour-du-Pin hatte er wackere Helfer; sie waren seiner Ansicht und hatten Eifer für die Sache des Gemeinwohls. Aber alle zusammen waren schwache Rohrstäbe bei dem annahenden Einsturze der alten Monarchie. Es blieb für den Hof und für Frankreich ein Unheil, daß Mirabeau und Necker hinfort von einander getrennt blieben. In der Nationalversammlung war Neckers Partei, überhaupt die Partei der Gemäßigten und Gesetzlichen im Niedergange. Thouret, ein Mann von hoher Einsicht

und Geschäftstüchtigkeit, war 1. August zum Präsidenten erwählt worden; er war Neckers Freund, galt aber für einen Anhänger des Hofes; die Wahl wurde angefochten; Paris mischte sich darein; im Palais Royal wurde vorgeschlagen, 15,000 Mann stark nach Versailles zu ziehen. Thouret verzichtete und der ungestüme Lechapelier wurde Präsident — eine Wahl, die auf die nächstfolgenden Begebenheiten von wichtigem Einfluß ward.

Der vierte August.

Der Bericht, mit welchem 3. August die Nationalversammlung zur Hülfe für Recht und Ordnung aufgerufen wurde: „Das Eigenthum jeglicher Art ist die Beute der strafbarsten Räuberei; rundum werden die Schlösser verbrannt, die Klöster zerstört, die Pachthäuser der Plünderung übergeben. Die Abgaben, die gutsherrlichen Gefälle, Alles geht zu Grunde; die Gesetze sind ohne Kraft, die Behörden ohne Ansehen; die Gerechtigkeit ist nur noch ein Phantom, das man vergebens in den Gerichtshöfen sucht," unterbrach die Verhandlungen über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Man mußte darauf eingehen; es wurde die Abfassung einer Proclamation beschlossen. Diese kam folgenden Tags zur Verhandlung.

Am 4. August in der Abendsitzung gegen acht Uhr las Target den Entwurf einer Proclamation vor. Noailles nahm das Wort; man möge die Ursachen der Unruhe des Landvolks beherzigen, er schlage vor, Befreiung desselben von den Feudallasten, theils durch Ablösung, theils durch einfache Aufhebung. Noailles war jüngerer Sohn und hatte wenig preiszugeben; auch war der Gedanke kaum sein eigen; der bretonische Club hatte seit einigen Tagen darüber berathen und Noailles war in übereifriger Ambition der dort getroffenen Abrede vorausgeeilt. Dem Herzoge von Aiguillon war es bestimmt worden, hierüber einen Antrag zu stellen. Dieser, von reichem Besitzthum und mehr als 100,000 L. feudalen Einkommens, blieb nun nicht zurück; sein Antrag war wenig von dem seines Vor-

gängers verschieden. Der besonnene Dupont von Nemours suchte auf die Dringlichkeit der Ermahnung zu bürgerlichem Gehorsam zurückzuleiten; er redete vortrefflich; nach ihm versuchte Marq. Foucault, ein äußerst hartnäckiger Vertheidiger der Privilegien des Adels vom Degen, eine Diversion in anderer Richtung, man solle vielmehr sich mit dem Hofadel, der Pensionen bezöge, zu thun machen. Darauf erwiderten zwei Herzoge, daß dieser Adel nicht zögern werde, seine Vortheile zu opfern, und durch diese großmüthige Erklärung wie durch einen Zauberstab berührt, wurden die Deputirten von einer Unruhe, einem Triebe einer patriotischen Begeisterung ergriffen, wobei ein Standes- und Lokalinteresse nach dem andern preisgegeben wurde. Eine ansehnliche Zahl Deputirter hatte zuvor einem aufregenden Mahle beigewohnt; dies half die geistige Bewegung in raschen Schwung setzen. Kaum hatten zwei Landleute Beispiele von ehemaliger Feudalbarbarei angeführt, so erwachte ein großmüthiger Wetteifer bei dem Adel und Klerus, durch Opferung von Rechten und Einkünften darzuthun, daß sie uneigennützig seien. Von Ehrenrechten war nicht die Rede; um so leichter begreift sich die Bereitwilligkeit, zu opfern; hatte ja schon 23. Mai ein Anerbieten des Klerus und Adels, pecuniäre Vorrechte aufzugeben, den Vorgang dazu gegeben. In der Reihe nach einander wurden Abschaffung der Jagdrechte, Taubenschläge, Kaninchengehege, Leibeigenschaft und dazwischen auch Gleichheit der Strafen, Zulässigkeit des Bürgerlichen zu jeglichem Amte, Abschaffung des Aemterverkaufs, der Annaten und der Ertheilung mehrerer Pfründen an Eine Person, Unentgeltlichkeit der Rechtspflege und der kirchlichen Acte, dagegen Verbesserung des Pfarreinkommens, meistens von Solchen, die dabei Opfer zu bringen traf, zuletzt noch Verbesserung des Zustandes der Negersklaven, vorgebracht und ohne Debatte und ordentliche Abstimmung in einem Rausche hochherziger Uneigennützigkeit beschlossen. Niemand versuchte oder vermochte Einrede zu machen, auch Widerstrebende wurden von dem Strome fortgerissen; Lechapelier als Präsident ließ die Sache gern gehen und legte ein Billet Lally's: „Niemand ist mehr Herr seiner selbst, heben Sie die Sitzung auf," bei Seite. Von der Feudalität ging es weiter zu

verwandten Privilegien, ja zu dem gesamten historischen Rechte im Staate, zu Privilegien der Zünfte, Städte und Landschaften, der hohen Gerichtshöfe. Um zwei Uhr Morgens war von dem mittelalterlichen französischen Staatswesen nichts mehr übrig. Der Erzbischof von Paris beantragte zum Schlusse ein Tedeum, Lally als Zunamen des Königs „Wiederhersteller der französischen Freiheit." Die Versammlung endete mit viertelstündigem Jauchzen und Lebehoch für den König.

Die Beschlüsse jener Nacht, in ihren Nachwirkungen bis zu dieser Stunde das kostbarste Kleinod aus der Hinterlassenschaft der Revolution, wurden gepriesen als die schönste Lobeserhebung für die französische Nation und der beste Beweis, daß das achtzehnte Jahrhundert den Namen des philosophischen verdiene, während der Opferbringer gar viele dem Unmuthe nachhingen. Mirabeau und Sieyes hatten den Rausch nicht getheilt; jener, durch den Tod seines Vaters mit Familienangelegenheiten beschäftigt und deshalb in der Opfernacht nicht zugegen, sagte darauf: „So sind unsere Franzosen; einen ganzen Monat hadern sie über Sylben und in Einer Nacht stürzen sie die gesamte alte Ordnung der Monarchie über den Haufen." Noch 19. August sprach er in der Nationalversammlung: „Vielleicht hätten wir unsere Beschlüsse vom 4. August mit mehr Langsamkeit fassen und eine nützliche Verhandlung vorausgehen lassen sollen. Man würde das Eigenthum und die Gebräuche mehr geachtet haben. Das Staatseinkommen würde vielleicht nicht eine so empfindliche Verminderung erlitten haben." Und ein anderes Mal: „Wir sind nicht Wilde, ganz nackt von den Ufern des Orinoko hergekommen, um eine Gesellschaft zu bilden. Wir sind eine alte, zu alte Nation. Wir haben eine hergebrachte Regierung, einen hergebrachten König, hergebrachte Vorurtheile. Man muß so viel als möglich alle diese Dinge der Revolution anpassen und sich der Plötzlichkeit des Uebergangs überheben." Doch wie nach dem Beschlusse über den Namen Nationalversammlung, so hielt er auch jetzt an den Consequenzen fest; auch auf dem Schutte des alten Baues gab es für ihn einen Platz zu herrschen. Anders Sieyes. Dieser wollte gleich Andern, die in den nächsten Tagen von den

Beschlüssen des 4. August etwas abzudingen versuchten, nicht anerkennen, was kurz nachher aus jenen Beschlüssen gefolgert wurde. Das erste Wort dazu gab Buzot, der 6. August sprach, die geistlichen Güter gehörten der Nation; darauf, als Necker auf eine Anleihe antrug, Barnave, der auf die geistlichen Güter als Unterpfand hindeutete, endlich der Marquis de la Coste, welcher erklärte, die geistlichen Güter seien dem Staate zurückzugeben, Klöster und Zehnten aufzuheben und der Klerus vom Staate zu besolden. In der darauf folgenden lebhaften Verhandlung vertheidigte Mirabeau mit Nachdruck den Satz, daß der Staat die Geistlichen zu salariren habe; Andere drangen auf unentgeltliche Aufhebung der geistlichen Zehnten. Ueber den letztern wurde mehrere Tage bis zu einem definitiven Beschluß debattirt. Sieyes, nichts weniger als uneigennützig, wies indessen sehr richtig darauf hin, daß hierdurch 70 Millionen*) nur den Grundeigenthümern zu gut kommen würden, die doch bei Kauf und Verkauf die Zehntlast schon in Anschlag gebracht hätten, und sprach: „Sie wollen frei sein und verstehen nicht gerecht zu sein." Er war schon von der Revolution zurückgekommen und sprach dies unverhohlen gegen einen Freund aus: „Wenn ich gewußt hätte, wie sich die Revolution wenden würde, hätte ich mich nie darein gemischt." Wie viele Andere ergriff mit und nach ihm solche Reue! Die Sache ward entschieden, als einige Pfarrer freiwillig auf die Zehnten verzichteten; die übrigen wollten nicht zurückbleiben, sie opferten, und so wurde der 10. August eine Nachfeier zu der Bartholomäusnacht der Privilegien. Der Zehnte, ein Drittel des Pfarreinkommens, kam nur den Landbesitzern zu gute; der Staat, welcher die Last der Salarirung der Geistlichen zu tragen haben sollte, hatte keinen Vortheil davon: ihm aber lag das gesamte Capital der geistlichen Güter vor den Füßen. Die weltlichen Feudalrechte, die der Ablösung unterliegen sollten, fielen ohne solche dem Geiste der Revolution zum Opfer; aber erst als der Königsthron umgestürzt worden war, 25. August 1792 erklärte die zweite Nationalversammlung, sie seien ohne Vergütung abge-

*) Nach späterer genauer Berechnung betrug er 133 Millionen. Droz 522.

schafft. Die Frage von den Ehrenrechten des Adels, die ebenfalls in diesen Tagen berührt wurde, beseitigte Mirabeau. Die Beschlüsse wurden 13. August dem Könige überreicht; dieser sprach in kurzer Rede von seinem Vertrauen zu der Einsicht und Gesinnung der Deputirten und von der Pflicht, den Himmel um Beistand anzuflehen. Darauf wurde das Tedeum begangen.

Drittes Capitel.

Der politische Neubau bis zur Jahresfeier des 14. Juli 1790.

Zur Beruhigung Frankreichs war die möglichst rasche Erklärung einer Constitution am meisten geeignet, und darum lag es im Sinne vieler Patrioten, daß die Arbeit recht bald zu vollenden sei. Es that um so mehr noth, je mehr neue Aufwallung die Beschlüsse des 4. August in das Volk brachten. Aber die Nationalversammlung hatte mit der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zu weit ausgeholt; das Streben nach Idealen des philosophischen Staatsrechts ging auch in die Verhandlungen über die Constitution über. Dazu kam eine verkehrte parlamentarische Ambition; die nicht reden konnten, arbeiteten lange Aufsätze aus und lasen diese ab, als seien es Reden; ferner schadete der chicanöse Widerstand mancher Anhänger des alten Staatswesens, welche, da sie das Ganze nicht mehr ändern konnten, mindestens bei dem Einzelnen durch Einrede störten und aufhielten, die Sympathie des Hofes mit diesen, dessen Unaufrichtigkeit und geheime Entwürfe, doch wieder zur alten Gewalt zu gelangen; wiederum die Cabalen der Linken, der immer noch nicht genug umgestürzt war, die auch noch den Boden aufwühlen wollte. Dies Alles war schon Aufenthalt genug. Nun aber kam noch dazu die dringende Sorge um den Staatshaushalt und die Vergeblichkeit der Bemühungen, den bürgerlichen und soldatischen Gehorsam herzustellen. Die Nationalversammlung mußte die herbe Frucht kosten,

die aus der Vernichtigung der königl. Gewalt erwachsen war; an sie ging die Verpflichtung über, die ausübende Macht vertreten zu helfen, und nur zu sehr ward sie dadurch in Sorgen und Wirren verstrickt, die ihre eigentliche Aufgabe in die Länge dehnten und ihr Ansehen gefährdeten. Grade an die Verhandlungen über die Constitution knüpfte sich zunächst die pariser Demagogie.

Gegen die Zügellosigkeit und Frevellust erließ die Nationalversammlung 10. August eine von Mounier verfaßte energische Proclamation, begleitet von einer Eidesformel für das Militär. Doch das Wort des Gesetzes hatte seine Kraft verloren; Beruhigung der Gemüther war nicht die Sache eines Edicts; Aufwallung wurde durch ein Nichts hervorgerufen; das Gift des Argwohns und der Verläumdung hatte die furchtbarsten Wirkungen und wo dann nicht thatsächlich materielle Macht die Ordnung aufrecht zu halten zur Stelle kam, wurde Frevel begangen. Die Nationalgarde in Paris wurde durch Lafayette vortrefflich eingerichtet und seine und des Maire Bailly Thätigkeit war musterhaft: doch konnten sie nur den Ausbrüchen der Gährung wehren; diese selbst zu mindern, war ihnen nicht gegeben. In S. Denys und Troyes wurden Magistratspersonen ermordet, in Versailles ein Vatermörder, der den Tod leiden sollte, den Henkern entrissen; eine Frau aber, die das misbilligte, nur eben aus den Händen des Pöbels, der sie aufknüpfen wollte, befreit. So und schlimmer war es in den Landschaften. Zu Caen wurde in der obgedachten Meuterei, woran Bürger und Bauern Antheil nahmen, der Major Belzunce ermordet, darauf sein abgeschnittener Kopf mit Musik in der Stadt herumgetragen; ein Weib wusch sich die Hände in seinem Blute u. dergl.*) Ueberall war Gelüst, von der neuen Freiheit sogleich unbedingt Gebrauch zu machen; auf die Jagd ging Jeder, der ein Gewehr hatte, auch die Sangvögel wurden nicht verschont; den Zehnten wollte man von Stund an nicht mehr leisten; alle bisherige Leistung an die Gutsherren wurde als ab und todt angesehen; in Paris ging es gegen die Zünfte; die Gesellen hielten Versammlungen, constituirten sich,

*) Bericht Cuvier's, eines Augenzeugen, in Cuviers Briefen an Pfaff 114.

faßten Beschlüsse; Bürger, Bauern, Soldaten, Alles war aus dem Gleise und überall fehlte das Oel, dies aufgeregte stürmische Meer zu besänftigen, und der Damm, es in Schranken zu halten. Das Dasein der Nationalgarde brach dem Militär, auch wo dieses gehorsam war, die Macht; Ungehorsam des letztern war häufige Erscheinung. Es konnte kaum anders sein. Auf den Soldaten wirkte der Verkehr mit Bürger und Bauer und dazu jegliches andere Getriebe der Auflösung. Philosophie ward nun gäng und gebe zur Bezeichnung des Sinnes für Volksfreiheit. Camille Desmoulins schrieb ruhmredig: „Die Brochüren, welche alle Welt und selbst den Soldaten zu Philosophen gemacht haben." Bei der Fahnenweihe einer Division Nationalgarde sprach einer von Lafayette's Adjudanten: „Jetzt, wo die Philosophie vom Himmel herabgekommen ist, um unsere Sitten zu mildern und dem Menschen die ihm von der Natur zu Theil gewordenen unverjährbaren Rechte zurückzugeben, würden alle die gekrönten Räuber, die das Joch der Völker schwerer gemacht haben ꝛc. nicht für Menschen gelten." Dergleichen kam zuoberst in den Verhandlungen der Nationalversammlung selbst vor; die dort ausgesprochenen Entschuldigungen und Beschönigungen, ja Rechtfertigungen der Anarchie, durch die Journale zu Jedermanns Kenntniß gebracht, wurden zum Sporn für die Frevelluft. So mochte der Soldat leicht seines Fahneneides vergessen, wenn er las, was bei der Verhandlung über seinen Eid gesprochen worden war: „In dem Jahrhunderte der Philosophie, in diesem Jahrhunderte der Aufklärung, wo alle Pflichten der menschlichen Gesittung bekannt sind, muß der Soldat als ein Mensch und als Bürger betrachtet werden. Wie würden wir daran sein, großer Gott, wenn die französischen Soldaten nicht genug Vernunft, genug Philosophie gehabt hätten, um die geheiligten Pflichten des Menschen und des Bürgers den starren Gesetzen des Militärgesetzbuchs vorzuziehen!"*) Wenn so etwas in der Nationalversammlung gesprochen und nachher durch den Druck verbreitet wurde, wenn jene ganz und gar noch nicht daran dachte, der Zügellosigkeit der Presse Einhalt zu thun, so be-

*) Moniteur 1789, p. 162.

greift man leicht, wie der Ton der auf Erhitzung des Volks und noch mehr Anarchie berechneten Journale, Flugblätter und Maueranschläge war und wie unkräftig in Paris die Anstalten der Behörden, die der Preßlicenz Einhalt thun wollten, sein mußten.

Jetzt trat der halbrasende Ausrufer der Gewaltthat gegen die Aristokraten, des Krieges der Besitzlosen gegen die Vermögenden hervor. Marat, aus Neufchatel, bekannt als Verfasser von allerlei, zum Theil sehr excentrischen Schriften, deren eine die Abschaffung der Todesstrafe begehrte, und als Uebersetzer eines heftigen englischen Pamphlets: Ketten der Sklaverei, zur Zeit des Ausbruchs der Revolution Thierarzt in Artois' Ställen, Fanatiker für Recht und Gewalt des Pöbels, gab seit September das nachher unter dem Titel „Volksfreund" berufene Journal heraus. Am 17. September schrieb er: „Wer hat die Schuld, wenn es den Feinden der Freiheit endlich gelingt, sich wieder aufzurichten? Die Bürgerschaften, die Bürgerschaften allein, denen der Mangel an politischer Einsicht nicht erlaubt hat, die unheilvollen Folgen einer übel angebrachten Mäßigung und falschen Menschlichkeit zu erkennen. Erschreckt über das tragische Ende einiger Bösewichter, Vaterlandsverräther, haben sie sich zu sehr beeilt, mit diesen blutigen Scenen innezuhalten." Zu dieser offenen Demagogie der Presse kam die des Worts in den Bürgerversammlungen, voraus der pariser Districte, und in den Vereinen des Palais Royal. Dort dominirte schon im Districte der Cordeliers Danton, im Faubourg S. Germain der Fleischer Legendre, hier ein Camille Desmoulins, ein Marquis Saint-Huruge, kolossalen Baues, mächtiger Stimme, verwegenen Sinnes, verrufen durch Ausschweifungen, von zerrütteten Vermögensumständen. Danton war Advokat; ebenso athletisch gebaut wie Mirabeau, häßlicher noch als dieser, von eben solcher Kraft der Lungen und solchem Ungestüm der Rede; Wüstling wie jener, aber ohne alle andere politische Tendenzen als der Anarchie; nicht ohne menschliches Gefühl, nicht ohne Geistesgaben; jetzt aber in Allem nur noch wie ein roher Titan. Er vermochte Alles in seinem Districte; Marat schrieb und druckte unter seinem Schutze. Geheime Umtriebe der Demagogie verzweigten sich vielfach mit der offenen Aufwiegelung.

Obenan unter den Aufwieglern pflegt Mirabeau genannt zu werden. Der Argwohn, daß er bei geheimen Umtrieben in Paris die Hand im Spiel habe, ja diese vorzugsweise von ihm angestiftet würden, genährt durch die schlechte Meinung, die sein unsittliches Privatleben gegen ihn aufgerufen hatte, sprach sich zur Zeit der Neckerschen Amnestiefrage sehr bestimmt aus. Regnauld de S. Jean d'Angely machte 1. August den Antrag, den Deputirten die Besuche in den Districten zu untersagen. Die Verwegenheit in Mirabeau's Antwort kam jener Unbesonnenheit gleich: „Es würde wenig klug sein, Befehle der Versammlung hervorzurufen, um einen Deputirten zu hindern, daß er gehe und an den Arbeiten seiner Mitbürger Theil nehme; solche Befehle gebend, würde sie bald erfahren, daß an den Grenzen der Vernunft sich auch die Grenzen ihrer Herrschaft befänden und daß der wahrhafte Freund der Freiheit nie den Befehlen gehorcht, die sie verletzen, von welcher Autorität sie auch ausgehen." Es ist wahr, er hatte theils durch mehrmalige revolutionäre Reden, theils durch vorübergehende Verbindung mit dem Herzoge von Orleans, desgleichen durch fortgesetzten Verkehr mit dem Club im Palais Royal und mit Danton und Consorten Grund zum Verdacht gegeben. Die Letztern schadeten ihm durch ihre Unbesonnenheit; am 30. August wurde im Palais Royal Lärm bei der Nachricht, Mirabeau sei im Duell getödtet, dann, er sei vergiftet. Einige schlugen vor, man müsse ihm eine Leibwache senden. Als nun eine Deputation des Palais Royal 31. August nach Versailles kam und Erklärungen gegen die Aristokratenpartei und Schutzerbieten für die populären Deputirten überbrachte und zugleich vom Präsidenten Drohbriefe mitgetheilt wurden, rief Goupil-Prefeln: „Catilina ist vor den Thoren und man berathschlagt!" Da wandten sich Aller Blicke auf Mirabeau. Aber das prallte von ihm ab und wenn er das Wort nahm, so beugte sich gar Mancher, der ihn eben noch mit Vorurtheil angesehen hatte, vor dem Gewaltigen. Es ist fast komisch, wie zuweilen die Macht, die er von der Rednerbühne übte, die unterliegenden Gegner wider ihren Willen zur Anerkennung derselben zwang; dies klingt fast, wie wenn Einer der Zauberei beschuldigt wird. So sprach 18. August der

Bretone Gleizen und darauf Rewbell aus Colmar, von der Ueberlegenheit der Talente, mit welcher Mirabeau die Versammlung zu entgegengesetzten Zielen zu leiten verstehe; Mirabeau-Tonneau an demselben Tage: „Ein Mitglied, welches die Gewohnheit hat, durch seine Beredsamkeit zu verführen." So mochte das Gefühl seiner Ueberlegenheit Manche gegen ihn einnehmen. In der Debatte selbst nahm er nicht selten Gelegenheit, sich als Gegner des Anarchismus zu zeigen; so 18. August in der Verhandlung über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, als er sagte: „Ihr werdet nie die französische Constitution zu Stande bringen, wenn Ihr nicht Mittel gefunden habt, der ausübenden Macht und der Meinung einige Kraft wiederzugeben." In seinem Journal kamen oft sehr energische Stellen für Gesetzlichkeit und Ordnung vor. Weder der Hof, noch die Versammlung, noch die Pariser gelangten zu der rechten Meinung über ihn, nämlich daß er nach Umständen den Vertheidiger der Prärogativen des Throns oder den Demagogen machte, dabei aber keiner von beiden Parteien eigen wurde, sondern zwischen diesen Schwankungen unermüdet seinem Ziele zustrebte, den König durch drohende Manifestationen seiner Gewaltigkeit dahin zu bringen, daß er ihn zum Minister wähle, daß er aber eben um dieser Zukunft willen keineswegs darauf ausging, die Macht des Throns gänzlich zu vernichtigen. Darum nun, weil er selbständig über den Parteien dastand, aber nach der Fluthung der beiderseitigen Interessen seinen Gang abmaß und bald hier bald dorthin zu richten schien oder aber die Versammlung bald hier bald dorthin mit sich fortriß, wurde ihm 18. August der obgedachte Vorwurf gemacht. Bei jener Gelegenheit scheint auch etwas Anzügliches über seine Jugendausschweifungen vorgekommen zu sein, wovon der Moniteur schweigt: beides wies er mit ebenso viel Ruhe als Würde zurück. „Es ist wahr," sagte er, „im Verlaufe einer sehr stürmischen Jugend habe ich durch die Schuld Anderer und vor Allem durch die meinige, großes Unrecht gehabt (j'ai eu de grands torts), und wenige Menschen haben in ihrem Privatleben mehr als ich Stoff zur Verläumdung und Nahrung für üble Nachrede gegeben; aber ich wage Sie Alle zu Zeugen zu rufen, kein Schriftsteller, keine öffentliche

Person hat mehr als ich Recht, sich muthvolle Gesinnung, uneigennützige Absichten, stolze Unabhängigkeit und Gleichmäßigkeit unwandelbarer Grundsätze zur Ehre zu rechnen. Meine angebliche Ueberlegenheit in der Kunst, zu entgegengesetzten Zielen zu leiten, ist also eine sinnlose Schmähung, ein Pfeil aus der Tiefe in die Höhe geworfen, den dreißig Bände genugsam zurückstoßen, so daß ich es nicht für nöthig erachte, mich damit zu beschäftigen."

Die Anwendung geheimer Springfedern, den Gang der Revolution dergestalt über die gebührlichen Schranken hinauszutreiben, daß der Thron aller Macht entkleidet würde, ist bei weitem mehr dem bretonischen Club als Mirabeau zur Last zu legen. Duport und die beiden Lameth wollten über das Ziel, das Mirabeau für die Revolution setzte, weit hinaus. Wie weit diese Umtriebe demagogische Aufwühlung der pariser Clubs und des Pöbels als Mittel gebrauchten, ist nicht klar. Wohl aber zeigte sich in der Nationalversammlung jene Partei als Opposition gegen die Vorschläge der Gemäßigten bei den ersten Constitutionsfragen schon in ihrer Stärke. Die Verhandlungen der Nationalversammlung hallten wider in Paris und an sie knüpfte sich nun zunächst die Aufregung, die von einer andern Seite durch die Kargheit der Lebensmittel in Paris gesteigert wurde.

Am 17. August kam die Nationalversammlung zu den Verhandlungen über den Entwurf einer Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, welche Mirabeau im Namen des dazu eingesetzt gewesenen Ausschusses vorlegte. Er hatte früher den Holländern eine solche verfaßt; die französischen Zustände aber hielt er nicht für geeignet zu solcher Abschweifung in das Gebiet der Ideen. Dies erklärte er 18. August, als sein Entwurf angefochten worden war; er rieth eine solche Rechtserklärung zu verschieben, bis die Constitution fertig sein werde. Das fand theilweise Beifall, aber die Stimmenmehrheit war dagegen. Man legte nun der Verhandlung einen von dem sechsten Bureau verfaßten Entwurf zum Grunde, der nicht eben vorzüglicher war, als die übrigen und an dem im Laufe der Verhandlung (19—27. August) so viel geändert wurde, daß von der ursprünglichen Fassung wenig übrig blieb. Bedeutsam

waren die Ausstellungen einiger Mitglieder der Rechten gegen die Fassung des Eingangs, wobei die Principien der neuen Philosophie ihnen zu stark hervorzutreten schienen. Der erste Artikel lautete: Jeder Mensch hat von Natur das Recht ꝛc.; dagegen bemerkte der Graf Virieu, Natur sei ein sinnloses Wort, das uns das Bild des Schöpfers entrücke, um nur die Materie zu beachten; er brachte eine andere Fassung in Vorschlag, wornach die Nationalversammlung auch erklären sollte, daß sie in Gegenwart des höchsten Wesens die Rechte proclamire. Dagegen wurde eingewandt, diese Gegenwart sei überall und brauche nicht besonders erwähnt zu werden: doch ließ man sich den Zusatz und auch den Wegfall der „Natur" gefallen. Sehr heftig ward 23. August die Debatte über den Artikel von Religionsfreiheit; diese Sitzung war eine der längsten und stürmischsten: hier zeigten die Anhänger der neuen Philosophie ihre Stärke; die Vertheidiger des Satzes von herrschendem Cult unterlagen. Mehrere Deputirte brachten eine Erklärung der Pflichten in Vorschlag; es war wohl Zeit, daran zu denken, so wie bei der Annahme der Preßfreiheit an Mittel, der Licenz zu steuern. Vicomte Mirabeau (Tonneau) wollte sogar den mosaischen Dekalog zum Eingange haben. Man ließ die Pflichten bei Seite.

Schon vor dieser Verhandlung, 14. August, hatte Duquesnoy die Frage über Permanenz und Zahl der Kammer und das Veto des Königs als Lebensfrage der Constitution bezeichnet; Mounier hatte in einer Schrift, Considérations sur le Gouvernement, die Gemüther für das englische und amerikanische Zweikammersystem zu stimmen gesucht und dieses ungemeinen Erfolg bei den Gemäßigten, selbst bei der Rechten gehabt. Darauf hatte 19. August Lally-Tolendal zu Gunsten dieser Ansicht eine lange ausführliche Rede gehalten. Dies wurde nun der Apfel der Eris, und schroff traten dabei die Parteien, nun bestimmter als zuvor, als Linke und Rechte gestaltet, einander entgegen. Die der äußersten Linken wollten nur Eine Kammer. Das Veto des Königs wollte die äußerste Rechte absolut, die Gemäßigten suspensiv, die äußerste Linke wollte gar keins. Mit diesen beiden Fragen verflocht sich die dritte, ob die Kammer (oder die Kammern) ununterbrochen versammelt

sein sollte, also von der Permanenz. Es war Hoffnung zur Verständigung zwischen den Gemäßigten und dem bretonischen Club; Barnave suchte zu vermitteln; Mounier besprach sich darauf mit Duport, Alex. Lameth ꝛc., doch sie blieben zwieträchtig. Dagegen neigte sich die aristokratische Partei Mounier's Ansicht zu. Die Verhandlungen über jene Fragen begannen 28. August, nachdem Mounier im Namen des Constitutionsausschusses Bericht erstattet hatte. Es redeten außer Mounier und Mirabeau die Herzoge von Liancourt und Larochefoucauld, die Grafen Lally-Tolendal, Clermont-Tonnerre, Virieu, Castellane und d'Entraigues, der Ritter Lameth, Abbé Maury, Sieyes, Malouet, Camus, Rabaut de S. Etienne, Barnave, Dupont v. Nemours, Thouret, Target, Treilhard, Petion, de Sèze ꝛc. Auch Robespierre wollte sich vernehmen lassen; er wollte ungestört reden, was er bei seiner widerwärtigen Persönlichkeit noch nicht vermocht hatte, und trug an auf einen Artikel der Geschäftsordnung, der Murren ꝛc. verböte. Der Ausdruck des Mißfallens über den Menschen ward so heftig, daß er die Rednerbühne verlassen mußte; da nahm (28. August) sich Mirabeau seiner an; doch bald nachher (5. September), als er lange Zeit gebraucht hatte, um darzuthun, daß der Gegenstand delikat sei, machte die Ungeduld der Versammlung seinem Gerede ein Ende. Mirabeau hatte auch hier richtigen Blick; es war ihm nicht zweifelhaft, daß in Robespierre, dessen preciöse Haltung, krampfhaftes Zucken in Händen und Gesicht, kreischende Stimme und ermüdend gedehnte Rede gegen ihn einnahm, etwas Eigenthümliches sei, das ihn noch weit bringen könne. „Der Mensch glaubt, was er sagt," sprach er über ihn. Bei diesen Verhandlungen ward die ungestüme Theilnahme der Zuschauer auf den Galerien, die man schon einige Male lästig empfunden, aber zu beseitigen nicht vermocht hatte, sehr aufdringlich und die von dort ausgehenden Bezeugungen des Beifalls und Mißfallens hatten Einfluß auf den Gang der Verhandlungen. Auch hiebei zeigte sich Mirabeau als der Pöbeldemagogie fremd; er zuerst brachte in Vorschlag, Billets zu den Galerien auszutheilen.

Zunächst wurde 8. September Permanenz beschlossen. Eine Kammersitzung sollte zwei Jahre dauern, dann die Deputirten durch

neue abgelöst werden und die neue Sitzung ohne Intervall an die Stelle der vorhergehenden treten. Eine zweijährige Sitzung sollte Legislatur heißen. Mit der Theilnahme an der Debatte über die Zahl der Kammern trat zuerst Abbé Maury als bedeutender Redner der Rechten hervor; nach äußerer Gestaltung durch Größe und Körpermasse, bei dem Reden durch Stärke der Stimme und nach seiner Gesinnung durch hartnäckigen und bis zur Verwegenheit und Unverschämtheit getriebenen Widerstand gegen alle Concessionen an die Revolution ausgezeichnet. Dieser stimmte für zwei Kammern. In eben dieser Debatte machte das Wort des reformirten Geistlichen Rabaut de S. Etienne: Ein Gott, Eine Nation, Ein König, Eine Kammer! tiefen Eindruck. Mirabeau aber riß 9. September die Versammlung zu ungemessenem Beifall hin, als er ganz unerwartet erklärte, Abstimmung über die Zahl der Kammern sei ganz unnöthig, da die Permanenz schon Einheit in sich schließe. Folgenden Tags wurde dies angefochten; die Sitzung wurde stürmisch, Graf Virieu sprach von Demagogen und fluchte; darauf wilder Lärm; der Präsident, Bischof v. Langres, wurde insultirt und legte nieder; endlich kam es zur Abstimmung und diese entschied 10. September für Eine Kammer. Nun war die Frage über das Veto übrig. Mirabeau hatte schon 15. Juni bei der Debatte über den Namen der Versammlung erklärt, ohne königl. Veto wolle er lieber zu Constantinopel als in Frankreich leben;[1]) man war gespannt auf seine Rede; aber das Mal blieb er hinter den Erwartungen zurück; seine Rede sprach nicht deutlich aus, ob er ein absolutes oder suspensives Veto wolle; es ist wenig von ihr zu rühmen. Er soll dabei fremdes Material benutzt haben, ohne dessen zur Zeit der Rede ganz mächtig geworden zu sein.[2]) Der Schluß: „Jährlichkeit der Nationalversammlung, Jährlichkeit der Armee, Jährlichkeit der Steuern, Verantwortlichkeit der Minister, und die königl. Bestätigung wird ohne schriftliche Beschränkung, aber thatsächlich vollkommen umgrenzt, das Palladium der Natio-

1) S. oben S. 283.

2) Dumont, Souvenirs sur Mirab. 106.

nalfreiheit und die kostbarste Uebung der Freiheit des Volkes sein," ließ in der That nicht recht erkennen, was er wollte. Man sagte, die Rede Petion's, der vor Mirabeau gesprochen hatte, sei der seinigen im Gange, in Logik und Principien überlegen. Für Mirabeau's Popularität aber war die Dunkelheit seiner Rede sehr zuträglich; er galt für Einen, der gegen alles Veto sei, da er doch eigentlich ein absolutes Veto wollte.

Necker machte hier einen Versuch, die Zuneigung der Mehrheit wiederzugewinnen. Er hatte den König bestimmt, zuvorkommend zu erklären, daß er nur ein suspensives Veto wünsche. Also erfolgte die Abstimmung dafür 12. September mit 673 Stimmen gegen 325. Und doch sollte weder der König noch Necker Gewinn von diesem Eingehen in die Absichten der Majorität haben. Dies zeigte sich 14. September in einem Antrage Barnave's, der sich mehr und mehr von dem weisen Mounier entfremdet und dem bretonischen Club ganz und gar zugewandt hatte. Dieser gebrauchte den jungen talentvollen und beredten Mann zum Organ. Noch hatte der König die Beschlüsse des 4. August nicht bestätigt. Bei der Frage nun, ob das Veto suspensiv nur für eine oder mehrere Legislaturen sein sollte, brachte er in Vorschlag, zuvor die Erklärung des Königs über die Beschlüsse des 4. August abzuwarten. Das hieß also, mit dem Maße, das der König gebrauche, wolle man ihm wieder messen. So wurde beschlossen. Jetzt traten Mounier, Lally-Tolendal, Clermont-Tonnerre und Bergasse aus dem Constitutionsausschusse; zu Sieyes, Talleyrand, Lechapelier, welche blieben, wurden nun Thouret, Target, Desmeuniers, Rabaut de S. Etienne und Tronchet gewählt.

Alles dies hatte, wie gesagt, seinen Widerhall in Paris, und die Macht des Gerüchts, der Verläumdung, die Empfänglichkeit der unwissenden und leicht zu bethörenden Menge wirkte mit der Sorge um Lebensmittel zusammen, die Umtriebe der Anarchisten zu fördern. Das Wort Veto vor Allem war im Munde des Volkes; die Einen sagten, es sei eine Steuer, ein Anderer demonstrirte, das Veto bestehe darin, wenn man seine Schüssel voll Suppe habe und der König befehle, „gieße sie aus," so müsse man sie ausgießen, ein

dritter, den Kerl Veto müsse man an den Laternenpfahl hängen, es sei ein Engländer, der Unruhe stifte. Die Anarchisten des Palais Royal erhitzten sich und die Menge damit am Ende Augusts, und in Folge davon machte sich S. Huruge 30. August mit einer Deputation auf nach Versailles; diesen Schwarm sprengte die Nationalgarde auseinander, dieselbe räumte auch das Caffé Foy im Palais Royal; dennoch machten sich folgenden Tags, wie oben erwähnt,*) zwei Abgeordnete des Palais Royal auf, der Nationalversammlung einen Beschluß zu überbringen, daß die „bestochenen" Deputirten (Mounier ꝛc.) abgerufen und gerichtet werden müßten. Zugleich gelangten die ebenfalls oben erwähnten Drohbriefe dahin, in denen angekündigt wurde, daß 15,000 Menschen bereit seien, die Schlösser und Häuser der Aristokraten in Flammen zu setzen und daß die früheren Lectionen wiederbeginnen sollten. Die gerechte Entrüstung der Gemäßigten ward leider durch die Cabale der Anarchisten neutralisirt; man ging zur Tagsordnung über und gab dergestalt den pariser Friedensstörern die Ueberzeugung, daß von der Seite her wenig zu fürchten sei. Energischer bewies sich die pariser Stadtbehörde, neben welcher das Parlament seinen frühern Antheil an der städtischen Ordnung gänzlich eingebüßt hatte. Als 31. August eine Deputation des Palais Royal auch an sie gelangte und Berufung der Districtsversammlungen gegen das Veto und die Aristokraten begehrte, wies sie dies mit kurzen Worten zurück, ließ am Abende das Café Foy abermals säubern und den Marquis S. Huruge nebst einigen Genossen verhaften. Die Districte blieben ruhig.

Nach dem Schlusse der Debatte über das Veto wurden mehrere Grundartikel der Constitution, Unverletzlichkeit des Königs, Ungetheiltheit und Erblichkeit des Throns, ohne sonderliche Debatte erledigt. Zwiespalt der Ansichten aber zeigte sich bei der Frage über die Succession für den Fall des Ausgangs der regierenden Linie der Bourbons. Nach natürlichem Erbrechte standen am nächsten die spanischen Bourbons; aber Philipp V. hatte bei der Annahme der spanischen Krone auf die Succession verzichtet; galt dies für seine

*) S. 323.

Nachkommen, so folgte das Haus Orleans. Eine Partei Orleans trat auch damals nicht merkbar hervor, am wenigsten gab sich Mirabeau als Orleanist zu erkennen, vielmehr schien er die Stärke der Partei Orleans' sondiren zu wollen. Und dennoch galt er hinfort für Orleans' Parteigänger. Nun ging Ludwigs Antwort auf die Beschlüsse des 4. August ein; sie enthielt Beistimmung zu den meisten derselben, Verheißung, sich über das, was den Klerus betraf, mit dem Papste vernehmen zu wollen; über Manches begehrte er nähere Aufschlüsse, über Anderes ermahnte er zu Recht und Billigkeit. Der rauhe Lechapelier sprach darauf, jene Artikel, als zur Constitution gehörig, bedürften nicht der Bestätigung des Königs, er habe sie nur zu promulgiren. Das unterstützte Mirabeau; Lally-Tolendal's Gegenrede war umsonst; man sandte zum Könige und begehrte die Bekanntmachung jener Beschlüsse. Der König gab nach und wie zur Erkenntlichkeit dafür dehnte man nun 21. September die Gültigkeit des suspensiven Veto über zwei Legislaturen aus.

Necker konnte jetzt kaum anders als zur Nachgiebigkeit gegen das Unvermeidliche rathen; in seinem speciellen Verwaltungsfache konnte er ohne Hülfe der Nationalversammlung nicht mehr bestehen, der Bankrutt rückte heran. Die Folgen der Beschlüsse des 4. August waren für die Finanzen äußerst empfindlich; die Steuererhebung stockte; die Menge meinte nun über die Steuern hinaus zu sein. Necker hatte schon 7. August eine Anleihe zu 5 Procent in Vorschlag gebracht, aber seine Gegner in der Nationalversammlung gemeint, es besser zu verstehen und nur fünftehalb Procent bewilligt; darum zerschlug sichs. Nun ging man auf Neckers Plan ein, aber zu spät; die rechte Conjunctur für die Anleihe war vorüber. Hierauf ermäßigte man die Salzsteuer; das gab neue Verminderung des Staatseinkommens; Necker machte dringende Vorstellungen; nun wurden alle Steuerfreie mitbelastet, vom Klerus Einlieferung überflüssigen Kirchensilbers begehrt. Alles dies, ebenso die freiwilligen Darbringungen, womit auch Damen vor der Nationalversammlung erschienen, ging wie ins Faß der Danaiden. Zuletzt beantragte Necker eine außerordentliche Steuer, von der nur Bürger von weni-

ger als 40 L. Einkommen und Tagelöhner ausgenommen sein und die ein Viertel des Einkommens und anderthalb Procent von vorräthigem Metallwerthe betragen sollte. Die Maßregel hatte etwas Tyrannisches und fand bei dem pecuniären Egoismus viel Widerstand: jedoch Mirabeau, hier mehr Patriot als Antagonist Neckers, und, wenn jemals so jetzt, Anwalt der Interessen der Nation, erklärte sich dafür. Die von ihm 26. September deshalb gehaltene Rede ist eine der ergreifendsten und gewaltigsten von allen, die auf der französischen Rednerbühne vorgekommen sind; Mirabeau sprach nach der Eingebung des Moments mit aller Fülle und Stärke genialer Redegabe und der Macht der Begeisterung. Seine Zeichnung der Gefahr eines Bankrutts wird auf alle Zeit bewundert werden. Gleich zu Anfange, als er für Neckers Plan das Wort genommen hatte, rauschte ihm Beifall entgegen, man war bereit, kurzweg darüber zu beschließen; Mirabeau selbst aber wollte nicht überraschen, sondern überzeugen; er entfernte sich und kehrte mit dem Entwurfe zu einem Decrete zurück. Daran wurde dies und jenes erinnert, die Lust zu reden bemächtigte sich der Versammlung, die Sitzung wurde tumultuarisch; Mirabeau nahm nochmals das Wort, die Ruhe kehrte zurück; ihn wollte man hören. Er setzte auseinander, daß man auf Neckers Plan zurückkommen müsse, daß man nicht Zeit habe, ihn zu prüfen, daß man die Berathung nicht aufschieben dürfe. „Freunde," fuhr er fort, „hört ein Wort, ein einziges Wort. Zwei Jahrhunderte Erpressungen und Räuberei haben den Abgrund gegraben, der im Begriff ist, das Königreich zu verschlingen. Wir müssen ihn füllen, diesen entsetzlichen Abgrund. Wohl, hier ist das Verzeichniß der französischen Grundeigenthümer. Wählt zwischen den reichsten, um weniger Bürger zu opfern, aber wählt; denn muß nicht eine geringe Zahl umkommen, um die Masse des Volks zu retten? Wohlan! diese 2000 Notabeln besitzen genug, um das Deficit zu decken. Bringt die Ordnung in Eure Finanzen zurück, den Frieden und die Wohlfahrt in das Königreich. Schlagt, opfert ohne Mitleid diese traurigen Schlachtopfer! Stürzt sie in den Abgrund — er wird sofort sich schließen — Ihr weicht entsetzt zurück — Inconsequente Menschen! — Kleinmüthige Menschen! Ei! seht

Ihr denn nicht, daß, wenn Ihr den Bankrutt beschließt, oder, was noch gehässiger ist, wenn Ihr ihn unvermeidlich macht, ohne ihn zu beschließen, Ihr euch befleckt mit einer Handlung, die tausend Mal verbrecherischer ist, und, unbegreiflich, ohne Lohn verbrecherisch; denn am Ende würde jenes entsetzliche Opfer wenigstens das Deficit decken. Aber glaubt Ihr, weil Ihr nichts werdet bezahlt haben, daß Ihr nichts mehr schuldig sein werdet? Glaubt Ihr, daß die Tausende, die Millionen von Menschen, die in einem Augenblicke, durch die schreckliche Explosion oder durch ihre Gegenstöße, Alles verlieren werden, was den Trost ihres Lebens ausmachte, Euch Eure Verbrechen ruhig werden genießen lassen? Stoische Betrachter des unberechenbaren Wehs, das diese Katastrophe über Frankreich ausspeien wird, gefühllose Egoisten, die Ihr denkt, daß diese Convulsionen der Verzweiflung und des Elends vorübergehen werden, wie so viele andere, und um so rascher, je gewaltiger sie sein werden, seid Ihr wohl sicher, daß so viele brodlose Menschen zulassen werden, daß Ihr ruhig die Gerichte kostet, wovon Ihr weder die Zahl noch den Wohlgeschmack habt verringern wollen! Nein, Ihr werdet umkommen, und in dem allgemeinen Brande, den anzuzünden Ihr nicht schaudert, wird der Verlust Eurer Ehre nicht einen einzigen Eurer Genüsse retten. Siehe! dahin geht unser Weg. Ich höre von Patriotismus reden, von Aufschwung des Patriotismus, von Anrufungen des Patriotismus. Ach! schändet nicht diese Worte Vaterland und Vaterlandsliebe! Es ist wohl sehr hochherziger Aufschwung, einen Theil seines Einkommens zu geben, um Alles zu retten, was man hat. Ei! meine Herren, das ist nur einfache Rechenkunst und wer zögert, kann den Unwillen nur durch die Verachtung, die seine Einfältigkeit erregt, entwaffnen. Ja, meine Herren, es ist die gewöhnlichste Klugheit, es ist die trivialste Weisheit, es ist Euer handgreiflichstes Interesse, was ich anrufe. Ich sage Euch nicht mehr, wie vormals, werdet Ihr zuerst den Nationen das Schauspiel eines Volkes geben, das sich versammelt, um diese öffentliche Treue zu brechen? Ich sage Euch nicht mehr, ha! welche Ansprüche habt Ihr auf die Freiheit, welche Mittel bleiben Euch, um sie zu behaupten, wenn Ihr von Eurem ersten Schritte an die

Schändlichkeiten der verderbtesten Regierungen überbietet, wenn das Bedürfniß Eurer Mitwirkung und Eurer Aufsicht nicht die Bürgschaft für Eure Constitution ist? Ich sage Euch, Ihr werdet Alle fortgerissen werden in den allgemeinen Umsturz, und die zuerst bei dem Opfer, das die Regierung von Euch begehrt, Betheiligten seid Ihr selbst! Beschließt also diese außerordentliche Abgabe, und möge diese ausreichend sein! Beschließt, denn wenn Ihr auch Zweifel (ungefähre und nicht erörterte Zweifel) über die Mittel habt, so habt Ihr doch keine über ihre Nothwendigkeit und unser Unvermögen, sie zu ersetzen, unmittelbar wenigstens. Beschließt, weil die öffentlichen Zustände keinen Verzug gestatten und wir für jeden Aufschub verantwortlich sein würden. Hütet Euch, Zeit zu begehren, das Unglück bewilligt diese niemals. — Meine Herren, bei Gelegenheit eines lächerlichen Antrags des Palais Royal, einer lächerlichen Insurrection, die niemals Bedeutung hatte außer in den Einbildungen schwacher oder den verderblichen Entwürfen einiger trüglichen Menschen, habt Ihr vor Kurzem die unsinnigen Worte gehört: «Catilina ist vor Roms Thoren und man berathschlagt!»*) Und gewiß, es gab um uns weder Catilina, noch Gefahren, noch Factionen, noch Rom — Aber heute ist der Bankrutt da, der scheußliche Bankrutt; er droht Euch, Euer Eigenthum, Eure Ehre zu verschlingen und Ihr berathschlagt!" — Neid und Eigennutz verstummten, Alles wurde fortgerissen, der Rausch des Beifalls war convulsivisch, Mirabeau's Triumph war vollkommen. Wir werden bewegt, wenn wir seine Reden lesen; aber „man muß ihn gesehen und gehört haben," sagen die Zeitgenossen. Es war die Zaubermacht der Beredtsamkeit, wo der Hörer des eigenen Urtheils über das Wesen der Sache, die es gilt, aufhört sich bewußt zu sein, wo am Ende der Gedanke von der Sache selbst, über die geredet wird, abkommt und die ganze Seele sich dem Genusse der Rede hingiebt. An jenem Tage ward die Macht seiner Rede als Kunst von einem der Zuhörer auf eigene Art anerkannt. Molé, ausgezeichneter Schauspieler des königl. Theaters, von Bewunderung ergriffen, trat herbei, ihm

*) S. oben S. 323.

zu huldigen, „wie sehr, Herr Graf," sprach er, „haben Sie Ihren Beruf verkannt."

So durch die volle Macht der Persönlichkeit gebietend in der Versammlung, soll Mirabeau Pöbeldemagog und zu geheimen Umtrieben geschäftig, er soll Agent des Herzogs von Orleans gewesen sein! In der That, es gehört ein großes Maß von Glaubensfähigkeit dazu, sich einbilden zu lassen, daß er darin seine Stärke gehabt habe; doch Neid und Furcht suchten damals in dergleichen einen Abzug von der wirklichen Ueberlegenheit Mirabeau's. Populär aber war Mirabeau damals, so wenig er auch seine Popularität zu einer populacière zu machen suchte, bis zum Komischen. Postillone nannten das Mittelpferd, welches das Meiste zu thun hatte, Mirabeau. Bei der Gereiztheit der haßerfüllten Aristokraten der Rechten, deren Ingrimm sich in Schmachtiteln, „Mörder, Bösewicht, Lump, eine Misgeburt von Schwätzer, Candidat für die Galeeren" ꝛc., Luft machte, konnte es nicht fehlen, daß an Mirabeau Herausforderungen zum Zweikampfe gerichtet wurden; er nahm sie an, legte sie in sein Portefeuille und erklärte, nach dem Schlusse der Nationalversammlung darauf dienen zu wollen; „die Reihe ist lang," setzte er hinzu, „und Sie werden sich schon gedulden müssen, Sie werden kein Ueberhüpfen (passedroit) wollen." In dem Antagonismus gegen ihn fanden sich auf Einer Bahn Mitglieder der Rechten und der Linken, und wohl mag daraus ein seltsamer Antrag erklärt werden, der gegen seine Ueberlegenheit gerichtet, ihn außer Thätigkeit setzen sollte. Am 18. September brachte Volney der Bretone in Vorschlag, da man bei der großen Uneinigkeit so schwer zum Ziele komme, sich sofort mit einer neuen Legislatur zu beschäftigen und sich durch diese ablösen zu lassen; das fand Beifall. Nun brachte Vicomte Mirabeau einen zweiten, daß Niemand von den Mitgliedern der gegenwärtigen Versammlung wählbar zur folgenden sein, ja nicht einmal dem Wahlorte nahe kommen dürfe. Die Gegenrede seines Bruders war vortrefflich; er behandelte den Vorschlag erst wie einen Spaß, den sich jener habe machen wollen: „Ich habe es," sagte er, „immer für ein Zeichen von sehr gutem Geiste angesehen, daß man seinen Beruf heiter er-

fülle. Darum fällt mir auch nicht ein, dem Vorstimmenden seine Heiterkeit in Umständen, die nur zu viel traurige Betrachtungen und trübe Gedanken herbeirufen, vorzuwerfen, ich habe nicht das Recht, ihn zu loben, es liegt nicht in meinem Herzen noch in meiner Absicht, ihn zu tadeln; aber es ist meine Pflicht, seine Meinungen zu widerlegen, wenn es mir scheint, daß sie gefährlich werden." Darauf erinnerte er an den Schwur im Ballhause, an die Gefahren, die Verdienste der Deputirten; er schüttete recht eigentlich sein Herz aus. Der Antrag blieb nun erfolglos, aber wir werden sehen, wie man im Jahre 1791 in einer unheilbringenden Stunde ihn wiederholte. Nicht lange nachher, 30. September, sprach Mirabeau dem Königthum das Wort bei der Frage, ob der König das Recht haben solle, Aemter zu besetzen; er beseitigte die Frage, um nicht, sagte er, die Thatkraft einer schon so matten Monarchie noch mehr zu schwächen und eine Freiheit zu vergrößern, die der Anarchie schon so nahe sei.

Paris kam nicht aus der Gährung heraus. Im Laufe des Septembers ward die Theurung empfindlich und zugleich kamen den Unruhestiftern neue Anlässe zu statten. Kein Tag, wo nicht auf dem Stadthause die Subsistenzmittel zur Sprache kamen, mit jedem Tage die Volkshaufen vor den Bäckerläden gedrängter und drohender; die Getreidehalle hatte 600 Nationalgarden zur Beschützung. Es hieß, die Theurung werde durch künstliche Mittel der Aristokraten hervorgebracht und der König wolle nach Metz entfliehen. Jenes war ganz aus der Luft gegriffen; der Mangel an Zufuhr nach der Hauptstadt ging aus der Unsicherheit des Verkehrs hervor; dies dagegen war nicht ungegründet. Malouet und mehrere andere über den Gang der Revolution mit bangen Sorgen erfüllte Deputirte waren mit einander übereingekommen, den König zur Verlegung der Nationalversammlung nach einem andern Orte zu bewegen; ihre Vorstellung ward jedoch nicht angenommen. Der Grund davon war, daß der König damals mit dem Gedanken der Flucht nach Metz und einer von dort mit Hülfe der von Bouillé befehligten Truppen zu bewirkenden Gegenrevolution umging. Dies war so recht nach dem Sinne der Königin. Davon kamen dumpfe Gerüchte nach

Paris. Schon in der Mitte Septembers hieß es nun in Paris, man müsse sich in Besitz des Königs setzen; die französischen Garden vor Allem setzten sich in den Kopf, daß es ihnen zukomme, Wache im Palast zu Versailles zu thun, wie vormals, wo immer ein Theil des Regiments um den andern in Versailles den Dienst hatte. Die Sehnsucht des Hofes nach Truppen ward darauf zur Verblendung, als man zu nächster Sicherstellung der Person des Königs und des Hofs das Regiment Flandern nach Versailles kommen ließ. Auf den Protest Mirabeau's, der die Folgen der Verkehrtheit voraussehen mochte, und der pariser Stadtbehörde folgte eine große Aufregung in Paris, die durch Journalartikel Loustalot's und Marat's noch gesteigert wurde. Ein fast muthwilliger Leichtsinn des Hofes, der seine Freude an den Uniformen nicht mäßigen konnte, zeitigte den Ausbruch. Am 1. October gaben die Gardesducorps den Officieren des Regiments ein Fest; der Hof gab nicht blos den Opernsaal dazu, sondern König, Königin und Dauphin erschienen, obschon nur zu kurzer Begrüßung, bei dem Feste; dies wurde zum Rausche eines Royalismus, dessen Auslassungen an Unbesonnenheit in dem Maße zunahmen, als der Wein wirkte. Der Hof blieb in seiner Bethörtheit; die von dem ersten Feste übrig gebliebenen Mundvorräthe gaben Anlaß zu einem Nachfeste, das 3. October begangen wurde. Auch dessen freute sich der Hof. Dieser Leichtsinn der Königin ist fast sträflich zu nennen. Kaiser Joseph erkannte den ungeheuern Fehler; „was soll man," sagte er zu Segur, „zu Menschen sagen, die das Festmahl der Gardesducorps zulassen, ohne ihrer Armee sicher zu sein!" Die Nationalversammlung war übel gestimmt; am 5. October wurden Beschwerden laut über das Fest, über den Getreidemangel in Paris, über die so eben eingehende Botschaft des Königs, der an der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte und an den 19 ersten Grundartikeln der Constitution manches zu erinnern gefunden hatte. Mirabeau sprach ein drohendes Wort, er wolle Aufschlüsse geben, wenn die Unverletzlichkeit nur für den König gelten solle. Dies warf ihn abermals tief in den bösen Leumund der Demagogie; und doch war es wohl nur der Verdruß, den König unter Leitung der Königin auf verkehrter Bahn

zu sehen. Die Nationalversammlung beschloß, der Präsident, damals Mounier, solle sich zum König begeben und unbedingte Zustimmung zu den obgedachten Beschlüssen begehren.

In Paris wurde die Unruhe bedrohlich; Marat's Volksfreund rief zu den Waffen; Loustalot schrieb in den Revolutionen von Paris: „Eine zweite Aufwallung der Revolution ist nöthig und Alles bereitet sich dazu." Die Menge erhitzte sich durch arge Gerüchte von den beiden Festen der Gardesducorps; Hofdamen haben weiße Cocarden ausgetheilt, man habe die Nationalfarben mit Füßen getreten u. dergl.; nun wurde eine Conspiration daraus gemacht, auch wohl von einem Fluchtplan des Hofs, oder von seinem geheimen Betriebe der Aushungerung von Paris gesprochen; es war im Munde der Menschen, man müsse in Masse nach Versailles ziehen, dem König die Noth vorstellen und ihn bewegen, nach Paris zu kommen; am 4. October hörte man französische Garden sagen, daß dies folgenden Tags geschehen werde.

Der fünfte und sechste October 1789.

Weiber haben nicht selten durch bewegliches Zureden den Frieden unter streitende Männer zurückgeführt; in der Geschichte der Revolution aber haben sie nicht die ihnen geziemende Rolle der Beruhigung gespielt, am wenigsten die Bewohnerinnen des Palais Royal und die Weiber der Getreidehalle und der Fischmärkte; der weibliche Pöbel von Paris wurde eine Macht für die Demagogie, eine Art leichter Truppen, die im Vertrauen, daß ihnen als Weibern nichts Leides widerfahren werde, den Männern des Tumults vorausgesandt wurden. So am 5. October. Es hat den Anschein, als wenn dies Mal die Weiber ein Abenteuer auf eigene Gefahr wagen wollten und die Sorge um Brod sie in Bewegung gesetzt habe; jedoch wenn nicht Alles trügt, hat Demagogie im Hintergrunde gewirkt und die Leitung des Auflaufs übernommen. Frühmorgens, 5. October, begann der Lärm damit, daß ein junges Mädchen mit einer Trommel durch die Straßen zog; bald waren einige Tausend Weiber zusammen; sie zogen mit dem Geschrei „Brod" nach dem Stadt-

hause; die Wache machte ihnen Platz; nun folgte auch eine Rotte männlichen Pöbels. Weiber und Männer durchrannten die Säle des Stadthauses, erbrachen die Thüren, raubten Waffen; einige Banditen wollten den wackern Abbé Lefevre aufknüpfen, ein Paar Weiber die Archive in Brand stecken. Ehe noch die Behörden sich versammelt hatten, gelang es einem der Bastillenstürmer, Maillard, die Horden zur Räumung des Stadthauses zu bewegen und zum Zuge gen Versailles zu ordnen. Verstärkt durch alle Weiber, die ihnen begegneten und freiwillig oder gezwungen dem Zuge sich anschlossen, ausgerüstet mit ein Paar Kanonen, begleitet von einer Anzahl verwegener Kerle, scharten sie sich in den elysäischen Feldern, bestellten Befehlshaberinnen und zogen aus. Ein junges, schönes aber sittenloses Mädchen aus Lüttich, Theroigne von Mericourt, als Amazone gekleidet, war die Repräsentantin des Palais Royal, ein dickes Weib Audy, mit einem Schlachtmesser bewaffnet, erschien als Chorführerin der Weiber der Halle. Es gab entsetzliche, furienartige Gestalten unter ihnen; Schmähungen und Drohungen gegen die Königin aus dem Munde solcher hatten etwas Grausenerregendes. Gegen Mittag verließen sie Paris, bald nach drei Uhr kamen sie an in Versailles. Ein Theil, angeführt von Maillard, begab sich in die Nationalversammlung, wo eben zuvor Nachrichten von der pariser Bewegung angekommen waren. Mounier war Präsident; Mirabeau sagte zu ihm, „Paris marschirt auf uns" und rieth zur Aufhebung der Sitzung; er mochte voraussehen, daß diese nichts werde hindern können und vielleicht eine Demüthigung zu erwarten habe. Mounier, mistrauisch gegen Mirabeau, ging nicht darauf ein An ihn nun richtete Maillard, Wortführer der Weiber, Beschwerden über die Brodnoth, über die Feste der Gardesducorps und begehrte, er möge dies durch eine Deputation dem König vortragen lassen. Die große Menge der Weiber und männlicher Pöbel mit ihnen hatten ihren Weg nach dem Palaste zu genommen. Vor dem Gitter des äußern Schloßhofes waren Gardesducorps, Schweizer, das Regiment Flandern und Nationalgarden aufgestellt. Eben war der König von der Jagd zurückgekehrt. Die Minister waren versammelt. Man fragte ihn, was für Befehl den Truppen gegeben

werden, ob sie schießen sollten? Er antwortete: „Auf Weiber! Sie scherzen.“ War Demagogie hinter dem Zuge der Weiber versteckt, so hatte diese also richtig gerechnet. Es wurde den Truppen aufs bestimmteste untersagt zu feuern. Während nun der Pöbel diese neckte und drängte, begab sich Mounier und mit ihm eine Deputation von Weibern zum Könige. Dieser sprach tröstlich, umarmte die schöne junge Louison Chabry, die bei der Anrede an ihn in Ohnmacht gefallen war, und verhieß sofortige Anschaffung von Getreide. Diese Weiber hatten nichts Böses im Sinne gehabt; sie schieden mit lebhafter Rührung vom Könige. Vor dem Schloßhofe aber wurden sie von der Menge schel angesehen und diese fuhr fort, mit Lockungen und Drohungen sich an den Truppen zu versuchen; auch fielen einige Schüsse auf Gardesducorps. Ein Theil, der bessere, wie es scheint, hatte sich in dem Saale der Nationalversammlung gelagert. Von diesem kehrte, sobald die Ankündigung des Königs, daß er Paris mit Lebensmitteln versehen werde, einging, eine große Zahl in Wagen, die der König hergab, am Abende gen Paris zurück. Die Zurückbleibenden wurden mit Lebensmitteln versorgt. Die Nationalversammlung bemühte sich, mitten unter diesen Störungen den Gang ihrer Verhandlungen fortzusetzen. Mounier, der fünf Stunden im Palaste gewesen war, brachte um zehn Uhr des Königs unbedingte Zustimmung zu den obgedachten Artikeln. Darauf folgte Suspension der Sitzung. Im Palaste aber ward Rath gehalten, ob König und Königin sich durch die Flucht retten sollten! Graf S. Priest, Minister des königl. Hauses, rieth angelegentlich dazu. Der König konnte nicht zum Entschlusse kommen; Sorge hatte er nur für die Königin; das Geschrei der Furien, die deren Kopf forderten, war zu seinem Ohr gedrungen. Er sprach den Wunsch aus, die Königin möge sich nach Rambouillet begeben; der Weg dahin durch den Park war offen; diese aber wollte nicht von seiner Seite weichen. Noch war der Plan zur Flucht nicht gänzlich aufgegeben, als bald nach Mitternacht Botschaft vom Anzuge der pariser Nationalgarde kam.

Lafayette war gleich nach dem Abzuge der Weiber auf dem Stadthause angelangt und eben im Begriffe, Bericht von dem Vor-

gefallenen nach Versailles zu erstatten, als der Greveplatz sich mit Nationalgarde und bewaffnetem Pöbel füllte und in der Menge sich unruhige Bewegung zeigte. Am meisten bei den vormaligen französischen Garden, die jetzt unter dem Namen Centralcompagnien in der Nationalgarde für Sold dienten. Eine Deputation von den sechs Grenadiercompagnien derselben erschien vor Lafayette. Ihr Redner erklärte diesem, der König betrüge ihn, wie Jedermann; das müsse ein Ende nehmen; sie wollten nach Versailles ziehen und die Gardesducorps und das Regiment Flandern, die die Nationalcocarde mit Füßen getreten hätten, vertilgen; wenn der König zu schwach sei, seine Krone zu tragen, so möge er sie niederlegen, man werde seinen Sohn krönen. Lafayette mahnte sie ab, trat unter die Menge auf dem Platze, sprach nachdrücklich und beweglich gegen das Vorhaben; umsonst; die franz. Garden hatten einen Kreis um ihn geschlossen, einige Kerle vom Pöbel ließen den Strick des Laternenpfahls herab. So waren mehrere Stunden vergangen; die Garden zeigten sich entschlossen, auch ohne Lafayette's Befehl aufzubrechen, die übrige Nationalgarde schien nicht geneigt, es zu hindern: Lafayette, dessen Opfertod nichts gehindert, dessen Rücktritt vom Commando die Sache nicht besser gemacht haben würde, entschloß sich, die Leitung des Sturms zu übernehmen, mit dem Vertrauen, ihn unschädlich machen zu können. Die Stadtbehörde ermächtigte ihn zum Zuge nach Versailles; Lafayette traf nun die Einrichtung, daß von den Nationalgarden mehr als die Hälfte zur Bändigung der Centralcompagnien mitzogen. Gegen fünf Uhr Abends brach der Zug auf. Unterwegs ließ Lafayette Halt machen und begehrte einen Eid zu unbedingtem Gehorsam gegen Nationalversammlung und König. Alle schwuren ihn und dies gab dem leicht vom Glauben an das Gute ergriffenen Lafayette Vertrauen zu einem gewaltlosen Ausgange. Um Mitternacht zogen die Pariser, gegen 30,000 Mann, in Versailles ein. Lafayette begab sich zur Nationalversammlung und sprach mit Zuversicht, es sei nichts zu fürchten; darauf stellte er sich dem König vor, mit ihm zwei Deputirte der pariser Stadtbehörde; er wiederholte seine Zusicherungen, die Deputirten aber sprachen wie zum bösen Omen für den folgenden Tag

die Bitte aus, der König möge seinen Aufenthalt in Paris nehmen. Lafayette traf nun Anstalten zur Sicherung der Ruhe für die Nacht. Um Reibungen vorzubeugen, mußten die reitenden Gardesducorps ihre Posten im Schloßhofe verlassen; sie ritten noch in der Nacht gen Rambouillet ab; das Regiment Flandern ward in seine Caserne gesandt. Dafür besetzte Lafayette die äußeren Posten mit französischen Garden; nur im Innern des Palastes blieben Gardesducorps zu Fuß. Die pariser Nationalgarde fand Nachtherberge in Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Lafayette berichtete nun dem Könige von seinen Anstalten und dieser ging zur Ruhe. Die Nationalversammlung blieb zusammen bis gegen drei Uhr; die Weiber lärmten in die Verhandlung, bis Mirabeau's Wort, „Ohne Zweifel kommen die Freunde der Freiheit nicht hieher, um die Freiheit der Versammlung zu beengen," sie zur Ruhe brachte. Als nun Lafayette nochmals erschien und neue Zusicherungen der Ruhe gab, wurde die Sitzung aufgehoben. Lafayette besprach sich darauf noch mit Minister Montmorin, besichtigte nochmals die Wachposten und harrte in seinem städtischen Quartier des Morgens. Es giebt auch einen Leichtsinn der Gutmüthigkeit, des Glaubens an Ehre und Treue. Dieser fällt Lafayette zur Last; er traute den französischen Garden zu viel gute Gesinnung, der geringen Zahl der nur einfach besetzten Wachposten zu viel Stärke, dem Pöbel zu wenig böse Absichten zu; aber fahrlässig ward er darum nicht; er blieb wach, um etwaniger Meldungen gewärtig zu sein.

Die Masse der Weiber war mit dem Rufe „Brod! Brod!" nach Versailles gezogen; sie schienen befriedigt zu sein; die französischen Garden hatten schlimme Absichten gehabt, aber unterwegs und in Versailles sich beruhigen lassen; die Nationalgarde war, wenn auch aufgeregt, doch keineswegs frevellustig; übrig war die Rotte Bösewichter, welche überall das Schlimmste im Sinne hatten, die Tiger, welche zu Paris und sonst Blut geleckt hatten und auch in Versailles morden wollten. Wen? Gardesducorps und die Königin. Das hatte sich schon Tags zuvor in dem Mordgeschrei, namentlich der Pöbelweiber, erkennen lassen; ob von Anarchisten oder persönlichen Feinden der Königin Banditen zu ihrer Ermordung ge-

dungen waren, läßt sich nicht klar erkennen. In der Zeit leidenschaftlicher Unkritik wurden der Herzog von Orleans, Mirabeau und der Herzog von Aiguillon als Mordstifter genannt, ja der Erstere oder der Letztere sollte in Weibskleidern unter den Banditen gewesen sein. Darüber sind wir hinaus, nicht aber über die Frage nach einer Demagogie, welche den Pöbel aufreizte und Gräuelscenen, wo nicht vorzeichnete, doch sich gefallen ließ. Verdacht solcher ist auf Orleans haften geblieben, und will man nicht bloßes charakterloses Wohlgefallen an dem Pessimismus der Anarchie annehmen, will man ihn eines Zweckes und Plans für fähig ansehen, so ist dies immer wieder der Gedanke, er habe den König schrecken wollen, um von ihm zum Reichsstatthalter ernannt zu werden. Mirabeau war noch nicht ganz außer Verbindung mit ihm und in den Gedanken Mirabeau's mag nach den neusten Erfahrungen von der Ungelehrigkeit des Hofes allerdings wohl ein Ministerium bei der Reichsstatthalterschaft gelegen haben. Zu einem Attentat auf das Leben der Königin konnte aber der Haß, den das Volk gegen sie hegte, und die scheußliche Ruchlosigkeit der Blutmenschen des Pöbels ebenso leicht führen als eigentliche Mordstiftung.

Als 6. October eben der Morgen graute, drängten wilde Rotten auf die Thore des Palastes ein; die französischen Garden waren entweder nicht zahlreich oder nicht willig genug, den Eingang zu verwahren, oder einer von diesen war ganz ohne Wache. Eine Anzahl gräßlicher Kerle, von einem Ortskundigen, wie es scheint, angeführt, gelangte von dem Marmorhofe aus ins Innere des Palastes, grade da, wo der Weg zu den Zimmern der Königin und des Königs der kürzeste war. Diesen verfolgten sie, überwältigten die wenigen Gardesducorps, die auf der Treppe standen, und stürmten nach dem Schlafzimmer der Königin. Andere nach den Zimmern des Königs. Die Königin wurde durch den Ruf eines Gardeducorps aufgeschreckt und eilte durch einen geheimen Gang den Zimmern ihres Gemahls zu. Diesen fand sie auf dem Wege zu ihr. An der Hauptthüre der königlichen Gemächer hielten innen Gardesducorps Wache; sie thürmten Stühle und Tische an ihr auf, um der draußen tobenden Menge den Zugang zu sperren. Eben

aber drohten die Axtschläge die Thüre zu sprengen, als Lafayette, schrecklich enttäuscht, mit französischen Garden herankam und das Mordgesindel verjagte. Die königliche Familie begrüßte ihn als ihren Retter. Im Hofe hatte indessen der Pöbel zwei Gardesducorps ermordet und ein Scheusal, genannt Jourdan, mit langem Barte und hoher rother Mütze, diesen die Köpfe abgeschnitten. Er hieß seitdem Jourdan Coupetête. Die Köpfe wurden auf Piken gesteckt. Der Blutdurst begehrte noch mehr Opfer. Jedoch das Hervortreten des Königs auf den Balkon, und seine Bitte um Schonung seiner Gardesducorps, that der Mordlust Einhalt. Dagegen wurde nun gerufen, der König möge nach Paris kommen. Das wiederholte sich, als die königliche Familie auf dem Balkon erschien; aber gräßliche Schmähungen und drohende Geberden weissagten der Königin ein schreckliches Loos, sobald sie den Palast verließe. Lafayette erkannte, daß ihr Leben nur durch einen kühnen Act sicherzustellen sei. Er bat sie, mit ihm allein auf den Balkon zurückzukehren. Die Königin ward von Grauen erfüllt, sie sah ihren Tod als gewiß an, aber Lafayette's Zusicherungen überwanden ihre Furcht; sie folgte ihm, und als nun Lafayette ihr vor den Augen der Menge ehrfurchtsvoll die Hand küßte, wirkte dies magisch; man rief der Königin ein Lebehoch. Ebenso theatralisch bewirkte Lafayette die Aussöhnung des Volks mit den Gardesducorps; er führte einen von ihnen auf den Balkon, heftete ihm eine dreifarbige Cocarde an den Hut, umarmte ihn und das Volk klatschte. Eine Anzahl Blutmenschen aber machten sich mit den Köpfen der beiden Gardesducorps auf den Weg nach Paris.

Die Abfahrt des Hofes erfolgte im Laufe des Nachmittags. Hundert Deputirte der Nationalversammlung geleiteten den König; er fuhr inmitten einer zahllosen Menge Menschen; die Pöbelweiber waren großentheils wie trunken vor Freude, tanzten und sangen, einzelne böswillige fuhren fort, die Königin zu schmähen. Der langsame Zug gelangte erst Abends nach Paris; die königliche Familie nahm ihre Wohnung in den Tuilerien. Noch war ungewiß, ob ihr Aufenthalt in Paris stehend sein werde; doch bald bestimmten die Vorstellungen der pariser Behörden den König dazu. Er

forderte 9. October die Nationalversammlung auf, ihm zu folgen; dies geschah in der Mitte des Monats. Jedoch ein großer Theil der Gemäßigten, mit Entrüstung über das Geschehene erfüllt und an gutem Ausgange verzweifelnd, schieden aus: Mounier, Lally-Tolendal, Bergasse ꝛc. Sie thaten nicht wohl daran; ihr Schritt war das Gegenstück zu der Emigration der Prinzen und Höflinge nach dem 14. Juli; diese verließen den König, jene König und Nation. Es sollte sich die Wahrheit des alten Sprüchworts bewähren: wer die Partie aufgiebt, verliert das Spiel. Der Herzog von Orleans wurde wider seinen Willen entfernt. Lafayette hatte schweren Argwohn gegen ihn und meinte, die Ruhe werde wesentlich durch dessen Entfernung gewinnen. Also fügte sich Orleans nach einigem Widerstreben der Weisung des Königs, dem Scheine nach mit einer politischen Sendung nach London zu gehen. Zu den vielen unvollkommen verbürgten Anführungen von Mirabeau's Einverständniß mit dem Herzoge gehört, daß er damals gesagt habe: „Er ist feige wie ein Lakai, es ist ein H. f., der nicht die Mühe verdient, die man sich seinetwegen gegeben hat," oder „Ich gebe mich nicht mehr mit seinen Angelegenheiten ab; die Feigheit seines Charakters wird damit enden, daß alle seine Parteigänger zu Grunde gehen; er ist ein Elender, nur tauglich, Prinz zu sein: ich überlasse ihn seinen Lastern." Gewiß ist nur, daß nachher nicht die geringste Spur mehr von einer Verbindung Mirabeau's zu entdecken ist und daß überhaupt die Partei Orleans eine Zeit lang ganz von der Bühne verschwindet. Im März 1790 urtheilte Mirabeau in einem geheimen Aufsatze für den König: „Die Partei von fünf oder sechs Jacobinern, die jetzt mit der Partei Orleans vereint zu sein scheinen, ist nur ruchlos (atroce) und durch ihre Ruchlosigkeit selbst minder gefährlich; sie wird sich selbst zu Grunde richten." Die Untersuchung über die Vorfälle der beiden Octobertage wurde dem Chatelet übertragen; sie dauerte über ein halbes Jahr und ihr Ergebniß war, daß Orleans der Theilnahme an den Unruhen nicht fremd gewesen zu sein scheine, auf Mirabeau aber kein gegründeter Verdacht falle. Also blieb im Dunkeln, wer Anstifter gewesen sei.

Fortsetzung des politischen Neubaus in Paris bis zum Bürgereide der Geistlichen.

Die Nationalversammlung bezog fürs erste den erzbischöflichen Palast 19. Octob. bis 9. Novemb.; zu eigenem Local für sie wurde die königliche Reitbahn an dem Garten der Tuilerien, wo jetzt die Straße Rivoli, eingerichtet; hier hielt sie 9. November zuerst Sitzung. Eins ihrer ersten pariser Erlasse war ein Martialgesetz. Darauf hatten schon nach den Julitagen Lally-Tolendal ꝛc. hingearbeitet, aber die Anarchie ihre Fürsprecher gehabt; darauf 14. October Mirabeau einen Entwurf dazu vorgelegt; jetzt brachte ein neuer Frevel des Pöbels die Nationalversammlung rasch zu einem Entschlusse, der zuerst ernsten Willen, der Pöbellicenz zu steuern, offenbarte. Der Pöbel hatte 21. October den Bäcker François, einen wohlhabenden Mann, unter Beschuldigung, daß er Brod zurückbehalte, am Laternenpfahl aufgeknüpft, und darauf den gewöhnlichen Umzug mit seinem abgeschnittenen und auf eine Pike gesteckten Kopfe gehalten. Schon am folgenden Tage ward das Martialgesetz erlassen. Seine Ankündigung sollte bei einem Tumulte jedesmal durch eine auf dem Stadthause und in den Straßen auszustellende rothe Fahne geschehen, die Stadtbehörde die bewaffnete Macht aufbieten, ein Beamter drei Male zum Auseinandergehen ermahnen, dann bei fortdauernder Widersetzlichkeit Feuer gegeben werden. Die Hinrichtung zweier von François' Mördern gab einmal wieder zu erkennen, daß die Gerechtigkeit zu strafen vermöge; das hatte der Pöbel vergessen. Um die Ruhe mit mehr Nachdruck zu handhaben, wurden außer den Centralcompagnien, deren Mannschaft seit dem Abfall vom Könige den Sinn trotziger Meuterei beibehielt, noch besoldete Compagnien aufgerichtet, welche gute Dienste leisteten. In der That folgte nun ein Jahr hindurch selten gestörte Ruhe, und, wenn Störung vorkam, energisches Handeln der Behörden und williger Gehorsam der bewaffneten Macht.

Auch in der Nationalversammlung ward auf einige Zeit der Geist friedlicher. Mit den Fragen über die Kammern und das Veto des Königs war man über sehr schwierige Puncte hinweggekommen und was nun zunächst an die Reihe kam, actives Bürger-

thum, Eintheilung des Königreichs ꝛc. rief selten Hitze der Debatte hervor. So schien denn auch der König und der Hof heiterer in die Zukunft blicken zu können. Dahin zu wirken, war nun Mirabeau ohne fernere Verfolgung des Systems gelegentlicher Einschüchterung des Hofes entschlossen; der König hatte so viel verloren, daß es die höchste Zeit war, zum Gewinn für ihn zu arbeiten. Noch immer hatte Mirabeau das Ministerium im Auge und in sich das Bewußtsein einer Kraft, die ihm gewichtig genug schien, die Nationalversammlung zu weiser Mäßigung zu führen. Leider ward ihm die Aussicht zu einem Ministerium, das sich in der Nationalversammlung hätte geltend machen können, versperrt. Er, dem man so gern Intrigue und Complot schuld gab, bekam mit Intriganten zu thun, mit der Partei Lameth, die ihm schon früher entgegengearbeitet hatte. Mirabeau brachte 6. November bei Gelegenheit einer Debatte über die Finanznoth in Vorschlag, den Ministern Theilnahme an den Verhandlungen mit berathender Stimme zu gewähren. Dies war, ganz abgesehen von Mirabeau's persönlichen Interessen, verständig und, wie eine minder exaltirte und einseitige spätere Generation erkannt hat, unerläßlich. Aber sogleich erwachte Mistrauen; Lanjuinais, durchaus rechtschaffener Mann und jeglichem Parteiinteresse fremd, brachte in Vorschlag, keinem Mitgliede der Nationalversammlung sollte gestattet sein, ein Ministerium anzunehmen. Dieses und die Intrigue versteckter Eifersucht und Besorgniß der Lameth rief eine Aufwallung verkehrter Uneigennützigkeit hervor; Lanjuinais' Vorschlag wurde angenommen und damit Mirabeau's bisherigen Berechnungen ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg geworfen. Er mußte, wenn er den ernsten Willen hatte, dem Königthum aufzuhelfen, von nun an gegen die Nationalversammlung arbeiten. Zu einer Verständigung mit dem Hofe waren mehrere Wege offen; dem Hofe aber nunmehr ein Hülfserbieten willkommen, denn der König fühlte bei aller Gelassenheit sich beengt, die Königin fand die damalige Lage unerträglich; Beide bereuten, sich nicht zu günstiger Zeit von Versailles entfernt zu haben, und beschäftigten sich aufs neue mit dem Gedanken der Flucht. Mirabeau kannte die Abneigung der Königin gegen ihn; er wandte sich an den Gra-

fen von Provence und fand Vertrauen bei diesem. Doch nicht er allein; ein vormaliger Gardeducorps des Grafen, der junge Marquis von Favras, entwarf ebenfalls einen Fluchtplan; Mirabeau zog sich zurück und bald darauf, 24. December, wurde Favras verrathen und verhaftet. Zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß der Graf von Provence an der Spitze eines Complots stehe, das Favras habe ausführen sollen, man habe Lafayette und Bailly ermorden, Paris aushungern wollen ꝛc. Der Graf von Provence eilte auf das Stadthaus, sich von dem Verdachte zu reinigen. Ihm gelang mindestens, einer Nachforschung gegen ihn vorzubeugen; einer seiner Agenten aber, der Civillieutenant Talon, vermochte Favras, der ein edelmüthiger Mann war, zum Stillschweigen über die Anstifter des Complots zu bewegen. Favras wurde zum Strange verurtheilt und 19. Februar 1791 gehängt. In eben dieser Zeit standen auch General Besenval und der vormalige Großsiegelbewahrer Barentin vor Gericht im Chatelet und abermals waren es französische Garden, welche 12. Januar auf den elysäischen Feldern sich wilder Meuterei hingaben und die Köpfe von Besenval und Favras forderten. Doch Lafayette war rasch mit diensttreuen Nationalgarden zur Stelle, die Meuterer wurden überwältigt und zur Strafe abgeführt.

An demselben Tage wandte die Nationalversammlung sich einem schon oft in ihr zur Sprache gebrachten, doch nie ernstlich beachteten Gegenstande zu, der Zügellosigkeit der Presse. Von beiden Seiten wurde die Presse gemisbraucht, von der Partei des altköniglichen Frankreichs so gut als von den Anarchisten; die Actes des Apôtres, wozu u. A. Mirabeau-Tonneau schrieb, und schmähende Pamphlets waren in ihrer Art ebenso schlimm, als die Blätter eines Loustalot oder Camille Desmoulins. Auch ging der Antrag zu einem Preßgesetze von Mitgliedern der Linken, Karl Lameth ꝛc., aus. Sieyes brachte 20. Januar den Entwurf zu einem Preßgesetze; doch es kam nicht zum Erlaß eines solchen. Um doch aber dem nächsten Preßfrevel zu steuern, wurde zur Verhaftung Marats, gegen den schon 3. October ein Haftbefehl erlassen, darauf erst 10. Januar Wache ausgesandt worden war, ihn festzunehmen, was nicht gelang, 22. Januar eine Waffenfahrt veranstaltet; 400 Mann zogen aus nach dem

Districte der Cordeliers; doch Danton rief die Districtsmänner zu den Waffen, Marat entkam und man erlangte nur, daß er einige Monate sich der Herausgabe seines Journals enthielt. Danton blieb trotz eines wider ihn erlassenen Haftbefehls auf freien Füßen. Im Mai nahm Marat die Feder wieder und mit ihm wetteiferte seitdem in Verläumdung, Lüge, Schmähung und Aufruf zur Gewalt Freron's Orateur du peuple.

Mirabeau hatte bald erkannt, daß der Graf von Provence nicht der rechte Mann sei, einen Rettungsplan energisch durchzuführen; er suchte Zugang zum König selbst. Eine schriftliche Eröffnung Mirabeau's wurde von diesem gut aufgenommen und seit Februar 1790 kann Mirabeau als Rathgeber des Königs angesehen werden. Dies war ohne Zustimmung der Königin undenkbar. Diese aber war von dem frühern Abscheu gegen Mirabeau zurückgekommen; im Sommer 1790 hatte sie eine geheime Besprechung mit ihm zu S. Cloud. Sie begann mit den Worten: „Bei einem gewöhnlichen Feinde würde ich in diesem Augenblicke den unangemessensten Schritt thun, aber wenn man mit einem Mirabeau redet" — Mirabeau wich nicht von seiner ursprünglichen Bahn ab; er that nicht erst jetzt um der königlichen Gunst willen, was er schon früher aus politischem Ehrgeize im Sinne gehabt hatte, also um jene nichts, was er nicht auch ohnedies gethan haben würde. Er wurde sich selbst auch dann nicht ungetreu, als er Zahlungen von Ludwig annahm; „ein Mann wie ich," sagte er, „könnte wohl 100,000 Thaler nehmen, aber man kann für 100,000 Thaler nicht einen Mann, wie ich bin, haben." Was Andere Kaufgeld genannt hätten, sah er als Lohn der Erkenntlichkeit an. „Ich bin bezahlt, aber nicht verkauft," war sein Wort. Er wurde nicht Feind der Nation, nicht Freund der Hofwelt und der Kaste der Privilegirten. Darum beharrten viele von den letztern in ihrem Antagonismus gegen ihn; nur Maury scheint ihn errathen zu haben. Mit Lafayette trat er nach dem Wunsche des Königs in Verbindung.

Einen Vereinigungspunct für die constitutionellen Royalisten bot um jene Zeit der Club der Patrioten von 1789, worin der Herzog von Crillon, Lafayette, Bailly, Talleyrand und andere Ge-

mäßigte, zu denen auch Lechapelier sich zu neigen anfing; dahin ging auch Mirabeau. Seine schlimmsten Gegner waren die aus dem bretonischen Club hervorgegangenen „Freunde der Constitution", die im Frühjahr 1790 ihr Sitzungslokal in dem geräumigen Gebäude des Jacobiner- (Dominikaner-) Klosters nahmen und bald davon Jacobiner benannt wurden. Die beiden Lameth, Duport und Barnave standen damals an der Spitze des Clubs; Robespierre war dessen eifriges Mitglied. Des Clubs innere Organisation mit Bureau, Secretariat, Rednerbühne, Galerien ꝛc., rein politischer Tendenz, Werbung und Rührigkeit, Anhang zu gewinnen und nach außen, auch in die Landschaften, zu wirken, gab ihm bald die entschiedenste Ueberlegenheit über alle übrigen Clubs, von denen namentlich der von dem wohlgesinnten Malouet gestiftete Club der Unparteiischen und ebenfalls die Clubs der Rechten ohne alle Wirkung nach außen waren. Barnave ward als jacobinischer Redner eine parlamentarische Größe.

Mirabeau's Aufgabe war nicht leicht, bedurfte ebenso großer Behutsamkeit als Beherztheit; die Ausführung eines Fluchtplans war ein äußerstes höchst gewagtes Rettungsmittel; die Charakterlosigkeit der Königin machte ihm hinfort zu schaffen: zunächst suchte er noch in der Nationalversammlung weitere Erniedrigung von dem Throne abzuwenden. Auf seinen Rath mag schon geschehen sein, daß Ludwig 4. Februar 1790 unerwartet in der Nationalversammlung erschien und sie zu energischen Maßregeln gegen fortdauernde Anarchie, wovon betrübende Nachrichten aus den Landschaften eingegangen waren, aufforderte. Das wirkte. Die Nationalversammlung zeigte sich zu wiederholten Malen als empfänglich und leicht entzündlich, wo hochherziges Gefühl sich zu ihr aussprach und das ihrige in Anspruch nahm. Mit Begeisterung schwur sie den Bürgereid; dasselbe geschah von den pariser Behörden; eine Reihe von Tagen verging darüber; doch der Ausgang des Enthusiasmus war nichts weiter, als ein wenig bedeutender Zusatz zum Martialgesetze, wodurch die Municipalitäten zu gegenseitigem Beistande verpflichtet und die Gemeinden für Fahrlässigkeit bei Unterdrückung von Tumulten verantwortlich gemacht wurden (23. Februar).

Den Anfang der Verhandlungen machte die Nationalversammlung, seit sie sich in Paris befand, mit den Gesetzen über Staatsbürgerthum, über das Recht des Staatsbürgers zur Theilnahme an den Versammlungen, aus denen in höchster Potenz die Volksrepräsentanten, aber auch die Verwaltungsbeamten hervorgehen sollten. In der genausten Verbindung, wie die Form mit dem Wesen, stand damit die neue von Sieyes stammende Eintheilung Frankreichs in Departements, Districte und Cantone und die Errichtung von Municipalitäten innerhalb dieser.*) Diese Fragen beschäftigten die Nationalversammlung vom 20. October bis 23. December. Einfluß der neuen Philosophie läßt sich bei den Verhandlungen über das Staatsbürgerthum darin erkennen, daß Schauspieler, Nachrichter und Juden ihre Fürsprecher fanden, was aber den Juden erst späterhin frommte. Von der Idee unbedingter Gleichheit in das Mannsalter getretener Bürger war man fern; man machte einen gewissen Steuerbetrag zur Bedingung der Ausübung des Bürgerrechts in den dreierlei Versammlungen; wer so viel Steuer bezahlte, als Arbeitslohn für drei Tage ausmachte, sollte Theil haben an den Urversammlungen, wer den Betrag von zehntägigem Arbeitslohn, an den Departementsversammlungen, wer eine Mark Silbers zahlte, und dazu Grundbesitzer sei, zum Volksrepräsentanten wählbar sein. Domestiken wurde das active Bürgerrecht nicht zuerkannt. Wie nun hier vormalige Standesvorrechte nicht mehr in Betracht kamen und die königliche Gewalt ungemein dadurch beschränkt wurde, daß das Volk alle Verwaltungsbeamte zu wählen

*) Kürzlich ist ein merkwürdiges Buch, Niebuhrs Vorträge über die Geschichte der Revolution, herausgekommen. Merkwürdig als ein Spiegel eines Geistes, der, zu einer Revolution auf dem Gebiete der altrömischen Geschichte berufen, die Geschichte der französischen Revolution durch das gefärbte Glas nachhaltiger Jugendeindrücke und störender Einwirkungen späterer Lebenserfahrungen angesehen hat. Unter dem vielerlei, das er auf Autorität von Zeitgenossen der Revolution giebt, befindet sich auch (S. 185) die Angabe des Emigranten Portalis, die Eintheilung nach Departements, desgleichen die französischen Nationalfarben seien von der Freimaurerei entnommen gewesen. Dies soll uns zwar nicht für eine Behauptung à la Barruel gelten, darf aber nicht Anspruch darauf machen, einen Platz in der Geschichte zu gewinnen.

haben sollte, so ward allem Localanhalt der vormaligen Verfassung, den Provinzen, Gouvernements, Generalitäten, Aemtern ꝛc. der Garaus gemacht durch die neue Eintheilung Frankreichs. Auf demselben Wege haben wir oben Kaiser Joseph gesehen. Der Gedanke ging von Sieyes aus, eine Verarbeitung desselben hatte Thouret schon im September vorgelegt; jetzt wurde die Verhandlung wieder aufgenommen und 22. December Frankreichs Eintheilung in 83 Departements, und dieser in Districte und Cantone beschlossen. Innerhalb der dadurch gegebenen Form wurde nun die Zahl der Urversammlungen, der Volksrepräsentanten, der Verwaltungsbeamten, der Municipalitäten mit einem Maire, Municipalbeamten und Gemeinderath, meistens nach dem Maße der Bevölkerung bestimmt. Das hierauf bezügliche Gesetz erschien erst 26. Februar 1790. Die Ausführung verzögerte sich am längsten zu Paris. Hier sollten nach einem besonders für Paris bestimmten Gesetze vom 21. Mai, das aber erst 22. Juni bekannt gemacht wurde, an die Stelle der 60 Districte 48 Sectionen treten und diese den Maire, die Municipalbeamten und den Gemeinderath wählen, die Wahlversammlung aber nach vollbrachtem Geschäfte sich sofort auflösen. Nun aber wurzelte die Macht der Demagogie in den bisherigen Districtsversammlungen; daher widerstrebten Danton und Consorten der Auflösung der letzteren.

Ruhig wie die obengenannten Verhandlungen gingen auch die über das neue Gerichtswesen vorüber. Schon 17. August 1789 hatte der sachkundige Bergasse einen Organisationsplan dazu vorgelegt; man hatte aber nicht Zeit dazu finden können. Vor Wiederaufnahme der Sache wurde Einzelnes verfügt; 3. November die Grablegung der Parlamente dadurch ausgesprochen, daß ihre früherhin verordnete Vacanz bis zur neuen Gerichtsorganisation fortdauern sollte, darauf 21. Januar 1790 beschlossen, daß bei Strafen kein Unterschied der Person nach Stand und Geburt gelten, Güterconfiscation als Strafe nicht mehr stattfinde und daß alle kraft einer Lettre-de-cachet verhafteten Personen freigelassen werden sollten. Erst 24. März brachte der hochbefähigte, kenntnißreiche und seinem Berufe vollkommen gewachsen Thouret die Gesamtorganisation des

Gerichtswesens zur Verhandlung. Verschiedenheit der Ansichten trat bei vielen Puncten, namentlich bei der Hauptfrage über Einführung von Geschwornen, von Assisen und Bestellung der Richter hervor. Die Debatte wurde lebhaft, doch ohne sich zu erhitzen. Geschworne wollte Sieyes nur für Fälle des peinlichen, Duport auch für die des bürgerlichen Rechts. Hier erhielt Sieyes die Stimmenmehrheit; das Gesetz erfolgte 30. April. Die Frage, ob Assisen oder stehende Gerichtshöfe, wurde für letztere entschieden und demnach Gerichte erster und zweiter Instanz, ein Cassationshof und besondere Handelsgerichte, desgleichen aber Bestellung der Richter nicht auf Lebenslang, sondern auf bestimmte Zeit, beschlossen. Heftig wurde der Meinungsstreit bei der Frage, ob die Richter vom Könige einzusetzen oder vom Volke zu wählen seien. Cazalès, nun schon als beredter Anwalt des Königthums bekannt, hielt 7. Mai eine ungemein treffliche Rede zur Empfehlung dessen, was man hier dem König schuldig sei; doch umsonst; die nationale Gegenpartei siegte. Als baarer Gewinn für die Nation konnte die 6. Juli beschlossene Einsetzung von Friedensrichtern angesehen werden.

Gleich bedeutsam für die materiellen wie für die geistigen Interessen der Revolution zieht sich durch die Verhandlungen der Nationalversammlung von dem October 1789 bis in den Juli 1790 die Frage über die Güter des Klerus und die Stellung der Geistlichen zum Staatsgesetze. Wenn sie einerseits für die Finanzlage des Reichs ihre nächste Wichtigkeit hatte und diese sie unter den damaligen Umständen auf Bedürfnisse der Zeit führte, so ward sie für die Zukunft folgenreich, indem vermöge des Conflicts zwischen der freigeistigen Philosophie und dem Kirchenglauben über den gedachten Zeitraum hinaus sich ein Zwiespalt fortsetzte, der über die nächstfolgenden Jahre der Revolution, ja über ein jüngeres Geschlecht bitteres Weh zu bringen bestimmt war. Daß die Güter des Klerus der Nation gehörten, hatte nach den Verhandlungen im August zuerst ein Bischof, Talleyrand, Bischof von Autun, 10. October, nach ihm 12. October Mirabeau auseinandergesetzt, Letzterer zugleich beantragt, daß ein Pfarrer mindestens 1200 L. Gehalt bekomme. In Paris brachte darauf Thouret 23. October die

Sache wieder vor, und es gelang weder Maury, die Nationalversammlung davon abzulenken, noch den nach ihm auftretenden Rednern seiner Partei, die Nationalversammlung von dem Rechte der Kirche oder ihrem Bedürfniß des Glanzes zu überzeugen. Grade gegen den irdischen Reichthum der Kirche richteten sich die heftigsten Angriffe und unter den Angreifern war der Pfarrer Gregoire, mit dem wohl die Mehrzahl seiner auf knappes Einkommen angewiesenen Landpfarrer einverstanden waren. Wiederum war es dem hohen und reichen Klerus keineswegs weniger um die zeitlichen Güter der Kirche, als um die Vertretung des Glaubens zu thun. Nach mehrtägiger Debatte brachte endlich 2. November Mirabeau einen Vorschlag, der Beifall auf beiden Seiten fand, nämlich die Kirchengüter seien zur Verfügung der Nation zu stellen. Die Kirchenpartei sah darin etwas Tröstliches; es ward damit nicht gänzliche Entäußerung von ihrem Besitzthum ausgesprochen; sie konnte hoffen, daß die Nation nicht von ihrer Ermächtigung vollständigen Gebrauch machen werde. Nun aber kam die dringende Finanznoth ins Spiel. Necker war in höchster Verlegenheit; der Finanzausschuß wurde auf Verständigung mit ihm angewiesen und auf dessen Antrag wurde 19. December beschlossen, für 400 Mill. geistliche Güter zu verkaufen und auf diesen Fonds Assignaten der Discontocasse zu basiren. Der Verkauf kam zunächst noch nicht zur Ausführung.

Inzwischen war schon 17. December von dem Kirchenausschuß Aufhebung der Klöster in Vorschlag gebracht worden und daran knüpfte sich 11. Februar ff. 1790 eine heftige Debatte über Aufhebung der geistlichen Orden allzumal. Roederer, damals eifriges Mitglied des Jacobinerclubs, der Herzog Larochefoucauld, Petion, Barnave, Garat eiferten gegen das Klosterwesen. „Ein Jüngling," sagte Garat, „von vorübergehender Aufwallung getrieben, schwört den Eid, in Zukunft weder Vater noch Familie anzuerkennen, nie Gatte, nie Bürger zu sein; er unterwirft seinen Willen dem Willen eines Andern, seine Seele der Seele eines Andern, er entsagt auf seine Freiheit in einem Alter, wo er sich noch nicht des mäßigsten Besitzthums entäußern könnte. Sein Eid ist ein bürgerlicher Selbstmord. Hat es je eine von dem menschlichen Geschlechte

mehr zu beklagende Zeit gegeben, als die, wo solche Barbareien geheiligt wurden! Ich schwöre, daß ich nie begriffen habe, wie Gott dem Menschen die Güter und die Freiheit, die er ihm gegeben hat, würde wiedernehmen können." Noch schärfer und eindringlicher war die Rede Barnave's. Wahrlich! gegen diese Verirrung religiösen Sinnes treffende Streiche zu führen, war nicht schwer. Die Vertheidiger des Klosterwesens fühlten dies und flüchteten sich in ein nahes Bollwerk: sie behaupteten, jene Angriffe seien eine Gefährde für die Kirche überhaupt; ein Bischof rief, Garat habe Gotteslästerung ausgesprochen. So war man auf einem Kampfplatze, wo schon 23. August 1789 über Cultfreiheit heftig gestritten worden war. Dem stürmischen Eifer der Klosterfreunde begegnete der eben so stürmische der Philosophenpartei; diese brachten zu Kirchenfragen mehr als Aufklärung; auch jene Philosophie hatte ihren Fanatismus. Dieser aber mußte siegen, da er das Licht des gesunden Menschenverstandes zum Mitstreiter hatte. Karl Lameth nahm das Wort und beeilte 18. Februar den Beschluß der Aufhebung sämtlicher geistlichen Orden und Brüderschaften mit Ausnahme der auf Krankenpflege oder Jugendunterricht angewiesenen, und des Verbots klösterlicher Gelübde. Also durften die Mönche sogleich die Klöster verlassen; sie sollten eine Pension bekommen; eben solche die Nonnen, welchen man auch erlaubte, in den Klöstern zu bleiben. Bald darauf drängten Neckers Nothrufe, dem die Assignaten der Discontocasse wenig geholfen hatten, wieder zur Ausführung des beschlossenen Verkaufs geistlicher Güter; man kündigte diesen 17. März zum zweiten Male an; doch ehe es zum endlichen Beschlusse und zur That kam, erhitzten sich die Gemüther, als 9. April nochmals Verkauf geistlicher Güter und Ausgabe neuer Assignaten beantragt wurde und zugleich Chasset über die Stellung des Klerus zum Staatsgesetze, die nachher sogenannte Civilconstitution des Klerus, Bericht erstattete. Zunächst war die Aufhebung des geistlichen Zehnten und der Staatsaufwand für den Cult an der Reihe. Die Rechte bekämpfte dies trotz der frühern Beschlüsse des 10. August; sie machte 12. April den Vorschlag einer Anleihe von 400 Mill. auf kirchliche

Grundstücke, die der Klerus verzinsen solle; damit, gedachte sie, werde der Klerus sich abfinden. Umsonst.

Nun warf der Karthäuser Dom Gerle den Streit wieder auf das weite Feld des Cults überhaupt und begehrte Anerkennung der römisch-katholischen Religion als der allein und immerwährend nationalen. Die Sitzung wurde tumultuarisch; es kam nicht zu einem Beschlusse. Die eifervollen Deputirten der Rechten, Maury, Cazalès, Virieu, Vicomte Mirabeau und gegen 200 andere hielten Abends eine Versammlung bei den Capucinern; so wie dies kund wurde, regte sichs in den Districten, besonders bei den Cordeliers unter Danton und dem geschwornen Pfaffenfeinde Camille Desmoulins. Am 13. April war die Reitbahn von dichten Volksmassen umringt, eine ansehnliche bewaffnete Macht umher aufgestellt. Die Debatte richtete sich auf die schon 23. August 1789 und 13. Februar 1790 entschiedene Frage, ob ausschließliche Geltung des römisch-katholischen Cults, oder ob Cultfreiheit? Es wogte hin und her in den leidenschaftlichsten Auslassungen. Für Cultfreiheit sprach nach mehren Andern auch Mirabeau, wies darauf hin, daß die Frage schon 13. Februar entschieden worden sei, und erinnerte daran, daß der Fanatismus fluchwürdiger Parteimenschen einen französischen König angereizt habe, aus dem Fenster des Palastes, das man von der Rednerbühne sehe, seine Büchse abzufeuern und damit das Zeichen zum Bartholomäusmorde zu geben. Dies brachte die Rechte in Wuth. Die Grafen Faucigny und Foucault riefen: „Wohlan, Herr von Mirabeau, lassen Sie Ihre Phalangen anrücken, Mörder.“ Unter einer Fluth von Schmähworten: „Frecher Mensch, Lump, Böswicht, Bandit,“ hörte man Einen Mirabeau zurufen, sein Reich sei vorüber, sein Triumph werde mit dem Schaffot enden; der alte d'Ambly drohte ihm mit dem Stocke. Aber das Wort konnte kein Redner der Rechten gewinnen, Maury mußte sich von der Rednerbühne zurückziehen; als Graf Foucault das Wort nahm, schallte ihm Gelächter entgegen; Dom Gerle's Antrag wurde zurückgewiesen und damit die Beschlüsse vom 23. August und 13. Februar bestätigt. Das draußen versammelte Volk empfing die herauskommenden Deputirten der Rechten mit Pfeifen und Schmähungen; Maury

hielt der Menge ein Pistol entgegen; mehr als dies wirkte ein Witzwort: „Wenn Ihr mich an die Laterne hängt," rief er, „werdet Ihr darum besser sehen?" Auch in den nächstfolgenden Tagen setzte die Rechte ihre Einreden fort, aber mit großer Stimmenmehrheit wurde gegen sie beschlossen: Verwaltung der Kirchengüter durch die Landschaftsbehörden, Wegfall des Zehnten, Salarirung der Geistlichen und Bestreitung des römisch-katholischen Cults überhaupt von Staatswegen. Darauf folgte dann 17. April der endliche Beschluß, daß sofort für 400 Mill. Nationalgüter, meist kirchliche, verkauft und auf diesen Grund 400 Mill. dreiprocentige Assignaten ausgegeben werden sollten. Dies der Anfang der nachher so berüchtigt gewordenen Assignaten.

Die Kirchenfrage hatte eine verbitterte Stimmung in die Parteien gebracht; Cazalès hatte schon 18. Februar in Folge der Debatte über die Klöster den Antrag gestellt, einer zweiten Nationalversammlung Platz zu machen; darauf hinzuarbeiten, gab man jetzt der Rechten schuld und Lechapelier redete 14. April sehr anzüglich von Menschen, die die Constitution und Freiheit zu Grunde zu richten und die Misbräuche des Despotismus zurückzuführen suchten. Die daraus sich entspinnende Debatte schlug endlich Mirabeau mit einem Kraftworte nieder. „Ich schwöre," rief er der Linken zu, „daß Ihr den Staat gerettet habt." Die Nationalversammlung erklärte sich für bevollmächtigt, bis zur Vollendung der Constitution beisammen zu bleiben.

Die Verhandlungen über die Civilconstitution des Klerus wurden auf einige Zeit durch andere unterbrochen. In diese Zeit fällt das Auftreten Mirabeau's als Vertheidiger eines wichtigen Thronrechts. Der Blick auf das Ausland war bei der Nachricht von Josephs II. Tode etwas sorglich geworden; man hatte durch die Beschlüsse des 4. August eine große Zahl deutscher Reichsstände verletzt und wußte nicht, wessen man sich von Leopold II. zu versehen hätte: daher der Betrieb einer Reform des Heerwesens. Darüber wurde 28. Februar ein Beschluß gefaßt. Der König ward

als Chef des Heers anerkannt, der Soldat sollte auch für Activbürger gelten, nicht ohne Aufforderung bürgerlicher Behörde gegen Bürger gebraucht werden. Das hatte fast gar keinen Widerspruch erlitten. Nun aber kam im Mai die Botschaft von Englands Kriegsrüstungen gegen Spanien; Minister Montmorin begehrte Gelder zur Rüstung einer Kriegsflotte. Mirabeau empfahl dies zur Beachtung. Das griffen die Jacobiner Karl Lameth, Robespierre und Orleans' Vertrauter Biron auf und stellten die Frage, ob denn der König das Recht habe, über Krieg und Frieden zu beschließen? Malouet, Maury und Cazalès nahmen das Wort für das Recht des Königs; Maury, der insbesondere gegen Lameth redete, kam, wie die Rechte so oft, auf die Mandate (Cahiers) der Committenten zurück, kraft deren sie hier säßen; sie bildeten keineswegs einen Nationalconvent, ihre Autorität sei usurpirt ꝛc. Er pflegte herbe und scharf zu sein. Mehrmals unterbrach ihn heftiges Murren. Cazalès redete vortrefflich und nicht ohne Bitterkeit gegen die Linke, als er sagte: „Die Manövers, deren man sich bedient, um Euch zu umstricken mit den Satzungen (adages) der modernen Philosophie, dieser Philosophie, die das Herz verderbt, die den Geist erniedrigt." Dagegen nahmen Petion und Robespierre jenes Recht für die Nation in Anspruch; Robespierre behauptete, der König sei nur der Bevollmächtigte und Geschäftsbesorger der Nation, um den Nationalwillen zu vollziehen.

Mirabeau hatte schon vor Cazalès das Wort genommen; ohne der Nation jenes Recht abzusprechen, wollte er doch bei der Anwendung desselben den König betheiligt wissen, und brachte eine Vermittlung in Vorschlag. Am Schlusse seiner Rede sprach er seinen Schmerz aus, daß Sieyes sich so zurückgezogen halte; „ich beschwöre Euch," redete er, „seine Ansicht zu erlangen, die kein Geheimniß bleiben darf, endlich der Muthlosigkeit einen Mann zu entreißen, dessen Stillschweigen und Unthätigkeit ich für ein öffentliches Unglück ansehe." Wahrlich! Niemand war mehr als Sieyes berufen, Mirabeau bei damaligen Zuständen die Hand zu bieten. Mirabeau's Rede hatte Schwächen, sein Vorschlag etwas Gezwungenes und Halbes; er wurde kühl aufgenommen. Als nun Barnave im

Sinne seiner jacobinischen Freunde mit ausgezeichneter Beredsamkeit Mirabeau entgegnete, und die schwachen Stellen von dessen Rede hervorhob und dabei aussprach: „Der Radicalfehler des Vorschlags des Herrn von Mirabeau ist, daß er thatsächlich dem Könige ausschließlich das Recht zum Kriege giebt," und nachher: „Das Räsonnement des Herrn von Mirabeau ist nur ein Mittel, die Frage erfolglos zu machen, eine Abweichung von der Frage," schien es um des Letztern Popularität geschehen zu sein. Die Galerien lärmten Beifall und am folgenden Morgen erschien ein Pamphlet mit dem Titel: „Der große Verrath Mirabeau's." Dieser erkannte, wie viel auf dem Spiele stehe; er hatte längst Barnave's Redetalent anerkannt; „das ist ein Baum," sprach er einst, „der zu einem großen Maße aufwachsen wird;" ebenso richtig hatte er geurtheilt, der göttliche Funke mangele seiner Beredsamkeit *); indessen dafür hatte Barnave jetzt die dämonische Macht des anarchischen Geistes seiner Partei zur Mitstreiterin. Auch das erkannte Mirabeau und im Interesse des Königs mag er sich zu etwas verstanden haben, das ihm schwerlich Jemand als einen Schritt der Muthlosigkeit deuten wird, er suchte durch eine Besprechung sich mit den Führern der Jacobiner, den Lameth ꝛc., zu verständigen. Dies war fruchtlos und nun sprach Mirabeau, „entweder Sieger auf der Rednerbühne, oder man soll mich in Stücken davontragen." Als er 22. Mai zur Rednerbühne hinaufstieg, rief ihm der Jacobiner Volney zu, es sei nicht weit vom Capitol zum tarpejischen Felsen. Das wandte er im Eingange seiner Rede an. Nicht ohne Bitterkeit sprach er von verläumderischen Einflüsterungen, von dem Hasse der Nebenbuhlerschaft und den Umtrieben der Intrigue und Misgunst. Man verbreite Gerüchte von Treulosigkeit, von Bestechung; man rufe die Volksrache an, um die Tyrannei der Meinungen zu stützen; ihn habe man vor acht Tagen im Triumphe tragen wollen und jetzt schreie man in den Straßen den großen Verrath Mirabeau's aus. Er habe nicht dieser Lection bedurft, um zu wissen, daß es nicht weit sei vom Capitol zum tarpejischen Felsen, aber der

*) Il n'y a pas de divinité en lui.

Mann, der für die Vernunft, für das Vaterland kämpfe, halte sich nicht so leicht für besiegt. „Mögen die," fuhr er fort, „welche seit acht Tagen meine Meinung prophezeihten, ohne sie zu kennen, welche in diesem Augenblicke meine Rede verläumden, ohne sie zu verstehen, mich anklagen, daß ich ohnmächtigen Idolen Weihrauch streue in dem Moment, wo sie umgestürzt sind, oder daß ich der feile Söldling sei von Menschen, die ich nicht aufgehört habe zu bekämpfen; mögen sie als Feind der Revolution den angeben, der vielleicht nicht unnütz bei ihr gewesen ist, und, wäre sie auch seinem Ruhme fremd, doch allein in ihr seine Sicherheit finden würde; mögen sie der Wuth des getäuschten Volkes den ausliefern, der seit zwanzig Jahren jede Unterdrückung bekämpft, und der zu den Franzosen von Freiheit, Verfassung und Widerstand sprach, als seine gemeinen Verläumder die Milch der Höfe sogen und von allen herrschenden Vorurtheilen lebten — Was macht mir das aus? Diese Streiche von unten nach oben werden mich in meiner Laufbahn nicht aufhalten. Ich werde ihnen sagen: Antwortet, wenn Ihr könnt, verläumdet nachher, so viel Ihr wollt. Ich trete also wieder in die Schranken, bewaffnet allein mit meinen Grundsätzen und mit der Festigkeit meines Bewußtseins." Nun kam er nach einer artigen Begrüßung Barnave's auf dessen Rede, beleuchtete sie Punct für Punct und widerlegte jeden so bündig, daß ihm ein glänzender Sieg zu Theil wurde. Nach dem von ihm vorgeschlagenen und nur in einem Artikel nach Lechapeliers Votum abgeänderten Gesetzentwurfe, behielt der König den Antrag zum Kriege, die Nation sollte den Beschluß, und während des Kriegs Antrag auf Frieden haben. Mirabeau's Sieg reichte jedoch nicht über diesen Beschluß hinaus; die anarchistischen Journale klagten ihn des Verraths an; Freron's eben damals beginnender „Volksredner" schloß einen heftigen Ausfall mit den Worten: „Mirabeau, weniger Talente und mehr Tugend, oder vorgesehen vor der Laterne!"

Wenige Tage nachher kam man auf die Civilconstitution des Klerus zurück. Treilhard machte im Namen des Kirchenausschusses Vorschläge über Besetzung der Kirchenämter. Die Rechte hatte noch eine Waffe in Bereitschaft; sie begehrte eine nationale

Kirchenversammlung. Die Redner der Linken, unter denen außer Treilhard, Camus, dem rigiden Feinde des Pfaffenthums, und Robespierre, auch Geistliche, der Abbé Gouttes, Pfarrer Leclerc ꝛc. waren, vertheidigten in zum Theil sehr ausführlichen und in die Geschichte des Urchristenthums zurückgehenden Reden die neue Kirchenverfassung, namentlich das Recht des Volkes, seine Pfarrer zu wählen. Auf dem Boden der Geschichte hatte die Rechte verloren Spiel so gut als vorhin das Ministerium des absoluten Königthums; Usurpation und historisches Unrecht trat dort wie hier ins Auge. Der Protest der Rechten hörte auch bei den einzelnen Artikeln, über die Zahl der Bisthümer, Eid und Einkommen der Geistlichen, nicht auf, vermochte aber in keinem Puncte die Stimmenmehrheit zu gewinnen. Diese war kraft der neuen Philosophie dem Kirchenthum überhaupt abhold und wollte nur dem Staate unbedingt untergeordnete Religionsdiener. Das hatte selbst ein Pfarrer, Royer, 14. April ausgesprochen: „Die Moral, die innere Zucht, das ist das Gebiet der Kirche, das Uebrige gehört dem Staate an.“ Die Vertheidiger des alten Systems konnten nicht bergen, daß ihnen Einkommen und geschlossener Staat im Staate, Macht und Herrschaft, mehr am Herzen liege als das innere Wesen der Religion; dies hatten sie bisher gar zu gern den armen Pfarrern allein überlassen. Daher mußte ihnen die Satzung über den Bürgereid unerträglich und die Bestimmungen über das Einkommen der Bischöfe — 50,000 L. für den pariser, 20,000 L. für die Bischöfe in größern, 12,000 L. in geringern Städten, 2—6000 L. für die Vicare — sehr ungünstig erscheinen. Die Pfarrer dagegen konnten mit der Aussicht auf 1200—4000 L. nebst Wohnung und Garten sehr zufrieden sein. Bei den pecuniären Interessen war von Verletzung der Gewissen nicht zu reden; die Reform des Kirchenthums brachte diesen erst späterhin Gefährde, als sie intolerant wurde. Die Civilconstitution des Klerus war 12. Juli vollendet. Erst 27. August 1791 wurde sie durch das wichtige Gesetz, welches die Ehe zum Civilcontracte machte und die Acte über Geburt, Ehe, Todesfall bürgerlichen Behörden zuwies, vervollständigt. Wie wenig man dem Geiste des alten Kirchenthums bei Eiferern für

dieses abgewonnen hatte, zeigte sich an demselben Tage, als der Pfarrer von S. Sulpice des Schauspielers Talma Ehe einzusegnen sich weigerte. Dagegen machte bei den weitern Berathungen über das Finanzwesen die Nationalversammlung von der schönsten Lehre der neuen Philosophie, Toleranz, eine großmüthige Anwendung, als sie 10. Juli beschloß, vormals eingezogene Güter von Huguenotten sollten deren Erben zurückgegeben werden.

Der 19. Juni und 14. Juli 1790.

Wenn nicht zu verkennen ist, daß bei diesen Verhandlungen die Rechte sich mit noch mehr Bitterkeit als früher aussprach, so erklärt sich das nicht aus dem Geiste des alten Kirchenthums allein, der allerdings selbst auf einen Cazalès große Macht übte: es war etwas dazugekommen, das den Adel der Rechten ebenso tief verletzte, als die Civilconstitution den hohen Klerus. Unter den Vorbereitungen zu dem großen Feste, das 14. Juli zur Verherrlichung der Einnahme der Bastille gefeiert werden sollte, brachte das abenteuerliche Possenspiel eines deutschen Narren die Nationalversammlung in eine Bewegung, die sich wie ein geistiger Veitstanz ausnimmt und ein seltsames Nachspiel zu den Beschlüssen des 4. August bildet. Ein Baron von Klotz aus Cleve, zu Paris erzogen, für die neue Philosophie begeistert, kurz vor der Revolution auf Reisen unter dem Namen Anacharsis Cloots, kosmopolitischer Fanatiker, geschworner Feind des Christenthums, nach Paris zurückgekehrt in Verbindung mit pariser Demagogen, erschien 19. Juni vor den Schranken der Nationalversammlung; mit ihm eine Cohorte von Ausländern, ein Neger, ein Türke ꝛc. Cloots sprach als Redner des Menschengeschlechts Glückwünsche zu dem bevorstehenden Feste, das auch des Menschengeschlechts Fest sei. „Die Trompete, welche zur Auferstehung eines großen Volks tönt, hat widergehallt an den vier Enden der Welt, und der Freudengesang eines Chors von 25 Mill. freier Menschen hat die in lange Sklaverei eingesenkten Völker erweckt. Unsere Beglaubigungsbriefe sind nicht auf Pergament geschrieben, aber unsere Sendung ist mit unauslöschlicher Schrift in

das Herz aller Menschen eingegraben, und, Dank den Urhebern der Erklärung der Rechte, diese Schrift wird den Tyrannen nicht länger unverständlich sein." So sprach er und man klatschte. In ungezwungenem Zusammenhange damit stand der zunächst folgende Vorschlag Alex. Lameth's, von dem Monumente Ludwigs XIV. auf dem Platze der Siege die vier zu dessen Füßen befindlichen, in Ketten liegenden Menschenfiguren wegzunehmen. Nun aber war es, als ob ein Kobold seine Tücke übe; man sprang von da über zu den Ehrenrechten des Adels. Abermals waren es, wie am 4. August, die Besitzer, welche sich bei den Entäußerungsvorschlägen hervorthaten, und bei diesen wirkte, wie damals, der Wetteifer um Popularität. Als der Advokat Lambel Abschaffung der Titel Marquis, Graf, Baron ꝛc. empfohlen hatte, erhoben sich zugleich Lafayette und Graf Karl Lameth, der an jenes Stelle Befehlshaber der pariser Nationalgarde zu werden trachtete, jenen Antrag zu unterstützen, und Lafayette wollte nun auch Wegfall des Prinzentitels. Darauf folgte sein Schwager Noailles mit einem Antrage gegen Livree; der fürstlich reiche Parlamentspräsident Michael Lepelletier von S. Fargeau wollte Abschaffung der von Gütern hergenommenen Zunamen der Familien; Montmorency gab die Wappen zur Opferung, Lanjuinais, der Bürgerliche, brachte die hohen Hof- und Kirchentitel Hoheit, Excellenz, Eminenz zur Masse ꝛc. Mirabeau, der das Ehrenrecht des Adels im Ganzen nicht verschmähte und nur kraft seiner Persönlichkeit für sich das Recht, zu sein, was er wollte, in Anspruch nahm, ließ durch sein Schweigen Misbilligung erkennen. Andere, die Grafen Foucault, Virieu, auch Maury, redeten gegen die Anträge, aber umsonst. Man beschloß noch in derselben Sitzung Wegfall aller Ehrenrechte des Adels, der Titel, der Zunamen adliger Geschlechter, der Wappen, Livreen und aller sonstigen Auszeichnungen. Die Ritterorden ließ man damals unangetastet, doch 30. Juli 1791 wurden auch diese, mit alleiniger Ausnahme des Ludwigsordens, abgeschafft. Also ward das Princip der Gleichheit eingeführt, in seinen Wirkungen von weit gefährlicherer Natur, als das der Freiheit. Aus dem Wegfall der Zunamen ging eine Ungewißheit über die Person hervor, wie in umgekehrtem Falle

späterhin die Zunamen napoleonischer Herzoge und Prinzen der Geschichtskunde berühmte Namen verdeckten. Montmorency sollte nun Bouchard heißen, Lafayette Mottié, S. Priest Guignard, Mirabeau Riquetti u. s. w. Mirabeau sagte am Tage darauf zu den Schreibern der Nationalversammlung: Mit eurem Riquetti habt Ihr Europa auf drei Tage desorientirt, und in der That kamen die Namen Mirabeau, Montmoreney, Lafayette ꝛc. nicht außer Brauch. Der Adel setzte wohl den alten Namen mit ci-devant hinzu; so kam auch dies Wort in den neuen Wortvorrath. Doch Lepelletier schrieb sich nie wieder S. Fargeau, und die demokratischen Journale hatten ihre Freude daran, statt berühmter Adelsnamen die längst abgekommen gewesenen und nun wieder hervorgerufenen Namen Mottié, Guignard ꝛc. zu gebrauchen; Camille Desmoulins gab auch das Beispiel, den König Ludwig Capet zu nennen. Der König gab seine Zustimmung zu dem Beschlusse des 19. Juni wider Neckers Rath; eine Hofpartei, die ihre Schadenfreude darüber hatte, daß die Wirkungen der Revolution auf den liberalen Adel zurückfielen, soll den König bestimmt haben. Jedoch er suchte das Heil nicht im Widerstande gegen die Nationalversammlung; bei dem vorherrschenden Gedanken an Rettung durch Flucht kam ihm nicht viel darauf an, ob es noch schlimmer würde; vielmehr gehörte es zur Berechnung, den Schein vollkommnen Einverständnisses mit der Nationalversammlung zu verbreiten. Der Adel konnte die Beschlüsse des 14. Juni nicht verschmerzen; zahlreiche Auswanderungen zeugten davon.

Jedoch das übrige Frankreich sah mit freudigem Vorgefühl einem Feste nationaler Eintracht und Sühne entgegen. In den Landschaften war seit dem October des Jahres 1789 die Ruhe oft gestört worden; wenige wollten gehorchen, wenige zahlen. Das Phantom von Gleichheit, durch die Declaration der Rechte verbreitet, mischte sich zu dem anarchischen Gelüste. In Valençay sagten die Bauern: „Da wir Alle gleich sind, müssen wir wohl das Schloß unter uns theilen.“ In Beziers ermordete der Pöbel fünf Einnehmer der Salzsteuer. Zu Toulon brach 1. December eine sehr drohende Empörung aus. Schlösser wurden noch immer hie und da

verbrannt. Soldatenmeutereien waren alltägliche Erscheinung.*) In Marseille setzte sich das Volk in Besitz der beiden am Hafen gelegenen Citadellen S. Jean und S. Nicolas. In dem südlichen Frankreich erwachte der Fanatismus der Katholiken; ein Bischof von Treguier erließ einen heftigen Hirtenbrief; auch wirkten geheime Sendungen von Ausgewanderten; Graf Artois hauptsächlich suchte auf Insurrection gegen das neue Staatswesen zu wirken. Zu Nimes lieferten Katholiken und Protestanten einander Straßengefechte, wobei 130 Menschen getödtet, 800 verwundet wurden, in Montauban rottete sich der Pöbel gegen die Protestanten zusammen. Noch fürchterlicher war es in Avignon und dem Contat; doch das war noch päpstliches Gebiet und erst zur Zeit seiner Vereinigung mit Frankreich ist es angemessen, von den dortigen Gräueln zu reden. Die Berichte von der Anarchie in den Landschaften hatte, wie oben bemerkt, dem Könige Anlaß gegeben, 4. Februar die Nationalversammlung persönlich zu nachdrücklichen Maßregeln aufzufordern, diese darauf den Anhang zum Martialgesetze erlassen: doch das hatte geringen Erfolg gehabt. Ein von Lafayette in den Debatten darüber unvorsichtig gesprochenes Wort, die Insurrection sei (er meinte in der Zeit des Despotismus) heilige Pflicht, hatte wohl zur Verwirrung der Meinungen beigetragen, gleichwie früher das, was er von Desertion gesagt hatte. In den Worten hatte Lafayette nicht die Stärke des à propos. Dagegen schien nun von einer andern Seite her, aus dem Volke selbst, etwas aufzuwachsen, das neben einer sehr bedenklichen Seite auch eine sehr tröstliche darbot — die Föderationen. Dergleichen gingen zunächst aus dem Eifer zur Niederhaltung der Bestrebungen der Privilegirten und ihres Anhangs hervor. Also föderirten sich die Nationalgarden von Nachbarlandschaften, Nationalgarden und Soldaten, benachbarte Municipalitäten, landschaftliche Nationalgarden und Behörden mit den parisern, zu geschweigen der geheimen Verbrüderung von Demagogen, die späterhin im Clubwesen ihre rechte Ausbildung erhielt. Dies schien zum Theil

*) Des Kriegsministers Latour-du-Pin Bericht, Monit. 1790, 5. Juni (N. 156) ist eine wahre Litanei.

dem Anhange zum Martialgesetze zu entsprechen, auch wurde manchen ausbrechenden Unruhen dadurch gesteuert: daher gab der König 4. Juni den Föderationen seine Bestätigung. Nun wurde in den pariser Districtsversammlungen der Gedanke laut, den Jahrestag der Erstürmung der Bastille durch ein Fest zu feiern, wobei Abgeordnete von Nationalgarden und Soldaten der Landschaften zu einer allgemeinen Föderation nach Paris kommen sollten. Dies kam als Antrag an Bailly, von Bailly 5. Juni an die Nationalversammlung, diese stimmte dafür und die Vorbereitungen zum Feste begannen. Das Marsfeld sollte dessen Schauplatz sein und dazu in ein Amphitheater umgeschaffen werden. Mehrere Tausend Arbeiter wurden dazu aufgeboten; jedoch als im Anfange des Juli das Werk noch nicht weit genug vorgeschritten war, um zu rechter Zeit fertig zu werden, griff alle Welt zu Karren, Schaufel und Hacken, um daran zu helfen; was im bürgerlichen Leben einander verwandt war, scharte sich zusammen zur Arbeit, man sah Deputirte, Kinder, Nonnen, Musik und der Gesang des Ça ira förderte die Arbeit. Also erhob sich ein Amphitheater, dessen Sitze Raum für 300,000 Menschen boten, in dessen Mitte ein Hügel und auf diesem ein 25 Fuß hohes Viereck, zum Altar des Vaterlandes bestimmt. Nach der Stadtseite hin, an der Seine, bildete ein stattlicher Triumphbogen den Eingang zum Marsfelde; zu diesem führte eine Schiffbrücke. Am entgegengesetzten Ende der Stadt war im Laufe des Jahres die Bastille ganz und gar niedergerissen worden; da, wo sie gestanden, wurde nun ein Tanzplatz für das Fest eingerichtet. Indessen kamen von allen Seiten Abgeordnete aus den Departements, Nationalgarden und Soldaten, nach Paris und wurden von den Parisern festlich empfangen und bewirthet. Eine frohe Festlaune verbreitete sich über Paris, die Herzen derer ausgenommen, die entweder mit Groll erfüllt den damaligen Zustand der Dinge als einen Abgrund ihrer vormaligen Interessen haßten, oder deren Gesinnung mit dem, was die Nation erlangt, bei weitem noch nicht zufrieden gestellt war, und die an der Revolution nur das Zerstören und Auflösen liebten, den edeln Aufschwung zur Wiedergeburt aber nicht theilten.

Das Fest des 14. Juli 1790 begann mit einer Vertheilung von 83 Föderationsbannern an die dazu auf den Boulevards in der Nähe des Bastillenplatzes versammelten Föderirten aus den 83 Departements. Lafayette, vom Könige mit dem Oberbefehl über sämtliche Nationalgarden des Königreichs für den Tag betraut, erschien als die Hauptperson des Festes. In der Mitte des Morgens setzte der Zug sich in Bewegung. Voran die pariser Behörden, in der Mitte eine Schar von Kindern und von Greisen, darauf die Deputirten der Nationalversammlung, zuletzt die Bataillone der Föderirten. Es vergingen sechs Stunden, ehe der Zug auf dem Marsfelde anlangte. Hier hatten indessen die Sitze sich mit Menschen gefüllt; Wind und Regen waren heftig, aber man ermunterte sich, dem Wetter zu trotzen, es wurde gesungen und getanzt. Als der Zug eintraf, erschien der König ohne allen königlichen Schmuck mit seiner Familie auf einer bedeckten Galerie, die für ihn, die Deputirten und ausländischen Gesandten bestimmt war. Auf dem Altar des Vaterlandes stand Talleyrand mit zweihundert Priestern; ihre weißen Gewänder hatten dreifarbige Gürtel. Die Feier hatte vier Hauptacte, ein musikalisches Hierodrama mit biblischen Worten, zur Verherrlichung der Einnahme der Bastille, die von Talleyrand vollzogene Weihe der mittelalterlichen Reichsfahne (der Oriflamme) und der 83 Föderalbanner, die Messe, gehalten von Talleyrand, begleitet von Kriegsmusik und dem Schall von 300 Trommeln; zuletzt den Föderationseid. Dieser enthielt: Treue gegen Nation, Gesetz und König, Aufrechthaltung der Constitution, Bürgerhülfe zum Schutz für Person und Eigenthum, zum freien Vertrieb des Getreides und Lebensunterhalt und zur Erhebung der Abgaben, endlich Einigkeit in unauflöslichen Banden der Brüderschaft. Lafayette, auf den Altar des Vaterlandes emporgestiegen, sprach den Eid zuerst, unter Kanonendonner und Waffengeklirr nach ihm die Föderirten; die Nachweihe des Schwurs war der Freudenruf der Menge, deren Lebehoch auf Nation und König den Lärm der Trommeln und Trompeten übertönte. Die Begeisterung war allgemein, war in der gesamten Geschichte Frankreichs nie größer, nie reiner gewesen. Sie war zu schön, um lange dauern zu können; aber

Niemand soll diesen Tag gering achten, weil ihm schlimme Tage folgten. Freudetrunken drängten sich die Föderirten um Lafayette, als dieser vom Altar herabstieg; unter tausend Bezeugungen einer Ergebenheit, die es für ein Glück achtete, seine Hand oder sein Gewand zu küssen, hatte er Mühe, seinen Platz wiederzugewinnen. Darauf wandte sich Alles der Galerie zu, wo der König und die Nationalversammlung sich befanden; auch dahin richtete sich freudiger Gruß. Der Präsident der Nationalversammlung, Marquis von Bonnay — es hätte Mirabeau sein sollen und dieser hatte gewünscht, es zu sein — und der König schwuren zuletzt. Bis dahin war der Himmel unfreundlich gewesen und der Regen stromweise herabgeflossen; aber als der König schwur, — Anwendung aller seiner Macht, die Verfassung aufrecht zu erhalten und die Gesetze vollziehen zu lassen — zerriß das düstere Gewölk und ein Sonnenstrahl traf ihn auf die Stirn. Darüber neuer Jubel; rasch verschwand der leise Unmuth, der sich hatte regen wollen, als der König nicht seinen Platz verließ, um den Schwur auf dem Altar des Vaterlandes zu leisten. Auch die Königin schien von der Macht menschlichen Gefühls ergriffen zu sein; sie hob ihren Sohn empor und dem Volke entgegen; dies erwiderte mit Jubelgruß. Bis zum 22. Juli folgten nun Feste; überaus heiter war das des 18. Juli, wo zuerst Musterung der Föderirten und bei dieser das Erscheinen des Königs und der Königin mit dem Ausdrucke theilnehmender Gesinnung freudeerweckend, am Abende Tanz auf dem Bastillenplatze, wo ein sechszig Fuß hoher Mast eine Freiheitsmütze von riesenhaften Dimensionen trug, ferner in der neuen Halle und in den elysäischen Feldern, die glänzend erleuchtet waren und die größte Zahl von festlustigen Menschen anzogen und befriedigten. Es schien Alles Ein Herz und Eine Seele zu sein. Mancher der früheren Revolutionstage hatte Jubel hervorgerufen, Jubel über Aeußerungen von Muth und Kraft, über Fortschritte zum Siege, über entscheidende Niederlagen der Gegner der Revolution, über den Einsturz des alten Staatsgebäudes: hier aber erst war reine Freude, es waren Tage des frohen Bewußtseins, daß die neue Zeit da und in ihrem Rechte sei und daß ihr die Gesinnung derer, die

das Fest begingen, entspreche. Was in den Gemüthern der Deputirten der Rechten und der Hofleute vorging, weiß die Geschichte nicht zu berichten; äußerlich beobachteten sie den Anstand. Paris hielt sich auch frei von dem Makel der Störungen der festlichen Tage durch Pöbellicenz; nur die Journale Marat's, Camille Desmoulins' und auch des minder schmähsüchtigen Loustalot konnten ihr Gift nicht zurückhalten. Sie machten den Anfang mit der Herbeirufung schlimmer Zeit. Camille Desmoulins schrieb, der Triumphzug des Aemilius Paullus sei dem Zuge vom 14. Juli vorzuziehen, denn es sei ein König mit gebundenen Händen dem Triumphwagen gefolgt. Loustalot tadelte den König, nicht zum Altar des Vaterlandes gegangen zu sein, da er doch auf der Jagd sich aus Regenströmen nichts mache, und — was seine Wirkung nachher schwerlich verfehlt hat — daß Marschälle und Generale die Ungeschliffenheit gehabt hätten, den Vortritt vor Soldaten und Sergeanten zu nehmen, die zehn und zwölf Dienstjahre mehr zählten als jene. Marat erklärte das Föderationsgelübde nur für ein Mittel der Knechtung, dessen traurige Folgen man bald empfinden werde. Carra, Herausgeber der „patriotischen Annalen", eines damals sehr bissigen Journals, lobte den Regen, der die erhitzten Köpfe etwas abgekühlt und die Verehrer der ausübenden Macht verhindert habe, Abgötterei mit dem goldnen Kalbe zu treiben.

Viertes Capitel.

Anarchie und Intoleranz der Revolution; Verschlimmerung ihres Gegensatzes.

Von der Julifeier des Jahres 1790 bis zu Mirabeau's Tode 2. April 1791.

Die Freudentage des Juli stehen in der Mitte zwischen den Eroberungen der Revolution auf dem Gebiete des Despotismus und der Privilegien und den Usurpationen gegen Thron, Gesetz und Gemeinwohlfahrt, die nunmehr ihren Gang bezeichnen. Die Schuldrechnung, welche im Anfange der Revolution der Verkehrtheit ihrer Gegner zur Last fiel, hat es von nun an mehr und mehr mit den Verirrungen und auch dem freventlichen Gelüst wilder oder giftiger Schößlinge der Revolution zu thun; doch sind diese begleitet von Verkehrtheit und Böswilligkeit der Partei, die das altkönigliche Frankreich nicht missen wollte. Die bösen Säfte erzeugten sich aus zweierlei Quellen; die Schärfe und Bitterkeit, welche aus einer beispiellosen Frechheit der Presse, aus dem schlimmen Einflusse der Hauptstadt auf die Landschaften, der unruhigen Thätigkeit des Jacobinerclubs, aus der kirchenfeindlichen Intoleranz der Linken in der Nationalversammlung sich der Revolution zumischte, bekam unheilvolle Gährungsstoffe aus dem Widerstreben und den Umtrieben des Klerus, aus dem aufreizenden und erbitternden Charakter, den die Rechte in den Debatten zeigte, aus den Einwirkungen der Ausge-

wanderten. Ehe wir dies einzeln verfolgen, mag die Rede sein von dem Gange der Gesetzgebung in der Nationalversammlung.

Einige von den Gegenständen der Gesetzgebung blieben außer aller Berührung mit den Bewegungen im Volke und veranlaßten auch in der Nationalversammlung nur geringen Debattenkampf; doch viele andere Verhandlungen und Beschlüsse wurden durch die Erscheinungen des Tags und dringendes Bedürfniß veranlaßt und hiebei pflegte die Debatte sich zu erhitzen. Schon seit dem Juni hatte man sich mit Feststellung der Ausgaben für Thron, Cult und Beamte beschäftigt. Zur Civilliste für den König waren am 9. Juni 25 Mill., für die Königin 4 Mill. bestimmt, das Besitzthum der Krone auf die Güter, welche der König für sich zu behalten wünsche, beschränkt, alle übrigen Nationalgüter, mit Ausnahme der Forsten, für verkäuflich erklärt worden; nur bei Bestimmung des Einkommens für den hohen Klerus hatte es Gegenrede gegeben. Die Verhandlungen über Salarirung von Staatsbeamten setzten sich noch nach den Julifesten fort; die Finanznoth der Gegenwart wurde aber wieder so dringend, daß 29. September die Creirung neuer Assignaten beschlossen, zugleich aber als höchste Summe der überhaupt in Umlauf zu setzenden Assignaten 1200 Mill. L. bestimmt wurde. Dann ging man an die Feststellung künftiger Steuern. Inzwischen hatte man 6. September 1790 sämtliche vormalige Gerichte für abgeschafft erklärt, und in einer langen Reihe von Verhandlungen, die bis in das Jahr 1791 hineinreichten, wurde die Gesetzgebung darüber vervollständigt. Von den Parlamenten hatten früherhin mehrere gegen die Fortdauer ihrer Vacanz protestirt, aber darauf sich der Nationalversammlung unterworfen; jetzt ließen sie bis auf das von Toulouse das Todesurtheil sich schweigend gefallen. Der Widerspruch des Parlaments von Toulouse wurde für Majestätsverbrechen erklärt und nur schleunige Flucht nach Spanien entzog für damals dessen Mitglieder der drohenden Haft. Die übrigen Verhandlungen der Nationalversammlung stehen mit den äußeren Bewegungen als dadurch veranlaßt oder erhitzt oder auch als aufregend mehr oder minder in Verbindung.

Bewegung des Volks zu wilder Gesetzlosigkeit war vor Allem

Charakter der Journale Marat's, Camille Desmoulins', Carra's, Freron's und der Révolutions de Paris, die seit dem Tode Loustalot's (1. September 1790) nur selten noch einen gediegenen Artikel brachten. Die Preßfrechheit war unter den ersten Gegenständen, die die Nationalversammlung nach den Julifesten beschäftigten. Malouet theilte 31. Juli eine C'en est fait de vous betitelte Flugschrift Marat's mit, in welcher zuerst die damaligen Gerüchte von einer Verschwörung des Grafen Maillebois, den König zu entführen, von feindlichen Absichten Oestreichs, von dem Verrathe der Minister, die dessen nach Belgien ziehenden Truppen so eben durch einen Theil des französischen Gebiets zu marschiren gestattet hätten, als Wahrheit wiederholt und dann Lafayette, sein Generalstab und die Bataillonschefs der Nationalgarde als bestochene Agenten des Königs genannt wurden, worauf ein Aufruf ans Volk zur Insurrection folgte. „Bürger von jedem Alter und Stande, es ist um Euch auf immer geschehen, wenn Ihr nicht zu den Waffen eilt, wenn Ihr nicht die heroische Kraft wiederfindet, die den 14. Juli und 5. October zweimal Frankreich rettete. Fliegt nach S. Cloud, wenn es noch Zeit dazu ist, führt den König und den Dauphin in Eure Mauern zurück, haltet gute Wache über sie und macht sie für die Begebenheiten verantwortlich. Sperrt die Oestreicherin und ihren Schwager ein, daß sie nicht mehr conspiriren können. Bemächtigt Euch aller Minister und ihrer Bevollmächtigten, werft sie in Ketten, versichert Euch des Chefs der Municipalität und der Stellvertreter des Maire. Habt den General im Auge, verhaftet den Generalstab, nehmt den Artillerieposten der grünen Straße weg. Bemächtigt Euch aller Magazine und Pulvermühlen; die Kanonen müssen an alle Districte vertheilt werden. Lauft, lauft, wenn es noch Zeit ist, oder bald werden zahlreiche feindliche Legionen über Euch herstürzen, bald werdet Ihr die privilegirten Stände sich wiedererheben sehen, der Despotismus, der scheußliche Despotismus wird schrecklicher als je erscheinen. Fünf- oder sechshundert Köpfe abgeschlagen, hätten Euch Ruhe, Freiheit und Glück gesichert; eine falsche Menschenliebe hat Eure Arme aufgehalten und Eure Streiche gehemmt, sie wird Millionen Eurer Brüder das Leben kosten. Laßt Eure Feinde einen

Augenblick triumphiren, und das Blut wird in großen Strömen fließen; sie werden Euch ohne Mitleid erwürgen, sie werden Eure Weiber ausweiden, und um auf immer bei Euch die Liebe zur Freiheit zu ersticken, werden ihre blutigen Hände das Herz in dem Busen Eurer Kinder suchen." Ein hierauf verfügter Verhaftbefehl gegen Marat blieb unvollstreckt; Marat hielt sich versteckt bei dem Fleischer Legendre, einem Freunde Danton's, setzte sein Blatt fort, bewarf Lafayette, Necker, Bailly, Mirabeau ꝛc. mit Koth und predigte ungestraft Empörung und Mord. Mirabeau schlug nach dem Soldatenaufruhr in Nancy Entlassung der Armee vor; darauf schrieb Marat: „Wenn die brandigen und erzbrandigen Ministerfreunde verwegen genug sind, dies durchzusetzen, Bürger, dann richtet 800 Galgen im Garten der Tuilerien auf und hängt alle Vaterlandsverräther daran, den infamen Riquetti an der Spitze, zugleich errichtet in der Mitte eines Bassins einen großen Scheiterhaufen, um darauf die Minister und ihre Schergen zu braten." Gegen Ende des Jahrs war selten eins seiner Blätter ohne Schmähungen auf die obgenannten Personen oder Aufhetzungen der Menge zu Gewaltthätigkeiten. Da hieß es „Unerläßliche Nothwendigkeit eines allgemeinen Aufstandes, heilige Pflicht aller Franzosen zu einer allgemeinen Insurrection; es ist um Euch geschehen, wenn Ihr nicht die gottlose Race Eurer Feinde bis auf den letzten Sprößling vertilgt; nie ein verdienstlicheres Werk als die gänzliche Vernichtung der Gardesducorps, es müßte sonst die Hinrichtung aller Vaterlandsverräther, Schwarzen und Ministeriellen sein, die bis auf diesen Tag nicht aufgehört haben, gegen die Freiheit zu conspiriren; haut allen ehemals Adligen, die gegen Euch conspirirt haben, die Daumen ab; zerspaltet allen unwürdigen Pfaffen die Zunge; vor sechs Monaten hätten 5—600 Köpfe genügt, um Euch von dem Untergange zu retten; jetzt wird es vielleicht nöthig sein, deren 5—6000 abzuschlagen, aber müßte man auch 20,000 abschlagen, es ist keinen Augenblick zu zögern. Sagt uns, ob ein solcher König andere Namen als die eines stupiden Automaten oder eines treulosen Betrügers verdient?" Sein Geifer ergoß sich über Alles, was über der niedern Menge hervorragte und nicht, wie er, Anarchie wollte, Ari-

stokrat war ihm auch der wohlhabende, ruhige Bürger, Alles war ihm verderbt, außer dem Theile des Volks, der von den Reichen Canaille genannt werde. Da ist der Allvater des modernen Communismus; der Volksfreund ist der Katechismus der Lehre von absoluter Gleichheit zu Gunsten des Pöbels, der nichts hat als Arbeitskräfte und nichts ist als Masse, und von dem Rechte derer, die nichts haben, auf Aneignung des Besitzthums der Begüterten. Wenn dieses und dergleichen wie Auslassung einer mordlustigen Monomanie erscheint, so enthielten des witzigen Camille Desmoulins, des lügnerischen Freron und des bittern Carra Blätter nicht jedes ein ebenso eigenthümliches Gift; Verläumdung, die schlimmste Deutung von Allem, was vorging, irgend zur Aufrechthaltung des Throns und der Gesetzlichkeit geschah oder im Werke war, hatten sie insgemein zur Waffe, und keine wirkte bei dem leicht erregten und befangenen Franzosen sicherer als jene. Daß in den Tuilerien ein *östreichischer Ausschuß* sei, brachte zuerst Camille Desmoulins vor; dies ward nachher oft wiederholt. Im Anfange des Jahres 1791 kam auch dann und wann schon die Aeußerung vor, man müsse das Königthum abschaffen. — Diese Preßfrechheit kam mehrmals in der Nationalversammlung wieder zur Sprache, aber die Linke entkräftete den Eifer theils durch Berufungen auf die Ungebühr der gegenrevolutionären Presse, die vor Allem in den Actes des apôtres ihrerseits ebenso zügellos war und mit politischer Polemik eine reichliche Beifuhr von cynischem Schmutz hatte, theils durch die Behauptung, die Preßfreiheit sei ein Recht, das keiner Beschränkung unterliegen dürfe. Letztere, mit Berufung auf allgemeine Rechtsprincipien vorgebracht, hatte geheime und unreine Motive darin, daß ihre Wortführer zum Theil in ihren anarchistischen Gelüsten mit den Journalisten, die die Freiheit misbrauchten, übereinstimmten. So namentlich Robespierre, dessen Stimme täglich aufdringlicher wurde. Daher nun bei der Nationalversammlung so gut als gar keine Anstrengung, dem Uebel zu steuern; Marat spottete der gegen ihn erlassenen Haftbefehle; er hatte seinen Beistand in der Nationalversammlung selbst.

So ergreifend nun die Wirkungen der Presse waren, so konnten

ihr doch Theater, Bürgerversammlungen und Clubs durch Wort und Anschauung nicht selten den Rang streitig machen. Mit dem Anfange des Jahres 1791 gab es keine Theatercensur mehr. Das Theater, für die Pariser mehr als für irgend einen andern Theil der menschlichen Gesellschaft Lebensbedürfniß, wurde zum Herde leidenschaftlicher Erhitzung. Chenier's Karl IX., Laya's Jean Calas, Lemierre's Tell, eine Tragödie Brutus, waren Lieblingsstücke der Pariser. Die Bürgerversammlungen wurden durch die 9. October antretende neue Municipalität und die nun zur Ausführung gekommene Eintheilung von Paris in Sectionen nicht eben seltener oder von gesetzlicherem Sinne erfüllt; wie vorhin in den Districten, so übten nun in den Sectionen ein Danton und Legendre, Santerre, Bierbrauer und Bataillonschef in der Antonsvorstadt, Alexander und Lasuski in der Vorstadt S. Marceau ꝛc. Einfluß zur Erregung ihrer Nachbarschaft. Jedoch Presse, Theater und Sectionsversammlungen zusammen blieben zurück hinter der Kraftentwickelung des Jacobinerclubs und ihm sich anschließender Vereine.

Der Jacobinerclub trat in das zweite Stadium seiner politischen Thätigkeit; zuerst hatte es bei ihm Lösung der Nation von den Fesseln despotischer Willkür und hierarchisch-feudaler Zwingherrlichkeit gegolten; jetzt tauchten in ihm zugleich auf das mit versteckterm Republicanismus gemischte Bestreben, die Macht des Throns vollends zu vernichtigen, und ein das Gesetz entweder umgehendes oder verhöhnendes Dichten und Trachten, sich zu einer Macht in Frankreich zu erheben. An der Spitze stand noch die Partei Lameth, wozu außer Barnave und Duport auch Baron Menou gerechnet werden kann. Der Herzog von Orleans, zum Julifeste aus England zurückgekehrt, war ohne Ansehen; sein Anhang, Biron, Sillery, Laclos ꝛc., suchte von Zeit zu Zeit eine sich darbietende Gelegenheit zu seinen Gunsten zu benutzen, doch ohne etwas auszurichten. Ihm scheint auch der Herzog von Aiguillon sich zugeneigt zu haben. Ein Blick der Hoffnung mochte sich auf den ebenfalls eintretenden ältesten Sohn des Herzogs, vormaligen Herzog von Chartres, richten. Eifriges Mitglied des Clubs war Robespierre, mit ihm Petion, Buzot, Roederer, vormals Parlamentsrath zu Metz,

von tüchtigen Fähigkeiten und Kenntnissen, die Priesterfeinde Newbell und Voidel, Gregoire, Merlin von Douay. Außer den Mitgliedern der Nationalversammlung waren bedeutend Camille Desmoulins, der bei den Jacobinern Republik in Vorschlag brachte, der vormalige Marquis Condorcet, enthusiastischer Jünger der neuen Philosophie, berühmt durch treffliche Leistungen in Wissenschaft und Literatur, endlich Brissot, Mitglied der pariser Stadtbehörde, Literat und Herausgeber des Journals „der französische Patriot", befreundet mit Clavieres und andern ausgewanderten Genfern, in deren Auftrage er eine Reise nach Nordamerika gemacht hatte, gewandt als Redner und Schriftsteller, aber charakterlos. Der Jacobinerclub verzweigte sich schon über das gesamte Frankreich. Seinem großen Organisationstalent, sich zum Staate im Staate zu bilden, begegnete von allen Seiten, besonders seit dem Föderationsfeste, das die begeistertsten Söhne der Revolution nach Paris und in Verbindung mit den Jacobinern gebracht hatte, der politische Trieb, sich mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden zusammenzugesellen; es gab schon mehrere Hundert mit den pariser Jacobinern verbundene Clubs. Im Anfange des Jahres 1791 hatte der pariser 1200 Mitglieder und 229 Töchterclubs, von denen der ansehnlichste in Marseille, dem zweiten Brennpuncte der Revolution; dieser hatte 1800 Mitglieder. Die Correspondenz unter den Clubs war sehr lebhaft und regelmäßig; es bildete sich eine gleichmäßige Praxis nach den Principien des Mutterclubs. Schon 30. November 1790 gab der letztere ein eigenes Journal heraus; auch das fand Nachahmung; zu Lyon erschien ein jacobinisches Journal, von dessen Geiste der darin ausgesprochene Protest gegen die Anrede mit Monsieur, als aristokratisch, Zeugniß geben mag.

Jacobinischen Geistes waren mehrere anders benannte Clubs in Paris. Die bedeutendsten davon der Club der Cordeliers, von dem vormaligen Districte benannt und schon im November 1790 vorhanden, muthmaßlich an die Stelle der Districtsversammlungen der Cordeliers getreten. Darin herrschten Danton, Camille Desmoulins; ihr Schützling war Marat, ihr Patron, wie es scheint, der Herzog von Orleans. Dieser soll damals Danton und Marat

besoldet haben. Daher gingen die Cordeliers im October damit um, Orleans zum Chef der französischen Garden auszurufen. Den Cordeliers mangelte der jacobinische Tact; sie hatten nicht System noch Methode noch Consequenz; es war wenig Idee, dagegen epikuräischer Materialismus und cynische Ungezogenheit bei ihnen zu finden; der anarchische Ungestüm und die Rohheit der Demagogie und die Hitze der Aufwallung war bei ihnen zu Zeiten so mächtig, daß sie darum hinter den Jacobinern nicht zurückblieben. Für damals waren beide Clubs wohl mit einander einverstanden und mehrere Cordeliers auch Jacobiner, namentlich Danton, Desmoulins und der vormalige Schauspieler Collot d'Herbois. Wie die Cordeliers dem derbsten Materialismus fröhnten, so ein von der andern Seite ebenfalls den Jacobinern verbundener Club dem politischen Idealismus. Dies war die Conföderation der Freunde der Wahrheit oder der gesellige Kreis. In ihm waren Abbé Fauchet und Condorcet unter den Stimmführern; sie hatten freimaurerische Humanitätsideen; dazu aber eine starke Ader von politischem Fanatismus. Condorcet schlug Emancipation der Frauen vor, nicht minder empfahl er eine allgemeine Volksversammlung, Nationalconvent, wobei die Idee an eine Republik nicht fern lag. Dieser Club hatte ein eignes Journal, der Eisenmund (bouche de fer). Zu ihm gesellte sich, ermuntert durch Condorcet's Vortrag, eine Gesellschaft von Freundinnen der Wahrheit. Aehnliche, Familienclubs, traten in Verbindung mit den Jacobinern. Die Clubs der Gemäßigten und der Rechten wollten nicht gedeihen: die Jacobiner und Cordeliers hetzten den Pöbel gegen sie auf, und dieser störte ihre Sitzungen. Nur der Club von 1789 behielt einige Festigkeit. Den Club der Monarchisten, der sich aus einem Theil des Clubs von 1789 und der Rechten gebildet hatte, jagte der Pöbel 28. März 1791 auseinander. Im geselligen Leben trafen politische Antagonisten oftmals aufeinander; so Mirabeau und Cazalès bei einer Frau von Arragon. Nie ging es zwischen diesen Beiden ohne Discussion ab, und nie verletzten sie dabei den gesellschaftlichen Anstand; wenn sie sich erhitzten, brach der Eine oder der Andere lächelnd mit den Worten ab: „Wir werden auf der Rednerbühne fortfahren."

So waren die Organe der Anarchie; Paris das große Triebrad, dessen Umschwung ganz Frankreich bewegte. Dort wurde eine Taktik gelehrt und geübt, die sich durch die heimkehrenden Föderirten, durch Journale und Clubs den Landschaften mittheilte und den vielfältigen, dort vorhandenen Brandstoff in Flammen zu setzen beitrug. Es geschah wohl, daß ausgesprengt wurde, an einem gewissen Tage werde ein großer Crawal, Mord, bedeutende Plünderung, vorher aber eine Geldspende für die untergeordneten Anführer stattfinden; die schon erprobten Theilnehmer hatten eine Losung: Seid Ihr zuverlässig? Die Antwort war: Ein zuverlässiger Mann. Zur Ermunterung drückte man zwölf Francs in die Hand. So wirkte die Demagogie planmäßig, und durch ganz Frankreich waren der brod- und ruchlosen Abenteurer und Wichte genug, um schlagfertige Mannschaft zu Tumulten zu stellen. Doch auch ohne das war der Geist der Anarchie mächtig genug, um Bürger, Bauern und Soldaten zum Frevel zu reizen. Es war wie im Jahre vorher; noch wurden Schlösser verbrannt, Jagd auf Aristokraten gemacht, Abgaben verweigert, angesehene Personen und selbst Magistrate ermordet. Meutereien der Soldaten gab es zu Metz, Stenay und andern Orten.

Besonders gefahrdrohend ward der Soldatenaufstand zu Nancy, mittelbar eine Folge des Föderationsfestes. Hier lagen zwei französische Regimenter, des Königs und Mestre de Camp, letztere Reiter, und ein schweizerisches, Chateauvieux, in Garnison. Bei den erstern hatte die Disciplin schon im Jahre 1789 nachgelassen; die Soldaten waren in ihrem Verdruß über den vornehm strengen Ton ihrer adligen Officiere einverstanden und zu Meuterei gestimmt. Das Verbot von Soldatenclubs und darauf ein Disciplinarbefehl für eine Thorwache rief 9. Aug. 1790 eine Meuterei des französischen Fußvolks hervor. Als es von seinen Officieren 100,000 L. erpreßt hatte, begehrten die Schweizer ebenfalls Geld von ihren Officieren. Der Chef des Regiments hatte zwar Ansehen genug, dieses in Gehorsam zu halten und die beiden Abgeordneten durch Gassenlaufen zu bestrafen; aber darauf geriethen die beiden französischen Regimenter in Aufstand und rissen auch die Schweizer mit sich fort. Auf eine nachdrückliche Botschaft der Nationalversammlung wurde

Ruhe, aber als nun Marschall Bouillé von Metz den General Malseigne zur Untersuchung nach Nancy sandte, brach trotz der großen Zugeständnisse, die dieser machte, ein neuer Aufstand aus, weit schlimmer als der frühere; Nationalgarden und bewaffneter Pöbel gesellten sich zu den Soldaten, man schätzte die Zahl der Rebellen auf 10,000 Mann. Jetzt zog Bouillé mit weniger als halb so viel Soldaten von Metz heran; die Rebellen besetzten die Thore; doch Bouillé wurde 31. August nach kurzem Gefechte Meister der Stadt und die Rebellen unterwarfen sich. Die Bestrafung der Schweizer war streng; 23 wurden hingerichtet, 39 auf die Galeren geschickt. Die Letztern werden wir unten nochmals eine Rolle spielen sehen. Sie wurden von der Menge als Märtyrer beklagt. Bald darauf, im September, empörten sich die Matrosen auf der brester Kriegsflotte, weil in dem neuen Strafgesetze für die Marine Kettenstrafe vorkam. Hier wurde die Ruhe ohne Gewalt dee Waffen hergestellt.

Beides gab der Nationalversammlung Anlaß zu Beschlüssen. Streng war die Verordnung vom 22. September über Kriegszucht; doch 23. September folgte eine Concession, nämlich daß jedesmal der vierte Lieutenant aus den Unterofficieren gewählt, die übrigen aber nicht ohne Prüfung angestellt werden sollten. Das Strafgesetz für die Marine wurde gemildert, dem Nationalgefühl aber zugleich darin eine Befriedigung, daß für die bisher bei der Marine noch beibehaltene weiße Flagge die dreifarbige eingeführt werden sollte. Seltsam genug, ging diesem von Mirabeau und Menou hauptsächlich betriebenen Beschlusse die heftigste Debatte voraus; die Rechte wollte die weiße Farbe der Lilien nicht aufgeben, Graf Foucault nannte die drei Farben Spielzeug für die Kinder; beide Parteien fühlten vollkommen die Macht des Farbensymbols. Mirabeau, obschon insgeheim für das Königthum, nahm sich der drei Farben an, und dies mit solcher Anzüglichkeit gegen die Rechte, daß Guilhermy ihn einen Bösewicht und Mörder schalt. Eine spätere Folge jener Aufstände war ein neues Kriegsgesetz mit dem bedeutsamen Artikel: Die bewaffnete Macht ist ihrem Wesen nach gehorchend, und die im Januar 1791 errichtete Nationalgendarmerie. Jenes that der Rechten nicht Genüge, weil des Königs, als Chefs der

bewaffneten Macht, zu wenig gedacht worden war; der Graf Montlosier rief der Linken zu: Ihr seid Manichäer.

Dies führt uns zu dem Zusammenhange der anarchistischen Bewegungen im Reiche mit der Parteistellung in der Nationalversammlung zurück. Auch die Rechte hatte ihren Antheil an dem Zunehmen der Gesetzlosigkeit und ihr Anhang inner- und außerhalb Frankreichs wirkte darauf ein. Seit den Beschlüssen des 19. Juni über Abschaffung der Ehrenrechte des Adels, bei weitem mehr aber seit der Civilconstitution des Klerus war das Benehmen der Rechten in der Nationalversammlung so schroff und so voll von Bitterkeit, daß der Charakter einer anständigen parlamentarischen Opposition nur noch selten darin gefunden werden konnte. Es war vielmehr ein Proceß der Selbstvernichtung. Bei manchem wichtigen Puncte gaben sie sich nicht die Mühe zu votiren; wenn der Präsident die Frage stellte, verließen sie den Saal und forderten ihre Parteimänner auf, ihnen zu folgen, oder, wenn sie blieben, schrien sie ihnen zu, nicht an der Verhandlung Theil zu nehmen. Sie hörten nicht zu, lachten, sprachen laut; bei den Verhandlungen über den Octoberproceß stürzte Graf Faucigny mitten in den Saal und rief, man müsse mit dem Säbel in der Faust über jene Burschen (ces gaillards-là) herfallen. Die Wenigen, deren Eifer in der Theilnahme an der Debatte fortdauerte, hatten deshalb einen schlimmen Stand; Cazalès blieb sich treu in wackerer Gesinnung; Maury trotzte mit verwegener Unverschämtheit und Würdelosigkeit; eines Tages stieß er den Herzog von Larochefoucauld bei den Schultern von der Rednerbühne zurück. Durch solche Verkehrtheit konnten sie der Sache, die sie vertreten wollten, nur schaden und wenn eine ihnen günstige Stimmung hie und da in den Landschaften gefunden wurde, kam es wahrlich nicht von dem unklugen und unpatriotischen Benehmen jener Vertreter alter Zeit. Anders aber war es mit der Macht, welche die Widerspänstigkeit kirchlicher Würdenträger gegen die neue Kirchenverfassung, die Noth der Pfarrer, die ihr altes Einkommen eingebüßt hatten und das neue noch nicht erhielten, die geheimen Umtriebe der Ausgewanderten auf die Landschaften übten. Dreißig Bischöfe erließen 30. October ein Manifest gegen die neue

Kirchenverfassung; einzelne Proteste gingen in Menge ein. Artois, damals noch am Hofe von Turin befindlich, erließ Aufforderungen zur Insurrection; andere Ausgewanderte, Condé, Card. Rohan, Vic. Mirabeau, sandten Lockung und Drohung an die Edelleute, insbesondere die Officiere, um sie zur Auswanderung oder zur Unterstützung von Insurrectionsplänen zu bewegen. Dies Alles konnte den Gang der neuen Ordnung im Staate nicht aufhalten; aber es trug bei, statt ruhigen Fortschreitens eine Bewegung mit krampfhaften Sprüngen zu fördern und auf der andern Seite die Lage des Königs mehr und mehr zu verschlimmern.

Der König hatte immitten der umherwogenden Anarchie in keiner der constitutionellen Staatsgewalten eine Stütze, der er fest vertrauen konnte oder mochte. Seine persönliche Sicherheit — denn auch davon ist seit dem 5. und 6. October zu reden — hing zunächst von der Ruhe der Hauptstadt ab. Seit Verkündigung des Martialgesetzes war diese nicht wieder durch grobe Excesse gestört worden; Lafayette war wachsam und wohlgesinnt; Bailly vom treusten Fleiße in seinem Berufe: aber der Ruhe war nicht zu trauen; man war auf einem Vulcan, Macht gegen Macht: den Stadtbehörden und der Nationalgarde gegenüber galt es nicht blos die aus Furcht vor dem Martialgesetze sich duckenden Pöbelmassen, es galt die geistigen Mächte, die Triebfedern der Bewegung und diese waren den Schutzmächten, die der Thron in Liebe und Ehrfurcht und Sinn für Gesetzlichkeit haben soll, weit überlegen. Wir erinnern an die anarchistische Presse mit ihren Schmähungen und Verläumdungen gegen König und Königin, die zunehmende Macht der Clubs, die bösen Wirkungen, welche der unverständige und leidenschaftliche Pessimismus der Rechten in der Nationalversammlung auf das Urtheil der Menge hatte, die steigende Erbitterung der letztern gegen jene Opposition und gegen „Aristokraten und Pfaffen" allzumal, die jedesmal den Hof als diesen natürlich verbunden mit traf, endlich den beunruhigenden Argwohn, daß der König mit Fluchtplänen umgehe, daß im Einverständniß mit ihm und der Königin Oestreich rüste. Es war in der That schon damals dahin gekommen, daß der König in den Augen der Menge nur Fehler

machen konnte; wo der Nimbus des Throns dahin ist, sieht die Menge die menschlichen Unvollkommenheiten des Fürsten wie durchs Vergrößerungsglas, die Aeußerungen guten Willens aber mißt sie als etwas Gewöhnliches mit bürgerlichem Maßstabe. Der König aber machte zwar in seinen öffentlichen Schritten wenig Fehler im Einzelnen, wozu auch seine Stellung nicht Anlaß gab; vielmehr enthielt er sich so viel er nur konnte des Hervortretens zum Handeln oder des Widerspruchs gegen etwas ihm Misbeliebiges; verfehlt aber waren die geheimen Mittel, sich Anhang zu verschaffen, die Bezahlung von Pamphletisten und Journalisten, die in ihrem Ausdrucke dann nie das rechte Maß finden konnten, die Zahlungen an Vorstädter von S. Anton u. dergl. Schlimmer als eine Menge Fehler ward die Nachgiebigkeit und Willfährigkeit des Königs, weil man sie als Heuchelei deutete, worin man denn auch nicht Unrecht hatte. Karl Lameth sagte im October in der Nationalversammlung: „Die ausübende Gewalt stellt sich todt." Die Leidenschaftlichkeit der Königin versteckte sich ebenfalls nur kümmerlich unter der Hülle der Freundlichkeit; der traute man noch weniger. Welcher Mensch konnte auch glauben, was eine Botschaft des Königs an die Nationalversammlung besagte, daß sie, wie er, der Revolution unendlich zugethan sei? Auch ließ sich zu leicht erkennen, wie beengt sich die Königin fühlte und wie leicht sie sich durch Vorurtheil bestimmen ließ. Lafayette, den die Hofleute seit 6. October 1789 einen Cromwell zu nennen pflegten, war Gegenstand ihres Hasses; das blieb diesem selbst nicht verborgen. Grade um jene Zeit, im October 1790, war der König abermals mit Gedanken zur Flucht beschäftigt; ein Plan nach dem andern wurde entworfen; wir werden unten darauf zurückkommen.

Die Minister waren übel daran; hier ein König, der nicht aufrichtig in seiner Bevollmächtigung war, dort eine Nationalversammlung mit Argwohn und leidenschaftlichem Eifer, Alles zu tadeln, was von den Ministern kam, und endlich ein Volk, das Alles übel aufnahm, was die Regierung zu Gunsten der Ordnung und Sicherheit verfügte, und das den Einflüsterungen der Demagogie, man müsse andere Minister haben, williges Gehör gab.

Neckers Rolle war zu Ende. Er hatte weder dem König noch den Finanzen helfen können; in der Nationalversammlung haßte ihn die Rechte und verachteten ihn die Jacobiner; in den Journalen wurde er aufs schändlichste gemishandelt. Politischen Tact hatte er nicht, sonst würde er früher abgetreten sein; doch gereicht seiner moralischen Gesinnung zur Ehre, daß er so lange blieb. Er ging erst, als 2. September der Pöbel sich gegen ihn zusammenrottete. Bei der Durchreise durch Arcis an der Aube wurde er angehalten; die Nationalversammlung aber befahl, ihn ziehen zu lassen. Seine Uneigennützigkeit mußte Jedermann anerkennen; er hatte das Ministerium ohne Gehalt verwaltet; an seiner Redlichkeit war nicht zu zweifeln; er hinterließ zwei Millionen seines Vermögens in dem öffentlichen Schatze; aber man sah in ihm nur den eiteln Pedanten, man lachte seiner Moralität, denn so war der Ton des Tages, man zuckte die Achseln über seine Anmaßlichkeit, daß er einen Platz habe ausfüllen wollen, an den er nicht hinanreichte; Mirabeau nannte ihn einen Pygmeen in der Revolution. Nun folgten Angriffe auf die übrigen Minister, La Luzerne, S. Priest, Latour-du-Pin, Champion de Cicé; man gab ihnen schuld, Bouillé zu seinem Verfahren gegen Nancy ermächtigt zu haben, dem Seeminister La Luzerne rechnete man das Strafgesetz für die Marine, das den brester Aufstand veranlaßte, übel an, allen insgesamt, daß sie Mitwisser eines Plans zur Entführung des Königs seien. Die Journale erhitzten die Menge; in der Nationalversammlung wirkten die Jacobiner, welche wohl die Absicht haben mochten, die Minister zu verdrängen, um deren Stellen aus der Mitte der Ihrigen zu besetzen. Der Jacobiner Menou brachte 19. October in Vorschlag, die Entlassung der Minister vom Könige zu begehren. Die Sache war gut vorbereitet, denn Menou redete im Namen von vier Ausschüssen der Nationalversammlung; doch in der Debatte kam es zu lebhaftem Widerspruche und die Mehrheit stimmte dagegen. Darauf wütheten die Journale. Marat schrieb 1. November: „Schon schwebt das Schwert über Euren Häuptern. Zu den Waffen, zu den Waffen, ehe es in Eure Eingeweide gestoßen werde. Hört auf, Euch an die Nationalversammlung zu wenden, sie würde nur zum

Scheine Eure Begehren annehmen, um Eure Anstrengungen zu fesseln. Laßt Eure lächerlichen Sectionsversammlungen, wo Schurken, mit ihrem verbrecherischen Geschwätz Euch betäubend, Euer Feuer zu Eis machen würden! Versammelt Euch nur auf den öffentlichen Plätzen und nur um Euch einen Kriegstribun zu ernennen. Bewaffnet ihn mit der öffentlichen Kraft nur auf drei Tage, rückt aus unter seinem Befehle und er möge ohne Mitleid alle die verbrecherischen Köpfe abschlagen, die seit funfzehn Monaten gegen Euer Leben conspiriren; aber vor Allem fliegt nach S. Cloud, führt den König und den Dauphin in Eure Mauern zurück, sperrt die Oestreicherin ein, sperrt ihren Schwager ein, sperrt den Maire und den General ein, werft alle Minister in Ketten, bemächtigt Euch der Portefeuilles; erkennt die ganze Tiefe der höllischen Umtriebe, die gegen Euch bereitet werden." Der Schluß ist fast gleichlautend mit dem von C'en est fait de nous: Marat's Ideenkreis war beschränkt, wie bei jeder Monomanie; auf die Menge aber wirkt die Wiederholung anregender Phrasen; das oftmals Gesagte gewinnt hier an Stärke durch die Wiederholung. Doch der Pöbel blieb zunächst ruhig. Dagegen brachten Deputirte der Sectionen an die Nationalversammlung eine Petition, die nicht blos Entlassung der Minister, sondern Errichtung eines hohen Gerichtshofs über Verbrechen an der Nation und Anklage gegen drei Minister begehrte. Danton, Wortführer der Deputation, sprach als Ankläger der Minister, im Tone eines trotzigen Volkstribunen; von S. Priest sagte er, dieser kenne keinen andern Patriotismus, als den er aus der Politik des Divans geschöpft habe; vom Kriegsminister Latour-du-Pin, er sei eigner Handlung unfähig, aber Feind der Revolution, weil er Pergamente und seine Eitelkeit für einen wahren Adel halte. Nun regte sich auch der Pöbel. Unter den Ungehörigkeiten der Opposition der Rechten war in der letzten Zeit mehrmals Herausforderung politischer Widersacher zum Duell vorgekommen. Mirabeau, wissen wir, hatte diese angenommen, aber die Ausmachung der Sache bis zu Ende der Nationalversammlung verschoben; Andere gingen darauf ein. Cazalès sprach in einer Sitzung 10. August von Räubern (brigands), auf die Linke deutend; Barnave bezog

das auf sich und schlug sich mit Cazalès. Schon damals war die öffentliche Meinung gegen das Duell, denn es sei etwas Aristokratisches und ein Desperationsmittel der Raufdegen von der Rechten, gute Bürger aus der Welt zu schaffen. Darauf folgte 12. November ein zweites Duell, worin Karl Lameth von dem Herzoge von Castries verwundet wurde. Darum verwüstete der Pöbel Castries' Wohnung. Da Lafayette dies nicht verhindern konnte, hatten die Minister ein gleiches Loos zu erwarten und traten nach einander ab bis auf Montmorin, von dem das Volk eine gute Meinung hatte. Die folgenden Minister Fleurieu, Duportail, Duport-du-Tertre, de Lessart waren noch schwächere Rohrstäbe als die früheren und als politische Charaktere kommen sie hier gar nicht in Betracht.

Mirabeau konnte, nach dem unglücklichen Beschlusse vom 7. November, nicht Minister werden; als geheimer Rathgeber des Königs und versteckter Monarchist in der Nationalversammlung konnte er nur einen geringen Theil seines Talents und seiner Gewaltigkeit geltend machen. Immer aber noch erscheint er als der Riese der Revolution; gar oft wurde geklatscht, sobald er zu reden begann, und seine Anträge oder Abstimmungen gewannen in der Regel den Preis. Jedoch er stand zwischen den äußersten Enden der streitenden Parteien, und das Parteiinteresse und auch persönlicher Antagonismus gegen Mirabeau ließen das System der Mäßigung, das er zu verkünden begann, nicht zur Geltung kommen. Man bewegte sich nur in Extremen. Also waren die Siege, welche Mirabeau's Beredsamkeit erkämpfte, vereinzelt; es ging nur sprungweise; die geistige Bewegung im Ganzen ward dadurch nicht geändert; die Anarchisten wandten sich gegen ihn, weil er ihnen im Wege war, die Rechte weil er es gewesen war und sein zuweilen hervortretender Monarchismus doch weder auf Hierarchie noch Feudalität einging. Während also die Lamethsche Jacobinerpartei ihm mit Macht entgegenarbeitete und Marat den „infamen" Riquetti einen bestochenen Despotenschergen schalt, blieben die fanatischen Mitglieder der Rechten sich getreu in leidenschaftlichem Hasse Mirabeau's. Letzteres zeigte sich besonders bei den Verhandlungen über die Vorfälle des 5. und 6. October. Das Chatelet hatte seine Untersuchungen im

August beendet, 388 Zeugen abgehört und aus deren meistens unzuverlässigen Aussagen entnommen, daß der Herzog von Orleans und Mirabeau unter den Anstiftern des Attentats gewesen seien. Die Prüfung seines Berichts wurde dem Berichtsausschusse der Nationalversammlung übergeben. Bald darauf, 17. August, stieß der hitzige Frondeville die Worte aus: „Die Mörder unserer Fürsten gehen ungehindert in der Hauptstadt umher und sitzen vielleicht unter uns," was ihm einen Verweis zuzog. Als nun Chabroud im Namen des Berichtsausschusses eine Darstellung der Sache gegeben hatte, die von Orleans und Mirabeau den bösen Schein fast gänzlich abwandte, sprach zwar Bonnay von großen Verbrechern, Maury aber erklärte, daß er wohl den Herzog von Orleans, aber nicht Mirabeau für gravirt halte; Mirabeau selbst redete überzeugend; für Orleans nahmen Biron und Roederer das Wort: so wurde die Sache niedergeschlagen und die Ausmittelung der Wahrheit der Nachwelt überlassen, die bis jetzt noch vergeblich nach den Urhebern der Frevel jener Tage fragt.

Mit dem Ende Novembers des Jahres 1790 verschlimmerte sich die Stimmung der Gemüther, als die Mehrheit der Nationalversammlung, durch vielfältige Anzeigen von priesterlichen Umtrieben gereizt, die Ausführung der noch unvollzogenen Satzungen der Civilconstitution, Wahl der Bischöfe und Beeidigung der Geistlichen, betrieb. Wie hier die neue Philosophie mitwirkte, so ward bei dem pariser Pöbel die Feindseligkeit gegen das Priesterthum durch Hohn und Spott, durch ein Buch la Chasteté du clergé dévoilée, worin Mittheilungen priesterlicher Unzucht aus Policeiprotokollen, durch Bilder und Maueranschläge genährt. So trat die Intoleranz auf die Seite der Priesterfeinde; bei den Priestern aber begann nun die Zeit der Prüfung, wo es nicht mehr irdische Vortheile, Güter und Macht galt, sondern Vernehmung mit dem Gewissen, ob dieses Ablösung von dem Dogma päpstlichen Kirchenprincipats und Unterwerfung unter das Staatsgesetz als höchste Autorität gestatte? Nun kamen auch die armen, frommen Pfarrer an die Reihe, die nach der inneren Stimme dem Gesetze der Kirche folgen zu müssen glaubten und sich der Autorität des Papstes zu entziehen Bedenken tru-

gen. Nicht anders kam Gewissensbewegung an den König, der treu gläubiger römischer Katholik war. Vier Ausschüsse begehrten 26. November durch Voidel, der vorher von Widersetzlichkeit und Aufwiegelungsversuchen des Klerus berichtete, Veranstaltung, alle Geistlichen schwören zu lassen. Die Rechte war dawider; aber Cazalès, eifriger Vorkämpfer der Kirche, Abbé Montesquiou und Maury, ihre Hauptredner, wurden durch Barnave, Mirabeau und Petion überwunden. Mirabeau stimmte in seiner schonungslosen Auseinandersetzung des Unterschieds zwischen Religionsdienern und herrschlustigen Priestern ganz im Sinne der Linken; einmal über das andere wurde er durch Beifallklatschen unterbrochen. Seine Rede, zu lang um hier mitgetheilt zu werden, ist von unseren Zeitgenossen auch für die Gegenwart zu beherzigen. Petion sagte gleich zu Anfange: „Die Theologie ist für die Religion, was die Chikane für die Gerechtigkeit"; auch das wurde beklatscht. Wie konnte die Rechte auch nur die Wirkungen des Beschlusses vom 12. Juli aufhalten wollen! Die Gegenpartei kämpfte jetzt unter viel günstigern Umständen als vor jenem. Der Voidel's Antrage entsprechende, 27. November gefaßte Beschluß kam an den König. Dieser hatte in seiner Beklemmung sich schon früher zwei Male an den Papst gewandt, aber von diesem als Antwort die Mahnung erhalten, nicht sein und seiner Völker ewiges Heil durch Verletzung seiner Pflicht gegen die Kirche preiszugeben. Jetzt erbat er durch Boisgelin, den Erzbischof von Aix, dringend vom Papste schleunige Anerkennung der neuen Kirchenverfassung, und suchte die Zustimmung zu dem Beschlusse vom 27. November so lange hinzuhalten. Aber mistrauische Ungeduld ergriff die Priesterfeinde in der Nationalversammlung; zwei Sendungen an den König, die letztere von einer vielleicht zufälligen Zusammenrottung einer Masse Menschen vor den Tuilerien begleitet, bestimmten den König zur Bestätigung. Als erzwungen mochte ihm diese erlaubt scheinen: zu offenem Widerspruche hatte er nicht den Muth und konnte ihn nicht haben, da er sich nicht zur Zeit des Gesetzes über die Civilconstitution des Klerus ausgesprochen hatte. Gregoire zuerst leistete 27. December den Bürgereid, sechszig Geistliche nach ihm an demselben, andere in den

folgenden Tagen. Nicht alle: als 4. Jan. der Namensaufruf erfolgte, schwur von der nicht geringen Zahl noch übriger Geistlichen, worunter 30 Bischöfe, nur ein Pfarrer; die andern weigerten sich des Schwurs. Nur vier der alten Bischöfe hatten den Eid geleistet; Talleyrand war der erste derselben gewesen; derselbe weihte die ersten der neuerwählten Bischöfe, sagte sich aber nachher von seinem Bisthum los. Karl Lameth sprach nun 3. Januar 1791 das unheilvolle Wort, man solle den widerstrebenden Geistlichen die Wahl zwischen Bürgereid und Verlust des Amtes stellen. Dies ward 26. Januar 1791 beschlossen. Also nicht Duldung, sondern Verfolgung. Daher der Anfang eines Schisma in der Kirche Frankreichs zwischen beeidigten und eidweigernden Priestern, das in den folgenden Jahren zu gräuelvollem Unheil führte. Widersetzlichkeit von Bischöfen und Priestern ward bald von allen Seiten her berichtet; man steigerte sich im Eifer gegen das alte Priesterthum; Mirabeau aber sagte halb unmuthig 2. März, man möge die Priester in Ruhe lassen; er erkannte die Nothwendigkeit der Duldung und daß die Priesterverfolgung eine furchtbare Macht gegen die Revolution hervorrufe.

Der König fühlte seit Beginn des Zwangverfahrens gegen die Priester sich in dem peinlichsten Zustande und seine Gedanken richteten sich mehr und mehr auf Befreiung aus demselben durch die Flucht nach einem sichern Orte und in die Mitte einer zuverlässigen bewaffneten Macht. Bouillé, Befehlshaber der Kriegsmacht in Lothringen, wurde durch einen Brief des Königs vom 3. October 1790 zur Mitwirkung aufgefordert. Zuerst hatte der Emigrant Breteuil einen Plan entworfen, zu dessen Ausführung auch auf Kaiser Leopolds Mitwirken gehofft wurde; in Verbindung damit stand wohl auch der verwandte Plan, die Nachbarmächte und Rußland zu einem Congreß zu vermögen, weshalb Ludwig 3. December ein geheimes Schreiben an Leopold, Friedrich Wilhelm ꝛc. richtete. Einen zweiten Plan machte Calonne, der sich mit Artois zu Turin befand, und bei dessen Entwurfe auf Emigranten und auf daheimgebliebene Privilegirte gerechnet wurde; letztern Plan durchkreuzte Ludwigs Weigerung, darauf einzugehen. Darauf ein dritter

Plan, wozu man sich mit Marschal Bouillé verständigte und Breteuil's frühere Vorschläge im Auge behielt: östreichische Kriegsbewegungen an der Grenze, Gegenrüstungen Frankreichs, Adressen von Bouillé's Armee an den König, er möge sich an ihre Spitze stellen, dergleichen aus den Departements, Antrag an die Nationalversammlung u. s. w. Zum Letztern bedurfte man vor Allem eines mächtigen Einflusses auf die Nationalversammlung; man wandte sich an Mirabeau. Das Einverständniß mit ihm wurde hauptsächlich zu Erreichung dieses Zwecks fortgesetzt, und regelmäßige Zahlungen aus königlicher Casse erhielt er seit dem Anfange des Jahres 1791. Der Fluchtplan war nicht zunächst Mirabeau's Sache, wohl aber was daraus hervorgehen sollte. Zu jenem hätte vor Allem Lafayette mitwirken müssen; aber dem wurde, schon um dem Hasse der Königin gegen ihn zu genügen, die Sache geheim gehalten. Mirabeau und Bouillé verständigten sich miteinander durch den Grafen Lamarck, Mirabeau's Freund. Bouillé sollte den König in Compiegne mit bewaffneter Macht umgeben. Mirabeau's Plan war, aus 36 ihm ergebenen Departements Adressen mit dem Begehren der Auflösung der Nationalversammlung zu bewirken, die Partei Lameth anzuklagen und dann von Compiegne aus die Berufung einer neuen Nationalversammlung zu veranstalten. Der Plan, kann man mit voller Sicherheit behaupten, würde mislungen sein. Mirabeau überschätzte sein Vermögen; die Fluthen des Stroms, dem er sich entgegenstemmen wollte, würden ihn verschlungen haben. Auch hatte er nicht mehr seine volle Kraft. Mitten unter den anstrengendsten Arbeiten hatte er die Freuden der Geselligkeit in vollen Zügen zu genießen nicht nachgelassen, hatte nach seiner Weise, wohin er kam, sich und Andere zum Austausche von Ideen angeregt, zugleich der Befriedigung seiner Leidenschaften gefröhnt, die Nächte den Schönen der Oper geopfert und der unverwüstlichen Kraft seiner herkulischen Natur zu lange sicher vertraut. Seine Augen entzündeten sich; dies beugte ihn nicht; er ließ zwischen der Morgen- und Abendsitzung der Nationalversammlung sich Blutigel setzen und erschien Abends mit umwundenen Haupte.

Während er zu siechen begann, verschlimmerte sich die Lage des

Königs abermals durch das Wachsthum des Argwohns, daß er im Einverständniß mit den Ausgewanderten und dem Auslande sei. Eben war Mirabeau (29. Januar bis 14. Februar) Präsident; der 43ste in der Reihe, erst so spät gewählt, weil man Männer von gemäßigten Ansichten am liebsten zu Präsidenten hatte, dennoch endlich gewählt, weil der Principat seines Geistes und seines parlamentarischen Charakters sich zur Anerkennung aufzwang. Er war in seiner Präsidentur würdig und imposant. Des Königs Tanten, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten, bei beeidigten Priestern zur Messe oder zur Beichte zu gehen, trafen Anstalt, sich nach Rom zu begeben; sogleich hieß es in den Journalen, sie wollten dem Auslande große Geldsummen zuführen; ja Carra schrieb, der König treffe Anstalten zu entfliehen; bald nachher hieß es, der Graf von Provence bereite sich zur Flucht. Die Sectionen wurden unruhig, eine Deputation erschien 13. Februar vor der Nationalversammlung mit dem Begehren eines Gesetzes über Verpflichtungen der königl. Familie; Mirabeau entließ sie mit einer anständig höflichen Antwort, ohne auf das Begehren einzugehen. Bald darauf kam die Nachricht, daß die Tanten von Bellevue, ihrem Wohnort, abgereist, aber in einem nahen Orte angehalten worden seien. Nun rottete sich der Pöbel, besonders weiblicher, vor den Tuilerien zusammen; die Nationalversammlung nahm 24. Februar die Sache in Ueberlegung und verbrachte vier Stunden darüber, bis Menou's Spott, Europa werde staunen, daß man vier Stunden berathe, ob zwei alte Damen die Messe in Rom oder in Paris hören sollten, das Schamgefühl weckte. Man ließ die Tanten ziehen. Dennoch ließ die Nationalversammlung dadurch und insbesondere durch die Petition der Sectionen sich veranlassen, über Verpflichtung der Staatsbeamten und darauf über das Recht der Auswanderung zu verhandeln.

Dies führte auf ein Feld, wo die Rechte durch die Bezeichnung des Königs als „öffentlichen Beamten" empfindlich berührt wurde, zugleich Mirabeau offener als bisher mit der Sprache gegen die Partei Lameth herausging. Es ist kaum zu verkennen, daß er dieser den Fehdehandschuh hinzuwerfen im Begriff war; seine Ent-

würfe blicken durch. Bei der Debatte über die Bezeichnung des Königs als öffentlichen Beamten erklärte er sich: „fest entschlossen zur Bekämpfung jeder Art von Factionsmenschen, welche Gelüst hätten, die Principien der Monarchie zu gefährden, von welchem Systeme es auch sei." Am 28. Februar folgte die Debatte über das Recht der Auswanderung; Mirabeau redete drei Male zu dessen Vertheidigung; noch schien er in voller Kraft zu sein, auch erlangte er den Sieg: aber es ist, als ob sich eine krankhafte Gereiztheit dabei verrathe. Er vertheidigte zuerst in einer ruhigen Rede das Recht der Auswanderung, wobei seine Mittheilung dessen, was er 1786 darüber an Friedrich Wilhelm II. geschrieben hatte, günstigen Eindruck machte. Nun aber erhitzte sich die Debatte; Mirabeau nahm nochmals das Wort und jetzt trat mehr der Trotz des höchsten Selbstgefühls als die Kraft hervor. „Die Popularität, nach der ich gestrebt habe," sprach er, „und die zu genießen ich die Ehre gehabt habe wie ein Anderer (heftiges Murren auf der äußersten Linken), ist nicht ein schwaches Rohr, ich will ihre Wurzeln auf die unerschütterliche Basis der Vernunft und Freiheit einsenken (Klatschen). Wenn Ihr ein Gesetz gegen die Emigranten erlaßt, schwöre ich ihm niemals zu gehorchen." Er beantragte Uebergang zur Tagesordnung. Nun entstand heftige Bewegung auf beiden Seiten; die rechte war für Mirabeau's Vorschlag, von der linken wurde gemurrt. Mirabeau bemächtigte sich im Getümmel noch einmal des Worts; Goupil von der Linken rief: „Was für eine Dictatur ist das," die äußerste Linke erhob sich; Mirabeau redete fort, und als das Murren der Linken ihn mehrmals unterbrach, rief er ihr gebieterisch zu: „Stille, die dreißig Stimmen." Er fühlte selbst, daß er eine Blöße gegeben habe; darum begab er Abends sich in den Jacobinerclub. Hier hielten Duport und Alex. Lameth Anklagereden gegen ihn; Mirabeau rief, nichts als Ostracismus werde ihn von seinen Brüdern trennen. Er war nicht mehr der Alte; seine Kraftäußerungen waren fieberhaft. Doch so fürchterlich auch die Krankheit in seinem Innern wühlte, er hielt sich noch einen ganzen Monat aufrecht.

Ein Volksauflauf des 28. Februar gab neuen Anlaß zu Maß-

regeln gegen Ruhestörung. Im Schlosse von Vincennes wurden die Gefängnisse ausgebessert; in der Antonsvorstadt hieß es, dort solle eine neue Bastille erbaut werden, der Pöbel zog hinaus, dies zu hindern. Lafayette zog eilends mit Nationalgarde eben dahin. In Paris lief das Gerücht um, der König sei in Gefahr; einige Hundert Edelleute eilten bewaffnet nach den Tuilerien und blieben hier, bis Lafayette nach Zerstreuung des Pöbels bei Vincennes heimkam und sie aus dem Palaste entfernte. Darauf erfolgten verschärfte Verordnungen gegen Auflauf; Mirabeau sprach in der Nationalversammlung mit Nachdruck gegen Volksaufwiegelung: aber die demagogischen Journale stellten das Zusammenlaufen der Edelleute, „Dolchritter", wie sie sagten, als Versuch zur Entführung des Königs dar und die Sache wurde schlimmer, als sie gewesen war.

Bald darauf, 22. März, folgten die Verhandlungen über die Regentschaft und über die Pflicht der Staatsbeamten, am Orte ihres Berufs zu verweilen (die Residenz). Bei jener redete Mirabeau, einverstanden mit der Linken, nicht für das Interesse der Königin, als die Regentschaft den nächsten männlichen Verwandten zuerkannt wurde; bei dieser, wo es sehr stürmisch zuging, und Cazalès u. A. mit Erbitterung den Satz bekämpften, daß der König die Krone verliere, wenn er sich aus dem Reiche entferne, war Mirabeau nicht mehr zugegen. Zwar hielt er noch 27. März einen trefflich ausgearbeiteten Vortrag über die Bergwerke, aber er war am Rande des Sterbelagers.

Bei der Kunde von Mirabeau's tödtlichem Erkranken kam Paris in die unruhigste und ängstlichste Bewegung. Die Chaussee d'Antin, wo seine Wohnung, war mit einer sorgsam schweigenden Menge erfüllt. Man fragte sich nur leise, wie es ihm gehen möge; kein Geräusch sollte ihn stören. Ein junger Mensch hatte von Transfusion gesunden Bluts in einen kranken Körper gehört; er bat, man möge ihm die Adern öffnen und sein Blut in Mirabeau's Körper leiten. Von den Jacobinern kam der wackerste seiner bisherigen Widersacher, Barnave, als Abgeordneter. Alex. Lameth hatte sich dessen geweigert; daher Mirabeau's bitteres Wort, daß er jenen wohl als Factionsmenschen, nicht aber als einfältigen Men-

schen gekannt habe. Der geniale Arzt Cabanis, damals junger Mann, Frochot, nachheriger Präfect zu Paris, und Graf Lamarck waren um den Kranken. Talleyrand besuchte ihn und empfing aus seiner Hand einen Aufsatz über das Erbrecht, den nachher die Nationalversammlung bei der Gesetzgebung darüber zum Grunde legte. Mirabeau litt unbeschreiblich, es war, als brenne eine Feuergluth in seinen Eingeweiden; doch behielt er Sprache und Gesinnung bis kurz vor seinem Tode. Mit dem Gefühl herannahenden Todes sprach er, als ferner Kanonendonner gehört wurde: Schon das Leichenbegängniß Achills? Die Schmerzen wurden unerträglich; die Sprache verging ihm; er schrieb auf einen Zeddel, Cabanis solle ihn nicht auf dem Rade sterben lassen, das hinzugefügte Wort „schlafen" ließ errathen, was er begehrte. Einen Augenblick nachher kehrte die Sprache wieder; er sprach mit dem ergreifendsten Gefühl zehn Minuten lang, noch in der Agonie war er groß als Redner; mitten in der Rede ergriff ihn ein Krampf und sein Leben war dahin. Er starb 2. April, im 42sten Lebensjahre.

Zwei Jahre des gewaltigsten Ringens für das Wohl seiner Nation hatten die Verirrungen seiner sturmbewegten Jugend gutgemacht, und der Welt gezeigt, für welchen Platz er bestimmt sei; auch seine persönlichen Gegner waren tief erschüttert; die Jacobiner, wo die eifrigsten seiner Widersacher, beschlossen, acht Tage um ihn zu trauern. Bestürzung und Trauer ergriff die Bevölkerung von Paris; in der Nationalversammlung regte sich kein Widerspruch, als der Vorschlag gemacht wurde, die eben vollendete Genovefenkirche zu einem nationalen Pantheon für große Bürger zu weihen und Mirabeau's Asche zuerst dort beizusetzen, desgleichen an dem Leichenzuge als Gesamtheit theilzunehmen. Auch der Jacobinerclub kam in Masse zum Leichenbegängniß. Der Zug dehnte sich über eine Stunde Weges; die Thränen flossen reichlich. Im Jahr zuvor hatte Frankreich 14. Juli das erste allgemeine Bürgerfest gehabt; dies war die erste allgemeine Nationaltrauer. Seit Heinrichs IV. Tode hatte Frankreich nicht so Leid getragen. Die Leichen der beiden letzten Könige waren unter Freudenbezeigungen zu Grabe gebracht worden. Von dem bevorstehenden Umsturze des Throns

hatte Mirabeau, hier wie so oft vorher prophetischen Blicks, düstere Ahnungen; „Ich nehme," sagte er, „in meinem Herzen mit mir die Trauer um die Monarchie, deren Trümmer der Raub der Factionsmenschen sein werden." Ebenso bestimmt sagte er Pitt's künftige feindselige Stellung gegen die Revolution voraus. Mirabeau starb für seinen Ruhm zu rechter Zeit; für den König war sein Verlust unersetzlich; in der Nationalversammlung sah geraume Zeit nach seinem Tode bei verwickelten Debatten manches Auge nach dem Sitze, von welchem sein Wort wie der Blitz Licht gestrahlt, und wie der Donner erschüttert hatte.

Wer da verfolgen will, wie die Wirkungen der neuen Philosophie sich in der Revolution bethätigten, der mag es wohl bedeutsam finden, daß Voltaire zunächst nach Mirabeau (20. Mai) die Ehre des Pantheon zu Theil wurde. Die erste Nationalversammlung hatte ungeachtet aller Opferungen von Privilegien doch mehr das Unkirchliche als das Demokratische zum Princip: darum kam Rousseau später (27. August) an die Reihe.

Fünftes Capitel.

Des Königs Unfreiheit, Flucht, Suspension und Herstellung; die erste Constitution.

Mit Mirabeau's Tode hörte sogleich der Gegensatz der Partei Lameth gegen das Interesse des Throns auf; diese Erscheinung ist mehr widerwärtig als befriedigend; es ist, als ob es jener nur darum zu thun gewesen, ihm einen Platz zu verkümmern, den selbst einzunehmen es sie gelüstete. Die Lameth suchten in der That Verbindungen mit dem Hofe anzuknüpfen, brachten es aber darin nicht weiter, als dem Maße ihrer Kräfte zukam. Dies war nicht blos nach der Persönlichkeit geschätzt in Vergleich mit Mirabeau ein geringes; sie hatten auch nicht mehr die Clientel der Jacobiner, die ihnen bisher zum Rückhalte gedient und Gewicht gegeben hatte. Im Jacobinerclub waren bisher sie die Wortführer gewesen; die Partei Orleans hatte neben ihnen nicht aufkommen können; Robespierre war im Aufsteigen, aber noch weit entfernt von der Führung des Clubs; dagegen hatte Brissot, als republikanischer Demokrat, bedeutenden Anhang; er schritt kühner einher als die Partei Lameth und gewann sogleich, als diese einzulenken begann, den Vorsprung. Ihm schloß sich Robespierre an. Danton's wilde, rauhe Stimme, die den Club der Cordeliers beherrschte, ward nun auch bei den Jacobinern häufig laut, und eine neue Generation kündigte sich mit diesen drei Menschen an. Nach Gesinnung und Talent war Bar-

nave das vorzüglichste Mitglied der Partei Lameth; dieser scheint zuerst und zwar schon vor Mirabeau's Tode sich zur Mäßigung gestimmt zu haben, und er zuerst war auch der Antagonist Brissot's aus einem andern Grunde; die Reibungen zwischen diesen Beiden hatten schon längst zu einer Spaltung bei den Jacobinern geführt, die aber, weil sie nicht eine der Lebensfragen der Revolution betraf, eine Zeit lang wenig Einfluß auf die Gesamtstellung der Parteien geübt hatte. Anlaß dazu hatten die Angelegenheiten auf San Domingo gegeben. Hier lagen die Weißen und die Farbigen mit einander in Streit. Sobald die Pflanzer Abgeordnete zur Nationalversammlung gesandt hatten, in dem neuen Staatswesen Frankreichs einen Platz zu gewinnen, regten sich auch die Farbigen (Mulatten und freien Neger); sie wollten höheres Recht als bisher haben. Jene und diese hatten ihre Fürsprecher in der Nationalversammlung und im Jacobinerclub, außerdem aber auch die Negersklaven. Für die Pflanzer war nicht blos die Aristokratie, sondern die Handelswelt und von den Jacobinern Barnave; für die Farbigen, zuerst aus Philanthropie und kraft der Principien der neuen Philosophie, die in Bezug auf die Sklaverei in den Colonien Abbé Raynal in seinem Werke über die Colonien mit einer Art revolutionären Fanatismus gepredigt hatte, gleich den britischen Eiferern gegen den Sklavenhandel, die schon 1788 entstandene Gesellschaft der Freunde der Schwarzen, worin sich Brissot, Gregoire, Petion, Robespierre, anfangs auch Lafayette und Mirabeau ꝛc. befanden. Im Jahre 1790, 8. März, bewirkte Barnave einen Beschluß der Nationalversammlung, der über die Theilnahme der Farbigen am Rechte der Pflanzer schwieg. Seitdem war Brissot Feind Barnave's. Nun brachen Unruhen auf Domingo aus; doch ein Jahr später, 7. Mai 1791, beantragte Delatre in der Nationalversammlung ein zweites, den Pflanzern günstiges Decret. Hierüber ward heftig gestritten; gegen Barnavé und Clermont-Tonnerre, die es empfahlen, sprachen Gregoire, Robespierre und Rewbell; Dupont von Nemours, sonst sehr gemäßigt, rief: „Mögen auch die Colonien zu Grunde gehen, man muß doch consequent im Princip sein;" Robespierre sprach das nach und an seinem Andenken ist das Wort haften geblieben. Die

Freunde der Farbigen siegten; 15. Mai wurde beschlossen, alle von freien Eltern erzeugten Farbigen sollten für Vollbürger gelten. Dies reichte hin, um einen allgemeinen Aufstand auf Domingo hervorzurufen; denn die Farbigen reizten auch die Negersklaven. Für die Parteistellung bei den Jacobinern aber ward jener Beschluß die Losung zu gänzlicher Trennung der Lamethiner und Brissotiner. Dies verpflanzte sich bald darauf in die Nationalversammlung.

Die Arbeiten dieser neigten sich zum Schlusse und es schien an der Zeit zu sein, die Wahlen zu einer gesetzgebenden Versammlung anzuordnen. Noch war aber der Artikel der Constitution über die Organisation des gesetzgebenden Körpers zu vervollständigen; es war über die Wiederwählbarkeit von Mitgliedern einer abtretenden Legislatur für die folgende zu bestimmen. Thouret hatte im Namen des Constitutionsausschusses 16. Mai Bericht darüber zu erstatten. Kaum hatte er ausgesprochen, daß die erste Frage sei, ob die Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung wählbar für die folgenden sein sollten, so wurde aus allen Theilen des Staats Nein! Nein! gerufen; es folgte lebhaftes Beifallklatschen, mehrere Minuten vergingen über die ungestüme Aufregung. Thouret redete weiter; als er aber nach mehreren andern Artikeln den Antrag auf Wiederwählbarkeit gestellt hatte, erhob sich Robespierre und begehrte, daß vor allem Andern decretirt werde, kein Mitglied der gegenwärtigen Versammlung solle zur künftigen wählbar sein. Darauf abermaliges, wiederholtes Beifallklatschen und lauter Ruf, sofort abzustimmen. Nie vorher hatte sich solche Einstimmigkeit aller Parteien gezeigt; jede war der andern überdrüssig, und bei den Parteilosen wirkte der Hebel großmüthiger Uneigennützigkeit, der die Franzosen der Revolution nun schon mehrmals aus dem Gleise der Besonnenheit herausgeworfen hatte. Auf die Rechte hatte der Hof in seiner Kurzsichtigkeit eingewirkt; es war der Haß gegen die Linke und insbesondere gegen die liberale Adelspartei, welche dazu trieb; die Königin hatte die Getreuen der Rechten insgeheim von ihren Wünschen unterrichten lassen und deren Ansichten, wie aus frühern Anträgen zum Auseinandergehen der Versammlung sich entnehmen

läßt,*) kamen den ihrigen entgegen. So ruft wohl der von Körperpein gequälte Kranke: Nur einen andern Schmerz! In jenem verhängnißvollen Momente wurde der Umsturz des Throns vorbereitet. Die Besonnenen konnten das Wort nicht erlangen; Robespierre redete noch einmal, seine Rede wurde beklatscht und ihr Druck beschlossen — so sehr hatte Mirabeau's Tod für ihn die Bahn freigemacht —; im Sturme wurde zur Abstimmung geschritten und die Wiederwählbarkeit fast einstimmig verneint.

Folgenden Tags, 17. Mai, bestieg Duport, Lamethist, die Rednerbühne und warf der anarchistischen Partei der Linken den Fehdehandschuh hin. Seine Rede war lang, sorgfältig ausgearbeitet; sie scheint früher zu der Debatte über die Wiederwählbarkeit ausgearbeitet und nun mit wenigen Abänderungen den Umständen angepaßt worden zu sein. Sie kam nach der That, die zu verhindern sie hatte beitragen sollen, und diente nun blos dazu, die Partei, von der Duport mit den Lamethisten sich erst unlängst losgesagt hatte, bloßzustellen und zu reizen, ohne sie zu schwächen. Seine Rede ist eine tiefdurchdachte Charakteristik der Gefahr, die der Freiheit aus der Ueberspannung der Ideen von Freiheit und Gleichheit, aus den Umtrieben der Anarchisten erwachse; mit prophetischem Geiste sagte er voraus, wie es kommen würde — „nach langen und unnützen Versuchen würde der Despotismus sich darstellen als ein günstiges Asyl für alle erschöpften und ermüdeten Seelen, die das Glück nur noch in der Ruhe sehen." Es war das Ausströmen des Grolls, aber er sprach Wahrheit. Robespierre fühlte sich getroffen und antwortete 18. Mai: „Ich wage zu behaupten, daß die heftige Rede von gestern selbst eine Gefahr ist, dieser lange Verweis an die Nationalversammlung, und alle die Bannflüche, die von der Rednerbühne herabgeschleudert wurden gegen jede Doctrin, die anders ist als die des Professors." Duport's Worte sind später auf sein Haupt zurückgefallen; er hat sie mit dem Leben bezahlt.

Während nun die Nationalversammlung, abgerechnet obige Debatte, in wenig gestörtem Fortgange über die Zahl und Competenz

*) S. oben S. 335. 357.

der Ministerien, über das Recht zu Petitionen und öffentlichen Anschlägen, über die Colonien und über das Strafgesetzbuch verhandelte, wurden die Folgen des kirchlichen Schisma täglich empfindlicher und die Lage des Königs höchst peinlich. Die anarchistische Pöbellaune hatte ihre Richtung auf den Cult genommen und frevelte hier mit einer bald cynischen bald fanatischen Zügellosigkeit. Hier das Zerrbild zu dem, was die Philosophen in der Nationalversammlung bei ihrem Antagonismus gegen das hierarchische Kirchen- und Pfaffenthum vorgebracht hatten. Die städtische Polizeigewalt reichte nicht aus, dem Muthwillen und Frevel zu steuern; auch fehlte wohl der ernste Wille dazu; denn Haß oder Verachtung des alten Kirchenthums war auch den Behörden nicht fremd. Das Gesetz hatte den Nonnen erlaubt, in ihren Klöstern zusammenzubleiben; aber Pöbelweiber drangen ein in die Klöster und züchtigten die Nonnen mit Ruthen. Die zur Messe bei unbeeidigten Priestern versammelten Dissidenten wurden mit gleicher Ahndung bedroht. Die kirchenfeindlichen Journale, hauptsächlich Camille Desmoulins' Révolutions de France etc., ergossen sich in Spott über Priester, Nonnen und Papst, im Palais Royal wurde das Bild des Papstes verbrannt, Caricaturen auf denselben gingen reißend ab, der Gottesdienst in der Kirche S. Sulpice wurde durch junge Menschen auf brutale Weise gestört. Ein Decret der Nationalversammlung, in welcher Sieyes 7. Mai eine vorzügliche Rede gegen die überhand nehmende Intoleranz hielt, gab den römisch-katholischen Priestern die Erlaubniß, Messe zu lesen, und die Theatinerkirche insbesondere wurde den Dissidenten überlassen; doch die Zügellosigkeit des Pöbels dauerte fort.

Was nun in der Auslassung gegen Nonnen, Priester und gottesdienstliche Versammlungen der Dissidenten nur als rohe Pöbellaune erscheint, hatte in Bezug auf den König eine sehr schlimme und bedrohliche Seite, und dessen Gewissenscrupel, der Autorität des Papstes zuwiderzuhandeln oder bei einem beeidigten Priester Messe zu hören, wurden von dem Volke als Verrath an der Sache der Nation gedeutet. Der Papst hatte im März 1791 des Königs Anfrage über den Bürgereid der Geistlichen mit einer Abmahnung

von dem neuen kirchlichen Wesen beantwortet; darauf folgte 13. April ein Schreiben des Papstes an Klerus und Volk, welches Absetzung der Bischöfe, die den Bürgereid geleistet, der Pfarrer, die das Volk gewählt habe, aussprach und das Volk vor den beeidigten Geistlichen warnte. Ehe dieses noch in Frankreich bekannt wurde, kam es in Paris zu einem Ausbruche der Gährung.

Der König, der von den unbeeidigten Priestern sich loszusagen nicht vermochte, doch aber nicht wagte, die Osterfeier nebst dem Abendmahl mit solchen unter den Augen der Pariser zu begehen, gedachte deshalb sich nach S. Cloud zu begeben. Mit dem kirchlichen Zwecke aber, scheint es, sollte auch ein Zweites erreicht werden, ein Aufenthalt, wo man den Späherblicken der Pariser minder ausgesetzt sei, mehr Freiheit zur Bewegung habe und bequemer Anstalten zur Flucht treffen könne; ja, es ist vermuthet worden, daß die Osterfeier nur Vorwand gewesen sei und von S. Cloud aus sofort die Flucht habe versucht werden sollen. Man meinte am Hofe, der Fahrt nach S. Cloud werde nichts entgegenstehen; denn dort hatten König und Königin im Jahre zuvor die gute Jahreszeit verlebt; die Anstalten zur Fahrt wurden getroffen und 18. April standen die Reisewagen vor dem Palaste bereit. Jedoch es war Argwohn wach geworden; die Cordeliers, muthmaßlich mit Theilnahme Marat's, ihres Genossen und Schützlings, der schon im Jahre 1790 das Volk aufgerufen hatte, König und Königin von S. Cloud nach Paris hereinzuholen, hatten die königliche Fahrt verdächtigt und das Volk zu ihrer Verhinderung aufgehetzt. Schon 17. April hatten sie deshalb einen Maueranschlag verbreitet; am Morgen der Abfahrt ertönte die Sturmglocke, bald strömten große Massen Volks nach den Tuilerien, sich der Abfahrt zu widersetzen. Diese konnte ohne Anwendung der Gewalt nicht stattfinden. Der König und die königl. Familie, schon in die Reisewagen eingestiegen, harrten des Beistandes der Nationalgarde; Lafayette kam, fand aber keinen Gehorsam; ein Bataillon Grenadiere, vormalige französische Garden, wurden meuterisch. Er eilte auf das Stadthaus, die Verkündung des Martialgesetzes zu erwirken, fand aber nicht Gehör und legte den Befehl nieder. Man wandte sich an die Natio-

nalversammlung, diese aber ging nicht auf die Sache ein. Nach dieser schmachvollen Demüthigung kehrten König und Königin als Unfreie in den Palast zurück. Der König, unbezweifelt von seiner Gemahlin angetrieben, machte eine Anstrengung, sich der Unfreiheit zu entziehen; er erschien 19. April vor der Nationalversammlung und erklärte sein Beharren bei der Fahrt nach S. Cloud. Jedoch diese hatte nur ein Lebehoch für ihn, keinen Beschluß; das Directorium des Departements von Paris gab an demselben Tage in einem von Talleyrand verfaßten Schreiben seine Misbilligung der Anhänglichkeit des Königs an eidweigernde Priester zu erkennen, die Stadtbehörde bat gleichfalls um deren Entfernung, die Cordeliers aber ließen einen Aufruf zu nochmaliger Insurrection ausgehen. Der König ließ ab von seinem Vorhaben und entfernte die eidweigernden Priester. Ein neuer Fluchtplan wurde schon in den nächsten Tagen ersonnen, den Argwohn des Volks aber zu dämpfen auf Betrieb der Minister ein Schreiben des Königs an die auswärtigen Höfe mit dem Ausdrucke seiner Anhänglichkeit an die Constitution, der er freiwillig beistimme, der Nationalversammlung vorgelegt. Dies war Heuchelei, denn der König sandte zugleich einen geheimen Protest dagegen, wie gegen frühere und spätere ihm abgezwungene Zugeständnisse an ausländische Höfe; sie war um so verwerflicher, weil sie ganz unnöthig war, und um so gefährlicher, je mehr darin die Unwahrheit durch die Unnatürlichkeit der Zusicherungen sich verrieth. Lafayette, immer noch gläubig an das gute Princip und aus seiner Bethörtheit nicht geweckt, ließ sich bewegen, den Oberbefehl über die Nationalgarde wiederanzunehmen; sie wiederholte ihren Eid; das meuterische Bataillon wurde aufgelöst, doch nur vierzehn Soldaten ganz verabschiedet. Bei weitem die Mehrzahl der Bataillone war zuverlässig; es waren ansässige Bürger, denen die Ruhe von Werth war: aber diese Gesinnung theilte sich unendlich schwerer den Meuterern mit, als umgekehrt von diesen aus die Weigerung, gegen das Volk Gewalt zu brauchen. Der Eid war zu eitler Ceremonie geworden. Milde und Nachgiebigkeit konnte die Sache nicht besser machen. Lafayette erntete keinen Dank von

seinem Verfahren; Marat und das Gelichter seiner Art überschütteten ihn mit Schmähungen. Die Nationalversammlung meinte den Geist der Soldaten zu bessern, zu verbürgern, indem sie 1. Mai ihnen erlaubte, außer Dienstzeit und ohne Waffen friedliche Bürgerversammlungen zu besuchen: bald darauf setzten die Soldaten des Regiments Dauphiné alle ihre Officiere ab. So war es den Jacobinern recht; Roederer trug bei diesen 8. Juni auf Verabschiedung sämtlicher Officiere an, um die Armee vom Aristokratismus zu säubern; Robespierre klagte zwei Tage nachher gegen die Officiere allzumal in der Nationalversammlung und diese ließ sich, wenn zwar nicht zur Entlassung derselben, doch zu dem Beschlusse, ihrer sich durch wiederholten Eid der Treue zu versichern, bewegen. Allerdings gab häufige Auswanderung von Officieren zu den Emigranten, verbunden mit den schon ruchbar gewordenen Rüstungen der ausgewanderten Prinzen, starken Anlaß zum Argwohn: aber die Soldaten machte man wahrlich durch jenes einseitige Eidesbegehren nicht willig zum Gehorsam.

Indessen reifte der Fluchtplan des Hofes. Was mit Mirabeau im Werke gewesen war, hatte man zum Theil fallen lassen; Bouillé aber blieb bei dem, was man nacheinander projectirte, Hauptperson. Er selbst war treu, entschlossen, kriegserfahren, umsichtig; seine Truppenmacht, von der deutsch-lothringischen Grenze bis gen Paris reichend, schien zuverlässig zu sein; bei ihr befanden sich mehrere ausländische Regimenter, auf die man unbedingt rechnen konnte. Der König also sollte sich nach der Grenzfestung Montmedy begeben, und von hier aus, beschützt von einer ansehnlichen Heeresmacht und mit dem Rückhalte an die in der Nähe gelagerte östreichische, die Reactionserklärungen erlassen. Es kam, alle Zweifel an dem Gelingen dieses Plans bei Seite gelassen, nun darauf an, aus Paris zu entkommen und in die Mitte von Bouillé's Heeresmacht zu gelangen. Zum Erstern half der vormalige zärtliche Vertraute der Königin, der schwedische Graf Fersen; er besorgte den Reisewagen und Pässe. In der Nacht auf den 21. Juni gelangten der König, die Königin und ihre Kinder, geleitet von drei als Courriere ge-

kleideten Gardesducorps glücklich ins Freie und fuhren auf der großen Straße gen Chalons an der Marne. Der Graf von Provence, ebenfalls nicht an der Barrière angehalten, schlug den Weg nach Lille ein, das er auch ohne Hinderniß erreichte. Am Morgen des 21. Juni, als der Arzt des Dauphin diesen zu besuchen kam und nicht fand, wurde die Abwesenheit der königl. Familie ruchbar und bald darauf Lärm durch ganz Paris. Lafayette hatte erklärt, er hafte mit seinem Kopfe für die Person des Königs; gegen ihn drohte sich der erste Ausbruch der Volkshitze zu wenden; doch dies war vorübergehend und rasch und entschlossen nahm die Nationalversammlung die Regierung. Sie war das Mal einträchtig; das Bewußtsein der Größe der Verantwortlichkeit hielt alle Spaltung fern. Die Stadtbehörde, das Directorium des Departements, die Nationalgarde wetteiferten mit einander, die Ruhe zu handhaben, die Minister mußten auf Decret der Nationalversammlung ihre Geschäfte fortsetzen. Officiere der Nationalgarde wurden als Courriere nach allen Richtungen ausgesandt, Aufenthalt der Fahrt des Königs anzuordnen. Man meinte, der König sei entführt worden; doch schon 21. Juni wurde der Nationalversammlung ein von ihm zurückgelassenes Schreiben überbracht, worin er angab, was ihn zur Flucht bewogen habe, und aus dem man zugleich erkannte, daß seine constitutionellen Gesinnungen höchst unzuverlässig, sein königliches Wort trüglich gewesen sei. Mit der Berathung über eine Widerlegung desselben beschäftigt, erhielt sie die Botschaft, daß der König angehalten worden sei. Das vorherrschende Gefühl war freudig; man meinte nun die Gefahr eines Bürgerkrieges überstanden zu haben. Doch eine republikanische Partei war unzufrieden, nicht anders die Anarchisten. Bei den Jacobinern schien sich die Partei Orleans zu regen; darum begaben sich Abends 21. Juni Lafayette, Bailly und eine große Zahl Deputirten von gemäßigter Gesinnung in den Club, jener zu imponiren; die Partei Lameth war mit ihnen. Lafayette, noch vom 6. October her mit dem bösesten Argwohn gegen den Herzog von Orleans erfüllt, erklärte: „Wenn man den König tödtet, rufe ich und die Nationalgarde sogleich den Dauphin zum Regenten

aus." Bei den Jacobinern blieb es zunächst ruhig; auch die obgedachte Spaltung ward nicht bemerklich; Barnave verfaßte im Namen des Clubs eine Aufforderung zur Eintracht für alle Töchterclubs; von den Cordeliers aber kam 22. Juni eine Adresse mit dem Begehren einer Republik an die Nationalversammlung; Republik empfahlen mehrere Journale; unter dem Titel Republik kündigte sich ein eigenes Journal an; Marat's Volksfreund begehrte, wie schon früher einmal, einen Kriegstribunen. Mit Schmähungen gegen König, Königin waren außer dem Volksfreunde auch andere Blätter erfüllt. Zugleich kündigte sich unter dem Namen Mucius Scävola eine Gesellschaft „Tyranniciden" an und die Cordeliers erklärten sie für ihre Angehörige. Der Pöbel war darüber aus, Schilder, worauf du Roi oder royal oder Lilien, wegzureißen; ein Metzger hatte zum Zeichen einen gekrönten Ochsen, dieser wurde feierlich verbrannt.*) Die Nationalversammlung erwählte drei Deputirte, Barnave, Petion und Latour-Maubourg, dem König entgegenzureisen und ihn nach Paris zurückzugeleiten. Nach einem 25. Juni gefaßten Beschlusse sollte die königliche Gewalt auch nach des Königs Rückkehr zunächst suspendirt bleiben und für König, Königin und alle bei der Flucht betheiligten Personen Wache bestellt werden.

Die Anstalten zur Flucht der königl. Familie waren nur theilweise zweckmäßig eingerichtet gewesen; der Wagen zu groß, zu ungewöhnlich, die Abfahrt zu spät, bei der Fahrt selbst zu viel Aufenthalt: doch nicht daher kam das Mislingen; daran trägt der Unverstand und die Fahrlässigkeit entgegengesandter adliger Herren und endlich die Schlaffheit des königlichen Willens die Schuld. Bouillé hatte Reitergeschwader nach den Stationsplätzen bis in die Nähe von Chalons gesandt, angeblich um einen Geldtransport zu geleiten. Daß die von der eigentlichen Aufgabe unterrichteten und zur Leitung der Officiere mitgesandten Herren, Herzog von Choiseul, Graf Raigecourt und Bouillé's Sohn, nicht Männer von Erfahrung, nicht auf Wechselfälle eines Abenteuers eingerichtet waren,

*) Cuvier an Pfaff 230.

hätte Bouillé wissen können; makellos ist auch er nicht bei der Sache. Er war nicht im Stande, ihnen auch Vorschriften für unvorhergesehene Fälle zu geben. Aber schmachvoll ist es, daß die Kopflosigkeit bei dem Herzoge von Choiseul auf dem ersten Posten, Pont Sommevelle, eintrat, als es nur ein bischen anders ging, als er mit seinem Gehirn begreifen konnte, und daß dies von Posten zu Posten fortwirkte. Die königliche Familie kam nicht zur bestimmten Stunde in Pont Sommevelle an; seitwärts von der Straße erhob sich ein Bauerntumult; das genügte, jenen Unglücklichen in Verwirrung zu bringen; er hielt die Flucht für mislungen, ritt mit seinen Reitern davon und ließ auch nicht Einen zurück, zur Nachricht für den Fall, daß die Fliehenden doch noch kämen. So kam der König, dessen Fahrt nur langsam, sonst aber ungehindert gewesen war, bald nach Choiseul's Wegreiten nach Pont Sommevelle, ohne hier die erwarteten Reiter zu finden. Dies gab nur eine etwas bängliche Ungewißheit. Schlimm wurde es auf der nächsten Station S. Menehould. Der dortige Officier war überrascht; es gab Aufenthalt, der Officier trat an den Wagen, dieses selbst und des Officiers leises Gespräch mit einem der drei Gardesducorps fielen auf; der Postmeister Drouet glaubte die Königin und den König zu erkennen. Zwar versuchte er nicht hier deren Abfahrt nach Clermont zu hindern, aber eilte sogleich nach dieser mit einem vormaligen Dragoner Guillaume zu Pferde auf einem Nichtwege gen Varennes, der Station, die auf Clermont folgte. Jetzt kam es darauf an, ob die königl. Familie über Varennes hinauskommen könnte, ehe jene dahin gelangten. In Clermont schien die Sache gut abzulaufen; die Fahrt ging ungehindert weiter, aber gleich darauf wurde das Volk unruhig, wollte die Dragoner, die nachreiten sollten, nicht zu ihren Pferden lassen, die Dragoner selbst wurden meuterisch. Zu Varennes, das von der Aisne durchströmt wird, lag ein Reitergeschwader in dem nach Clermont zu gelegenen Theile, in dem andern, jenseits der Aisne, harrten Graf Raigecourt und der junge Bouillé mit Vorspann; der Officier des erstern wußte von nichts und war mit seinen Reitern in tiefer Ruhe; darauf kam

weniger an, als auf rasches Zusammentreffen der Fliehenden mit dem neuen Gespann. Dies hätte in dem vordern Stadttheile bereit sein sollen, mindestens mußte Jemand aufgestellt werden, die Ankommenden zu benachrichtigen, daß sie Vorspann in dem andern Theile der Stadt, jenseits der Brücke, finden würden. Nichts von dem geschah. Jene harrten vielmehr auf den Courrier, der sie benachrichtigen sollte, wann und wo ihr Gespann bereit sein müsse. Ja sie waren streng angewiesen worden, bis dahin die Pferde im Stalle zu lassen, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Aber Choiseul's Uebereilung hatte die ganze Courrierkette außer Gang gebracht. Als die Fliehenden um elf Uhr Abends in die Stadt kamen, war Niemand da zu ihrer Zurechtweisung; es war so still, daß man an einige Hausthüren klopfen mußte, um sich nach Vorspann zu erkundigen; in der quälendsten Ungeduld stieg die Königin selbst aus, um an einigen Häusern zu fragen. Erst nach mehr als einer halben Stunde der Rathlosigkeit entschloß man sich, nach dem andern Theile der Stadt zu fahren. Jedoch — es galt auf die Minute — indessen waren Drouet und Guillaume angekommen, hatten Lärm gemacht und einige Leute zusammengebracht. Sie hielten den Wagen an, nöthigten die Reisenden auszusteigen, läuteten die Sturmglocke und sperrten die Aisnebrücke durch Fuhrwerk, das sie umwarfen. Die Reiter saßen auf, aber der Officier war nicht da; Raigecourt und Bouillé durch den Lärm aufgeschreckt, nicht im Stande, über die versperrte Brücke in den andern Stadttheil zu gelangen, und von der Menge, die auch auf ihrer Seite zusammenströmte, bedroht, eilten nun davon, um dem Marschal Bouillé, der sich in Stenay befand, Botschaft zu überbringen. Der König ins Haus des Gemeindebeamten Sausse geführt, verläugnete nicht, wer er sei, erklärte sich für Gefangenen und wies es von der Hand, den nach und nach herbeikommenden Officieren von Varennes und von Orten der Nachbarschaft Befehle zu geben. Rettung hoffte er insgeheim von der Ankunft Bouillé's und des deutschen Reiterregiments Royal Allemand. Aber lange bevor dieser herankam, war das Volk aus der Umgegend herbeigeströmt, hatte Thore und Fluß-

übergänge gesperrt und die im Orte befindlichen Reiter theils entwaffnet, theils zu sich herübergelockt. Als nun mit Tagesanbruch zwei Officiere der pariser Nationalgarde mit dem Befehl zu dem, was das Volk schon von freien Stücken gethan hatte, nach Varennes kamen, trieb dieses zur Rückfahrt des Königs und erst anderthalb Stunden nach dessen Aufbruch erschien Bouillé mit seinen Reitern vor der gesperrten Stadt. Er täuschte sich nicht über seine Lage; dem König nachzueilen war unmöglich; längeres Bleiben in Frankreich war für Bouillé lebensgefährlich; er wanderte aus; mit und nach ihm eine Menge Officiere. Einige Tage später sandte er ein in stolzem und drohendem Tone, fast im Style des berüchtigten Manifestes des Herzogs von Braunschweig, abgefaßtes Schreiben an die Nationalversammlung: das war eine Unbesonnenheit, deren Wirkung jedenfalls nur nachtheilig für den König sein konnte.

Die königl. Familie war bis zum vierten Tage unterwegs, geleitet und bewacht von Nationalgarden. Von dem zuströmenden Volke war nichts mehr zu besorgen, seit die Deputirten Barnave, Petion und Latour-Maubourg bei Epernay die Rückfahrt mitmachten und Matthieu Dumas die gesamte bewaffnete Macht an der Straße befehligte. Barnave, mit den Lameths schon in das königliche Interesse gezogen, ward durch den Ausdruck des Seelenleidens der Königin tief bewegt und konnte seine Stimmung nicht verbergen; Petion gefiel sich darin, die Unglücklichen rohe Kälte fühlen zu lassen; Latour-Maubourg, in früherer Zeit dem Hofe nicht fremd, mied es, in unmittelbare Berührung mit dem königl. Paar zu kommen. Bei der Einfahrt in Paris hatte dies nicht Schmähungen oder Drohungen zu erdulden; aber das dumpfe Schweigen des Volks war grausig, und vor den Tuilerien, als die königl. Familie bei der Drehbrücke ankam, brach es in entsetzliche Schmähungen und Drohungen aus. Der Pöbel stürzte über die drei Gardesducorps der Reisebegleitung her, um sie zu ermorden; nur mit Mühe wurden diese gerettet. Lafayette hatte die Wachen für die königl. Familie zu bestellen. Der König ließ sichs gefallen, daß dieses in einer Weise geschah, welche ihn mehr die Gefangenschaft als die

Sorge um Beschützung seiner Person empfinden ließ. Der Königin aber war es unerträglich, Gefangene zu sein, und ihr Groll deshalb traf zunächst Lafayette, weil dieser die Sache so genau nahm. Dies ein Hauptgrund, weshalb Lafayette späterhin von Oestreich so hart behandelt wurde. Von der Heftigkeit der Gemüthsbewegungen der Königin in jener Zeit konnte das während der Fluchttage plötzlich eingetretene Ergrauen ihres Haars als Zeugniß gelten. Peinlicher als die Unfreiheit selbst war das Erscheinen dreier Deputirten (26. Juni), zur Befragung des Königs und der Königin über die Flucht. Es sollte nicht ein Verhör sein, nur Einholung einer Declaration; aber auch die schonendste Form konnte nicht anders als verletzend sein.

Wie nun sollte sich dieser Zustand lösen? Durch Abschaffung des Königthums? Das wollte die entschiedenste Mehrheit der Nationalversammlung nicht; eben damals nannte diese sich constituirend; wenn aber das Königthum wegfiel, so paßte die mit so viel Mühe zu Stande gebrachte Constitution nicht mehr. Sollte nun aber der König zur Rechenschaft gezogen, sollte Gericht über ihn gehalten werden? Nach der Constitution war er unverletzlich und es war vorauszusehen, daß dieses herrschender Gedanke sein werde. Aber die Rechte, schon durch die einstweilige Beaufsichtigung des Königs, als thatsächliche Verletzung seiner Person aufgebracht, wartete dies nicht ab; 29. Juni sagten gegen anderthalbhundert Mitglieder derselben sich los von fernerer Theilnahme an den Verhandlungen, als illegalen Acten. Die Gesinnung jener Männer, der Debatte, ob über den König Gericht gehalten werden solle oder nicht, sich zu entziehen, indem sie es schon für illegal ansahen, daß eine solche Fragestellung stattfände, hat etwas Ehrenwerthes, aber der Schritt, den sie thaten, war verkehrt. Am Tage vor Beginn der Verhandlungen über die Sache des Königs schien ein Namensaufruf nöthig; es ergab sich, daß 132 Deputirte fehlten. Die Berichterstattung war sieben vereinigten Ausschüssen übertragen worden; in deren Namen brachte Muguet 13. Juli die Erklärung, daß der König als unverletzlich nicht in Anklagestand zu setzen sei. Dies griff zu-

nächst Petion an. Er behauptete, die Nation habe durch einen eigends deshalb einzusetzenden Nationalconvent darüber zu richten. Auch Robespierre berief sich auf die Nation, Buzot unterstützte Petions Antrag; der rohe Vadier nannte Ludwig einen gekrönten Räuber; auch Gregoire, auf dessen Urtheil der bei ihm zur Leidenschaft ausgebildete Fürstenhaß wirkte, sprach für einen Nationalconvent. Für Unverletzlichkeit war schon vor der Debatte die große Mehrheit, jene Reden änderten nichts darin; zur Bestärkung in der schon vorgefaßten Ansicht aber waren die Reden des Herzogs von Liancourt, Duport's, Desmeuniers', Goupil's, Salles', nach allen aber die durch Gedankenreichthum und schöne Sprache ausgezeichnete Rede Barnave's, die schönste von allen, die er gehalten hat, geeignet.*) Die Abstimmung entschied 15. Juli mit großer Mehrheit für Unverletzlichkeit; in dem Decrete darüber wurde demnach nur Bouillé's und der Uebrigen, die zur Flucht mitgeholfen, gedacht. Ueber diese sollte Gericht stattfinden. Drouet und seine Mithelfer sollten eine Belohnung bekommen. Nachträglich wurde von Desmeuniers, um der Ungewißheit, die das Volk in Gährung hielt, ein Ende zu machen, 16. Juli vorgeschlagen, die Suspension der königl. Gewalt fortdauern zu lassen, bis der König die Constitution angenommen haben würde. Dies wurde beschlossen.

Außerhalb der Nationalversammlung hatte Petion's Votum, die Nation habe über den König zu richten, Anklang gefunden; zugleich arbeitete die Partei Orleans, nicht minder die republikanische auf ihren Zweck hin. In den Straßen und auf den Plätzen hielt die Stadtbehörde während der Tage, wo über das Schicksal des Königs verhandelt wurde, die Ruhe aufrecht, und auch die zweite Jahresfeier der Einnahme der Bastille, dies Mal ganz prunklos, ging ohne Störung vorüber: in den Journalen und Clubs aber

*) Der Moniteur wird ungeachtet des neuen Abdrucks wohl nur wenigen der Leser dieses Buchs zur Hand sein; eine sehr willkommne Aushülfe gewährt Leber, Choix des plus beaux discours de la Révolution française 1811, 1845; Barnave's Rede befindet sich daselbst Vol. 2, 354 ff.

war lebhafte Bewegung. Der Jacobinerclub hatte zunächst in sich selbst eine Krise zu bestehen. Von seinen bisherigen Führern waren die Lamethisten ganz zu den gemäßigten Constitutionellen übergetreten; der Zwiespalt bei den Verhandlungen über das Schicksal des Königs gab den Ausschlag zu völligem Bruche jener mit der Partei Robespierre's und den Brissotinern und Orleanisten. Sie begingen denselben Fehler, der in der Revolution so oft vorkommt, sich zurückzuziehen, statt auf dem Wahlplatze zu beharren. Sie schieden aus dem Jacobinerclub und versammelten sich mit ihrem Anhange in dem vormaligen Kloster der Cistercienser oder Feuillans, und suchten nun als besonderer Club den Jacobinern entgegenzuarbeiten. Diese Absonderung macht Epoche in der Entwickelung des Jacobinismus. Anfangs zwar schien der Jacobinerclub dadurch heftig erschüttert zu werden, auch waren die Zurückbleibenden nicht einmal einträchtig; denn Laclos intriguirte für den Herzog von Orleans, Brissot dagegen empfahl von der Rednerbühne Republik; beide Parteien stimmten indessen darin überein, daß Gericht über Ludwig durch die Nation stattfinden müsse. Unabhängig davon, wie es scheint, war eine von etwa hundert Personen, die sich das Volk nannten, unterzeichnete Petition solches Inhalts schon 15. Juli an die Nationalversammlung gebracht worden, wo sie keine Beachtung fand. Am Abende dieses Tages nun, wo der Beschluß über den König bekannt wurde, erhoben sich Robespierre, Laclos und Danton bei den Jacobinern. Jener hatte bei der Abstimmung in der Nationalversammlung im Namen der Nation protestirt; man hatte ihn ausgelacht, er kochte Rache; über den König, sagte er, sei nichts entschieden, da das Decret seiner nicht gedenke; darauf brachte Laclos eine von den Jacobinern zu verbreitende Petition in Vorschlag, die dann mit zahllosen Unterschriften versehen an die Nationalversammlung kommen sollte. Das fand Beifall, auch die Cordeliers stimmten bei: jedoch die von Brissot verfaßte und 16. Juli auf dem Marsfelde ausgelegte Petition gefiel den dort befindlichen Cordeliers nicht; die Jacobiner ließen nun davon ab und die Sache kam in die Hand der Cordeliers. Diese traten nun zwar nicht als Ge-

samtheit hervor; doch ist ihr Betrieb folgenden Tags unverkennbar.

Noch stand der Altar des Vaterlandes auf dem Marsfelde; um diesen war 17. Juli schon mit Tagesanbruch eine Menge Menschen versammelt, um eine zu erwartende Petition zu unterzeichnen. Aber die Häupter der Cordeliers blieben aus, und die Jacobiner schickten durch eine Deputation die Erklärung, daß sie über eine Petition erst berathen würden. Die Menge wurde ungeduldig; eine Stimme rief, man müsse sofort eine Petition verfassen; dies geschah. Ihr Schluß lautete: „es sei zu erwägen, daß das Verbrechen Ludwigs erwiesen sei und er dadurch der Krone entsagt habe; seine Entsagung sei anzunehmen und ein neuer constituirender Körper zu berufen, um auf eine wahrhaft nationale Weise zum Gericht über den Schuldigen zu schreiten und vor Allem zu der Einsetzung und Organisation einer neuen ausübenden Gewalt." Unterzeichnungen folgten in ungestümer Eile und im Gedräng der Masse; das setzte sich bis zum Nachmittage fort. Die Stadtbehörde ließ nur beobachten; das Treiben des Volks schien keinen gefährlichen Charakter zu haben. Nun aber hatte schon am Morgen eine Gräuelthat stattgefunden: zwei harmlose Menschen, die unter den Stufen des Altars auf dem Marsfelde ein Obdach gesucht hatten, waren hervorgezogen, als verdächtig zu einer Viertelsbehörde in der Nachbarschaft geführt, von dieser freigesprochen, vom Pöbel aber ermordet und ihre Köpfe auf Piken umhergetragen worden. Das endete mit Zerstreuung der Mordbande durch die Nationalgarde unter Lafayette's Befehl. Lafayette's Großmuth war unverwüstlich; ein wilder Kerl, Fournier, genannt der Amerikaner, der auf ihn geschossen hatte, ward ergriffen, aber von Lafayette freigelassen. Dies und der fortdauernde Unfug auf dem Marsfelde veranlaßte die Nationalversammlung, von Bailly rasche und strenge Maßregeln zu begehren. Also wurde gegen Abend zur Anwendung des Martialgesetzes geschritten, die rothe Fahne aufgepflanzt und Lafayette zum Gebrauch der Waffengewalt bevollmächtigt. Er langte um acht Uhr Abends mit fast 10,000 Mann und Geschütz auf dem Marsfelde an. Die Menge

empfing ihn mit Hohnruf, mit einem Pistolenschuß und Steinwürfen und tödtete zwei Nationalgardisten, stob aber nach einem Gewehrfeuer, das gegen dreißig Menschen tödtete oder verwundete, auseinander.

Die Nationalversammlung ging mit mehr Ernst und Strenge als je vorher zu Werke, erließ Gesetze gegen Empörung und — was bisher nicht hatte zum Beschluß kommen können — auch gegen aufwiegelnde Schriften, ferner über städtische Policei, über Heereszucht, besonders gegen Complote der Unterofficiere und Soldaten, und betrieb die Untersuchung der Vorfälle auf dem Marsfelde. Camille Desmoulins und Freron schlossen ihre Journale, Marat wagte zunächst nicht, den Volksfreund forterscheinen zu lassen. Es hätte sich für Frankreichs nächste Zukunft eine heitere Aussicht eröffnet, wenn die Versammlung, wie sie damals war, mit Fortdauer solcher Gesinnung ihren Platz behalten und auch die Clubs gesprengt hätte. Die Untersuchung gegen die Aufrührer des 17. Juli brachte die Rädelsführer nicht ans Licht; der Häupter Danton, Desmoulins, Freron, Legendre, Santerre wurde man nicht habhaft. Man wollte wissen, daß das Ausland Aufwiegler bezahle, und mit dem 17. Juli beginnt die nachher so oft wiederholte Anklage der Fremden, womit später der Name Pitt's so gern in Verbindung gesetzt wurde.

Die Nationalversammlung schritt zur Beendung ihrer Arbeiten. Die Revision der Verfassungsgesetze beschäftigte sie bis zum 3. September. Dies geschah nicht ohne einige lebhafte Reibungen. Die äußerste Linke, auf der nun Petion, Robespierre und Buzot die Koryphäen waren, bemühte sich, für einige Artikel zu Gunsten ihres Demokratismus eine veränderte Fassung zu erlangen; die Lamethisten, vor Allem Barnave, richteten dagegen schonungslose Angriffe auf sie. Was Duport am Tage nach dem Beschlusse, der die Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung von der Theilnahme an der folgenden, was Barnave bei den Verhandlungen über die Unverletzlichkeit des Königs gesprochen hatte, das wiederholten jetzt in noch schneidenderm Tone Barnave und Alex. Lameth. Der Letztere

beschuldigte Robespierre und Petion, die Soldaten aufgewiegelt zu haben, Barnave sprach von einer Classe von Menschen, die sich gegen das Constitutionswerk erhoben hätten, „weil sie keine Art von Regierung liebt, weil Alles, was die politische Maschine befestigt, Alles, was öffentliche Ordnung ist, Alles, was Jedem giebt, was ihm gebührt, Alles, was den rechtschaffenen und ehrenhaften Mann und den unredlichen Menschen und den gemeinen Verläumder an seine Stelle setzt, ihr verhaßt und widerwärtig ist." Die wenigen noch anwesenden Mitglieder der Rechten hielten meistens mit den Gemäßigten zusammen. Der treffliche Malouet sprach mit edelm Eifer gegen revolutionäre Misgestaltungen, Untersuchungsausschüsse, gehäufte Eide und nachfolgende Gewaltthätigkeiten, Verfolgung der Priester, willkürliche Verhaftungen, Fanatismus und Herrschaft der Clubs; doch das führte nicht zu Maßregeln, welche dagegen hätten helfen können. Dem demokratischen Princip wurde eine Concession damit gemacht, daß man beschloß, die Erwählung zum Deputirten in eine gesetzgebende Versammlung solle frei sein von aller Bedingung außer der des activen Bürgerthums; ein Aequivalent dagegen war, daß man den Mitgliedern der königl. Familie den Titel Prinzen wieder zuerkannte. Das Preßgesetz, zu dem man sich seit 17. Juli hatte verstehen müssen, war unvollkommen, wie alle seines gleichen; seine Kürze eine seiner bessern Eigenschaften. Robespierre kämpfte mit allem Eifer für schrankenlose Preßfreiheit; er kannte die Macht der Verläumdung und war sich seiner Stärke darin bewußt: Petion und Roederer unterstützten ihn, doch hierin wurden sie überstimmt.

Am 3. September war die Revision vollendet; die Zustimmung des Königs zur Constitutionsacte 13. September war von einer Ermahnung zu allgemeiner Amnestie begleitet. Letztere, von Lafayette, dem Charakter unermüdlichen großmüthigen Verzeihens, empfohlen, wurde mit würdiger Gesinnung beschlossen. Sie umfaßte insbesondere die Ausgewanderten, andrerseits die Unruhstifter vom 17. Juli und früherer Zeit. Den Schwur auf die Verfassung leistete der König 14. September. Darüber und über das Constitu-

tionsfest (18. September) hinaus setzten sich die gesetzgebenden Arbeiten der Nationalversammlung noch bis zum Ende des Monats fort. Dem König wurde eine Leibwache von 1800 Mann decretirt, ein Strafgesetz erlassen, durch besonderes Decret aber nachher noch 27. September Peitsche und Brandmark abgeschafft. An demselben Tage erhielten die Juden volles Staatsbürgerrecht. Eine allgemeine Steuerordnung folgte 29. September. Das Gewerbe, nun nicht mehr zunftmäßig betrieben, hatte eine Patentsteuer zu entrichten. Die Verhältnisse der Colonien zu regeln, überließ man der nächsten gesetzgebenden Versammlung, gab aber in einem Beschlusse vom 24. September eine den Pflanzern gegen die Farbigen günstige Erklärung, welche nachher beitrug, die Wuth der Letzteren zu steigern und den Krieg gegen die Pflanzer kannibalisch zu machen. Der letzte Gegenstand, mit dem die Nationalversammlung sich beschäftigte, war in gewisser Art und für die nächste Zukunft der wichtigste von allen, die Clubs.

Der Jacobinerclub hatte sich sehr bald erholt. Dies war hauptsächlich Robespierre's Werk. Dieser hatte eifrigst die von mehreren Mitgliedern versuchte Aussöhnung mit den Feuillans hintertrieben und dabei an Brissot und den Cordeliers thätige Gehülfen gefunden, die Sprödigkeit der Feuillans aber den Ausschlag dabei gegeben. Feuillans und Jacobiner sandten nun Adressen an die Töchterclubs; von diesen erklärten sich die bei weitem größere Mehrzahl für die Jacobiner. Der Club hielt als neuconstituirt 3. August seine erste Sitzung. Robespierre, Brissot, Petion, Roederer, Gregoire, Buzot, die Herzoge von Orleans und von Chartres waren in der vordersten Reihe; die Zahl der Mitglieder mochte gegen Tausend betragen. Die Feuillans hatten im September nur 56 Mitglieder. Schwester- und Töchterclubs waren Ende Septembers schon gegen 600 mit den Jacobinern verbunden. Einen Gesetzentwurf über Clubs brachte 29. September Lechapelier an die Nationalversammlung; ein allgemeines Verbot hätte auch die Feuillans betroffen; man begnügte sich also mit einem Gesetze, das den Clubs untersagte, als Gesamtheiten Deputationen oder Petitionen an

Staatsbehörden zu richten, überhaupt öffentlich als genossenschaftliche Ganze aufzutreten.

Auf der Grenze der Geschichte des Innern von Frankreich und des Verhältnisses der Revolution zum Auslande stehen die Angelegenheiten der Stadt Avignon und des Comtat von Venaissin. Beides war päpstliches Besitzthum; der Comtat durch königliche Schenkung vom Jahre 1274, die Stadt Avignon seit 1348 durch Kauf. Die langwierige päpstliche Regierung hatte indessen nicht vermocht, den Bewohnern jenes Gebiets das provenzalische Naturell zu verkümmern und sie ihren Nachbarn zu entfremden. Es waren aufbrausende, leidenschaftliche, fanatische Provenzalen und auch sie erwachten aus dem politischen Schlafe, als die Revolutionsglocke läutete. Jedoch es gab hier, zumal in den beiden Hauptorten des Comtats, Carpentras und Cavaillon, eine sehr starke Adels- und Priesterpartei, die es um ihres Interesses willen mit dem Papste hielt. Die Bürgerschaft von Avignon erhob sich trotz der Edelleute und Priester bald nach dem 4. August 1789; der päpstliche Statthalter ließ sich einschüchtern und geschehen, daß eine Municipalität und Nationalgarden eingerichtet wurden. Nicht lange nachher dachte die Revolutionspartei auf Vereinigung mit Frankreich; die Adels- und Priesterpartei widerstrebte; im Juni 1790 brach jene los, siegte, knüpfte drei Edelleute und einen Priester auf, riß die päpstlichen Wappen ab und sandte Abgeordnete nach Paris mit der Bitte um Aufnahme in den französischen Staat. Carpentras und Cavaillon verstärkten sich durch Flüchtlinge aus Avignon, in eben der Art umgekehrt Avignon. Die Nationalversammlung parteiete sich ebenfalls; Robespierre, im Verständniß mit dem Jacobinerclub zu Avignon, mit ihm Petion, Camus, der Erzfeind des Papstthums, waren für Vereinigung, Maury und viele Andere dagegen. Mirabeau schlug vor, zunächst zur Handhabung der Ruhe Truppen nach Avignon zu senden. Dies geschah am Ende des Jahres 1790; aber die Truppen machten gemeinsame Sache mit den Avignonesern zum Auszuge gegen die Päpstlichen in Carpentras und Cavaillon. Vereinigt überfielen und plünderten sie 10. Januar 1791 Cavaillon.

Bald nachher ward, statt des von seinen Leuten ermordeten Generals Patrix einer der wilden Blutmenschen jener Zeit, Jourdan, muthmaßlich ein Anderer, als der Kopfabhacker vom 6. October 1789, Anführer der Banden von Avignon, die sich Armee von Vaucluse oder auch brave Brigands der Armee von Vaucluse nannten. Sie zogen unter Jourdan aus zur Belagerung von Carpentras; gegen diesen nicht unfesten Ort richteten sie wenig aus; dafür hausten sie mit Brand und Mord sechs Wochen in der Umgegend; einer der Unterbefehlshaber Jourdan's verurtheilte elf junge Menschen zum Tode, ließ deren Mütter herbeiholen und zwang sie der Hinrichtung zuzusehen. Ein in Avignon ausgebrochener Hader nöthigte die Armee von Vaucluse zur Heimkehr. Um diese Zeit ward abermals in der Nationalversammlung debattirt, was mit Avignon und dem Comtat zu thun sei; es kam noch nicht zum Beschlusse der Vereinigung jener mit Frankreich; man sandte zunächst Commissare nach Avignon. Diese kamen mitten in die Zügellosigkeit, die von Jourdan und seinen Banden verübt wurde. Sie vermochten nicht, dem Frevel Einhalt zu thun; Jourdan ließ die seiner Partei feindliche Stadtbehörde ins Gefängniß werfen und regierte mit seinen Helfershelfern, den beiden Mainvielle, Lescuyer, Duprat ꝛc. als Terrorist. Unter solchen Umständen wurde 14. September die Vereinigung Avignons und des Comtats mit Frankreich ausgesprochen und daraus das Departement Vaucluse gebildet.

Was nun hatte Frankreich seiner ersten Nationalversammlung zu verdanken, was der neuen Philosophie, deren Jüngerschaft in jener so zahlreich war? Es ist ein beliebtes Wort, ein Staat würde nicht zum Besten regiert werden, wenn Philosophen das Ruder führten, und ebenso hat man die Constitution des 14. September als aus philosophischen Ideen und auf dem Schutte der umgestürzten historischen Staatsinstitute erbaut als ein untaugliches und unhaltbares Werk bezeichnet. Man hat nicht Unrecht in Betreff mancher Einzelheiten, nicht Unrecht, wenn man die Umstände, unter denen des Werkes Urheber von ihm abtraten, erwägt. Es war ein frisch gepflanzter Baum, gegen den, ehe er die Wurzeln hatte in die Erde

tief einsenken können, sich die heftigsten Orkane heranwälzten. Der Geist der neuen Philosophie hatte nicht blos den Sinn für wahre Freiheit erweckt; mit diesem war das Gezücht der Anarchie aufgewuchert und dieses wuchs jenem ebenso zu Häupten, wie im Leben die Lüge der Wahrheit. Mirabeau hatte mit Sorge in den Lamethisten eine zum Stören und Zerstören bereite Partei gesehen; die Lamethisten bekamen noch mehr vor Robespierre, den Brissotinern und Cordeliers zu sorgen, und Duport und Barnave zeichneten mit prophetischem Worte, was kommen werde. Nur zu bald erlangten die Anarchisten den Sieg; die Form der Constitution wurde zerbrochen. Darum bedarf es hier nicht der Zeichnung ihrer Bestandtheile. Aber es wäre ein blödes Auge, oder ein vorurtheilsvoller Sinn, der das Werk der ausgezeichnetsten Geister des damaligen Frankreichs nur nach seiner Gebrechlichkeit dem Orkane gegenüber, der es niederwarf, schätzen wollte. Das Grundwerk ist geblieben und aus ihm ist nach buntem Wechsel ein Frankreich hervorgegangen, das sich des Rückblicks auf die Erstgeburt der Revolution wahrlich zu erfreuen hat. Von den Gütern, die die erste Constitution Frankreich zubrachte und die durch allerlei Anfechtungen ihre Stetigkeit erprobt haben, steht oben an, was die Nacht des 4. August wegräumte; denn schon das Freiwerden von Uebeln ist ein Gewinn, und positiver Gewinn folgte hinterdrein aus der vielfältigen Vertheilung freien, keiner Feudallast mehr unterworfenen Grundbesitzes. Ebenso war die Befreiung der Person vom Feudalzwange ein Gewinn, dessen Werth sich durch das zugesellte Recht und Selbstgefühl des Staatsbürgers und des bewaffneten Nationalgarden verdreifachte. Dies eine so umfängliche Größe, daß nach Wegfall der Privilegien des Klerus und des Adels und nach den Stürmen, die der Misverstand der Gleichheit aufregte, die rechte Gleichheit vor Gericht und in Steuerbelastung sich bequem darin zurecht gefunden hat. Was für politische Ideen und Bestrebungen aber die Revolution dem Auslande zugebracht habe, wie der Begriff eines freien Staatsbürgerthums, einer Volksvertretung, ihrer Theilnahme an Gesetzgebung, ihres Rechts der Steuerbewilligung, der Verantwortlichkeit der Minister ꝛc., auch ohne dreifarbige Cocarde

eine Weltreise gemacht haben oder noch machen, davon sind die Anfänge in spätern Abschnitten unserer Geschichte enthalten.

Wir haben die Revolution in ihrer Entwickelung innerhalb der Grenzen Frankreichs bis zu einem Abschnitte geführt, wo es gerathen ist, Umschau nach dem übrigen Europa seit Aufkommen der Revolution zu halten. Von nun an haben wir die europäischen Völker und Staaten und die Revolution in ihren gegenseitigen Beziehungen zu einander zu beachten.

Drittes Buch.

Das autokratische und aristokratische Europa und die Revolution bis zu dem Umsturze des französischen Throns.

Erstes Capitel.

Europa im Verhältnisse zur Revolution bis zum Eintritt der neuen Verfassung. Belgien. Lüttich. England. Die Emigranten.

Freudige Theilnahme erweckten die ersten Bewegungen der Revolution am ersten und meisten bei den gebildetsten der Völker Europa's. Bei dem denkenden Menschen war es die Befriedigung des weltbürgerlichen Sinnes, mit Wunsch und Hoffnung, durch Verbreitung der Principien der Revolution die heimatlichen Zustände gebessert zu sehen. Die Nachricht von Erstürmung der Bastille und von den Beschlüssen des vierten Augusts, von Nationalcocarde und Nationalgarden, von Abschaffung des Adels, von der Feier des vierzehnten Juli 1790, von der Unterordnung des Klerus unter das Staatsgesetz, zu geschweigen der vielen zweckmäßigen Gesetze über Gerichtswesen und Verwaltung, fanden nicht blos begeisterte Anerkennung bei der leicht erregten und leicht getäuschten Jugend; auch die Verständigen und Erfahrnen sprachen ihren Beifall aus. Die Gräuel der Zügellosigkeit des Pöbels und die Anzeichen einer böswilligen Demagogie wurden über die Aussaat des Guten, die so herrliche Frucht versprach, nicht hoch in Anschlag gebracht. Wenn bei der ungestümen Bewegung eines aus dem hergebrachten Gleise gekommenen großen und leidenschaftlichen Volkes die rechte Grenze oft überschritten wird, diene zum Troste, daß eine Revolution nicht an sich, aber durch die Folgen heilbringend sei. Kant und Fichte

sahen in der Revolution einen Fortschritt der Menschheit zur endlichen Verwirklichung des naturrechtlichen Staats. Hatte ja doch ein Artikel der Constitution Verzicht der französischen Nation auf Eroberungskrieg erklärt. Es ist gewiß ein ehrenwerther Zug in der Gesinnung der Ausländer, an dieses und so viel Anderes, das die Constitution verhieß, zu glauben. Die Welt wird erst dann ganz schlecht werden, wenn Niemand mehr an das Gute, das sich ankündigt, glauben will. Aus mehr als einem Lande begaben sich Enthusiasten nach Paris, um die dortige Freiheit in der Nähe zu schauen und mitzugenießen. Die Menge, nicht geistig genug, sich mit der bloßen Freude über die in Frankreich aufgehende Morgenröthe vom weltbürgerlichen Standpuncte aus und mit Hoffnungen auf die Zukunft zu bescheiden, und bei der Vergleichung der heimatlichen Zustände mit den Verkündigungen französischer Freiheit des Drucks lebhafter als zuvor sich bewußt und von bitterem Unmuth aufgestachelt, wurde hie und da, zunächst in Deutschland, unruhig und versuchte es, der Zeit durch raschen Griff etwas abzugewinnen. Es gab Tumulte im Mainzischen und Trierschen, im Bisthum Speier, in der Reichsstadt Achen, in der Ortenau; die hildesheimer Bürgerschaft setzte ihren patricisch anmaßlichen Magistrat ab, in Sachsen empörten sich 1790 die Bauern, die Lütticher erhoben sich gegen ihren Bischof, und selbst die Belgen, noch in Waffen gegen Oestreich, und, wenn zumeist von einem ganz andern Geiste als der französischen Revolution getrieben, doch nicht ohne eine zahlreiche Demokratenpartei, schienen sich mit dem Geiste des neuen Wesens in Frankreich verständigen zu wollen. Wir haben die Angelegenheiten Belgiens, Lüttichs und Englands insbesondere zu beachten.

Belgien.

Noch beharrte die belgische Kirchenpartei in ihrem Widerstande gegen Josephs Reformen, als die Revolution ausbrach. Jetzt trat eine von ganz anderem Geiste als jene beseelte demokratische Partei hervor. Van der Vonck, Advokat und charakterfester Mann, stiftete

einen Bund pro aris et focis. Dies ward bald verrathen und die Verbündeten mußten ihr Heil in der Flucht suchen. Im Volke aber wirkte zu derselben Zeit die Kunde von der Einnahme der Bastille, gleichwie nachher 1830 die von der Julirevolution gewirkt hat. Am 22. Juli 1789 ertönte die Sturmglocke von den Thürmen der Kirchen und Abteien in Löwen, Tirlemont, Mons ꝛc. Zugleich sammelten sich Ausgewanderte in holländisch Brabant und Lüttich unter zwei demokratischen Führern, van der Vonck und Oberst van der Mersch. Der Letztere hatte in der kaiserlichen Armee gedient und war ein tüchtiger und tapferer Mann. Geld zur Bewaffnung lieferten die Abteien und die Kaufleute von Antwerpen. Van der Noot, nach dem Haag ausgewandert, knüpfte hier Verbindungen an mit dem Großpensionär van de Spiegel, einem Parteigänger der Erbstatthalterin, und begab sich von da nach London. Hier konnte er nicht bis zu den Ministern gelangen. Besser glückte es ihm in Berlin; Hertzberg gab ihm mündliche Zusicherungen. England, Holland und Preußen wollten damals Oestreichs und Rußlands Türkenkriege entgegenarbeiten; daher that ihre Diplomatie schön mit den Belgen, wie um dieselbe Zeit die preußische mit den Polen. Van der Noot nannte sich nunmehr bevollmächtigten Agenten des Volkes von Brabant, und einige Zeit unterhandelten jene Mächte in der That mit dem belgischen Ausschuß in Breda wie mit Bevollmächtigten eines selbständigen Staates. Mit diesen diplomatischen Intriguen waren van der Vonck und van der Mersch unbekannt oder unzufrieden; dagegen war van der Noot eifersüchtig auf jene als lästige Nebenbuhler.

Während nun d'Alton gestreng zu Werke ging und zahlreiche Verhaftungen verfügte, war die Zeit gekommen, die Kriegsmacht gegen bewaffneten Scharen van der Vonck's und van der Mersch's, welche die Grenze zu überschreiten bereit waren, zu gebrauchen. Daran konnte Trautmannsdorf mit seiner unermüdlichen Nachgiebigkeit d'Alton nicht hindern; die Reihe, Fehler zu machen, kam nun an diesen als Feldherrn.

Die Patrioten, wie bald nachher die Insurgenten selbst von der Regierung genannt wurden, überschritten 24. October 1789 die

Grenze; ob 3000 oder 30,000 Mann, bleibt ungewiß, sicher aber ist, daß der größte Theil derselben bangherziges und nicht kampf- aber frevellustiges Gesindel war. Doch waren sie glücklich genug, ein vom General Schröder befehligtes kaiserliches Corps in den verrammelten Straßen von Turnhout mit Hülfe der Einwohner zu überwältigen. Sie waren trunken über den Erfolg. Van der Noot hatte ihnen ein Manifest des Volkes von Brabant, worin dem Kaiser der Gehorsam aufgekündigt wurde, mitgegeben. Als nun van der Mersch sich westwärts wandte, verbreitete sich der Aufstand auch über Flandern. Van der Mersch drang in Gent ein 13. November; vier Tage kämpften die Kaiserlichen in den Straßen, räumten aber dann die Stadt und auf unklugen Befehl von Brüssel her auch die Citadelle. Trautmannsdorf hatte Kopf und Herz verloren; er nahm 20—25. November alle Verordnungen Josephs zurück und versprach allgemeine Amnestie. Auch die kaiserlichen Befehlshaber zeigten sich ungeschickt; unter die Soldaten kam Meuterei, die Desertion wurde schreckbar; ganze Scharen gingen zu den Patrioten über. Nun erhob sich 10. und 11. December das Volk auch in Brüssel. D'Alton leistete wackern Widerstand, mußte aber 12. December Brüssel räumen; van der Mersch hielt 14. December seinen Einzug. Van der Noot, der schon 13. December die Unabhängigkeit Belgiens proclamirt hatte, folgte ihm 18. December. Graf Philipp Cobenzl, der nachherige Vicekanzler, von dem schon schwer erkrankten Kaiser mit gütlichen Anträgen zur Beilegung des Aufstandes gesandt, kam in Allem zu spät.

Am 7. Januar 1790 constituirte sich ein Congreß der vereinigten belgischen Staaten mit Souveränetät für alle gemeinschaftlichen Interessen und erklärte 10. Januar 1790 eine belgische Unionsacte. Nur Luxemburg blieb in der Hand Josephs; der alte Feldmarschal Bender trat hier an d'Alton's Stelle; d'Alton starb bald darauf. Daher nun das seltsame Schauspiel eines Nebeneinander zweier aus ganz verschiedenen Motiven hervorgegangenen Umwälzungen, der belgischen für Fortdauer des Alten, der französischen zu dessen gänzlichem Umsturze; jener für Freiheiten der Privilegirten, dieser für Freiheit des Volkes gegen jene. Welchen Gang die belgische nähme,

ließ sich hauptsächlich daraus erkennen, daß die durch die Vorgänge in Frankreich hervorgerufene demokratische Partei der Vonckisten und van der Mersch's, obschon stark durch eine patriotische Gesellschaft und durch die Compagnien der Freiwilligen zu Brüssel, von der hierarchischen und deren unsauberem Werkzeuge van der Noot, dem sich der ränkevolle Großpönitentiar van Eupen aus Antwerpen zugesellte, noch im Anfange des Jahres 1790 niedergedrückt wurde. Für die Demokraten hatten sich, aus Unmuth über die anmaßliche Obscurantenpartei, selbst die beiden Herzoge von Ahremberg und Ursel erklärt; ebenso der reiche Bankier Eduard von Walkiers; aber die priesterlichen Umtriebe, unterstützt von den Cabalen van der Noot's und einer Fluth der nichtswürdigsten Pamphlets, erlangten den Sieg. Schon 31. Januar erklärte ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Mecheln sich gegen Feinde der Religion und des Staats, die von der Philosophie des Jahrhunderts angesteckt seien; zugleich wurden die Vonckisten durch andere Schriften bedroht. Als nun eine Bewegung für die demokratische Partei 25. Februar und 9. März in Brüssel stattgefunden hatte, erhob sich am 16. März der Pöbel und plünderte die Häuser mehrerer Demokraten; in der folgenden Nacht rettete sich Walkiers durch die Flucht; bald folgten ihm seine politischen Freunde. Die letzte Hoffnung der Demokraten war die Armee, die unter van der Mersch bei Namur stand. Dagegen sandte der Congreß Truppen seiner Partei aus, aber van der Mersch wollte von seiner Ueberlegenheit nicht Gebrauch machen; er schloß einen Vertrag und kam, um sich gegen gehässige Anschuldigungen zu rechtfertigen, nach Brüssel. Er wurde als Staatsgefangener nach der Citadelle von Antwerpen abgeführt; es war vorbei mit den Demokraten; obenauf waren die Mönche und der Pöbel; ihre Wuth trieb die Vonckisten in Masse zu Flucht und Auswanderung.

Nachdem nun der hierarchischen Partei Unterdrückung und Verfolgung der demokratischen gelungen war, stand eine belgische Republik unter Leitung des Cardinals Frankenberg und der Advokaten van der Noot und van Eupen wie ein Fratzenbild dem verjüngten Frankreich zur Seite; zahlreiche Flüchtlinge von dort suchten hier

Zuflucht. Eine Verständigung der französischen Regierung mit der belgischen hätte wohl eher zu einer Gegenrevolution in Frankreich oder aber zur Aufrichtung der demokratischen Partei in Belgien gepaßt; die belgischen Zustände aber, wie sie waren, machten Beides unmöglich: der bloße gemeinsame Gegensatz gegen Oestreich hätte nimmermehr den Kontrast in den Principien ausgleichen können. Doch begab sich General Dumouriez, als politischer Intrigant schon erprobt, 1790 nach Brüssel, um sich von der dortigen Lage der Dinge zu unterrichten. Er fand eine erbärmliche Armee unter einem unfähigen Anführer, dem Preußen Schoenfeld, und erkannte zugleich, daß die Häupter der belgischen Republik ihr Vertrauen vorzugsweise auf die ausländischen gegen Oestreich und Rußland verbündeten Mächte setzten. Diese waren allerdings mit glatten Worten freigebig gewesen; die im Haag befindlichen Diplomaten Preußens, Englands und Hollands hatten tröstliche Zusicherungen mit dem nöthigen Rückhalte gegeben. Nun schlossen Oestreich und Preußen die reichenbacher Convention, wobei es dem Kaiser hauptsächlich um freie Hand gegen Belgien zu thun war; an die Belgen erging von Hertzberg eine Note, welche ihnen ankündigte, daß sie unter die Herrschaft Oestreichs zurückkehren müßten; eine ähnlich lautende englische und holländische Erklärung folgte kurze Zeit darauf. Die östreichischen Truppen im Luxemburgischen waren bis auf 30,000 Mann verstärkt worden; in Bonn aber befand sich die Erzherzogin Christine nebst Gemahl bei ihrem Bruder, Kurfürst Maximilian, des Wiedereinzugs in Brüssel harrend. Jedoch ganz ließ die Diplomatie Preußens, Englands und Hollands die Belgen nicht im Stiche; ihre Minister ermahnten sie vom Haag aus im September 1790 zu einem Waffenstillstande; ihre Angelegenheiten sollten auf glimpflichem Wege beigelegt werden. Darum zögerte auch Leopold mit der Anwendung der Waffen, er verhieß Amnestie, setzte aber den 21. November als Termin freiwilliger Unterwerfung. Der Congreß im Haag ließ nun am Ende Octobers die Belgen ganz fallen. Van der Noot wollte Widerstand leisten und seine Advokatenkünste hielten den Entschluß der Unterwerfung auf, bis der Termin abgelaufen war. Dadurch ward es nur schlimmer. Feldmarschall Ben-

der überschritt mit 32,000 Mann die Grenze und das Zerstieben der belgischen Patriotenarmee ward zum vollkommenen Gegenstück der Auflösung der holländischen beim Anzuge der Preußen. Belgien kam fast ohne Schwertschlag zurück unter Oestreichs Herrschaft und die alten Zustände wurden hergestellt. Cardinal Frankenberg durfte seine Verirrungen mit dem Mantel der Kirche zudecken; er und seine kirchlichen Revolutionsgenossen wurden zu Gnaden aufgenommen; sie paßten in das nunmehrige System Oestreichs. Van der Noot und eine Menge seiner Parteigänger flüchteten nach Frankreich und trafen hier mit den von ihnen zuvor vertriebenen Demokraten zusammen. Hier glich sich ihr früherer Parteizwist in dem gemeinsamen Wunsche der Heimkehr ins Vaterland aus.

Lüttich.

Stadt und Bisthum Lüttich hatten nach einer mittelalterlichen Fehde mit ihrem Bischofe sich im Jahre 1316 durch den Frieden von Fexhe vertragen, Bischof Maximilian Heinrich, ein Wittelsbacher, hatte 1684 dies gründlich historische Recht gebrochen und seitdem der Bischof und das hochadliche Domcapitel die Städte des Landes nach Willkür behandelt. Im Jahre 1789 war Franz Constantin, ein Graf von Hönsbrück, Bischof. Die Willkür schien nun schon zu historischem Recht geworden zu sein, denn die Gewalt setzt sich kurze Fristen der Verjährung; der Bischof kränkte verschiedentlich das höchst reizbare Volk durch eine verhaßte Steuer und durch ungescheute Uebung eigenmächtigen Verfahrens. Aber die Lütticher hatten noch nicht vergessen, was vor 105 Jahren ihr Recht gewesen war. Schon 1785 gab es in Lüttich eine patriotische Gesellschaft, und Herstellung der alten Freiheiten war in ihr vorherrschender Gedanke. Die Stimmung war schon böse, als die belgische und französische Revolution ausbrach. Nun folgte eilends 13. August 1789 ein Erlaß des Bischofs über Theilnahme der Domherrn und des Klerus überhaupt an der Steuerlast; dagegen Begehren der Lütticher um Herstellung ihres alten Rechts; ungesäumt bischöfliche Zusicherung 17. August unter lebhaften und stürmischen Bewegungen

des bewaffneten Volks, die man nachher Aufruhr nannte, Einsetzung eines neuen Raths, Genehmigung und Glückwünsche des Bischofs zu dem neuen Wesen. Was folgt, erinnert an das Pfaffenstückchen Erzb. Hatto's von Mainz. Der Bischof entfloh unter beschönigenden Vorwänden in der Nacht des 27. August; an demselben Tage aber unterzeichnete das Reichskammergericht in Wetzlar eine Sentenz, daß die alte Verfassung, nämlich der Willkür, herzustellen sei und daß die kreisausschreibenden Fürsten den Spruch mit gewaffneter Hand vollstrecken würden. Zugleich ward den Urhebern der „Empörung" Strafe gedroht. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Furcht vor der französischen Revolution hier schon ihr Spiel hatte. Dies kam im September nach Lüttich. Nun erst ging es hier tumultuarisch zu. Das war dem Bischofe, der alle seine Zugeständnisse zurücknahm, eben recht; er betrieb den Aufbruch der Kreismacht, um den trotzigen Sinn der Lütticher, die ihn allerdings recht gründlich haßten und das gesamte Priesterregiment verachteten, deren patriotische Gesellschaft sich sogar 1790 zu einer Gesellschaft der Freunde der Freiheit nach pariser Muster erklärt hatte, zu brechen; er wollte seine Gewalt ohne irgend eine Beschränkung zurück haben. Preußen, Pfalz (wegen Jülichs) und Münster hatten den Spruch zu vollziehen: Preußen zögerte, suchte zu vermitteln, ging auch nach dem Einmarsche des Kriegsvolks schonend zu Werke und sagte sich bald nachher von der untröstlichen Sache los; die preußischen Truppen wurden 1. April 1790 aus Lüttich abgeführt. Der preußische Bevollmächtigte Dohm, der die Geschichte der lütticher Unruhen mit treuer Hand beschrieben hat, nahm die volle Liebe und Achtung der Lütticher mit sich. Darauf sandte Mainz und Trier Kriegsvolk zum Ersatz für die Preußen. Dies richtete wenig aus, war aber stark in Zuchtlosigkeit.*) Darauf kamen Anfangs 1791 Oestreicher und nun wurde durch rohe Gewalt der Waffen der Spruch des Reichskammergerichts, das dies Mal nicht mit Ehren geurtheilt hatte, vollzogen.

*) S. Eickemeyers Denkwürd. herausgeg. v. König 1845. S. 87 ff.

England.

Vor Allem ist in der Geschichte des Antagonismus gegen die Wirkungen der Revolution in den Staaten außer Frankreich von besonderer Bedeutsamkeit die Stellung, welche die englische Regierung nahm und was dabei von Seiten der Regierungspartei und ihren Gegnern laut wurde. Die Wirkung davon blieb nicht auf England beschränkt; England hat den nicht beneidenswerthen Vorzug, damals wesentlich zur Bestimmung der Ideen von dem Wesen der Revolution beigetragen zu haben, gleichwie es nachher unermüdlich gewesen ist, die Revolution mit Geld und Waffen zu bekämpfen und selbst nachher noch zur Zeit der demagogischen Umtriebe einen ähnlichen Charakter gezeigt hat. In England hatte die Revolution die jüngern Whigs, deren viele ganz demokratisch waren, und einen großen Theil der Parlamentsopposition, Fox und Sheridan an der Spitze, zu Freunden. Es gab einen zur Erinnerung an die englische Revolution des Jahres 1688 gestifteten Revolutionsclub, der den Jahrestag der letztern, 5. November, festlich zu begehen pflegte: bei der Jahresfeier 1789 ward die Sympathie für das neue Frankreich sehr lebhaft zu Tage gelegt. Der ehrwürdige hochbejahrte Doctor Price hielt zu Old Jewry eine Lobrede auf die französische Revolution; die Gesellschaft beschloß, der Nationalversammlung ein Glückwunschschreiben zu übersenden: Graf Stanhope, damit beauftragt, sandte es an seinen Freund, den Herzog von Larochefoucauld. In Irland ward die Stimmung der gedrückten Katholiken durch Hoffnung und eine geschäftige Unruhe bemerkbar. Ehe wir diese Bewegungen im Volke weiter verfolgen, haben wir es mit den Ansichten zu thun, die im Parlament ausgesprochen und zum Theil auch durch Schriften der Literatur übergeben wurden. König Georgs III. autokratischer Principien ist oben gedacht worden; bei ihm brauchte es nicht eine Revolution, um den Widerstand gegen jene ihm verhaßt zu machen: die Entwickelung des Antagonismus gegen Neuerungen hat ihre Stadien nicht im Cabinet des Königs, sondern in der parlamentarischen Debatte und der Rolle, die Pitt und die Tories dabei spielten. Pitt selbst hielt mit seinem

Urtheil über die Revolution an sich, so lange die Politik den Bruch mit Frankreich abrieth; er sprach höchstens von bedenklichen Zuständen, von Gefahren ꝛc. und dies war hinreichend, jedes Fortschreiten auf der Bahn der Reformen englischer Zustände als gefährliches Wagstück zu verdächtigen. Indessen gingen Andere frei mit der Sprache heraus und die Revolution fand, gleichwie Lobredner — Sheridan schon 1789 — ebenso ihre heftigsten Ankläger im Parlament. Bei Eröffnung desselben 21. Januar 1790 deutete des Königs Thronrede nur leise an, daß die innere Lage verschiedener Theile Europa's seine ernstlichste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Als darauf die Frage von Parlamentsreform wieder angeregt wurde, trat Burke, noch in der Opposition, zwar zur Unterstützung der darauf bezüglichen Bill Flood's auf, ging aber dann über zu den heftigsten Auslassungen gegen die französische Revolution und sprach seine Misbilligung aus, daß Fox sich günstig über sie geäußert habe. Dies das erste Wahrzeichen seines Uebertritts zu der Ministerialpartei. Fox nahm das Wort; er sprach mit dem Tone der Rührung gegen Burke, seinen Lehrer, seinen Freund, der sich ihm zu entziehen begann. Nicht mit derselben Schonung behandelte Sheridan das abtrünnige Parteihaupt; seine Rede, eine Ehrenrettung der von Burke geschmähten Koryphäen der Revolution, war scharf und zurechtweisend. Burke, dessen natürliche Heftigkeit nunmehr sich entfesselte und bei dem der innere Tumult durch die Krise des Parteiwechsels sich mehrte, erklärte darauf seine bisherige Verbindung mit Sheridan für aufgelöst. Als darauf 4. März Flood's Bill über Parlamentsreform zur Verhandlung kam, sprachen Windham, auch im Uebergange zu der Ministerialpartei begriffen, und darauf Pitt von den „jetzigen Umständen und Gefahren" und diese Hinweisung auf die Revolution verfehlte nicht ihre Wirkung; Flood nahm seine Bill zurück. Etwas später brachte Fox als Wortführer der von staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossenen Dissenters eine Bill zur Aufhebung der Test- und Corporationsacte; im Jahre 1789 war die Stimmung den Dissenters, deren Sache Fox führte, günstig und nur 20 Stimmen Majorität gegen den Antrag gewesen; Fox empfahl mit dem Geiste des Zeitalters Toleranz. Dem

Feuer und der Kraft seiner herrlichen Rede setzte Pitt die Hinweisung auf das Gefährliche einer Neuerung der Art entgegen; er behauptete, die Lage der Dissenters sei gar nicht so schlimm. In der Art hatte Miromenil auf Malesherbes' Denkschrift 1775 geantwortet.*) Burke führte die Andeutung Pitts aus, die Dissenters hätten von Frankreich her die Vorstellung von natürlichen Rechten; das mache sie unruhig. Darauf erklärte er die Nothwendigkeit einer Staatsreligion, knüpfte daran eine Anzeige gefährlicher Schriften der Dissenters, und kam auch auf die Rede des Doctor Price, deren wir oben gedacht haben. Er war ganz in das System der Tories übergegangen, und sein alter Kopf mit einem Fanatismus für dieses erfüllt, der ihn zum Poltern und Toben trieb, so oft er im Parlamente Gelegenheit fand, seinen Haß gegen die Revolution auszuschütten. Er begnügte sich nicht mit mündlichen Auslassungen; im Sommer 1790 ließ er seine „Betrachtungen über die französische Revolution" erscheinen. Während man nun im Parlament schon zuweilen über sein Lärmen die Achseln zuckte und für seinen Verstand zu fürchten begann, wurde sein Buch, von dem in wenigen Wochen vier starke Auflagen sich vergriffen, für die Tories und für die Cabinete des Festlandes das Schatzkästlein politischer Weisheit. Darnach mußte das Alte in Staat und Kirche unverändert fortbestehen; über die Revolution wurde der Stab gebrochen, den Fürsten zur Pflicht gemacht, das Strafurtheil mit den Waffen zu vollziehen. Auch an Nutzanwendungen auf die in England befindlichen Freunde und Lobredner der Revolution hatte er es nicht fehlen lassen; auf Doctor Price warf er nochmals seinen Bannstrahl; fast die gesamte erste Hälfte des Buchs ist Polemik gegen Price's Rede und die Grundsätze des Revolutionsclubs. Er vergleicht diese mit Grashüpfern, die umherschwirren, während Tausende von großem Vieh im Schatten britischer Eichen in edler Stille ihr Futter wiederkäuen. Giftig ist seine Anführung des Schlusses von Price's Rede, daß „die Lage jetziger Zeit günstig sei für jedes Wagniß um Freiheit." Vor Allem ergrimmt ist er auf das Verfahren der Nationalver-

*) S. oben S. 173.

sammlung gegen den Klerus; ihm ist es ganz recht, daß dieser schwerreich sei; wem gäbe es denn Anstoß, meinte er, daß englische Bischöfe 10,000 Pfund jährlichen Einkommens haben! Er rühmt die Bildung und Sitten der französischen Prälaten; das Klosterwesen findet er löblich; er wird Schutzredner für „die Mönche, die Gemeingüter verwalteten und keine Möglichkeit hätten, sie in eigenen Nutzen zu verwenden!" Auch die Gnadengelder des Hofs findet er ganz in der Ordnung. Die alten Landschaften Frankreichs sind ihm etwas Heiliges, die Eintheilung in Departements verwirft er, nicht anders das neue Gerichtswesen. Dies Alles ist reichlich untermischt mit Schmähungen gegen die anarchistischen Bewegungen und den ärgsten Uebertreibungen, wie schon damals die Zeitungen in ihren Berichten von den vorgefallenen Gräueln enthielten, und mit dem Verdammungsurtheil über die Philosophen, die bei der Revolution die Führer seien. „Dagegen nun," sagte er mit den Tories, „bleiben wir unsern Anordnungen treu, statt wie andere unsere Philosophie und Religion in Widerspruch, in Vernichtung derselben zu setzen; darum sind wir entschlossen, eine festgesetzte Kirche, eine festgesetzte Monarchie, eine festgesetzte Aristokratie und eine festgesetzte Demokratie, jede nach dem Grade, in dem sie vorhanden ist, und in ähnlicher Mischung zu haben." Seine Besorgniß eines allgemeinen politischen Erdbebens, seine Ermahnung zur Wachsamkeit fand auf dem Festlande nur zu sehr williges Gehör; man war ihm darin schon zuvorgekommen; er bemerkt vollkommen wahr, daß der finstere Argwohn tyrannischer Behutsamkeit in die Cabinete der Fürsten eingezogen sei.

Die Reibungen setzten sich fort in dem neuen 25. November 1790 eröffneten Parlament. Die Fragen über Abschaffung des Sklavenhandels, wobei Pitt keinen Ernst zeigte, Foxens Antrag zu einem Gesetze über Schmähschriften, das die Bestimmung über den Charakter einer Schrift an die Geschwornen brächte, ließ Burke vorübergehen, ohne sich über die Revolution zu ereifern, auch war sein Verkehr mit Fox noch nicht gänzlich abgebrochen: ein heftiger Ausbruch seines Grimms erfolgte aber 6. Mai 1791. Er war noch in Gesellschaft Foxens und in vertraulichem Gespräche mit diesem

ins Parlament gegangen. Es wurde über eine Verfassung für Canada verhandelt; Fox sprach geringschätzig von erblichen Ehren, die man dort einzuführen gedachte, und sagte zum Schlusse: „Ich bewundere die neue Verfassung Frankreichs als das staunenswertheste und rühmlichste Gebäude der Freiheit, das auf der Grundlage menschlicher Rechtschaffenheit in irgend einem Zeitalter oder Lande erbaut worden ist.“ Darüber entbrannte Burke's Zorn; er überließ sich seinem Affecte mit solcher Ungemessenheit und in so beleidigendem Tone, daß er mehrmals zur Ordnung gerufen wurde. „Unsere Freundschaft,“ rief er, „hat ein Ende;“ er beschwor zum Schlusse Pitt und Fox, die britische Verfassung vor Neuerungen zu bewahren. Fox war längere Zeit vor Rührung nicht Herr seiner Stimme, die Thränen flossen ihm über die Wangen; darauf strömte die Macht des tiefsten und edelsten Gefühls in eine lange ergreifende Rede aus, eine Apologie seiner politischen Grundsätze, seiner günstigen Ansicht von der Revolution. Fox sprach mit Achtung, mit Anhänglichkeit von seinem Lehrer und Freunde, er suchte ihn zu besänftigen; aber Burke's Entgegnung gab zu erkennen, daß an Sühne nicht zu denken sei. Eine Berathschlagung der Whigs, den Bruch auszugleichen, war umsonst; sie mußten sich dazu verstehen, Burke als Abtrünnigen zu bezeichnen.

In der politischen Literatur Englands war er so gut als geächtet; es wimmelte in ihr von Widerlegungen seiner Schmähschrift, an welcher auch Stümper ohne Mühe Blößen entdecken konnten: aber auch ausgezeichnete politische Schriftsteller traten gegen ihn in die Schranken, der wackere Priestley, in dessen Wort und Schrift sich große Kühnheit aussprach, namentlich in seiner Leichenrede auf Price, und in einer Lobschrift auf Amerika's Verfassung, wo kein Adel, keine Bischöfe und kein König seien, der edle Patriot Mackintosh, dessen Schrift Vindiciae Gallicae Burke's Buch vernichtete, und der feurige Enthusiast für Demokratie, Thomas Paine, der in seiner Schrift Rights of man eine so scharfe, herbe Kritik über die schlimmen Seiten der Monarchie und Aristokratie ergehen ließ, daß die Regierung und die Tories in lebhafte Unruhe geriethen und endlich der König eine Art Proclamation gegen das Buch erließ. Den-

noch wollten die Versuche, den Verfasser in Anklagestand zu bringen, nicht fruchten. Allmählig erkannten auch die Tories, daß Burke's Schrift die Sache nicht besser gemacht habe; jedoch das Regierungssystem bewies, daß die Schriften seiner Gegner es in dem Burkeschen Gleise nur befestigt habe. Wiederum mehrten sich die demokratischen Regungen in Volksgesellschaften; als verwegener rastloser Volksbeweger machte sich hinfort bekannt Horne Tooke; in Verbindung mit französischen Revolutionsclubs standen der englischen mehr denn siebzig. Unter den politischen Clubs machte sich der aus Dissidenten bestehende Club der Unitarier unter Vorstand Priestley's in Birmingham bemerkbar. Dieser beschloß 1791 Feier des 14. Juli. Wenige Tage zuvor kam ein fliegendes Blatt in Umlauf, worin es u. a. hieß: „Euer Parlament ist käuflich, Eure Minister heuchlerisch, Eure Geistlichen gesetzliche Unterdrücker, die regierende Familie extravagant; die Krone einer gewissen großen Person wird alle Tage mehr zu schwer für das Haupt, das sie trägt, zu schwer für das Volk, das sie gab. Eure Taxen sind parteiisch und bedrückend, Eure Repräsentation eine grausame Beschimpfung für die geheiligten Rechte von Eigenthum, Religion und Freiheit. Aber am 14. dieses Monats beweist den Sykophanten dieses Tags, daß Ihr den Oelzweig ehrt, daß Ihr der öffentlichen Ruhe opfert, bis die Mehrheit ausruft: der Friede der Sklaverei ist schlimmer als der Krieg der Freiheit: vor dem Tage mögen die Tyrannen sich scheuen." Das hatte schlimme Folgen für die Unitarier. Es ward ein Festmahl veranstaltet, aber der Pöbel der Episkopalkirche brach los und plünderte und verbrannte vier Tage lang Häuser der angesehensten Unitarier. Dies ward nachher von der Opposition im Parlament ausgebeutet.

Die Regierungen hatten zunächst auf ihren eigenen Gebieten zu thun. Wie sehr die Sorge vor Revolutionsumtrieben Mistrauen und Argwohn erzeugte, die Policei sich mit geschärftem Späherblicke waffnete und mit der Revolution auch die Aufklärung schel angesehen ward, davon gaben die Zustände Oestreichs, Preußens,

Bayerns, der rheinischen Kurlande, Piemonts, Neapels, Spaniens ꝛc. Beispiele in Menge. In Oestreich wurde die Reaction gegen josephinische Einrichtungen fast ebenso eifrig betrieben, als in Preußen gegen die Aufklärung der Zeit Friedrichs des Großen. Jacobinismus ward der Titel zur Anschwärzung und Verfolgung, und wie Berlin seinen Wöllner und Consorten hatte, so Wien seinen Aloys Hoffmann, Haschke u. A. In Bayern dauerte Illuminatismus als Anklagetitel fort; wer aber französische Zeitungen oder Flugschriften einbringe, wurde 1790 mit Gefängniß bedroht. In Spanien hatte die Regierung Karls IV. 1788 begonnen, der sich nicht um das Staatswesen bekümmerte und der Königin die Zügel ließ. Diese hatte mehr mit Körperlust als mit Geist und Licht zu thun; dazu gehört vor Allem nicht gestört zu werden; deshalb seit dem Ausbruche der Revolution Verbot an die Zeitungsschreiber, von den Vorgängen in Frankreich zu berichten, französische Zeitungen und Flugschriften über die Grenze zu lassen, ja schlimme Deutung, wenn Jemand nur ein französisches Buch las. Im Juli 1791 wurden alle Fremden verpflichtet, dem spanischen Könige einen ausschließlichen Eid des Gehorsams zu leisten, wodurch ihr heimatliches Staatsbürgerthum auf arge Art gefährdet wurde; eine Menge Franzosen verließ damals Spanien. In ähnlicher Art verfuhr die Königin von Neapel, der König von Sardinien, die übrigen Autokraten Italiens, desgleichen im Nordosten Katharina II. und Gustav III.

Wir kommen nun zu den Berathungen und Maßnehmungen der Cabinete gegen Frankreich als Staat. Anlaß zu diplomatischen Beschwerden gaben zuerst die Beschlüsse des vierten Augusts, wodurch mehrere deutsche Reichsstände, Pfalzbayern, Cöln, Trier, Speyer, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, der Deutschmeister, der Johannitermeister, die Stifter Murbach, Waldsassen ꝛc., in ihren hergebrachten feudalen und hierarchischen, auf französischem Reichsboden (meist im Elsaß) haftenden Rechten gekränkt wurden. Kaiser Joseph war schon erkrankt, als dies, zuerst von dem damals schon ausgewanderten Bischofe von Straßburg, Card. Rohan angeregt, auf dem Reichstage Januar 1790 zur Sprache kam, und der Sommer verging darauf, ohne daß die Reclamationen einzelner Fürsten

bei der französischen Regierung und die Sendung des Ritters von Ternan an die deutschen Höfe eine Ausgleichung zuwege gebracht hätten. Die erstere bot Entschädigung, aber diese wollten solche nur in Territorialbesitzthum. Josephs Nachfolger Leopold, 30. September 1790 zum Kaiser erwählt, versprach in der Wahlcapitulation, über jene Reichsverluste Reclamation zu erheben, ließ auch 14. December 1790 deshalb eine Note an die französische Regierung ergehen; diese aber antwortete, sie habe es in jener Beziehung nur mit französischen Vasallen zu thun gehabt und die Sache gehe das Reich nicht an. Leopold erwiederte das mit einer Berufung auf das Recht alter Verträge. Nun wurde auf dem Reichstage darüber verhandelt. Der Verlauf der Verhandlungen versprach wenig mehr, als was fast hundert Jahre früher über die Reunionen geschehen war; Gedanken an Krieg lagen weit weg. Ein Reichstagsschreiben vom 6. August 1791 legte dem Kaiser die Sache ans Herz, zugleich auch die Sorge gegen Einbringung aufwiegelnder Schriften und für policeiliche Maßregeln gegen Unruhen. Aber Leopold hatte andere Gründe zur Sorge: Marie Antoinette eine bedrängte Schwester, Belgien eine eben erst wieder zum Gehorsam gebrachte und von Gährungsstoffen keineswegs ganz gereinigte Landschaft, Ludwig ein schwer gekränktes und erniedrigtes Mitglied der europäischen Fürstenfamilie! Die reichenbacher Convention, bei der von Frankreich nur im Allgemeinen die Rede gewesen war, hatte zu einem Austausch monarchistischer Ideen zwischen Bischoffswerder und Spielmann Anlaß gegeben; Nahrung fanden diese reichlich in den Besorgnissen, welche das Fortschreiten der Revolution darbot, in dem Glauben, daß die leichte Unterwerfung Belgiens, wie vorher Hollands, sichern Erfolg auch von einer Demonstration gegen Frankreich verspreche, und in dem Hülfsrufe, den Emigranten und bald Ludwig selbst an die Nachbarfürsten richteten. Graf Artois befand sich in Turin; zu ihm begab sich Calonne, der einen Theil des Jahres 1790 in London zugebracht und in geheimen Unterredungen mit Pitt wenigstens die Zusicherung erhalten hatte, daß der König den innigsten Antheil an Ludwigs Schicksal nehme. Außerdem war Breteuil, von Ludwig als sein Bevollmächtigter den

deutschen Höfen bezeichnet, thätig. Ludwig richtete 3. December 1790, wie oben gedacht, ein Schreiben an die Höfe von Oestreich, Preußen, Rußland, Schweden und Spanien mit Vorstellung seiner Bedrängniß durch die Aufrührer (factieux) und der Nützlichkeit eines von bewaffneter Macht unterstützten Congresses der europäischen Hauptmächte, um die Aufrührer zu zügeln und die Verbreitung des Uebels aus Frankreich nach andern Staaten zu verhindern.*) Der französische General Heymann kam mit mündlichen Aufträgen nach Berlin. Friedrich Wilhelm war nicht sofort entschieden für einen Congreß; ein Bund mit dem constitutionellen Frankreich empfahl sich als dem bisherigen System des Antagonismus gegen Oestreich und Rußland gemäß, und dies war wohl auch in Hertzbergs Sinne. Der Letztere aber galt im östreichischen Cabinet für so unwandelbaren Widersacher Oestreichs, daß, so lange er irgend Einfluß behalte, auf Sicherheit eines Bundes mit Preußen nicht zu rechnen sei. Daher richtete Leopold vertrauliche Schreiben an Friedrich Wilhelm, und Bischoffswerder that das Uebrige. Hertzberg trat im Mai 1791 von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zurück. Indessen waren die Fluchtpläne Ludwigs im Gange, und hiebei zu helfen war vor Allen bereit König Gustav von Schweden, der dem französischen Hofe wegen der ihm 1772 geleisteten Unterstützung verbunden war. Dieser träumte, wie beim Kriege gegen Katharina, von ritterlicher Heldenrolle, der der Gedanke an Befreiung einer schönen unglücklichen Königin einen be-

*) Es befindet sich u. a. in den Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc. Par. 1828, Vol. 1 p. 103. Wir führen dies nur an, um über den Gehalt und die Glaubwürdigkeit der in jenem vielbesprochenen Buche, als dessen Verfasser (zu geschweigen des Fürsten Hardenberg und des Herrn Koreff) wohl der bekannte Emigrant, Graf d'Allonville, genannt worden ist, enthaltenen Angaben und deren Quelle zu bemerken, daß ein deutscher Buchhändler Schubart gutes Material dazu nach Paris gebracht hatte; dieses ist in den beiden ersten Bänden enthalten. Schubart war indessen gestorben und, da das Buch Glück zu machen versprach, übernahmen ein Beauchamps u. dgl. Menschen die Fortsetzung aus Quellen, die ihnen zugänglich waren, d. h. großentheils aus der gewöhnlichsten französischen Literatur. Vom dritten Bande an ist das Buch ohne Werth für uns.

sondern Reiz zumischte, und die er denn auch ungefähr mit ebenso viel Thorheit wie ein Paladin des Mittelalters antrat. Er begab sich im Frühjahr 1791 nach Spaa und Achen, versammelte Emigranten um sich, correspondirte mit Artois, Breteuil und Bouillé und besprach sich, als des Königs Flucht mislungen, aber der Graf von Provence glücklich über die Grenze gelangt war, mit diesem und Artois 5. Juli zu Achen und wandte sich darauf auch an den König von Spanien, etwas später an Georg III. Er strebte der Mittelpunct einer Coalition zu werden. Graf Fersen, auch aus Frankreich entkommen, begab sich darauf mit Gustavs Aufträgen nach Wien. Leopold befand sich im Mai in Oberitalien; dahin sandte der König von Preußen Bischoffswerder; von Venedig kamen Artois und Calonne, aus Paris Graf Durfort, von Ludwig beauftragt, die nahe bevorstehende Ausführung des Fluchtplans anzuzeigen; mit geheimen Aufträgen Lord Elgin von London. Also ein kleiner Congreß. Man besprach sich zu Mantua 20. Mai. Calonne legte einen Kriegsplan vor. Damit wollte Leopold nicht eben eilen. Zunächst sollten die übrigen Mächte zur Theilnahme gezogen, auch Katharina zum Frieden mit der Pforte vermocht werden. Leopolds Circularnote von Padua 6. Juli stellte die Aussicht zur That noch sehr ins Weite: „Die Hauptmächte," heißt es, „werden eingeladen, sich mit S. Kais. Macht zu vereinigen, um Frankreich zu erklären, daß die Souveräne insgesamt die Sache des allerchristlichsten Königs als die Ihrige ansehen, daß sie begehren, daß dieser Fürst und seine Familie sofort in volle Freiheit gesetzt werden, daß sie sich vereinigen würden (se réuniraient), um mit dem größten Eclat alle etwanigen weiteren Attentate zu rächen, daß sie endlich als legitim in Frankreich aufgerichtete constitutionelle Gesetze nur die anerkennen, welche mit der freiwilligen Beistimmung des in voller Freiheit befindlichen Königs versehen sind, daß sie aber im Gegentheil alle in ihrer Macht befindlichen Mittel anwenden werden, um den Scandal von Machtusurpation zu beenden, die den Charakter offenen Aufstandes tragen würde, und deren funestes Beispiel zu unterdrücken für alle Regierungen Europa's von Bedeutung ist." Was darauf in dem Vertrage zwischen Leopold und Friedrich Wilhelm 25. Juli

ausgemacht worden sei, ist nicht aus officieller Quelle bekannt; doch ist nicht zu bezweifeln, daß Beilegung des russisch-türkischen Krieges, die Anlegenheiten Polens und Einladung an die Hauptmächte zu Vereinbarung über das Benehmen gegen Frankreich, auch Zusicherung gegenseitigen Beistandes die Hauptpuncte waren. Indessen war der Graf von Provence glücklich in Brüssel angekommen; Artois eilte dahin, ihn zu bewillkommnen, und beide Brüder begaben sich nun nach Schönbornslust bei Coblenz zu ihrem Oheim, dem Erzbischof Wenzel von Trier. Sie sandten den Baron Roll nach Berlin und Bouillé übernahm die Verhandlungen über einen Kriegsplan mit Preußen. Dagegen arbeitete um eben diese Zeit die Partei der Constitutionellen, Barnave und die Lameth, Dupont von Nemours, Lafayette, Talleyrand, Lechapelier, Beauharnais, Thouret ꝛc. in Paris und das ihr ergebene Ministerium aus allen Kräften dahin, den Kaiser durch Unterhandlungen zur Erhaltung des Friedens zu stimmen. Noailles, französischer Gesandter in Wien, Cousin des Vicomte, fand auch in der That Eingang bei dem ohnehin nichts weniger als kriegslustigen Leopold. Unter solchen Umständen kam es zu dem Congreß von Pillnitz.

Friedrich Wilhelm kam nach Pillnitz 25. August 1791; ein vertrauliches Gespräch mit Leopold stimmte auch ihn zu friedlicher Gesinnung. Nun kam aber weder gerufen noch willkommen Graf Artois nebst Calonne, Bouillé, Polignac ꝛc., und die Entwerfung einer Declaration wurde Spielmann, Bischoffswerder und Calonne übertragen. Ohne Calonne würde sie nichts Stringentes enthalten, sondern nur das Interesse der Höfe an Ludwigs Schicksal ausgedrückt haben, Calonne aber brachte einen drohenden Anhang hinzu und vermochte die Monarchen diesen zu billigen. Nachdem nämlich die Monarchen erklärt haben, daß sie die Sache Ludwigs als einen Gegenstand gemeinschaftlichen Interesses für alle Souveräne Europa's ansehen, sprechen sie die Hoffnung aus, daß auch die übrigen Mächte es nicht verweigern werden, mit jenen Majestäten die wirksamsten Mittel anzuwenden, um den König von Frankreich in den Stand zur Grundlegung einer monarchischen Regierung, die den Rechten der Souveräne und der Wohlfahrt der Franzosen ange-

messen sei, zu setzen, endlich heißt es: „Dann und in diesem Falle (also des Zusammenwirkens der Mächte) sind gedachte Majestäten entschlossen, rasch und in gegenseitigem Einverständniß mit den Kräften zu handeln, die zur Erreichung des vorgesetzten gemeinsamen Ziels nöthig sind. Inzwischen werden sie ihren Truppen die passenden Befehle geben, damit diese in Bereitschaft zum Aufbruche seien." Doch selbst mit diesem Zusatze war es nur eine vage, halbe Erklärung, und was die Drohung betrifft, eine ungeschickte, denn Drohungen waren gegen die französische Nation übel angebracht. Brissot sagte 20. October: „Ihr selbst müßt die Mächte angreifen, welche es wagen, Euch zu drohen."

Also ging die berufene pillnitzer Erklärung in die Welt. Die Waffen Oestreichs und Preußens blieben in Ruhe. Als Leopold sich darauf zur Krönung in Prag befand, gelangten dahin Antworten mehrerer Höfe, daß sie Beistand leisten würden; die Könige von Spanien und Sardinien wollten Truppen an die Grenze senden. Jedoch nun ließ Ludwig durch Graf Fersen insgeheim dem Kaiser vorstellen, daß ihm eine Ausgleichung durch Unterhandlungen viel wünschenswerther sei, als Anwendung der Waffen; bald darauf erfolgte Ludwigs Annahme der Constitution, dies änderte die Lage der Dinge dergestalt, daß 2. November Leopold in einem Circular an die Höfe erklärte, da Ludwig frei sei, habe man seine Handlungen als gültig anzuerkennen; doch halte er es für gut, wenn sie alle in Paris zugleich an den Tag legen ließen, daß ihre „Coalition" fortbestehe und daß sie bereit seien, in vorkommendem Falle vereint die Rechte des Königs und der Monarchie zu schützen. Also auch hier zum Schlusse eine Drohung. Es ist offenbar, man war nicht geneigt zum Kriege. Leopold äußerte mehrmals, es gebe in der Politik gewisse Dinge, die man nicht anrühren dürfe, wenn man nicht im Stande sei, sie auszureißen, am gefährlichsten von allen Dingen sei die Berührung der französischen Revolution. Man nannte ihn Agamemnon den Zauderer. Jedoch im Interesse der deutschen Fürsten, die durch die Beschlüsse des 4. August Verluste gehabt hatten, richtete Leopold 3. December an die französische Regierung das Begehren vollständiger Herstellung ihrer Rechte.

Der König von Spanien, halben Verstandes und Willens, ließ auf Ludwigs Anzeige von Annahme der Constitution durch die Gesandtschaft antworten, er sehe Ludwig nicht für frei an. Gustav III. und Katharina II. verweigerten die Annahme des Schreibens, in welchem Ludwig den Eintritt der Constitution anzeigte, und Gustav ging, wie wir unten sehen werden, mit Kriegsgedanken um.

Englands Politik blieb noch immer lauernd. Pitt hielt sich zurück von jeder öffentlichen Theilnahme an den Beschlüssen der festländischen Cabinete über die französischen Angelegenheiten; im Parlament beobachtete er unverbrüchliches Schweigen darüber. Elgin hatte in Pitts Auftrage zu Mantua und Padua Englands Zustimmung zu einem Kriege gegen Frankreich unter Bedingungen, Englands Theilnahme an einem solchen aber nur auf den Fall einer von Frankreich dazu gegebenen Veranlassung ausgesprochen. Dabei blieb es auch, nachdem die Grafen Lamarck und Fersen mit geheimen Botschaften von Ludwig und Gustav III. sich an Pitt gewandt hatten. Wessen Frankreich sich von Pitt zu versehen habe, prophezeihte Mirabeau, als er Pitt den Minister der Vorbereitungen nannte: und doch wer weiß, ob nicht ohne die Emigranten der Krieg unterblieben wäre und der König Thron und Leben behalten hätte? Pitt war hinfort ohne eigentliche Kriegslust. Eine andere Frage, ob das englische Cabinet insgeheim durch Bestechung und Umtriebe sich in die Revolution eingemischt habe, um sie durch Pessimismus zu verderben, soll weiter unten besprochen werden.

Die Emigranten.

Die Emigration hatte mit der Auflösung der bewaffneten Macht Broglie's nach Erstürmung der Bastille begonnen; die Heimkehr der Emigranten sollte unter dem Schutze der Heere des Auslandes erfolgen. So war die Gesinnung derer, die das erste Beispiel zur Auswanderung gegeben hatten, des Grafen Artois und seiner Partei, die nach der Flucht im Juni 1791 in dem Grafen von Provence ein Haupt bekam, das zwar minder leidenschaftlich als

Artois, im Ganzen aber mit diesem einverstanden war. Die Beschlüsse des vierten Augusts, die Vorfälle des fünften und sechsten Octobers, die Abschaffung der Ehrenrechte des Adels, die Civilconstitution des Klerus und noch mehr der Zwang desselben zum Bürgereide, die Gefahren, mit welchen die Pöbelwuth Alle, die der alten Zeit anhingen, bedrohte, die Meutereien der Soldaten gegen ihre Officiere, endlich die Werbungen, Lockungen und Drohungen der Prinzenpartei hatten bis zu Ende der ersten Nationalversammlung viele Tausend Franzosen, zumeist Edelleute und Geistliche, zur Auswanderung vermocht. Wir wissen, wie Mirabeau das Recht der Emigration vertheidigte. Um die Zeit seines Todes aber ward in Frankreich ein von Condé unterzeichnetes Manifest verbreitet,[1]) dessen Aufruf zur Gegenrevolution Mirabeau schwerlich gebilligt haben würde. Nicht alle Emigranten schlossen sich den Prinzen an; ein Mounier, Lally-Tolendal ꝛc. wurden durch ihre Grundsätze davon ferngehalten und würden auch schlechte Aufnahme gefunden haben, denn es ging bei dem Hoflager der Prinzen ganz nach dem Maßstabe voller und blinder Anhänglichkeit an Feudalität und Hierarchie. Eine geringe Anzahl wanderte nach Canada; gegen diese ist am wenigsten zu sagen. Die Geistlichen fanden Unterkommen in deutschen, belgischen, italienischen und spanischen Klöstern und Stiftern; die Edelleute alten feudalen Gepräges, an dem kein constitutioneller Hauch der neuen Zeit haftete, lagerten sich am Rhein und, bis Leopold es untersagte, in Belgien. So wie nun die Aussicht auf Beistand des Auslandes wahrscheinlicher wurde, begannen auch die kampflustigen Emigranten ihre Rüstungen, an dem Kreuzzuge gegen die Revolution Theil zu nehmen. Die Leitung hatten Graf Artois in Coblenz, Prinz Condé in Worms, Cardinal Rohan, Bischof von Straßburg, auf seinem deutschen Gebiete, mit ihm Vicomte Mirabeau. Der verblendete Erzbischof von Trier, der schon im December 1790 ein heftiges Schreiben gegen die Civilconstitution an seine französischen Diöcesanen hatte ausgehen lassen,[2])

1) Moniteur 1791, p. 211.
2) Ebendas. 1790, 14. October.

war überaus eifrig, als Verwandter und Gastfreund dem Treiben der Prinzen Vorschub zu leisten. In der Mitte des Jahres 1791 war schon eine ansehnliche Zahl Bewaffneter beisammen. Am 12. Juni machte Freteau deshalb im Namen mehrerer Ausschüsse in der Nationalversammlung eine Anzeige von den Rüstungen; am 1. August wurde allen Ausgewanderten eine monatliche Frist zur Heimkehr gesetzt und die ausbleibenden mit dreifacher Besteuerung bedroht. Darauf richtete Ludwig 15. August ein vertrauliches Schreiben an die Prinzen, worin er von Rüstungen abmahnte. Als nun die Constitution vollendet war, ließen die Prinzen 10. September protestirende Schreiben veröffentlichen; die beiden Brüder des Königs sprachen mit Zuversicht von der Hülfe, die Oestreich und Preußen zur Aufrichtung des Throns leisten würden; Prinz Condé nebst Sohn und Enkel (Herzog von Bourbon und Enghien) betheuerten, daß sie eher sterben als den Triumph des Verbrechens, die Erniedrigung des Throns und den Umsturz der Monarchie sehen wollten. Mit der Amnestie vom 13. September ward auch das Gesetz vom 1. August ungültig und der Heimkehr der Emigranten der Weg gebahnt. Kaiser Leopold ließ sie auffordern, davon Gebrauch zu machen. Auch kehrte damals eine nicht geringe Zahl derselben zurück, Parlamentsräthe von Toulouse, Graf Lally-Tolendal ꝛc.: die Prinzenpartei aber blieb gerüstet an der Grenze. Daß dadurch die Lage des Königs nur verschlimmert werden könne, lag am Tage und hat sich durch die That bewährt. Aber das Interesse jener Faction ging über das des Königs hinaus; bei ihr galt es den altköniglichen Privilegienstaat. Das erkannte selbst die Königin und der Gedanke, daß die Prinzen nach der Heimkehr sich der Regierung bemächtigen würden, störte ihr Einverständniß mit ihnen; jedoch hinderte dies sie nicht, sehnsuchtsvolle Blicke auf die Anstalten des Auslandes zum Beistande für den Thron zu richten.

Als die der Prinzenpartei am nächsten und innigsten verwandte Macht ist der Papst anzusehen. Er hatte nicht blos als Oberhaupt der Kirche, er hatte auch als weltlicher Landesherr über die Wegnahme von Avignon und Venaissin dem neuen Frankreich zu zürnen. Ueber die Einmischung Frankreichs in die dortigen

Händel hatte er weise Mäßigung beobachtet; der Zorn brach erst aus nach der Wegnahme. Doch war die Curia sichs wohl bewußt, daß ihre Herrschaft nicht auf den Säulen von Land und Leuten ruhe und daß die Argumentation, welche sich auf die Interessen des Himmels gründete, für sie, früh oder spät, von mehr Erfolg sein müsse, als diplomatischer Protest gegen die Einbuße eines winzigen Gebiets. Jedoch Fürsprache fand der Papst wegen Avignons und des Comtats bald nachher nicht blos von Seiten Oestreichs; selbst Katharina II. nahm sich seiner an.

Zweites Capitel.

Erschütterung des französischen Throns und der Verfassung durch Jacobiner, Emigranten und Einmischung des Auslandes. Gustav III., Leopold II. und Friedrich Wilhelm II.

Mit der gesetzgebenden Nationalversammlung begann 1. October 1791 die constitutionelle Regierung Ludwigs als König „der Franzosen." Die Verfassung hatte die Zahl der Minister auf sechs bestimmt. Ludwig behielt Montmorin für die auswärtigen Angelegenheiten, Duportail für den Krieg, Duport-du-Tertre für die Justiz, und wählte dazu Bertrand de Molleville für die Marine und Colonien, Tarbé für die Finanzen und de Lessart, bisherigen Finanzminister, für das Innere. Doch etwas später erfolgte eine Aenderung; Montmorin trat zurück, de Lessart bekam die auswärtigen Angelegenheiten und statt seiner Cahier de Gerville das Innere; statt Duportail's wurde 7. December Narbonne Kriegsminister. Die Verfassung hatte große Mängel, aber regieren ließ sichs in ihren Formen; es kam nur auf den Geist der Regierenden und Regierten an. Es grenzt an Einfalt zu behaupten, sie habe sich nicht halten können, weil sie in sich zu unvollkommen gewesen sei: es ist mit unendlich schlechteren Jahrhunderte lang ohne Störung regiert worden: aber freilich ist es ein Anderes mit Dingen der Gewohnheit als mit neu und frisch hervortretenden Schöpfungen der Vernunft, zu deren Gedeihen und Bestehen es auch eines entsprechenden Maßes von Volksvernunft bedarf. Ueberdies konnte es

nicht fehlen, daß die Bewegungspartei aus dem Gebiete des Rechts in das der Politik überging und nicht nach den stetigen Normen des erstern, sondern nach den beweglichen Sophismen der letztern verfahren zu dürfen meinte; sie sahen sich dem Throne gegenüber als Macht an, durch Politik angewiesen, diesem so viel als möglich abzugewinnen. Dies war zum Theil natürliche Nachwirkung von dem alten System, wo der Despotismus das Recht verachtet hatte, es war ein Rückschlag von Seiten derer, die sich nicht blos als Vertreter, sondern auch als Rächer des Volks, als zur Vergeltung berufen ansahen. Der König selbst meinte es anfangs wohl gut; wenn er unaufrichtig wurde, so hat man weniger Mangel an Treue in seiner Gesinnung, als die Besorgniß und Noth, in welche ihn die rastlose Anfeindung des Throns brachte, gegenwärtig zu halten. Die Königin vermochte es nicht über sich, den neuen Zuständen eine gute Seite abzugewinnen; nun kam dazu vielfältige Bedrohung des Wenigen, das der Thron aus dem politischen Schiffbruche gerettet hatte: wen kann es verwundern, daß ihre Stimmung bitter wurde und sich von einer Verfassung abwandte, die dem von seinem Glanze und Reichthum entkleideten Throne nicht einmal Sicherheit gewährte! Von den Ministern war Bertrand de Molleville der Revolution gram; Narbonne (natürlicher Sohn Ludwigs XV.?), ritterlich und galant, dem Könige ergeben, aber Ehrenmann in seinem Berufe; de Lessart ein Mann von mäßiger Einsicht und den damaligen diplomatischen Verwickelungen nicht gewachsen; noch weniger war dies Cahier de Gerville mit dem Ministerium des Innern, das am meisten in Conflict mit der Anarchie kam. Wichtiger als irgend eins der Ministerien waren für die damaligen Zustände die pariser Stadtbehörden. Bailly und Lafayette traten ab; die Stelle eines Maire wäre wohl nach Lafayette's Wünschen gewesen; aber ihm arbeiteten nicht blos die Jacobiner, sondern auch in blindem Hasse die Königin entgegen; er suche, sprach sie, die Mairie von Paris, um nachher Maire du palais (Major Domus) zu werden: das vielsagende Amt kam 16. November an Petion, der Jacobiner Manuel wurde erster Gemeindeanwalt (procureur-syndic), Danton sein Substitut. Die Nationalgarde kam nach Lafayette nicht wieder

unter einen stehenden Oberbefehlshaber; die Chefs der sechs Legionen derselben sollten der Reihe nach darin abwechseln. Höhere Autorität als die Mairie hatte das Directorium des Departements; den Vorsitz desselben der wackere (Herzog) von Larochefoucauld; aber sein Einfluß auf die Bevölkerung von Paris war nur mittelbar und die Mairie wenig an dessen Weisung gebunden. Auf die Behörden in den Landschaften war im Ganzen zu rechnen; sie hatten mit wenigen Ausnahmen Sinn und Eifer für Verfassung und Gesetzlichkeit; nicht ebenso zuverlässig waren die Nationalgarden. Die Befehlshaber im Heere, unter denen nun Lafayette seine Stelle wiedereinnahm, waren Männer von Ehre und Treue; von den Officieren aber verließ, besonders in den ersten Monaten des neuen Jahres, eine große Anzahl ihre Fahne, um sich unter die der Prinzen zu stellen. Nicht anders war es in der Marine; hier begünstigte Bertrand de Molleville die Auswanderung, indem er mit großer Zuvorkommenheit Pässe ertheilte. Auf Gehorsam des gemeinen Soldaten und der Unterofficiere war immer noch nicht zu rechnen, und Beispiele von Meuterei nicht selten. Zu seiner persönlichen Sicherheit sollte der König eine Leibwache bekommen; diese aber war erst im März des Jahres 1792 im Stande, den Dienst anzutreten; man hatte mit großer Sorgfalt sich nach zuverlässigen Leuten umgesehen und bei weitem mehr als die gesetzliche Zahl von 1800 Mann angeworben; (Herzog von) Brissac wurde ihr Befehlshaber.

Dies die offenbaren constitutionellen Regierungsmittel und Schutzanstalten für den König. Daß sie nicht ausreichten, die frech einherschreitenden Feinde des Thrones und der Verfassung in Furcht zu erhalten, gab sich nur zu bald zu erkennen; man meinte deshalb am Hofe, sich auch geheimer Mittel bedienen zu müssen. Dazu gab die ansehnliche Civilliste des Königs die nöthigen Summen; man besoldete Journalisten, man schickte besoldete Agenten auf die Tribunen der gesetzgebenden Versammlung und in die Theater, um zu beklatschen, was im Interesse des Throns gesprochen wurde, man versuchte selbst Deputirte und Demagogen zu bestechen. Jedoch diese Umtriebe blieben in ihren Erfolgen weit zurück hinter denen

der Widersacher. Bertrand de Molleville, der sie zu leiten hatte, war ohne den rechten Tact. Gescheidter als dies Alles waren die Rathschläge Barnave's, Duport's und der Lameth, die im Vertrauen des Hofes waren; aber auch ihre Zeit war vorbei. Der Club der Feuillans, ihre Stütze, war ohne allen Einfluß auf die Bevölkerung von Paris; es war eine vornehme Gesellschaft, die nicht einmal gegen Pöbeltumulte ihren Frieden zu behaupten vermochte und ein Ende nahm, als Petion im Interesse der Jacobiner eine Klage gegen sie an die gesetzgebende Versammlung brachte und in Folge derselben den Feuillans ihr Lokal genommen wurde. Frau von Staël, Neckers geistreiche und mit körperlichen Reizen wohl begabte Tochter, Gemahlin des schwedischen Gesandten, versammelte um sich eine ansehnliche Zahl der Feuillans; ihr Salon hatte politischen Charakter, und ihrer politischen Ambition gelang es allerdings bald Einfluß zu gewinnen; aber der Thron und die Constitution bekamen ihr nichts zu verdanken. Die nun endlich, welche sich offen für die alte Ordnung der Dinge erklärten, eidweigernde Priester und Emigranten machten die Lage des Königs durch ihren Eifer täglich schlimmer; es waren Bundesgenossen, denen Person und Regierung des Königs gar nicht die Hauptfrage war, und unheilbringend für jenen war, daß er der Zuneigung zu ihnen nicht Herr zu werden vermochte. Er hatte Ursache, Gott zu bitten, daß er ihn vor solchen Freunden bewahren möge.

Die Nationalversammlung, 745 Deputirte, meist junge Männer, 300 derselben Advocaten, 70 Literaten, ihrem Wesen nach berufen, die Constitution zu befestigen und durch Gesetzgebung auszubauen, theilte sich, wie ihre Vorgängerin, in zwei feindliche Lager, wo die Gegensätze am schärfsten an den äußersten Enden, aber nach der Mitte zu sich allmählig abschwächten und entweder in vermittelnde Mäßigung oder Parteilosigkeit aufgingen. Die Benennungen Rechte und Linke sollten nicht mehr stattfinden; doch die Sache blieb; daher heißt es im Moniteur auf der vormals (ci-devant) linken oder rechten Seite. Auf der Linken saßen die Jacobiner; 136 Deputirte waren Mitglieder des Clubs. Die heftigsten hatten ihre Plätze auf den obersten Bänken, daher schon im Anfange 1792

dann und wann und in der Mitte des Jahres allgemein die Benennung Berg, die aber ihre volle Bedeutung erst seit dem Gegensatze gegen die Gironde bekam. Die von der Rechten hießen Feuillans nach ihrer Befreundung mit dem so genannten Club. Die in der Mitte Befindlichen hießen die Unabhängigen, nachher, im Gegensatz des Bergs, das Thal (la plaine), wie man schon in der Mitte des Jahres 1792 sagte, und, da die Revolution es nicht ohne Spitznamen that, die Wanste (ventrus), weil sie nicht gern die Mahlzeit versäumen mochten. Unter den Jacobinern bildete sich sehr bald eine Partei in der Partei. Sie bestand aus Deputirten von Paris, Bordeaux und Marseille. Für ihr Haupt pflegte Brissot zu gelten. Sein Talent als Redner und Journalist hatte sich bewährt, doch keins von beiden war glänzend und bei der Unfestigkeit seines Charakters pflegte seinem Streben die nachhaltige Kraft der Consequenz zu mangeln. Mit ihm gehörte zu der pariser Deputation (Marquis) Condorcet; nicht beredt, nicht gewandt, unbeholfen, aber aufrichtiger Schwärmer für die neue Philosophie, fanatischer Feind des Throns und der Feder mächtig. Man nannte ihn le mouton enragé. Er war für eine Partei wohl zu gebrauchen. Unter den Deputirten des Departements der Gironde (Bordeaux), sämtlich Rechtsgelehrten, stand als Redner oben an Vergniaud. Nur in der Macht der Rede kann er an Mirabeau erinnern; Staatsmann war er nicht; auch zum Parteimann nicht regsam genug; er war bei allem Feuer seines Worts schlaff. Ungemeinen Drang zur parlamentarischen Thätigkeit und große Lebhaftigkeit, Parteiinteressen zu verfechten, finden wir dagegen bei dem kühnen Guadet, dessen Wort scharf war wie die Spitze des Schwerts. Ihnen zur Seite standen der argwöhnische Gensonné und der leicht zu bethörende Grangeneuve. Isnard von Marseille (Draguignan), dessen heftige Gemüthsart von feuriger Rede begleitet war, und der später ebendaher nachkommende Barbaroux, schön wie ein Adonis, schlossen sich jenen an. Außerdem zählte man zu dieser Partei den Bischof Fauchet, der sich schon zur Zeit der Erstürmung der Bastille durch seine politisch-kirchlichen Reden bemerkbar gemacht hatte, den muthigen und des Worts mächtigen Lasource, den biedern Kersaint ꝛc.

Dies war die vornehme Gesellschaft auf der Linken; man nannte sie allzumal Brissotiner oder Girondisten. Doch auch unter ihnen gab es wieder eine engere Gesellschaft. Außer dem Jacobinerclub, dem sie Alle angehörten, fanden Brissot und die Deputirten der Gironde, nachher auch Barbaroux, einen geselligen und politischen Vereinigungspunct in dem Salon der Frau Roland, von dem weiter unten zu reden sein wird. Neben der Partei der Girondisten nahmen ihre Plätze auf der Linken die Mitglieder des Berges, theils rohe Anarchisten, wie der vormalige Capuciner Chabot, Merlin von Thionville, Duhem, Charlier, Thuriot, theils Anhänger Robespierre's, wie Bazire, Couthon, oder Danton's, wie Lacroix, endlich, nur nach dem Princip des Antagonismus gegen die Regierung dorthin geführt ein Jean Debry, Cambon, Paganel ꝛc. Die Linke insgesamt wollte nicht stehen bleiben bei dem was war, die Revolution sollte noch weiter gebracht werden; wohin? wußten wohl nur Wenige der Agitatoren zu sagen. Zunächst galt es ihnen, den Thron noch tiefer herabzubringen; die rohen Gewaltmenschen des Berges hatten ihre Freude an Lärm, Tumult und Frevel um seiner selbst willen; es war ihr Zweck; die Girondisten sahen dergleichen als Mittel an, den König von den Gemäßigten abzuziehen und in ihre Hand zu bringen; an Umsturz des Throns und Errichtung einer Republik dachten sie als an etwas, das werden könne, ohne sofort dies zum Ziel zu setzen. Einverstanden waren sie nur in der Bewegung gegen die dermaligen Organe der Regierung und die Anhänger und Schutzredner derselben in der Versammlung.

Diese, auf der Rechten sitzend, waren zum Theil dem königlichen Hause ergeben; doch durfte das nicht mit dem Charakter des vormaligen Royalismus offenbar werden; ihr Schild und Schwert war die Verfassung und die verfassungsmäßige Regierung. Einige hatten thätigen Antheil an der Bildung des neuen Wesens genommen. Vaublanc, Jaucourt, Matthieu Dumas, Beugnot, Pastoret, Gouvion, Aubert Dubayet, Dumolard, Quatremère-de-Quincy, Theodor Lameth, Jollivet, Lemontey waren Männer von Einsicht, mehrere derselben von tüchtiger Gesinnung und Redegaben. Außer ihrer Stimme in der Versammlung hatten sie keine Streitkräfte;

sie hätten sie in der Verfassung und gesetzlichen Ordnung finden sollen, aber um eben diese wurde ja der Streit geführt. Journalismus war nicht das Feld, auf dem sie sich versuchen mochten; der unverständige Lärm, den die royalistischen Blätter, Royou's Ami du Roi, du Rosoy's Zeitung von Paris ꝛc. führten, war nicht nach ihrem Sinne und ihnen wie dem Throne nachtheilig.

Auch unter den Parteilosen, den „Unabhängigen", waren ebenfalls mehrere ausgezeichnete Männer, die Brüder Carnot, wovon der ältere welthistorischen Ruf erlangt hat, Lacepède, Guyton-Morveau, Cerutti, Mirabeau's Freund, der Bischof Lamourette, François von Neufchateau, die Straßburger Koch und Brunck ꝛc.: die Mehrzahl der Unabhängigen war mit der Rechten im Festhalten an dem Bestehenden einverstanden, aber nur wenige hatten Muth und Kraft genug, dies auch in der Debatte zu bethätigen. Die Feigheit des „Thals" wurde eine Hülfsmacht für die Verwegenheit des Berges.

Dazu wirkte hauptsächlich auch die Einmischung ungesetzlicher Gewalten in die Verhandlungen der Deputirten. Schon die constituirende Versammlung hatte mit dem Ungestüm des Publikums auf den Tribünen zu thun gehabt und ihm zu steuern nicht vermocht, weil ein Theil derselben nicht den Willen dazu gehabt hatte: in der gesetzgebenden Versammlung lehnte die Linke sich an ihre Parteigänger in den Tribünen, und die Theilnahme der letztern an den Debatten durch Lärm in Bezeigungen des Beifalls oder Misfallens ging bald von Störung über zu Bedrohung. Alle Versuche der Rechten und der Gemäßigten, alle Anstrengungen der Präsidenten, dies Unwesen abzustellen, waren vergeblich; die Tribünen wußten zu gut, daß sie ihre Fürsprecher in der Versammlung selbst hatten; Anträge auf Beschränkung ihrer Frechheit erwiderten sie mit Lachen und Hohngeschrei; sie schwiegen nur, wenn es ihnen beliebte.

Dies Alles, die Angriffe der Linken auf Thron, Regierung und Verfassung, und die Verhöhnung der gesetzlichen Ordnung in der Versammlung, der Hauptstadt, dem Reiche, hatte in dem Jacobinerclub seine Anregung oder Rechtfertigung, und dieser, in Verbindung mit den Cordeliers und mehreren Hundert Töchter-

und Schwesterclubs im Reiche, ward zu einer allen Staatsgewalten und der gesetzgebenden Versammlung selbst überlegenen Macht. Wie in der letztern die Linke, so war auch der Jacobinerclub, wenn gleich in Masse zur Zerrüttung von Gesetz und Ordnung wirkend, nicht von einerlei Gehalt und Tendenz. Anfänglich stand Brissot an der Spitze; zu seiner Partei gehörten außer den Girondisten auch Petion, den seine Mairie nicht von dem Besuche des Clubs abhielt, Roland de la Platière, erfahrener Geschäftsmann, königl. Aufseher gewerblicher Institute, in der constituirenden Versammlung Deputirter von Lyon, seit December nach Paris zurückgekehrt, durch Charakterstrenge und Rechtschaffenheit ebenso ausgezeichnet, wie seine Gattin durch Geist und Heroismus; ferner Louvet, Verfasser des Faublas ꝛc. Roederer, nunmehr Anwalt (procureur-syndic) des Departements von Paris, ein durchweg zweideutiger Mann, war mit ihnen, ohne der Ihrige zu sein. Die Girondisten waren auch als Journalisten thätig; Brissot und sein Freund Girey-Dupré setzten den französischen Patrioten fort, Gorsas schrieb den Courrier der Departements, Condorcet schrieb für die Chronik von Paris: doch der Journalismus büßte auf einige Zeit etwas von seinem Einflusse ein; die unmittelbar von den Clubs ausgehende Volksbewegung kam ihm voraus. Erst 28. November kehrte Robespierre von einer Reise in seine Geburtsstadt Arras zurück; der Jacobinerclub war seine politische Heimat; die Leitung desselben an sich zu bringen, wurde seine nächste Aufgabe. Brissot und die gesamte Partei der Girondisten, von denen die meisten ihm an Geist und Redetalent überlegen waren, standen ihm im Wege; Brissot hatte ihn früher in seinem Journale gelobt; dessen aber wußte ihm Robespierre nicht mehr Dank. Zum Zankapfel nahm dieser die Kriegsfrage; schon 28. November erklärte er sich gegen Brissot's Betrieb zum Angriffskriege; im Januar hielt er bei den Jacobinern eifervolle Reden dagegen, während Brissot und die Girondisten die gesetzgebende Versammlung für Krieg zu stimmen suchten; der Bruch zwischen Beiden war so gut als entschieden. Robespierre mußte seinem Widersacher zunächst das Feld überlassen, denn bei der Kriegsfrage hatte dieser die öffentliche Meinung für sich: außer dieser aber

war er jenem mehr als gewachsen, sein Anhang war größer als Brissot's. Camille Desmoulins, Robespierre's Jugendfreund, zerfiel mit Brissot, weil dieser einen Aufsatz Desmoulins' in sein Journal aufzunehmen verweigert hatte. Danton fühlte sich beengt durch die geistige Aristokratie der Girondisten; in seinem wilden, zügellosen Sinne zuckte der Trieb zu roher Gewaltthat; Kraft und Kühnheit war seine Losung; über die Menge sich durch andere Vorzüge zu erheben, war ihm zuwider; schon im Juni des Jahres 1791 hatte er bei den Jacobinern erklärt, bei einem Volke, das wahrhaft groß werde, müsse nicht mehr die Rede sein von Rücksichten der Achtung gegen angeblich große Männer. Er liebte nicht lange Reden zu halten, aber jede seiner Reden war ungestüm und energisch. Danton nebst den Cordeliers Marat, Legendre, dem dramatischen Dichter Fabre d'Eglantine, dem halbverrückten Anacharsis Cloots, ferner dem vormaligen Schauspieler Collot d'Herbois, dem Gemeinde-Anwalt Manuel, dem Advokaten Billaud-Varennes, den Journalisten Freron und Tallien (Herausgeber des Ami des citoyens), dem deutschen Prinzen Karl von Hessen-Rothenburg (Charles Hesse genannt), dem Excapuciner Chabot, dem rohen und kräftigen Merlin von Thionville ꝛc., hielten sich entweder zu Robespierre oder blieben wenigstens außer Verbindung mit der Gironde. Robespierre hatte in der constituirenden Versammlung das anfänglich ihm begegnende Misfallen zu überwinden und zuerst ungestörtes Gehör, späterhin selbst Beifall zu erlangen vermocht. Sein Reden von Rechten der Nation hatte bei aller Langweiligkeit doch einen guten Klang. Bei den Jacobinern hatte er als der thätigste unter den Herstellern des Clubs nach Austritt der Feuillans die Menge für sich; sein Ruf war bedeutend am Schlusse der constituirenden Versammlung, er war mit Jauchzen von dem draußen versammelten Volke begrüßt worden. Es bleibt immer etwas Räthselhaftes übrig bei der Lösung der Frage, wie es möglich war, daß ein Mensch, dem alles Talent zur Demagogie zu mangeln schien, großen Anhang gewinnen konnte? Doch er war unermüdlich, immer wieder zu bringen, was in sein politisches System gehörte, er war zähe und consequent; das Uebrige that der Glaube an sein Wort, wenn er

als Anwalt des Volkes auftrat, an seine Tugend und Rechtschaffenheit, weil er einfach lebte und uneigennützig und unbestechlich zu sein schien. Vor Allem aber war sein charakteristisches Talent, Andere zu verleumden, wirksam wie ein Zauber bei einem Geschlechte, das an politischer Fieberhitze krank lag, voraus bei den Parisern, deren Erbgut mit Recht die Verleumdung genannt worden ist. Parteieifer vermag in Zeiten politischer Aufgeregtheit eine ungemeine Glaubensfähigkeit für das Schlimme hervorzubringen; es ist die Kehrseite zu der religiösen Gläubigkeit, wenn es Propheten und Wunderthäter gilt. Von den schlimmen Seiten Robespierre's, seinem herrschsüchtigen Ehrgeize, tückischen Neide und kalten Egoismus hatten damals wohl nur Wenige eine Ahnung. Orleans und die geringe Zahl seiner Parteigänger standen ziemlich vereinzelt da.

„Jacobiner" war im Anfange des Jahres 1792 schon durch ganz Europa bei den Fürsten, der Aristokratie und Beamtschaft gäng und gebe Bezeichnung von Menschen, die auf Umsturz der Throne und auf Zerrüttung von Gesetz und Ordnung im Staate hinarbeiteten. Das Treiben der französischen Jacobiner hatte schon während der ersten Nationalversammlung für schlimm gegolten; gewiß aber hatte sich seit der Herrschaft Brissot's und Robespierre's im pariser Club der Charakter des Jacobinismus verschlimmert; die Gironde arbeitete damals zusammen mit dem Berge auf Desorganisation hin. André Chenier, späterhin (1794) Opfer des Terrorismus, Bruder des gefeierten Dichters der Revolution, in politischen Grundsätzen von diesem verschieden, gab im Februar 1792 eine Zeichnung der Thätigkeit der Jacobiner, worin nicht Burke'sche Uebertreibung und blindes Vorurtheil gegen die Revolution; es ist die Stimme des Schmerzes über die Täuschung der Hoffnungen der Gemäßigten. Er hatte Recht, wenn er schrieb: „Da offenbaren sich täglich Gesinnungen und selbst Principien, die jegliches Vermögen und jeglichres Eigenthum bedrohen. Unter dem Namen Aufkauf und Monopol werden Industrie und Handel als Verbrechen dargestellt. Jeder reiche Mensch gilt für einen öffentlichen Feind. Die Ehr- und Habsucht schonen weder Ehre noch Reputation; der ge-

hässigste Argwohn, die maßloseste Verleumdung wird Freiheit der Meinungen genannt. Wer Beweise einer Anklage begehrt, ist ein verdächtiger Mensch, ein Feind des Volkes. Da wird jede Absurdität bewundert, wenn sie nur menschenfeindlich ist, jede Lüge ist willkommen, wenn sie nur ruchlos ist. Dahin kommen Frauen, die Convulsionen einer blutigen Raserei zu beklatschen..... Diese Gesellschaften, allesamt mit einander verbunden, bilden eine Art elektrischer Kette um Frankreich..... Ueberall sind Richter und Beamte, so weit sie nicht ihre Agenten und Creaturen, ihren Verfolgungen ausgesetzt..... Rebellion gegen gesetzliche Behörden findet Schutz und Stütze bei ihnen. Jeder Mensch, der sich Patriot nennt und der die Gesetze und ihre Organe beleidigt hat, kommt zu ihnen, sich dessen zu rühmen. Jeder entlassene Subalterne ist ein Schlachtopfer seines Patriotismus, jeder meuterische Soldat kann die Bürgerkrone fordern, jeder beleidigte und ermordete Chef hat Unrecht gehabt" ꝛc.*)

Die Cordeliers hatten mit den Jacobinern den Gegensatz gegen die gesetzliche Ordnung im Staate gemein, gaben sich aber wenig mit Erörterung von Principien ab, ermangelten auch der innern Organisation des Jacobinerclubs, der Rednerbühne, des Bureau, der Tribünen, der Verzweigung in die Landschaften, und hatten mehr und niedrigern Pöbel als jene: selbst Grubenreiniger zählten sich zu ihnen. Danton, Desmoulins, Fabre d'Eglantine ꝛc. unterhielten ihre Verbindung mit den Jacobinern. Im Ganzen waren sie von diesen abhängig und was sie trieben, ging unter der Firma des Jacobinismus. Jedoch wenn es eine Gewaltthat galt, pflegten sie gern eigene Beschlüsse zu fassen; Danton war rascher zur That als die Führer des Jacobinerclubs. Marat's Volksfreund wurde im December auf einige Zeit unterbrochen; dagegen wurde nun der „Père Duchesne" vielgelesenes Volksblatt. Sein Herausgeber Hebert, vormals Logenwärter im Theater, von sehr zweideutigem Rufe, hatte die gemeine Pöbelsprache in seiner Gewalt; fürs

*) Das Original ist wieder abgedruckt in Buchez et Roux Hist. parlementaire 13, 250 ff. Eine Uebersetzung hat schon Archenholz, Minerva 2, 66 ff.

Erste ließ er es bei cynischem Schmutze der Sprache und Verhöhnung des Kirchenthums bewenden; überhaupt wollte er damals mehr belustigen als aufregen.

Sansculottes fing an Bezeichnung des Pöbels und der Pöbelfreunde zu werden. Spitznamen dieser Art haben immer die Wirkung gehabt, der Partei, die damit gemeint war, einen Zuwachs von Stärke zu geben. Darum verlieren sie bald das Ehrenrührige, das ihnen ursprünglich anhaftete oder anhaften sollte; die damit gemeinte Menschenclasse bedient sich ihrer mit einem gewissen Trotz. So ging es mit den Namen der Gueusen und der Rundköpfe, und so besagte auch Sansculotte späterhin mehr, als was ursprünglich damit gemeint war. Man hat nicht grade an zerrissene Beinkleider dabei zu denken. Doch zu der Gleichheitstheorie gehörte, vor dem gemeinen Manne nicht die für aristokratisch geachtete Eleganz der äußeren Erscheinung voraus zu haben, und ohne grade Sansculottes werden zu wollen, entäußerten sich um diese Zeit die Männer der Volkspartei des Puders, der Frisur, der Schuhschnallen, der dreieckigen Hüte. Auch Haarbeutel und Zöpfe fingen an unter die Scheeren zu fallen. Wie fest das Ansehn Robespierre's bei der Menge stand, läßt sich auch daraus erkennen, daß ihm nicht übel gedeutet wurde, daß er immerfort zierliche Frisur und nette Kleidung beibehielt. Dagegen wurde Marat Repräsentant sansculottischer Unsauberkeit und die Cordeliers zusammen waren hierin den Jacobinern voraus. Eine Rolle für sich hat die rothe Mütze gespielt. Seltsam genug kam die Mütze statt des Huts zu der Ehre, für Symbol der Freiheit zu gelten; schon 1789 hatte der Maler David sie dazu empfohlen, 1790 beim Föderationsfeste eine kolossale Mütze auf dem Maste des Bastillenplatzes geprangt; nun kam die rothe Mütze, die Kopfbedeckung der Galeerensklaven, an die Reihe. Bei dem gemeinen Mann ward sie zugleich mit den Piken im Februar 1792 gewöhnlich; es war eine Art Uniformzeichen für die Pikenmänner. Sogleich ging die rothe Mütze zu den Demagogen über; der Girondist Grangeneuve, etwas sansculottischer Sinnesart, schmückte sein Haupt mit einer solchen, als er die Rednerbühne bei den Jacobinern bestieg; nach ihm Dumouriez eben daselbst. Darauf

wurde auch Voltaire's Büste im Theater eine rothe Mütze aufgesetzt. Robespierre freilich war dagegen; Petion schrieb den Jacobinern, es werde ungünstig darüber geurtheilt, und diese Mütze blieb für damals Abzeichen der Menge und einzelner Demagogen, die sich im Sansculottismus gefielen. Als nun aber die Schweizersoldaten des Regiments Chateauvieux, von den Galeeren heimgekehrt, mit Festgepränge in Paris erschienen, kam die rothe Mütze, welche die Soldaten als Galeerensklaven getragen hatten, zu neuen Ehren. Noch höhere Bedeutung und Geltung erlangte sie späterhin, als der Pöbel kraft des Princips der Gleichheit vollkommen emancipirt war und die Schreckensherrschaft begann; da konnte sie als Blutzeichen gelten.

Berichten wir nun von den Thaten! Diese haben wir fast ohne Ausnahme bei der Bewegungspartei zu suchen: die Gegner hatten nur das Abwehren. Wir gedenken zuvörderst eines Beschlusses über Petitionen und Volksgesellschaften; er bildet die Brücke zum Eintritte einer Hülfsmacht der Demagogie und Anarchie in die Versammlung, er hat späterhin zu den blutigsten Katastrophen geführt. Die Gesetze, welche jeglichen Genossenschaften untersagten, Petitionen an die Volksrepräsentation zu bringen und den Volksgesellschaften das Recht zu Petitionen und Deputationen überhaupt absprachen, wurden 19. October und 4. November zurückgenommen. Das daraus hervorgehende Unheil wird sich bald zu erkennen geben. Man kann unterscheiden zwischen dem, was über das Gelüst, den Thron noch mehr als bisher zu erniedrigen, und über das Wohlgefallen an Freveln, die der Kraft und dem Ansehn der Regierung Trotz boten, nicht hinausging, wo dies seinen Zweck in sich selbst erfüllte, und dem was zur Erreichung eines außer ihm liegenden Zwecks geschah. Dort war es meistens nur um Fortsetzung revolutionärer Verwirrung, hier um einen Fortschritt im System der Revolution zu thun, um Regierung des Staats in jacobinischem Sinne und um eine Schilderhebung der Revolution gegen ihre Feinde im Auslande. Jenes ging großentheils von dem Berge, dieses von der Gironde aus. Der Excapuciner Chabot machte den Anfang zu dem Erstern, als er bei der Eidesleistung auf die Con-

stitution 4. October diese unvollkommen nannte. Er hatte Recht, aber in seiner Gesinnung war Unrecht. Ihm folgte Couthon 5. October mit dem Antrage, die Titel Sire und Majestät nicht mehr in der Anrede an den König zu gebrauchen und ihm nicht mehr einen Thron, sondern nur einen Stuhl, wie der Präsident habe und zu dessen Seite, in der Versammlung zu gestatten. Anlaß dazu hatte ein dreistündiges Harren einer Deputation in den Vorzimmern des Königs gegeben; die Versammlung war verstimmt darüber und beschloß, was Couthon beantragt hatte; doch die Reue kam über Nacht und schon am folgenden Tage wurde der Beschluß trotz des Lärmens auf der Linken zurückgenommen. Indessen bald folgten neue Demüthigungen für den König; die rohe Erfindsamkeit eines Chabot und Couthon und die Empfindlichkeit der Versammlung in Allem, was ihr zur Wahrung ihres Ansehens dem Könige gegenüber zu gehören schien, wirkten hier zusammen. Daß bei dem Gerüchte eines neuen Fluchtplans des Königs 11. November die Schildwache vor dessen Zimmer ihm den Ausgang verwehrte, mag ohne Weisung von Seiten der Deputirten geschehen sein, es wurde einem Unterofficier zur Last gelegt; auch war es nicht Sache der Nationalversammlung, daß Chabot bei einer Deputation in den königlichen Zimmern den Hut auf dem Kopfe behielt; mehr Zustimmung aber fand der Protest Couthon's gegen Alles, was Devotion ausdrücke. Hier stimmte auch der oft unbesonnene Girondist Grangeneuve mit ihm überein. Darum sollten auch die Glückwünsche zum neuen Jahre, welche die Nationalversammlung dem Könige darzubringen hatte, als etwas für die Versammlung sich nicht Ziemendes, wegfallen. Späterhin, als der König einer Deputation von wenigen Personen nur eine Flügelthüre hatte öffnen lassen, wurde beschlossen, die Ehre offner Doppelflügel für jegliche, auch nicht zahlreiche, Deputation in Anspruch zu nehmen.

Wie nun hier die Linke bemüht war, das Ansehen der Volksrepräsentation auf Kosten der Ehrerbietigkeit gegen den Thron zu erheben, so betrieben die Jacobiner allzumal die Zerrüttung der gesetzlichen Ordnung im Staate, und die zu ihnen gehörigen Deputirten nahmen in der gesetzgebenden Versammlung das Wort, strenge

Anwendung des Gesetzes zu rügen und Ungesetzlichkeit zu entschuldigen. Dies besonders, wenn die Frage von Excessen der Soldaten war. Ungeachtet zahlreicher Auswanderung, die gegen 1300 Officiere den Prinzen zuführte, war noch eine große Anzahl adliger Officiere im Heere. Dies hatte schon früher die Jacobiner beschäftigt; im Juni 1791 hatte, wie oben bemerkt, Roederer bei den Jacobinern den Vorschlag gemacht, durch Verabschiedung sämtlicher Officiere die Armee zu desaristokratisiren; Robespierre und Petion wurden im August von Lameth beschuldigt, die Soldaten gegen die Officiere aufgewiegelt zu haben; Officiere, sagte damals Lameth, wanderten aus, um nicht von den Soldaten gehängt zu werden. Es war wie eine allgemeine Verschwörung der Soldaten gegen die Officiere; an die Stelle von Achtung und Gehorsam war Mistrauen, Haß und Trotz getreten; dieser Gesinnung ward in den Verhandlungen der Deputirten das Wort geredet und dadurch das Uebel verschlimmert. Vier Soldaten saßen als Denuncianten ihrer Officiere in Arrest; ihrer nahmen sich Chabot und Guadet an. Am 19. October wurde eine Deputation von vier Wachmeistern zugelassen, die eine Klage gegen den Kriegsminister anbrachten. Die 42 auf den Galeeren befindlichen Schweizer vom Regiment Chateauvieux wurden auf Guadet's und auch des sehr constitutionellen Pastoret Antrag in Freiheit gesetzt, was sich zur Noth aus dem Amnestiegesetze motivirte. Der Kriegsminister Narbonne nahm es streng mit der Disciplin. Das erregte Unmuth; er ließ zwölf Soldaten in Arrest bringen; darüber beschwerte sich der Maire Petion; bald darauf beschwerte sich die Garnison von Lille über Narbonne's Disciplin; die von Rennes empörte sich: bei diesem Allem zeigte die Jacobinerpartei in der Versammlung eine dem Minister übelwollende Stimmung. Vormalige französische Garden, von den Chefs der daraus gebildeten Gendarmerie und Regimenter als Meuterer entlassen, führten Beschwerde; der girondistische Journalist Gorsas empfahl ihre Sache, sie seien die ersten Soldaten der Freiheit und würden eben deshalb gequält und schlecht behandelt von der aristokratischen Canaille mit doppelten Epauletten: als nun eine Deputation derselben vor der Nationalversammlung erschien, nahm Fauchet

das Wort für sie; die Nationalversammlung beschloß, daß ihnen ihr Sold fortgezahlt werden solle. Robespierre brachte bei den Jacobinern in Vorschlag, die französischen Garden insgesamt auf den alten Fuß herzustellen, desgleichen alle adligen Officiere der Armee abzusetzen. Solche wiederholte Billigungen des Geistes der Widersetzlichkeit gegen die Organe der Regierung machten es diesen fast unmöglich, ihrem Berufe zu genügen, und eine Kette von Unruhen und Gewaltthätigkeiten zieht sich bis in das Frühjahr 1792 hin. Der Pöbel zu Etampes ermordete den Maire Simoneau, als angeblichen Kornaufkäufer, Tumulte wegen der Kornpreise brachen in einer Menge von Orten aus; bewaffnete Marseiller zogen nach Aix und zwangen das dort befindliche Schweizerregiment, seine Waffen abzugeben.

In der Hauptstadt wurde die Ruhe zwar nicht durch Pöbeltumulte gestört, aber bei den Jacobinern, Cordeliers und in andern Volksversammlungen wurde dagegen die Organisation der gemeinen Menge zu einer Insurrectionsarmee betrieben; die rohe Gewalt der Fäuste sollte in Formen gebracht werden, wo sie leichter durch die Demagogie aufgeboten und zu bestimmten Zwecken gebraucht werden könnte. Es sollte ein System in das Tumultuiren kommen; der Jacobinismus wollte die Macht desselben zu Hauptschlägen vorbereiten. Daher die Bewaffnung der nicht zu den Activbürgern gehörigen Menge mit Piken. Auf die erste stürmische Volksbewaffnung im Juli 1789, wo Piken zu Tausenden vertheilt wurden, war die Errichtung einer Nationalgarde aus der eigentlichen Bürgerschaft gefolgt; an dieser hatten Domestiken, Arbeiter, Tagelöhner ꝛc. keinen Antheil; in der Nationalgarde war eine ansehnliche Zahl gesetzlich gesinnter Bürger, so das Bataillon der Filles Saint Thomas; auf diese war von den Demagogen bei Insurrection nicht zu rechnen: daher im December von Brissot dem Jacobiner und Legendre dem Cordelier zugleich und wie nach Abrede Begehren der Vertheilung von Piken an das Volk; jener sprach es in seinem Journal aus, dieser an der Spitze von Deputirten der Section des französischen Theaters. Das Volk machte sich im Januar selbst an die Arbeit; dies gab Lärm und beunruhigte den König. Er ließ Petion rufen

und nun mischte sich die Municipalität darein; aus der Sache wurde aber grade das, was die Jacobiner beabsichtigt hatten; in jeder Section bildete sich, unter Mitwirkung der städtischen Obrigkeit, ein Bataillon Pikenträger. Sie sollten dem Befehlshaber der Nationalgarde untergeordnet sein: die Jacobiner berechneten sehr richtig, daß es immer darauf ankäme, ob sie jenem oder ihnen gehorchen würden.

Am weitesten ging die Verirrung der Apologeten des Frevels bei den Verhandlungen über die Mordbande von Avignon. Am 17. November wurde die Nationalversammlung von den Gräueln, die daselbst stattgefunden hatten, unterrichtet. Jourdan und seine Brigands hatten dort eine starke Gegenpartei gehabt; von provenzalischer Hitze waren die Einen wie die Andern; Lescuyer, einer von Jourdan's Gesellen, ward 16. October 1791 ermordet; darauf überfielen die Brigands die Versammlung, wo der Mord geschehen war, schleppten 53 Personen, dabei Weiber und Kinder, nach dem päpstlichen Palaste in einen Thurm, von dem nahegelegenen Eiskeller tour de la glacière genannt, metzelten diese daselbst in einer Nacht nieder, warfen die entsetzlich verstümmelten todten Körper in einen Keller unter dem Thurme und vermauerten diesen. Die Besitznahme Avignons durch französische Commissare und Soldaten erfolgte 10. November und nun erst, als diese die Thüre jenes Kellers hatten öffnen lassen, kam die gräßliche Unthat an den Tag. Bei der Vorlesung des Berichts wurde Lemontey, der ihn las, von seinem Gefühle überwältigt, daß er nicht fortfahren konnte; Isnard las ihn zu Ende. Auf strenge Untersuchung wurde selbst von der Gironde gedrungen: jedoch als vier Monate nachher die Sache wieder vorkam, waren es hauptsächlich Vergniaud und Lasource, die Girondisten, welche Amnestie empfahlen. „Einen Bürgerkrieg durch Blutgerichte enden," sagte Vergniaud, „ist Gerechtigkeit des Siegs, ist den Besiegten dem Sieger opfern, ist mit dem Schleier des Gesetzes die Proscriptionen der Sylla und der Cäsar zudecken." So verschlang bei ihm, der der Indulgenz eine großmüthige Seite abzugewinnen suchte, eine verfängliche politische Idee die Gerechtigkeit, wo es ein Verbrechen war, diese nicht zu üben. Wir werden sehen,

wie Danton bei dem Septembermorde und Robespierre in dem Proceß des Königs ebenfalls aus der Politik argumentirten, aber nicht, wie Vergniaud, zur Milde des Siegers gegen den Besiegten.

Schon diese Begünstigung der Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit und selbst des ruchlosesten Mordes genügte, der Staatsregierung die Hände zu binden; die Jacobiner in der Volksrepräsentation gingen aber noch weiter. Sie richteten ihre Angriffe gegen die Minister; Duportail wurde so lange mit Anklagen geneckt, wozu Brissot den Anfang machte, bis er seine Stelle niederlegte; seinem Nachfolger Narbonne ging es nicht besser als ihm; de Lessart und Bertrand de Molleville hatten dasselbe Loos. Der 25. November eingesetzte Aufsichts-Ausschuß von zwölf Personen wurde eine Art Staatsinquisition gegen die Minister, und der 17. Januar 1792 zu Orleans errichtete hohe Gerichtshof für Staatsverbrecher drohte bei der Macht der Verleumdung auch den berufstreuen Staatsbeamten schlimme Gefahr. Ein höchst bedenklicher und vollkommen verfassungswidriger Eingriff in den Staatsorganismus ward darauf die Eröffnung unmittelbarer Correspondenz der Nationalversammlung mit den Behörden der Departements.

Bei diesem Allen sehen wir Gironde und Berg gemeinsam betheiligt. Nicht minder bei zwei Hauptfragen, welche die Nationalversammlung fast vom Anfange ihrer Sitzungen an beschäftigten und zu einer Katastrophe führten, die einen Abschnitt in der Geschichte der Revolution bildet. Dies leitet uns hinüber in das Revolutionsgetriebe, wo es nicht sowohl Zerrüttung an sich, sondern Erreichung eines bestimmten Ziels durch dieselbe galt. Es ist die Sache der eidweigernden Priester und der Emigranten. Durch jene wurde die Ruhe im Innern gestört, durch diese der neue Staat an den Grenzen mit den Waffen bedroht.

Die eidweigernden Priester waren nicht allesamt Aufwiegler; es gab Gemeinden genug, die von freien Stücken sich ihrer annahmen, ihre Vertreibung vom Amte misbilligten und den ernannten Nachfolgern feindselig entgegentraten; doch fehlte es auch nicht an priesterlichen Umtrieben; es ist der Geschichte nicht vergönnt, hier zwischen der Frömmigkeit und dem Pfaffenthum im

Einzelnen zu unterscheiden. Unruhen im Interesse des alten Kirchenthums brachen zumeist im Westen und Süden Frankreichs aus; es gab deren schon im Sommer 1791 in der Vendee, zur Zeit des Anfangs der gesetzgebenden Nationalversammlung in Montpellier, bald nachher im Departement der Mayenne und Loire, zu Caen, abermals in der Vendee, in Arles, wo eine den alten Zuständen günstige Partei, die „Chiffonne", sich der Stadt bemächtigte ꝛc. Es nahm kein Ende mit den Berichten von dergleichen Unruhen; es konnte nicht anders sein. Die Linke, vollkommen unkirchlich, sah ganz im Geiste ihrer Vorgänger in der constituirenden Versammlung das Priesterthum mit Vorurtheil an; wo Unruhen über das Kirchenwesen ausbrachen, sollten auch jedesmal Priester die Aufwiegler gewesen sein. Seit Couthon's Auslassung gegen die eidweigernden Priester 7. October verging manche Sitzung über Verhandlungen dieser Frage. Sie hatten nicht dieselbe Heftigkeit, wie in der ersten Nationalversammlung; zur Vertheidigung des alten Priesterthums wurden wenige Stimmen laut; wohl aber für Toleranz. Die indessen eingehenden Berichte von Unruhen, welche für oder durch die eidweigernden Priester entstanden waren, brachten endlich eine diesen so feindselige Stimmung hervor, daß 29. November der Beschluß gefaßt wurde, den eidweigernden Priestern ihre Pensionen zu entziehen, zu erklären, daß man sie für der Empörung gegen das Gesetz und schlechter Gesinnung gegen das Vaterland verdächtig ansehe, daß sie bei dem Ausbruche von Unruhen von ihren Wohnorten zu verweisen, Unruhestifter mit zweijähriger Haft zu bestrafen seien. Sie hatten von der Anwendung des Gesetzes Alles zu fürchten; es war zu erwarten, daß die Priesterfeinde es aufs unglimpflichste auslegen würden, und vor Verleumdung stellte damals nichts sicher. Priesterfeinde aber waren nicht blos die Jünger der neuen Philosophie, sondern auch die Demokraten, welche Verbündete des alten Königthums und der Aristokratie in den Priestern sahen; der Pöbel der großen Städte endlich hatte so wenig von dem Wesen des Glaubens aus der alten Zeit in sich, daß er dem Anstoße der Demagogie mit einer Leidenschaftlichkeit nachgab und gegen Priester ebenso zu wüthen Lust hatte, wie einst gegen die

Huguenotten. Das Princip des Pöbels bei solchen Bewegungen geht selten über die Befriedigung der Frevellust hinaus. Dies erkannten die Minister, zugleich die Beklommenheit des Königs, dem es Gewissensfrage war; sie beriethen sich mit den Lameth und Barnave und dem Directorium der Departements: der Erfolg war, daß der König den Beschluß nicht bestätigte. Sein Bescheid — le Roi examinera — kam 19. December an die gesetzgebende Versammlung.

Die Emigranten, welche mit Waffen und Umtrieben an der Grenze lagerten, dürfen nicht auf eine Linie mit den daheimgebliebenen eidweigernden Priestern gestellt werden; sie haben Alles wider sich und die gegen sie gefaßten Beschlüsse können, wenn nicht aus dem allgemeinen Rechte, doch aus dem der Nothwehr gerechtfertigt werden. Die Anstifter und Leiter der Emigration handelten unrecht und unklug zugleich. Ihr rechter Platz war zur Seite des Throns, nicht in einem, dem Vaterlande feindlichen Lager. Der König ließ im Anfange October Militär- und Marinebehörden zu strengen Maßregeln gegen Emigration, zugleich die Emigranten zur Rückkehr auffordern; an seine Brüder richtete er 16. October ein Schreiben, das sie zur Anerkennung der Constitution aufforderte. Ehe aber noch sich die Wirkung davon zeigen konnte, begann 20. October Brissot die Verhandlungen über die gegen die Ausgewanderten zu nehmenden Maßregeln; er beantragte Bestimmung einer Frist zur Rückkehr für die Ausgewanderten und nach deren Ablauf criminelles Verfahren. Es war auf Gegenrede zu rechnen; daher wurde Volksbewegung zu Hülfe genommen. Zwei Tage darauf erschien eine Deputation eines Clubs, der sich brüderliche Societät der Hallen nannte, und erklärte, bei den drohenden Anstalten der Emigranten sei es nothwendig zu verkündigen, daß das Vaterland in Gefahr sei. Dies hieß so viel, als das gesamte Frankreich auf den Kriegsfuß setzen. Die Redner der Rechten, Dumas, Jaucourt, Pastoret riethen ab von rigoristischen Maßregeln; doch wagten sie nicht mehr das Recht der Auswanderung in solchem Umfange, wie Mirabeau im Februar des Jahres gethan hatte, in Schutz zu nehmen. Mit höherem Eifer als die damaligen Gegner Mirabeau's

führten das Wort gegen Auswanderung Brissot, Vergniaud, Isnard, Carnot, und ihre Stimme siegte und mußte siegen. Mirabeau selbst, wenn er die Verschlimmerung des Emigrantenwesens erlebt hätte, würde anders als im Februar geredet haben.

Die Prinzen fuhren fort zu rüsten; sie brachten Kanonen und Gewehre zusammen; sie hatten in Schönbornslust einen Reichsrath (Sénat), ein Kriegsdepartement; ihrem Schatze floß reichlich Geld aus Frankreich und von den Höfen des Auslandes zu. Ihr Hofstaat war prächtig; sie hatten die altköniglichen Gardesducorps, Mousquetaires ꝛc. hergestellt. Auch fehlte es nicht an Damen, und mehrere von diesen gefielen sich darin, Lockbriefe an Edelleute in der Heimat zu senden; ja, es ist die Rede, sie hätten das Ehrgefühl durch Uebersendung eines Spinnrockens zu reizen nicht verschmäht. Damit dem „auswärtigen Frankreich" die Eigenschaft einer legitimen Staatsmacht nicht fehle, stellte Gustav den Grafen Oxenstierna, Katharina 19. September den Grafen Romanzof als Gesandten bei dem Prinzenhofe an; einen Monat später, 29. October, ließ sie dem Marschal Broglie ein Schreiben mit großen Verheißungen zukommen und geflissentlich ward dies durch die Zeitungen veröffentlicht. Auch der König von Spanien ernannte einen Gesandten. Der Uebermuth der Emigranten war drückend und empörend für die Deutschen, bei denen sie hausten; der Kaiser und der König von Preußen duldeten sie nicht auf ihrem Gebiete; der schwachsinnige Kurfürst von Trier aber war blind für sie eingenommen. Auch der mainzer Kurfürst, als Bischof von Worms, ließ sie ungestört schalten und walten. Er hörte gern, wenn sie ihn Papa nannten; hinter seinem Rücken verlachten sie ihn als den Abbé de Mayence. Vorstellungen des Magistrats von Worms und der trierschen Landstände fruchteten nichts. Die Seele des Hofes war Calonne, als Mann hohen Geistes von Artois angesehen. Spät gekommene Emigranten wurden geringschätzig behandelt; der Wahnsinn ging so weit, Cazalès als Demokraten schel anzusehen. Männer von Umsicht und Mäßigung, wie Bouillé, wurden nicht gehört. Man epurirte; dies wurde zum Spott; ein Emigrant selbst sagte, wenn

sich zwei Emigranten begegnen, epuriren sie einander. Bürgerliche wurden verachtet. Die Prinzen sprachen nicht von Royalisten, sondern nur von Edelleuten. Marquis Bouthillier hatte den feinen Gedanken, daß für die Bürgerlichen ein Abzeichen sein müsse, also gaben die Prinzen den Edelleuten rothe, den Bürgerlichen gelbe Westen. Die Heeresrüstung war nicht von der Art, daß sie Frankreich irgend Sorge machen konnte; hohe Befehlshaberstellen wurden in Menge und zu hohen Summen von Calonne verkauft; die Organisation ließ es darauf ankommen, ob sich Leute finden würden, die man commandiren könne. Hunderte von vormaligen Officieren mußten als gemeine Soldaten eintreten, unter Vorgesetzten, die nie den Degen geführt hatten. Prinz Condé hatte etwa 1800 Mann. Damit gedachte er Straßburg zu überrumpeln; die Donquixoterie erregte nur Lachen. Die Nationalversammlung kam 9. November zum Beschluß: die an der Grenze gelagerten Franzosen sind der Verschwörung gegen das Vaterland verdächtig, wenn sie 1. Januar 1792 nicht heimgekehrt sind, der Verschwörung schuldig, ihre Einkünfte von eigenem Gute, ausgenommen was den Frauen, Kindern und Gläubigern zukommt, die Civilliste der Prinzen, die Gehalte und Pensionen ausgewanderter Beamten sind dann verfallen, die Beamten sind für abgesetzt, die Officiere für Deserteurs zu achten. Das war für den König zu viel; zwar schrieb er 11. November nochmals an seine Brüder und sandte die Herren von Viomesnil und Coigny an sie, von den Rüstungen abzumahnen, aber jenem Beschlusse verweigerte er die Bestätigung.

Dieser Frage ging zur Seite die nicht davon zu trennende von dem Benehmen Frankreichs gegen die Mächte des Auslandes, welche den Ausgewanderten Aufenthalt und Schutz gewährten. Jedoch früher als diese haben wir das nordöstliche Europa ins Auge zu fassen, vor Allem den kriegslustigen Schwedenkönig Gustav III. Daß Mislingen der Flucht Ludwigs, an dessen Rettung Antheil zu nehmen er so eifrig gewesen war,*) hatte ihn keineswegs abgekühlt;

*) Siehe oben S. 438.

die Heldenrolle sollte nun in anderer Art, offen und kühn, mit einem russisch-schwedischen Kreuzzuge nach dem nördlichen Frankreich zur Befreiung des Königs ausgeführt werden. Dazu nun eifrige Correspondenz mit den Grafen von Provence und Artois. Katharina bestärkte ihn darin, machte ihm Vorspiegelungen von einem russischen Hülfscorps zu der Unternehmung, und überließ ihm, einstweilen sich mit seinen Schweden abzufinden. Dieser ebenso schlauen als bösen Semiramis war es wohlgelegen, wenn ihre kampflustigen Nachbarn sich an der Revolution abarbeiteten; ihr Plan auf Polen konnte nicht besser als so gelingen. Am 19. October 1791 kam ein Bund zwischen Katharina und Gustav zu Stande, der diesem zwar nicht feste Bürgschaft für thätige Mitwirkung Katharina's gab, aber die heroischen Schwingungen seiner beweglichen und abenteuerlichen Phantasie in raschern Umlauf setzte. In den Herbst- und Wintermonaten war lebhafte Correspondenz Gustavs und Fersens mit den Grafen von Provence und Artois, Breteuil, Card. Bernis, Friedrich Wilhelm II., Katharina II.*) ꝛc. Also sollte denn das geld- und menschenarme Schweden zur Ausführung des Ritterabenteuers Soldaten und Geld aufbringen. Gustav konnte auf keinen Stand mehr sicher rechnen; er scheute sich, die Hauptstadt zum Sitze des Reichstags zu nehmen, und berief diesen nach Gefle zum 23. Januar 1792. Gewohnt, mit seiner Rede bei dem Bürger und Bauer etwas auszurichten, ließ er auch dies Mal sich sehr beredt vernehmen; aber die darauf folgenden Begehren, Bezahlung der Kosten des letzten Kriegs, Uebernahme von 34 Mill. Schulden und endlich noch Bürgschaft für zehn Millionen, die Katharina ihm zu borgen verheißen hatte, machten auch die noch übrigen seiner Getreuen stutzig; so viel schien das Volk nicht tragen zu können. Die Stimmung schlimmer zu machen, war aber die Erklärung über die russischen zehn Millionen sehr geeignet;

*) Es befinden sich im Besitze einer Privatperson 68 Briefe dieser Art, fast sämtlich Autographen; durch deren Veröffentlichung erst wird die Geschichte dessen, was Gustav damals betrieb, sich vollständig aufklären.

sie sollten, hieß es, zur Ausführung gewisser Pläne dienen. Die Kriegs- und Abenteuerlust des Königs war allbekannt und auf einen Krieg gegen die Revolution mochten Scharfsichtige leicht rathen; hatte doch Gustav die Einführung französischer Revolutionsschriften und Zeitungen streng überwachen lassen; auch war Bouillé nach dem pillnitzer Congreß in Petersburg und darauf in Stockholm erschienen. Gustav fand Widerspruch und hob im Verdruß 24. Februar den Reichstag auf. Dieses neue Ansinnen an die Stände hatte den unversöhnlichen Groll des Adels aufs neue gereizt und den Plan, sich des Königs zu entledigen, zur Reife gebracht; Aufstand zur Entthronung des Königs war ein Wagstück zweifelhaften Ausgangs; es wurde der Mord vorgezogen. Die Anstifter des Plans vermag die Geschichte nicht sicher nachzuweisen; der 72jährige General Pechlin gilt für den eigentlichen Rädelsführer; der Mitwisser waren viele, zur Ausführung verbanden sich durch einen Schwur die beiden Grafen Ribbing und Horn und der Hauptmann Ankarström; jene beide aus Standeshaß gegen den König, und um nach seiner Beseitigung die Aristokratie herzustellen; dieser aus Rachsucht, weil Gustav ihm nach einer, wie Ankarström meinte, unverschuldeten Haft nicht volle und rechtliche Genugthuung hatte widerfahren lassen. Schon in Gefle umschlichen sie den König, fanden aber nicht Gelegenheit, an ihn heranzukommen. Diese bot nun ein Maskenball im Opernhause zu Stockholm 17. März. Ankarström zog das Loos, den König niederzuschießen. Es kam eine Warnung an den König; dieser aber legte ihr entweder keinen Glauben bei, oder wollte der Gefahr trotzen. Als die Masken sich um ihn drängten, streckte Graf Ribbing seinen Unterarm aus, daß Ankarström das Pistol darauf legen und sicher treffen könne. Der Schuß traf in den Rücken des Königs, doch lebte dieser noch bis zum 29. März. Sein Bruder, Karl, Herzog von Südermannland, übernahm die Regentschaft bis zur Volljährigkeit des Thronerben. Die Untersuchung des Königsmordes ward sehr lässig geführt, Ankarström allein hingerichtet, von den übrigen Theilnehmern des Mordplans zwei mit Festungsarrest, vier mit Verbannung bestraft. Die Verschwörung von Anjala im Jahre 1788, der Mord und

vielleicht selbst die Milde gegen die Mordstifter, das ist, der Revolution gegenüber, Rath und That einer nordischen Aristokratie! Sollte es, um bei dieser solchen Mordplan zu begreifen, in der That der Annahme eines Zusammenhangs mit der „Lehre der Tages", mit der Revolution bedürfen oder diese zulässig sein??

Wir kommen zurück zu dem Verhältnisse zwischen dem Kaiser, dem Könige von Preußen und Frankreich. Nach der obgedachten Circularnote Leopolds vom 12. November*) hatte man allerdings nicht zu befürchten, daß die Mächte des Auslandes einen Angriffskrieg beginnen würden, wenn anders es in Frankreich ruhig bliebe. Aber ruhig bleiben wollten die Jacobiner nicht und andrerseits ließen es die Ausgewanderten dazu nicht kommen. In Betracht der Letztern mußte der Gedanke an Krieg sich aufdringen; man mußte des Kriegs gewärtig sein, ja es konnte räthlich scheinen, den Krieg zu beginnen. Für Angriffskrieg war Brissot nebst den Girondisten; man kann sagen, es war die Stimme der Nation; die ausländischen Mächte hatten gedroht; es schien eine Ehrensache zu sein, dies nicht zu dulden. In diesem Sinne sprach Brissot schon 20. October; es war die erste seiner Kriegsreden. Man brachte dies an den König. Dieser richtete darauf 18. November ein Schreiben an den Kurfürsten von Trier; dessen Antwort aber lautete, wie von den Emigranten dictirt, der König sei nicht frei gewesen, als er dasselbe unterschrieben habe ꝛc. Der König ließ auch den Kaiser zur Abstellung des Emigrantenunfugs auffordern; an ebendenselben wandte sich auch der Kurfürst. Nun aber erhitzte 29. November Isnard durch eine affectvolle Rede die Versammlung zu dem Beschlusse, den König um nochmalige Aufforderung der deutschen Fürsten mit Androhung von Zwangsmaßregeln anzugehen. Die Kriegslust der Gironde hatte in dem Kriegsminister Narbonne einen Fürsprecher. Die galante Chronik will wissen, daß dessen vertrautes Verhältniß zur Frau von Staël dabei nicht ohne Einfluß gewesen sei, daß er dem Gegenstande seiner Huldigungen sich von der heroischen Seite zu zeigen getrachtet habe. Er stand mindestens in Verbindung mit

*) S. oben S. 440. u. f. 12. November.

den Gliedern des diplomatischen Ausschusses der Nationalversammlung, Brissot, Grangeneuve ꝛc., und dieser Ausschuß dominirte das Ministerium. Seine Vorstellungen machten Eindruck auf Ludwig; sie bestimmten ihn zu einem Schritte, den zu thun ihn sicherlich große Ueberwindung kostete. Der König kam 16. December, der Nationalversammlung anzuzeigen, daß er den deutschen Fürsten Frist bis zum 15. Januar 1792 gesetzt habe; wenn sie dem nicht folgten, bleibe nichts übrig, als ihnen den Krieg zu erklären. Narbonne setzte darauf die Versammlung in Kenntniß, daß drei Armeen unter Lafayette, Rochambeau und Luckner, zusammen 150,000 Mann, an der Ostgrenze aufgestellt werden sollten. Nun füllten sich die Blätter der Journale mit Kriegsruf. Das Cabinet aber suchte noch durch ein diplomatisches Manöver den Sturm zu beschwören. Der Graf Segur, vor kurzem von Petersburg heimgekehrt, wurde nach Berlin gesandt; sein Auftrag war, den König von Preußen zur Absonderung von Oestreich zu bewegen. Dies mislang völlig. Ebenfalls die bald nachher veranstaltete Sendung des jüngern Custine nach Braunschweig, dessen Herzog man, vermuthlich durch Mirabeau's vortheilhafte Charakteristik desselben veranlaßt,*) zur Annahme des Oberbefehls über die französische Armee gewinnen wollte. Man irrte sich zwar nicht in der Meinung von dessen Sympathie für Frankreich, aber doch in der Erwartung eines Entschlusses, bei dem jener seine Stellung als deutscher Reichsfürst und zu Preußen hätte in die Schanze schlagen müssen. Es war ein Gewinn für Frankreich, daß er nicht auf den Antrag einging; man ersparte sich eine Enttäuschung über dessen Feldherrntalent, wovon man hätte die Kosten tragen müssen.

Abermals mischte sich nun die Demagogie in die Verhandlungen der Nationalversammlung. Legendre, Anacharsis Cloots und Louvet kamen nacheinander mit Deputirten von pariser Sectionen und begehrten Beschluß der Anklage gegen die Prinzen und des Kriegs gegen ihre fürstlichen Beschützer. Nun forderte Brissot in einer zweiten eindringlichen Rede 29. December zum Kriege auf

*) S. oben S. 75.

und Condorcet begleitete diese mit einem Manifeste, in dem der Krieg nach Principien der neuen Philosophie den Völkern anzukündigen sei, namentlich daß man nie einen Eroberungskrieg gegen die Freiheit der Völker führen werde.*) Beides wurde mit dem lebhaftesten Beifall erwidert. Der König ließ darauf erklären, daß er bedacht sein werde, die Würde der Nation aufrechtzuhalten. Auf Wahrscheinlichkeit eines Kriegs führte nun eine Note Leopolds vom 21. December, worin dieser anzeigte, daß sein in Belgien befehligender Feldmarschal Bender von ihm angewiesen worden sei, dem Kurfürsten von Trier, im Fall dieser angegriffen würde, Hülfe zu leisten, und daß die Monarchen einverstanden seien zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und zur Sicherheit und Ehre der Kronen. Hierüber wurde zunächst in dem diplomatischen Ausschuß verhandelt. Am 1. Januar 1792 aber, wo die den Emigranten gesetzte Frist abgelaufen war, brachte es Gensonné zum Beschlusse eines Anklagedecrets gegen die Prinzen, Calonne, Vicomte Mirabeau und den Marquis Laqueille, der ein Emigrantencorps in den Niederlanden gebildet hatte. Eine Anzeige des Kurfürsten von Trier, daß die Emigrantenrüstungen aufgehört und ihre Corps sich aufgelöst hätten, verdiente und fand keinen Glauben. Die Erhitzung steigerte sich durch die von Isnard und andern Girondisten 5. Januar gehaltenen Reden; die ganze Macht gekränkten und trotzigen Nationalgefühls aber brach hervor, als 14. Januar Gensonné über Leopolds Note vom 21. December berichtete und den Krieg als nothwendig darstellte, und darauf Guadet mit argwöhnischer Deutung der Worte Leopolds vom Einverständniß der Fürsten auf einen Congreß es als Verrath bezeichnete, wenn irgend ein Franzose an einem solchen Congresse, oder einer Vermittlung zwischen der Nation und den ausgewanderten Rebellen, oder endlich einem Vergleich mit den deutschen Fürsten wegen des vierten Augusts Theil nähme. Die Deputirten erhoben sich allzumal und stimmten mit lärmendem Zuruf Guadet's Antrage bei; die Tribünen begleiteten es mit ungestümen Ausbrüchen des Beifalls. Die Minister begaben sich sogleich

*) Dies ein Artikel der Constitution.

zum Könige und noch an demselben Abende kam dessen Bestätigung des gefaßten Beschlusses. Also zerfloß die gesamte Entschädigungssache der deutschen Grenzfürsten in der wichtigern Frage über die Gefahr, welche die Franzosen in dem Einverständniß der Mächte des Auslandes mit den Emigranten und der alten Ordnung des französischen Staates sahen.

Darauf hielt Brissot 17. Januar seine dritte Kriegsrede. Der wahre Feind Frankreichs, sagte er, sei jetzt der Kaiser; er sinne auf Angriff; dem müsse man zuvorkommen. Die Constitution sei dem Kaiser wie allen absoluten Thronen ein ewiges Anathema, Unterhandlungen machten die Sache schlimmer. „Eure Feinde," schloß er, „sind Könige und Ihr seid Volk; sie sind Despoten und Ihr seid frei; es giebt keine aufrichtige Capitulation zwischen der Tyrannei und der Freiheit." Wie er, so riefen Isnard, Vergniaud und Fauchet auf zum Kriege. Dem Könige war bänglich dabei zu Muthe; er sträubte sich vor dem Gedanken an Krieg; Minister de Lessart wurde sorglich, wie er eine Verantwortung werde bestehen können, und beauftragte 21. Januar den französischen Gesandten in Wien, von dem Kaiser eine offene Erklärung über seine Absichten gegen Frankreich zu begehren. De Lessart hatte Ursache, für sich besorgt zu sein; er wußte schon, wie die Stimmung Oestreichs war, hatte aber sich nicht getraut, ein Actenstück vorzulegen, worin Fürst Kaunitz sich ausgesprochen hatte. Dies war schon 5. Januar an Noailles und 12. Januar an de Lessart gelangt. Es enthielt die stärksten Auslassungen gegen die Jacobiner. „Diese Ungeheuer," schrieb Kaunitz im Namen des Kaisers, „sind nicht genug verabscheut, nicht genug bekannt; sie sind nicht blos Feinde aller Religionen, aller Throne; sie haben es abgesehen auf die gesellschaftliche Ordnung, auf das Eigenthum, auf die Eigenthümer, um überall die Herrschaft der Brigands zu errichten."*) Als nun Noailles seinen Auftrag ausrichtete, wurde Rath beim Kaiser gehalten und zunächst ein Bund mit Preußen 7. Februar zu Stande gebracht, nach welchem Oestreich 180,000, Preußen 60,000 Mann

*) Mém. d'un homme d'état I, 192. 261.

zu stellen übernahmen, um die Monarchie in Frankreich wieder aufzurichten, und einen Congreß zu Bestimmungen über künftige Verfassung Frankreichs zu berufen übereinkamen. Darauf wurde 17. Februar eine Note an das französische Cabinet gerichtet, worin abermals die strengste Misbilligung des jacobinischen Unwesens, der Verfolgung der Geistlichen ꝛc. enthalten war; zwei Tage darauf gab Kaunitz dies in gleich starken Ausdrücken dem Gesandten Noailles zu erkennen. Er nannte die Jacobiner eine verderbliche Secte, nicht blos als Feinde des allerchristlichsten Königs und der Grundprincipien der gegenwärtigen Constitution, sondern als die Störer des Friedens und der öffentlichen Ruhe. Die Sache des Kaisers sei die aller Mächte. Er werde einem Angriffe zu begegnen wissen. Dies durfte de Lessart der Nationalversammlung nicht vorenthalten. Er berichtete es 1. März, am Todestage Leopolds. Murren und Lachen im Wechsel begleiteten die Vorlesung des östreichischen Schreibens. Nun aber bemächtigten sich die Clubs und Journale des Stoffes und sogen Gift daraus; das Schreiben sollte nach ihrer Behauptung vom König mit dem Kaiser verabredet sein; die Jacobiner wütheten über die gegen sie gerichteten Schmähungen; der Nationalstolz erhob seine Stimme gegen die Beleidigung, die man ihm angethan. Der Sturm richtete sich gegen de Lessart. Das ganze Ministerium sollte fallen.

Narbonne war dem Könige misfällig geworden, als den Jacobinern Brissot, Condorcet ꝛc. zu geneigt, als Gegner Bertrands de Molleville, den er in Journalen angriff, und als indiscreter Diplomat, der seine Geheimnisse nicht vor der Frau von Staël bewahren könne. Er wurde entlassen 9. März. Tags zuvor war Bertrand de Molleville in der Nationalversammlung angeklagt worden; als Ludwig ihn nicht lassen wollte, trat Brissot 10. März als Ankläger de Lessart's auf, legte ihm zur Last, Interesse und Ehre der Nation verabsäumt zu haben, und hob besonders die Verheimlichung der kaiserlichen Note vom 5. Januar hervor. Die Mehrzahl stimmte ihm bei; de Lessart wurde verhaftet und nach Orleans abgeführt. Der Abend des 10. März war für den König und seinen Rath sehr düster. Cahier de Gerville, gegen den man nichts

hatte, nahm von freien Stücken seine Entlassung; von den übrigen Ministern konnte sich keiner mehr lange halten und keiner dem Könige viel nützen. Der Justizminister hatte 12. und 13. März mit seiner Rechtfertigung vor der Nationalversammlung zu thun. Dem Könige, der die Royalisten fern halten mußte und dem die Constitutionellen keine Hülfe gebracht hatten, blieb nur übrig, seinen Rath aus dem Lager der bisherigen Widersacher des Throns und der Constitution zu holen.

Drittes Capitel.

Das Ministerium der Girondisten. Die Kriegserklärung. Der 20. Juni.

Die Gironde nahte ihrem Höhestande. Es ist zu vermuthen, daß sie bei ihren Anfeindungen der Minister von vorn herein den Gedanken gehabt habe, selbst sich des Ministeriums zu bemächtigen; gewiß ist, daß Brissot bei der Anklage de Lessart's darauf ausging. Seine Berechnung glückte; der König wählte nach den Winken, die Brissot's Journal gab, und man nannte Brissot den Ministermacher. Zuerst 15. März ernannte er einen neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den General Dumouriez. Diesen hatte Gensonné in der Vendee kennen gelernt, an Narbonne, den Freund der Gironde, empfohlen, nunmehr Brissot in Vorschlag gebracht, zugleich auch der Intendant der königlichen Civilliste, Laporte, als einen Mann von viel Talent, der sehr nützlich oder sehr gefährlich werden könnte, ihn dem Könige bezeichnet. Dumouriez war in unruhiger Thätigkeit, in dem Eifer an- und aufzuregen, der Gironde verwandt; als Mann von viel Talent an seinem Platze, aber nach seinem Charakter nur geeignet, den König und die Gironde selbst in schlimme Krisen zu bringen. Die neue Besetzung der übrigen Ministerien ging langsam von statten; es war, als ob der König jeden einzelnen der bisherigen Minister möglichst lange behalten wollte; nach und nach traten Lacoste, Roland, Clavières, Duranton ein; 8. Mai ward mit Servan's Bestellung zum Kriegsminister

an die Stelle de Grave's der Wechsel vollendet. Die bedeutendste Persönlichkeit neben Dumouriez war Roland, Minister des Innern; ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und von strenger Redlichkeit; im Aeußern von ungefälligen Formen; aus Grundsatz Freund der neuen Ordnung der Dinge, durch den Einfluß seiner republikanischen Frau und die Versammlung der Girondisten um diese darin bestärkt und in eine Sphäre von Begriffen und Ansichten geführt, wo die Weiterbewegung an der Ordnung war. Vermöge seines Charakters drückte er dies nicht durch Beweglichkeit und Feuer, sondern durch eine Rigidität gegen König und Hof aus, die nicht nur den Anstand verletzte, sondern an Pedantismus grenzte. Er läßt sich mit unserem J. H. Voß vergleichen. Daß er in rundem Hut und mit Bänderschuhen am Hofe erschien, war ein Entsetzen für den Cärimonienmeister. Dem Könige aber war er widerwärtig als Feind der eidweigernden Priester. Clavières, der Genfer, hatte ausgezeichnete Fähigkeiten, Kenntnisse und Erfahrungen im Finanzwesen; seiner Gesinnung nach gehörte er der Gironde an; ebendahin neigte sich Servan. Die Stimmen Lacoste's und Duranton's folgten der Mehrzahl im Rathe. Das Ministerium, in gewisser Art dem englischen Coalitionsministerium vom Jahre 1783 zu vergleichen, hatte weniger den Charakter eines constitutionsmäßigen Raths für den König, als einer Mission, diesen zum Jacobinismus der Gironde zu bekehren. Frau Roland war dabei bedeutender, als vorher Frau von Staël in ihrem Verhältniß zu dem Ministerium der Feuillans. Ihr Platz war dem Throne gegenüber; solchen suchte Frau von Staël erst in der Zeit des Consulats. Ihren Charakter in Ehren: ihr Einfluß war von Unheil. Sie war für die Gironde, was die Königin im Rathe des Königs gewesen war.

Die Gironde stand schon nicht mehr auf fester Basis; ihre Höhe war nur scheinbar; sie versuchte nicht, sich dem Revolutionsstrome entgegenzustemmen, wie Mirabeau, die Lameth, die Feuillans gethan hatten; sie schwamm fort mit dem Strome, sie fuhr fort, die Bewegung zu beschleunigen, und schon wuchs diese ihr zu Häupten. Ihr schlimmster Gegner war Robespierre. Die persönliche Feindschaft desselben gegen Brissot ging auf die Parteien über. Dies

bildete sich im Jacobinerclub aus. Diesen machte Robespierre zu seinem Lager; alles Andere, was davon ablenken konnte, wies er von der Hand; zum öffentlichen Ankläger bei dem pariser Criminalgerichte bestellt, versäumte er sein Amt, bis ihm der Präsident Vorwürfe machte; darauf kam er gar nicht wieder. In seinem Kriegseifer hatte Brissot die Stimme der Nation für sich; aber die Stimme des Parteigeistes wurde mächtiger als jene. So hatte die rothe Mütze eine Zeit lang höhere Bedeutung als die Nationalkokarde. Robespierre's Stärke war das Verleumden und dies ist bei der Demagogie und in revolutionärem Fieberzustande ebenso wirksam, als an den Höfen die Cabale und die scandalöse Chronik. Es gelang ihm wunderbar, durch Verdächtigung seiner Gegner — und das waren Alle, die seiner Herrschsucht im Wege standen — und durch die jetzt anhebenden Klagen, daß er angefeindet werde, den Schein eines rechtschaffenen und tugendhaften Volksfreundes an sich zu bringen. Es war der ganz gemeine Angriffskrieg der Heuchler, der in der moralischen und politischen Welt so leicht gelingt, sich von der Tugend Helm, Harnisch und Banner zu borgen und die Gegner mit giftigen Pfeilen zu verwunden. Außer den Reden im Jacobinerclub verbreitete ein von ihm herausgegebenes Journal, „Vertheidiger der Constitution", seinen Ruf. Früher hatte seine Rede, gleichviel welchen Inhalts, die Geduld der Zuhörer auf die Probe gestellt, manchmal übermannt; jetzt wurde die Geduld kraft des Parteigeistes unermüdlich, die Anschwärzungen seiner Gegner und sein Eigenlob zu vernehmen. Er verstand es, seine Feinde als die der Jacobiner darzustellen. Seine Taktik war behutsam; seine Pfeile folgten der Schlangenlinie. Er war Heuchler, als er 2. März gegen zu großen Eifer für Republik sprach; aber es galt ihm den Girondisten, denen man jenen beilegte, einen Streich zu versetzen. Diese sprachen ihre Unkirchlichkeit offen aus, Robespierre sprach von Vorsehung, was Guadet bei ihm für Superstition erklärte, vielleicht richtiger Heuchelei hätte nennen können. Am 23. April sprach er von einer Faction von Intriganten, die sich auf den Trümmern der Freiheit erheben wollte. Seine Hauptstütze war Danton, wie Brissot's Guadet. Der Streit ging auch in die Jour-

nale über. Louvet gründete ein Journal, die Schildwache; Roland sorgte für dessen Versendung; dieser Umstand und Louvet's Ausfälle gegen Robespierre erhöhten den Ingrimm des Letztern. Was aber dieses und Brissot's französischer Patriot von Polemik gegen Robespierre enthielt, wurde bei weitem überboten durch Marat's seit 12. April wiedererscheinenden Volksfreund. Petion suchte zwischen Brissot und Robespierre zu vermitteln, wie früher schon einmal der alte Dussaulx; aber Aussöhnung war bei Robespiere, wenn einmal Haß und Neid ihn trieben, unmöglich. Einverstanden waren die Parteien nur darin, der Revolutionsbewegung keine Schranken zu setzen; die Gironde ging ans Werk, selbst sich ihr Grab zu bereiten.

Die Reibungen zwischen beiden Parteien waren großentheils auf den Jacobinerclub beschränkt: Vergniaud's Betrieb der Amnestie für die Mörder von Avignon 19. März war das unheilvolle Wahrzeichen, daß sie im Zerrüttungsproceß verwandte Bahnen beschritten. Es kam die Zeit der Pikenmänner aus den Vorstädten, die Brissot zum ersten Patron gehabt hatten, und der bewaffneten Deputationen. Die Schweizer von Chateauvieux kehrten von den Galeeren von Brest zurück; eine Deputation des pariser Jacobinerclubs hatte sie von Brest abgeholt, Nationalgarden von dort sie geleitet, jeder Ort unterwegs sie festlich empfangen und mit Bürgerkronen geschmückt; in Paris das Volk der Vorstädte sich den Jacobinern zu ihrer Bewillkommnung verbunden. Sie zogen 9. April mit Trommelschlag in die Nationalversammlung ein, nach ihnen folgten Pikenmänner der Antonsvorstadt und Gonchon, ihr Redner, der schon 6. März in jener die Macht der Piken mit den hochtrabenden Worten angekündigt hatte: „die Piken sind nur von den Brigands und Conspiranten zu fürchten. Die Minister, die Civilliste ꝛc. werden untergehen, aber die Constitution, die Freiheit und die Piken wird man immer triumphiren sehen." Ungeachtet des heftigen Widerspruchs der Rechten erlangten sie die Ehre der Sitzung. Die Jacobiner, bei denen hauptsächlich Collot d'Herbois sich der Schweizer annahm, veranstalteten für sie ein Fest. Die Feier desselben, 15. April, fiel besonders den Pikenmännern von S. Anton anheim. Marat's Volksfreund knüpfte einen Mordruf daran: „Wie verdrüßlich ist es,"

schrieb er, „daß sie nicht den verfluchten Bouillé mit allen seinen Officieren und allen seinen Schergen, die die Waffen zu strecken verweigert hätten, niedergehauen haben! Wie unglücklich ist es, daß sie nicht darauf in die Hauptstadt gekommen sind, den Despoten und alle Räthe, die an der Verschwörung Theil hatten, mit dem Tode zu bestrafen. Blos die heilige Lehre vom Widerstande gegen schlechte Verordnungen kann den Staat retten; wird denn der Volksfreund sie für Taube predigen?"

Die Volksbewegung wurde drohender mit dem von der Gironde betriebenen Beschlusse des Kriegs. Nach der letzten Erklärung Leopold's vom 17. Februar*) war er noch nicht unvermeidlich und Leopold würde gern jeden Anlaß benutzt haben, sich dessen zu überheben; aber die Drohungen der Höfe, die Befürchtungen, daß sie mit einem Angriffsplan auf Frankreich beschäftigt seien, die nicht eingestellten Rüstungen der Emigranten hatten die Sache so weit gebracht, daß Dumouriez wie zur zwölften Stunde der Arbeit kam, und nur das Wort der Kriegserklärung Frankreich zufiel. Oestreich und Preußen verständigten sich eben über die zu treffenden Anstalten für den wahrscheinlichen Fall eines Kriegs, der Herzog von Braunschweig hatte einen Aufsatz über die Führung desselben zu entwerfen gehabt; diesen sollte Bischoffswerder dem Kaiser vorlegen; Bischoffswerder war eben deshalb in Wien angekommen, als Kaiser Leopold 1. März plötzlichen Todes starb. Man sagte, er sei von der Propaganda der Jacobiner vergiftet worden, wie bald nachher auch Gustav's III. Ermordung den Jacobinern schuldgegeben wurde. Weder hier noch dort hatten sie Theil an Rath und That. Es gab auch Stimmen, welche behaupteten, das Gift sei ihm beigebracht worden, weil er zu langsam zum Kriege für die Gegenrevolution und zu sehr Philosoph gewesen sei. Ob er überhaupt an Gift gestorben sei, ist mit Recht bezweifelt worden; Gewinn von seinem Tode hatte die Kriegslust der Emigranten sowohl als der Girondisten.

Sein Nachfolger Franz, kaum 24 Jahr alt, ließ dem alten

*) S. oben S. 473.

Kaunitz die Oberleitung der auswärtigen Angelegenheiten, doch kam neues Personal und auch ein anderer Wille als zu Leopolds Zeit in den Reichsrath. Die Vorstellung von fürstlicher Autorität, welche Franz nachher in seiner Regierungsweise mit einer an Grausamkeit grenzenden Härte bethätigt hat, gab schon damals ihm die Entschlossenheit, es auf einen Krieg mit dem empörten Frankreich ankommen zu lassen. Der Oberstthofmeister Franz von Colloredo, der des jungen Monarchen Erziehung geleitet hatte, wurde Cabinetsminister und bekam eine gewichtige Stimme im Cabinet, ohne das für jene Zeit nöthige Maß von Einsicht, Erfahrung oder Charakter dazu mitzubringen. Jetzt begann die Politik Oestreichs gegen Frankreich, sich der Leidenschaftlichkeit hinzugeben. Kaunitz hatte in der Erklärung über die Jacobiner die Hand dazu geboten; er that dies fernerhin, ohne sich in Allem unmittelbar damit zu befassen. Oestreichs Bund mit Preußen bestand fort, Noailles wurde am wiener Hofe mit Zurücksetzung behandelt, und Kaunitz ließ diesem durch Cobenzl 18. März eine Note übergeben, nach welcher Oestreich in seinen frühern Entschließungen vom 17. Februar zu beharren erklärte. Demnach wollte es sein Heer in Belgien lassen; der Vertrag der Monarchen werde fortbestehen, so lange die französischen Zustände es nöthig machten; zugleich war nochmals von einer blutgierigen und rasenden Faction (der Jacobiner) die Rede. Nun kreuzten sich die Noten. Ehe noch die östreichische nach Paris kam, sandte Dumouriez 19. März von dort eine Aufforderung an das wiener Cabinet, die Truppen von der belgischen Grenze zu entfernen und die Emigrantencorps aufzulösen; als Erwiderung auf Kaunitzens Note vom 18. März begehrte er offene Schlußerklärung durch den Courrier, der seine Note überbrächte, widrigenfalls sehe man den Krieg als beschlossen an. König Franz war über Dumouriez's erste Note sehr aufgebracht; Kaunitz weigerte sich, persönlich mit Noailles weiter zu verhandeln; der Vicekanzler Philipp von Cobenzl wurde damit beauftragt. Nach der Ankunft von Dumouriez's zweiter Note wurde 4. April Rath gehalten und darauf erhielt Noailles den Bescheid, daß Oestreich Entschädigung der deutschen Fürsten, Rückgabe Avignon's an den Papst und eine ruheverbür-

gende innere Ordnung Frankreichs begehre; das hieß Herstellung der Monarchie auf die Basen der Sitzung vom 23. Juni 1789, also Herstellung des Adels und Klerus als Stände, und Rückgabe der Güter des Klerus.

Dies stellte Dumouriez dem Könige als Zwang zum Angriffskriege vor und Ludwig hatte nicht den Muth, nein zu sagen. Am 20. April erschien er mit allen Ministern in der Versammlung, ließ nach kurzer Anrede dieser den Bericht seines Ministeriums über die Unvermeidlichkeit des Krieges vortragen, und erklärte darauf, daß er der Verfassung gemäß komme, den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen förmlich in Vorschlag zu bringen. Man bemerkte, daß er tief bewegt war; seine Stimme zitterte; Thränen traten ihm in die Augen. Die Sitzung wurde bis zum Abende ausgesetzt. Dieser Abend bietet ein Seitenstück zu der Stimmung, welche die Beschlüsse des 4. August 1789 und des 19. Juni 1790 eingab. Nicht die Gironde war im Eifer voraus; es war nicht mehr Partei-, es war Nationalsache. Lasource, Freund der Gironde, wollte, daß die Sache dem diplomatischen Ausschuß übergeben würde; noch zwei Stimmen mahnten zu reifer Ueberlegung; aber Mailhe wandte sich an den Muth der Nation; der Schluß seiner Rede: „Verliert nicht die Zeit mit eitelen Verhandlungen; mit einem Worte, thut den braven Vertheidigern des Vaterlandes nicht die Beleidigung an, einen einzigen Augenblick an ihrem Muthe zu zweifeln," begleitet von Beifallslärm in der Versammlung und auf den Tribünen, schnitt die Verhandlungen über vorbereitende Maßregeln ab; es wurde beschlossen, sogleich über die Frage selbst, ob Krieg oder nicht, abzustimmen. Hua und Becquet riethen ab vom Kriege, der Letztere mit einer trefflich motivirten Rede; aber unter denen, die das Wort gegen sie nahmen, war selbst der gemäßigte Pastoret. Als Becquet auf die Finanznoth hinwies, rief Cambon, Chef des Finanzausschusses: „Mein Herr, die kennen Sie nicht, wir haben mehr Geld als nöthig ist." Nämlich noch boten die Assignaten Hülfe dar; sie wurden aber 30. April auf 1700 Mill. gesteigert. Nun mahnte auch Guadet zu sofortiger Abstimmung.

Robespierre's Parteigänger Bazire suchte durch Herbeirufung des Dämons der Verdächtigung den Beschluß aufzuhalten; sein Meister mag ihm seine Rolle gemacht haben; er wollte, daß, wenn einmal Krieg sein sollte, dieser nicht von Verrath begleitet sei, und daß man mindestens drei Sitzungen bestimmen sollte, alle Redner darüber zu hören. Das Letztere fand einigen Beifall, aber Mailhe sprach: „Beeilt Euch der edeln und gerechten Ungeduld unseres guten und loyalen Volks nachzugeben; bedenkt, daß Ihr vielleicht die Freiheit der ganzen Welt beschließt. Ein Krieg für eine solche Sache und unter solchen Umständen unternommen, muß nicht wie die Geißel, sondern wie der Triumph der Menschheit angesehen werden." Auch der heldenmüthige Aubert Dubayet trieb zur Abstimmung; er sprach ein schönes Wort, das sich leider nicht bestätigen sollte: „Fürchtet nicht, Eure Entscheidung zu übereilen, sie kann nicht rasch genug sein; denn so wie Ihr den Krieg werdet beschlossen haben, werden alle Bürger genöthigt sein, sich auszusprechen; alle Parteiung wird in das Nichts zurücktreten, die Fackeln der Zwietracht werden erlöschen, um nur durch Feuer der Kanonen und Bayonnette ersetzt zu werden." Es wurde keiner mehr ruhig angehört. Merlin von Thionville rief zuletzt: „Man muß den Königen Krieg, Frieden den Völkern erklären." Unter jubelndem Beifall der Tribünen wurde abgestimmt. Nur sieben Stimmen, Theod. Lameth, Dumas, Jaucourt ꝛc. protestirten gegen den im Sturme gefaßten Beschluß. Condorcet hatte ein Manifest bereit, das den Vorwurf eines Angriffskriegs von den Franzosen abwenden und das Recht ihrer Waffen aussprechen sollte. Vergniaud beschloß das Ganze mit einem enthusiastischen Aufrufe zu Wiederholung des Schwurs vom Föderationsfeste 1790 und vom 14. Januar 1792: „Frei leben oder sterben, die Constitution ganz, ohne Aenderung, oder den Tod!" Indessen hatte Gensonné im diplomatischen Ausschusse dem Beschlusse die Form eines Decrets gegeben; es wurde gebilligt und noch denselben Abend überbrachte es eine Deputation dem Könige. „Es sollte," so sprach das Decret, der Constitution gemäß, „kein Eroberungskrieg, kein Krieg gegen die Freiheit irgend eines Volkes sein, kein Krieg von Nation zu Nation, sondern die gerechte Ver-

theidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs. Die Franzosen würden nie ihre Brüder mit ihren wahren Feinden verwechseln, nichts vernachlässigen, um das Weh des Kriegs zu verringern, das Eigenthum zu schonen und die Uebel des Kriegs auf die gegen Frankreich Verbündeten zurückfallen zu lassen. Die Fremden, welche die Sache der Feinde abschwören und sich unter Frankreichs Fahnen stellen würden, sollten willkommen sein und für ihre Niederlassung in Frankreich gesorgt werden." Nicht leicht ist je ein Krieg mit so schön und hochherzig lautender Ankündigung unternommen worden.

Acht Tage darauf kam es zum ersten Zusammentreffen mit den Feinden. Dumouriez meinte durch rasches Losschlagen in Belgien Feld gewinnen zu können. Rochambeau und Lafayette sollten dahin aufbrechen. Einige Tausend Franzosen von Rochambeau's Armee gingen unter Theodor Dillon von Lille aus über die belgische Grenze; sie stießen 29. April auf Oestreicher, kamen beim ersten Waffengeklirr in Unordnung, schrien Verrath, flohen gen Lille zurück und ermordeten ihren General. Auch die 10,000 Mann, mit denen Biron von Valenciennes aus in Belgien einrückte, wurden meuterisch und flüchtig; Biron ward mit dem Tode bedroht. Rochambeau legte den Armeebefehl nieder; Luckner trat an seine Stelle. Doch kleine Scharmützel ausgenommen, ruhten die Waffen bis zum Anzuge der preußischen Armee.

In jener Meuterei erkennen wir eine neue Probe von den Wirkungen des längst regen Argwohns gegen die Officiere. Der nachher so treffliche Leiter des französischen Kriegswesens, Carnot, hat vielleicht einen Theil der Schuld zu tragen. Ihm war das in manchen Stücken zu kleinliche Reglement Narbonne's zuwider; in der gerechten Rüge desselben (19. April) kam aber auch vor: „Ich behaupte, daß ein Soldat nur gehorchen muß, wenn man ihn im Namen und kraft des Gesetzes commandirt. Deshalb ist der passive Gehorsam inconstitutionell, und in allen Fällen ist Widerstand gegen Unterdrückung ein natürliches Recht; in der Mitte zwischen dem passiven Gehorsam des Soldaten und der Indisciplin, die die Heere zu Grunde richtet, ist der vernünftige Gehorsam; dieser grade un-

terscheidet den Menschen von dem Lastthiere." Doch Marat's Volksfreund mit seinem Geschrei von Verrath wirkte unmittelbar. Jene Meuterei in dem Militär der Revolution, keineswegs ohne frühere Vorgänge, ist aber das erste Wahrzeichen von dem Einfluß, den der Krieg auf Verschlimmerung der bösen Säfte der Revolution haben sollte. Mazarin konnte einst sagen, der Krieg reinigt Frankreich von seinen bösen Säften; die Revolution aber ward dadurch nur krampfhafter. Das Geschrei Verrath hatte seinen Widerhall in Paris; Collot d'Herbois rief Verrath bei den Jacobinern; die Cordeliers sandten eine Deputation an die Nationalversammlung, die Generale anzuklagen; Marat schrieb in seinem Volksfreunde: „Meine Hoffnung ist, daß die Armee die Augen öffnen und erkennen wird, daß das Erste, was sie zu thun hat, ist, ihre Generale zu massacriren." In dem folgenden Blatte forderte er das Volk auf, Feuer und Schwert über die brandige Majorität der Nationalrepräsentanten zu bringen. Der Beschluß eines Anklagedecrets gegen Marat fruchtete wenig; ruhiger wurde es nicht; auch Carra's patriotische Annalen und andere Blätter reizten das Volk auf gegen den Hof, gegen den östreichischen Ausschuß, der in den Tuilerien sei, der mit einer Bartholomäusnacht gegen die Patrioten und mit der Flucht des Königs umgehe.

Die Gironde, wie sehr auch schon mit der Gewaltpartei zerfallen, war in der heillosesten Verblendung; während Minister ihrer Partei den König beriethen, traten Brissot und Guadet 20. Mai ff. mit der schon von Camille Desmoulins ꝛc. in Gang gebrachten Behauptung hervor, es gebe in den Tuilerien einen östreichischen Ausschuß, und verbanden damit eine Anklage gegen die Exminister Montmorin, Duport-du-Tertre und Bertrand de Molleville. Sie hatten Grund, an der Aufrichtigkeit des Königs, an den constitutionellen Gesinnungen der Königin zu zweifeln, ihr Verdacht geheimen Einverständnisses derselben mit den Mächten des Auslandes und stattgefundener Versuche, durch Bestechung, Journalartikel ꝛc. auf das Volk zu wirken, war vollkommen treffend: aber wozu jener Pessimismus? War es der Drang zur Republik? oder nur der Kitzel, sich an dem Hofe zu reiben? Guadet schrieb einen vorwurfs-

vollen Brief an den König, daß dieser sich noch nicht zu einem beeidigten Priester entschlossen habe; die Absendung desselben hatte Dumouriez Mühe, zu hindern. Es ist nicht zu leugnen, daß die Leidenschaftlichkeit der Girondisten die Entwickelung ihrer großen Talente zur Wohlfahrt Frankreichs unablässig störte und daß sie, wenn ihres Zweckes auch sich bewußt, doch in der Wahl der Mittel Irrthümer begingen, die sich nothwendig an ihnen selbst strafen mußten. Es war schon demüthigend für sie, daß bald nach jenen Anträgen Brissot's und Guadet's der schmutzige Chabot, dessen Genossenschaft sie verschmähten, auftrat und sich vermaß, aus 182 Actenstücken die bösesten Anschläge eines östreichischen Ausschusses beweisen zu wollen, nachher aber nicht ein einziges zu liefern vermochte. An jene Verdächtigung des Hofes knüpften sich zunächst Anschuldigungen gegen die königliche Leibwache. Auch hier war nicht Alles eitel. Die Leibwache war meist aus altköniglich gesinnten Officieren und Soldaten zusammengesetzt und weit stärker, als sie sein sollte, man wollte wissen, an 3500 Mann stark. In ihr befanden sich mehrere der nachmaligen Anführer der Vendeer, ein d'Elbée, Lescure ꝛc. Vom Standpuncte des Hofes aus hatte das nicht anders geschehen können und es war keine Abweichung von der Constitution, welche dieser Gefährde drohte. Aber der Argwohn machte daraus ein Werkzeug zur Gegenrevolution. Girondisten und Männer des Berges wetteiferten im Angriffe; eine Deputation von anderthalbtausend Pikenmännern, mit Trommelschlag durch den Sitzungssaal der Nationalversammlung durchmarschirend, gab auch ihr Wort dazu; die Leibwache mußte entlassen werden. Zur Schloßwache sollte einstweilen die Nationalgarde gebraucht werden. In dieser Zeit häuften sich die rohsten Pöbelexcesse, unter den Augen der königl. Familie und absichtlich zu deren Kränkung begangen. Eines Tags klagte die Königin gegen Dumouriez: „Ich bin trostlos; ich wage nicht an der Gartenseite ans Fenster zu gehen. Gestern Abend habe ich mich an dem Fenster des Hofes gezeigt; ein Kanonier der Wache hat mir ein grobes Schimpfwort zugerufen und hinzugesetzt: Was für ein Vergnügen würde ich haben, wenn ich Deinen Kopf auf der Spitze meines Bayonnettes sähe! In

diesem entsetzlichen Garten sieht man auf einer Seite einen Menschen, der auf einem Stuhle stehend mit lauter Stimme Gräuel gegen uns abliest, auf einer andern ist es ein Officier oder ein Abbé, den man nach einem Bassin schleppt und mit Schmähungen und Schlägen überhäuft, und indessen spielen Andere Ballon oder gehen ruhig spatzieren. Welcher Aufenthalt! Welches Volk!" Daß die Königin, deren Blut vor Ingrimm kochte, die schwärzesten Farben nahm, giebt man gern zu; jedoch manches von dem, was sie angab, war vorgekommen; im Garten der Tuilerien hatte ein Kerl einen Aufruf zur Ermordung des Königs vorgelesen. Von hündischer Pöbelfrechheit aber wird uns berichtet, daß einst die Königin schallendes Gelächter unter ihrem Fenster hörte und ihrer Vorleserin, der Frau von Campan sagte, sie möge sehen, was da wäre, daß diese einen Menschen sah, der niedergekauert sich fast entblößt hatte und den Rücken dem Zimmer der Königin zuwandte. Die Königin wurde mehr als je vorher Gegenstand des Argwohns, des Hasses, der Verleumdung und Beleidigung; östreichischer Ausschuß, Conspiration, Verrath, das war gäng und gebe in Journalen und im Munde des Volks. Gab es falsche Assignaten, so hieß es, die Königin habe sie fabriciren lassen; als in Sevres der ganze aufgekaufte Vorrath einer Schmähschrift, die die Lamothe in London hatten drucken lassen, verbrannt wurde, hieß es, das sei das Archiv des östreichischen Ausschusses, und die Versammlung verhandelte vier Tage darüber. Danton's Freund Lacroix sprach 3. Juni von der Nothwendigkeit einer Isolirung der Oestreicherin; etwas später, 14. Juni, erklärte Danton, man müsse Schrecken gegen den Hof aufbieten und den König durch Zwang dahin bringen, daß er die Königin nach Wien zurücksende. Also hatte die Bestellung eines girondistischen Ministeriums durchaus nicht zur Beruhigung des Volkes beigetragen; wiederum hatte dies Ministerium ebendarum dem Könige nicht volles Vertrauen abgewinnen können und in einer Gewissensfrage war es nicht vermögend, seinen Willen zu bestimmen.

Es betraf abermals die eidweigernden Priester. Die Gironde — zu geschweigen des rohen Berges — war, wie schon bemerkt, in Unkirchlichkeit der vormaligen Linken der constituirenden

Versammlung wohl noch voraus; 6. April bewirkte die Linke Abschaffung jeglichen kirchlichen Costüms; 28. April Aufhebung aller noch übrigen kirchlichen Corporationen und Brüderschaften. Der fortdauernde ja zunehmende Widerstand der altgläubigen Priester und die Unruhen, die man ihnen schuld gab, verschlimmerte die Stimmung der Gironde und des Berges. Roland berichtete, daß aus 42 Departements Beschwerden über jene eingegangen seien. Roland war schwerlich der Mann, irgend etwas zu Gunsten der Priester zu deuten; vielmehr lag es in seiner Gesinnung, zu gestrengem Verfahren gegen sie das Wort zu geben. Nach mehrtägigen Verhandlungen über Rolands Bericht faßte die Nationalversammlung 25. Mai einen Beschluß, der weit härter lautete, als der frühere vom Könige 19. December 1791 zurückgewiesene: Deportation eines eidweigernden Priesters solle zulässig sein, wenn zwanzig Einwohner seines Wohnorts dafür stimmten. Wenn hier der König sich sträubte, seine Zustimmung zu geben, war nicht mehr blos von kirchlicher Befangenheit zu reden; es galt Recht und Menschlichkeit. Deportation war fast so hart, als Galeerenstrafe. Und dies nach ungefährem Urtheil einer rohen, verblendeten, erhitzten Menge! Der König, dessen früheres Veto gegen den Beschluß über die Annahme des Verdachts gegen eidweigernde Priester als Unruhestifter*) noch in frischem Andenken war, verweigerte seine Zustimmung; hier war er fest und consequent.

Die girondistischen Minister, hiedurch in einen Zwiespalt ihrer Ansichten mit denen des Königs gebracht und in einer falschen Stellung, geriethen bald darauf in Streit mit einander und mit der Gewaltpartei. Die Jahresfeier des 14. Juli sollte wieder begangen werden. Der Kriegsminister Servan gedachte dazu 20,000 Föderirte der Nationalgarden aus den Landschaften nach Paris zu berufen; nach der Feier sollten sie ein Lager bei Soissons beziehen. Er besprach dies nur mit Roland und Clavières, nicht aber mit Dumouriez, gegen den diese drei schon lau und mistrauisch waren, und brachte es darauf 4. Juni an die Nationalversammlung. Dies

*) S. oben S. 464.

wurde vom Hofe und von seinen schlimmsten Gegnern, der Partei Robespierre's, gleich schlimm gedeutet. Die Königin sprach von 20,000 Schuften, die im Stande wären, den König umzubringen; Robespierre, der der Gironde die muthmaßliche Hülfsmacht nicht gönnte, behauptete, es sei Gefahr für die Freiheit dabei; der Generalstab der Nationalgarde protestirte, ein Protest von 8000 Bürgern wurde angekündigt. Die Zustimmung des Königs ließ sich kaum erwarten. Rolands Schwäche war die Abhängigkeit von den Rathschlägen seiner Frau; der Charakter der letztern mehr politisch, als weiblich; sie war geistreich und eitel auf ihren Geist; die Girondisten verhandelten an der Tafel Rolands über ihre politischen Entwürfe; Guadet las dort seinen obenerwähnten Brief an den König vor; Frau Roland hatte volles Stimmrecht. Sie nun verfaßte ein impertinentes Schreiben an den König, worin eine lectionsartige und reichlich bittere Auseinandersetzung der Pflichten eines ächt constitutionellen Königs und eine Ermahnung, die beiden Beschlüsse, gegen die eidweigernden Priester und über die 20,000 Föderirten, zu bestätigen. Roland übergab das Schreiben, als komme es von ihm, dem Könige. Der Verdruß des Letztern über den Ton des Schreibens hätte zur Entlassung Rolands genügt. Nun kam aber noch die Einflüsterung Dumouriez's dazu. In Folge dieser entließ der König 12. Juni Roland, Servan und Clavières. Aber Dumouriez fand nun Widerstand in der Nationalversammlung und auch den König vermochte er nicht zur Bestätigung obgenannter Beschlüsse zu bewegen. Er schied 18. Juni freiwillig aus dem Ministerium und begab sich zur Armee Luckners, wo er durch seine Ueberlegenheit und durch die Jacobiner bald diesen altersschwachen Husaren ganz von sich abhängig machte und gegen Lafayette arbeitete. Die darauf folgenden Minister sind nicht der Erwähnung werth. Noch immer hätte dem Könige der Rath Barnave's und seiner Freunde nützlich werden können; er wurde nicht verschmäht, aber es war schon dahin gekommen, daß jeder Weg, den man einschlug, zur Verirrung wurde, und auch kam man nicht davon ab, eigentliche Fehler zu machen.

Ein Fehler war es, daß man Lafayette veranlaßte, seinen Na-

men zu einem Schreiben an die Nationalversammlung herzugeben, worin gegen den Jacobinismus geeifert wurde, und ein Fehler, daß man überdies ein Datum dazu nahm, welches zu den angeführten Thatsachen nicht stimmte, so daß der spitzfindige Guadet deshalb das Schreiben für unächt erklärte. Also wurde dem Hofe ein Betrug zur Last gelegt. Guadet aber hatte nicht umsonst in seiner Kritik des Briefes von Cromwell gesprochen; dergleichen hämische Ausstreuung fand ihren Boden. Nun hatte kurz vorher ein anderer Brief bei den Deputirten böses Blut gemacht. Roland hatte 13. Juni, so wie der Nationalversammlung seine Entlassung angezeigt worden war, dieser sein dem Könige übergebenes Schreiben mitgetheilt. Ist es wahr, daß er in dem Original erklärt hatte, das Schreiben solle ein geheimes bleiben,*) so handelte er nicht als Mann von Ehre. Jedenfalls zeigt er sich als politischer Leidenschaftlichkeit verfallen. Die Wirkung seiner Anzeige war erhöhter Unmuth der Nationalversammlung über des Königs Verweigerung, die beiden letzten Beschlüsse anzuerkennen. Indessen war die Volksbewegung heftiger geworden; die beiden bevorstehenden Veto's des Königs beschäftigten die Menge nicht anders als die Vetodebatte im September 1789. Man nannte den König und die Königin Monsieur und Madame Veto und rüstete sich zum Zwange. Danton hatte schon 14. Juni von Schrecken gesprochen; das Wort war nicht verloren. Eine Deputation der Section Croixrouge drohte 17. Juni vor der Nationalversammlung mit Schrecken: „Diese unbegreifliche Geflissenheit, unablässig das Uebel dem Guten entgegenzusetzen, ist nicht mehr zu dulden, man muß das Schrecken in die Seele der Verschwörer zurückbringen." An dem Tage, wo der König die beiden Veto's aussprach, redete eine Deputation der Marseiller vor der Nationalversammlung: „Es ist Zeit, daß das Volk sich erhebe, dieser edle, aber zu ergrimmte Löwe ist im Begriff, aus seiner Lagerstätte hervorzutreten, um sich auf die Kuppel der Verschwornen zu stürzen."

*) So behauptet Dumouriez 2, 291. Desgl. Dumont, Souvenirs sur Mirabeau 275. Demnach hätte der Brief angefangen: Sire, cette lettre ne sera jamais connue que de vous et de moi, Frau Roland aber ihren Mann vermocht, den Brief der Versammlung mitzutheilen.

Zu einer Gewaltthat, mindestens einer Erhebung der Masse, die dem Hofe die Gewalt derselben vor Augen bringen sollte, wurde schon seit einigen Tagen gerüstet. Der Jahrestag des Schwurs im Ballhause, 20. Juni, sollte gefeiert werden. In der Nationalversammlung blieb es bei einem Nachtrage zu den Beschlüssen des 4. August 1789 und 19. Juni 1790; nämlich alle genealogischen Titelregister sollten am 20. Juni verbrannt werden. Das war im Sinn der Gironde; Condorcet hatte es vorgeschlagen. Die Menge, insbesondere aus den Vorstädten S. Antoine und S. Marceau, bereitete einen großen Festzug mit politischen Demonstrationen. Sie begehrten 16. Juni von der Stadtbehörde Erlaubniß, in Waffen aufzuziehen, dem Könige Petitionen vorzulegen und auf der Terrasse der Feuillans (am Garten der Tuilerien) einen Maibaum zu pflanzen. Dies kam von der Gewaltpartei; die Gironde hatte keinen thätigen Antheil daran, wiederum aber auch weder Macht noch Lust, es zu hindern; im Interesse der Gironde aber schien die Menge Unmuth über die Entlassung der Girondisten aus dem Ministerium zu äußern. Petion, der Girondist, bot keineswegs die Hand zur Volksbewegung; er schlug die Erlaubniß ab. Ebenso das Directorium des Departements. Es wurden Anstalten getroffen, einem Aufstande zu begegnen; zur Beschützung des Palastes eine ansehnliche Zahl Nationalgarden aufgeboten. Jedoch das hielt die Bewegung nicht zurück. Die Vorbereitungen dazu wurden in den beiden Vorstädten verabredet. Daran hatten auch nicht die eigentlichen Häupter der Gewaltpartei Antheil, weder Robespierre noch Danton. Wohl aber waren Jacobiner und noch mehr Cordeliers die Rädelsführer und Danton mag darum gewußt haben. Der Bierbrauer und Bataillonschef Santerre in der Antonsvorstadt, Mann von kolossalem Wuchse und von einer Gebehrdung und Rede, die auf den Pöbel wirkt, war einer derselben. In seinem Hause wurde Rath gehalten. Ebenso Alexandre, Santerre's Freund, Bataillonschef in der Vorstadt S. Marceau. Zu ihnen waren gesellt der Fleischer Legendre, Danton's Freund, die Bastillenstürmer Maillard, Rossignol, vormals Goldschmiedegesell, S. Huruge, Fournier der Amerikaner und andere freche Pöbelführer, die schon bei frühern

Tumulten sich versucht hatten. Santerre, Alexandre ꝛc. begaben sich am Abende des 19. Juni auf das Stadthaus und erklärten, ihre Bataillone seien entschlossen, jedenfalls morgenden Tags ihren Zug mit Waffen anzutreten. Nun ließ Petion geschehen, was er ohne militärische Besetzung der Vorstädte und ihrer Ausgänge nach der Stadt nicht ändern konnte; zu jener aber hatte er nicht Macht, nicht Entschlossenheit genug; das Directorium des Departements erlaubte ihm nicht einmal, die Nationalgarde zum Geleite der Vorstädter aufzubieten. Traute es ihm nicht? oder der Nationalgarde nicht? Es blieb also bei der Aufstellung zahlreicher Bataillone um den Palast, und hiebei scheint Petion, der dies veranstaltete, nichts verabsäumt zu haben: Schuld fällt auf ihn erst später.

Noch am frühen Morgen des 20. Juni, als die Vorstädter sich zu versammeln begannen, sandte Petion städtische Beamte und Policei zu ihnen mit der Aufforderung, die Waffen zurückzulassen. Das war umsonst. Der Zug, in dessen Mitte ein großer Maibaum, bewegte sich nach dem Stadttheile zu, wo die Tuilerien und der Sitzungssaal der Volksrepräsentanten. Zuerst erschien er vor diesem und begehrte Zulaß. Vergniaud, Lasource und Guadet fanden die Bewilligung desselben unbedenklich; die Gegenreden wurden erstickt. Zuerst kam eine Deputation der Masse mit einer gebieterischen Anrede: „Es ist nicht mehr Zeit, sich zu verstellen; der Anschlag ist entdeckt, die Stunde ist gekommen: das Blut wird fließen, oder der Baum der Freiheit, den wir pflanzen wollen, wird in Frieden blühen. Die ausübende Macht ist mit Euch nicht einverstanden, wir wollen keinen andern Beweis davon, als die Entlassung der patriotischen Minister. Also soll das Glück eines freien Volkes von der Laune eines Königs abhangen? Darf denn aber dieser König einen andern Willen haben, als den des Gesetzes? Das Volk will es so und dessen Kopf gilt wohl so viel als der der gekrönten Despoten. Dieser Kopf ist der Stammbaum der Nation und vor diesem kräftigen Eichbaume muß das schwache Rohr sich beugen — das Volk ist da, es erwartet schweigend eine seiner Souveränetät würdige Antwort. Wir begehren die Permanenz unserer Waffen, bis die Constitution ausgeführt worden ist.“ Das war Pikensprache;

muthmaßlich Gonchon aus S. Antoine Verfasser der Rede. Nun zog die Masse durch den Saal; Tausende von Männern und Weibern, mit Piken, grünen Zweigen, Blumen, Kornähren, mit Bannern, wobei auch ein Paar Beinkleider zum Zeichen der Sansculotten und ein Kälberherz auf einer Pike, und einem Zeddel, worauf „Aristokratenherz", dazu Musik und das Ça ira. So vergingen dritthalb Stunden; der Vortrab der Menge pflanzte indessen den Maibaum. Von Petitionen an den König war nicht mehr die Rede; beim Einzuge der Masse in den Saal hatte es geheißen, sie werde sich begnügen, ihre Petitionen an die Versammlung zu bringen. Die natürliche Richtung des Zuges führte an dem Palast der Tuilerien vorbei, wo jetzt die Straße Rivoli. Zwei und zwanzig Bataillone Nationalgarden waren um den Palast aufgestellt; die Mehrzahl, sechszehn, nach dem Garten und Flusse zu. Dahin kam die Menge nicht; aber an der Hinterseite des Palastes, bei dem Carrouselplatze, der damals durch drei Höfe vom Palaste getrennt war, angekommen, machte sie Halt, man weiß nicht, ob aus Zufall oder Absicht? und begehrte Einlaß in die Höfe. Die dort aufgestellten Gendarmen (vormalige französische Garden) und Kanoniere, nach ihrer Gesinnung den Pikenmännern sehr verwandt, öffneten trotz des Gegenbefehls der Officiere und angeblich durch zwei städtische Beamte ermuntert, ein Thor und die Menge drängte sich nun ohne weitern Widerstand in den Palast nach des Königs Zimmern. Zu dessen Schutze waren einige Nationalgarden, der Baillonschef und Brauer Acloque und der Marschall Mouchy herbeigeeilt. Die Thüre war verschlossen; die Menge versuchte Gewalt gegen sie; da ließ der König öffnen und trat ihr entgegen. Wildes Geschrei, „nieder mit Herr Veto", „die Minister zurück", von den drohendsten Gebehrden und Pikenstößen begleitet, erfüllte den Saal. Der Augenblick der Todesgefahr, die jeder Pikenstoß vergegenwärtigte, ging vorüber. War ein Mordplan dagewesen: dem Könige gegenüber entsank den Mördern der Muth. Santerre und Legendre arbeiteten sich durch das Gedränge bis zum Könige und sprachen von Rückberufung der Minister ꝛc. Dieser gab eine ruhig zurückweisende Antwort. Die Menge drängte nach, der König trat zurück an eine

Fensterbrüstung; seine Schwester, die muthige und edle Elisabeth, kam jetzt herbei, seine Gefahr zu theilen. Es ward ruhig; die Menge schien unentschlossen zu sein über das, was sie weiter zu thun habe; sie fing an, Wohlgefallen an dem Anblicke des Königs und dessen ruhiger Fassung zu haben. Der König, dem auf sein Begehren zu trinken gebracht ward, trank auf das Wohl der Nation; er trank aus einer Bouteille, die ein Kerl ihm reichte, er setzte eine ihm hingehaltene rothe Mütze auf. Jetzt kamen Vergniaud und Isnard aus der Nationalversammlung, das Volk abzumahnen; diesen wurde nicht Folge geleistet. Die Scene der Schmach ward erst durch Petion's Ankunft unterbrochen. Er hatte, wie Lafayette am 6. October 1789, dem er übrigens weder an Hochherzigkeit noch Berufstreue irgend auch nur nahe kam, zu früh sich der Sicherheit überlassen, hatte gemeint, mit dem Abzuge des Pöbels aus der Nationalversammlung sei die Sache aus, und sich zu Tische gesetzt. Dies seine Schuld. Zu den Verirrungen der Zeit gehörte, daß er die Menge, weil sie nicht das Entsetzlichste verübt hatte, ob ihrer Mäßigung lobte und sie damit zum Abzuge zu bewegen suchte. Endlich, eben als noch 24 Volksrepräsentanten erschienen, zog die Masse in die benachbarten Säle und weiter zu den Zimmern der Königin. Diese hatte ihre Kinder bei sich und etliche Nationalgarden zum Schutze. Auch hier begann der Pöbel mit Schmähungen; doch die Unerschrockenheit und würdige Haltung der Königin machte die Frevler stutzig; darauf kam Santerre herbei und vermochte seine Bande, sich des Unfugs zu enthalten und weiter zu ziehen. So wurde es ein Durchzug des Gaffens. Dies dauerte mehrere Stunden. Es war zehn Uhr Abends, als die Letzten den Palast verließen.

Ein Mord ward an dem Tage nicht begangen; der sechste October war durch vergossenes Blut schrecklicher als der 20. Juni; aber für den König und seine Familie war die Schmach, sechs Stunden ohne gesetzliche Hülfe in des Pöbels Gewalt zu sein, schlimmer als was ihnen an jenem Tage widerfahren war. Daß schwere Schuld auf denen laste, die den König hätten beschirmen sollen, ward von allen Freunden der Gesetzlichkeit empfunden; die Nationalgarden waren voll Scham und Entrüstung; die Nationalver-

sammlung, wo die Linke kleinlaut war, verbot 21. Juni das Erscheinen bewaffneter Bürgervereine vor ihr und jeglichem Magistrate, rügte Tags darauf die Zügellosigkeit aufrührischer Reden und Schriften und ermahnte die Bürger zum Mitwirken für Gesetz und Ruhe. Der König ließ Petion rufen und diesen harte Vorwürfe hören; eine Proclamation des Königs hatte entschlossenere Sprache als die früheren; Royalisten und Feuillans faßten Muth. Nun aber ward Alles durch einen unbesonnenen Schritt Lafayette's verdorben. Er kam 28. Juni von der Armee nach Paris, redete in der Nationalversammlung gegen die Jacobiner und begehrte nachdrückliche Maßregeln gegen diese und zur Untersuchung des Frevels vom 20. Juni. Dies hatte zum nächsten Erfolge, die Gironde auf die Gewaltpartei zurückzuwerfen. Guadet, unbezweifelt der, welcher der Bewegung der Gironde die straffsten Springfedern zu geben pflegte, hatte schon zuvor einmal ein Wort hingeworfen, den Eifer gegen die Aufrührer zu mäßigen; jetzt fragte er, ob Lafayette ohne Urlaub das Heer habe verlassen dürfen? Er hatte Recht, die Frage zu thun; Lafayette hatte den General über den politischen Charakter vergessen. Dies strafte sich. Die Majorität für Lafayette's Antrag war gering; 339 Stimmen gegen 234. An demselben Abende bot Brissot im Jacobinerclub Robespierre Aussöhnung an; dieser lehnte sie nicht ab; die beiden Parteien befolgten nun auf kurze Zeit einerlei Weg. Doch Umsturz des Throns lag noch nicht im Plane der Girondisten. Bald darauf hatten einige derselben geheime Conferenzen mit Freunden des Throns; sie wußten nicht klar, was sie wollten, nicht, was sie sollten, und ahnten nicht, wohin sie würden geführt werden, während sie von der Führung nicht ablassen wollten. Eine zweite Opposition hatte Lafayette am Hofe; die Königin haßte ihn unversöhnlich. Er gedachte die wohlgesinnten Bataillone der Nationalgarde, die Grenadier- und Jägercompagnien derselben, aufzubieten, den König zu einer Anrede bei der Musterung zu bewegen und dann den Jacobinerclub zu sprengen. Aber die Königin erklärte, es sei besser umzukommen, als die Wohlfahrt einem Menschen zu verdanken, der ihnen am meisten Böses zugefügt habe, und sich in die Nothwendigkeit einer Verhandlung mit ihm zu setzen;

es sei zu verdrießlich, ihm zwei Mal das Leben zu verdanken. Das Zureden der Prinzessin Elisabeth war vergeblich. Die Königin unterrichtete — so weit ging ihre Verblendung — Petion von Lafayette's Vorhaben und dieser untersagte die Musterung, Lafayette verließ mit bitterem Unmuth Paris. Bei der Vorlesung eines in strengem Tone abgefaßten Schreibens, das er der Nationalversammlung hinterließ, sprach Isnard von einem rebellischen Soldaten, den man nach Orleans vor Gericht senden müsse. Der Pöbel verbrannte Lafayette's Bildniß. Vergeblich waren nun die Adressen aus 72 Departements gegen den 20. Juni, vergeblich die Petition von 20,000 pariser Bürgern; wiederum wurde die Zustimmung des Königs zu dem Lager der Föderirten (2. Juli) sehr lau aufgenommen. Die Versuche einer Verständigung zwischen Feuillans und Girondisten mislangen. Ausführung eines Fluchtplans, mit dem der Hof nochmals umging, war aber unmöglich. Da geschah es, daß Luckner nach einer unbedeutenden Demonstration auf belgischem Boden sich nach Lille zurückzog; das nannte Gensonné eine infernale Intrigue des Hofes; Jean de Bry knüpfte daran den Vorschlag zur Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr. Hiermit begann der Sturmlauf zu dem Umsturze des Throns. Das Annahen der feindlichen Herre beschleunigte ihn.

Viertes Capitel.

Die Coalition und Katharina II. im Sommer 1792. Umsturz des französischen Throns und der polnischen Constitution.

Im Maimonat 1792 wurde die Heeresmacht Oestreichs und Preußens in Bewegung gesetzt, und zugleich an Verständigung der Höfe zu gemeinsamem Verfahren gegen die Revolution gearbeitet. Dumouriez hatte vergeblich durch seine geheimen Agenten in Berlin, Custine und Benoist, die Absonderung Preußens von Oestreich betrieben. Katharina von Rußland hatte 9. Januar 1792 Frieden mit der Pforte zu Jassy geschlossen; so hatten es Oestreich und Preußen gewünscht. Eifrigst betrieb nun Katharina den Krieg gegen Frankreich, als Sache der Throne; sie gab im Mai volle Zustimmung zu einem Kriege, der, wie ein Erwachen der Kronen, gegen jegliche Veränderung in der monarchischen Ordnung der europäischen Zustände geführt werden sollte. Früher schon hatte sie mit Richelieu's Worten an Marie Antoinette von Frankreich geschrieben: „Die Könige dürfen sich so wenig um das Geschrei der Völker kümmern, als der Mond um das Bellen der Hunde." Ob nun die Cabinete von Oestreich und Preußen gar nicht errieth en, daß Katharina die Heerfahrt der beiden westlichen Nachbarmächte gegen Frankreich so angelegentlich wünschte, um freie Hand gegen Polen zu haben? Liegt es nicht auf der Hand, daß jene die Sache so zu stellen hatten: Wir ziehen gegen Frankreich unter der Bedingung, daß Rußland sich nicht in die polnischen Angelegenheiten einmischt!

So etwa war die Stimmung Leopolds und Friedrich Wilhelms zur Zeit des pillnitzer Congresses: einer der geheimen Artikel des Vertrags zwischen jenen beiden Monarchen besagte: Einverständniß mit der neuen Verfassung Polens und das Vornehmen, auch Katharina zur Anerkennung derselben zu bewegen. Oder erkannte man, daß man sich im Westen nun schon zu weit verstrickt habe, um Polens wegen sich auch gegen Rußland zu rüsten? Oder hatte man die Ansicht, daß es jedenfalls für die Ruhe Europa's erforderlich sei, die Polen nicht aufkommen zu lassen, daß auch Polen ein Heerd des Jacobinismus sei? Oder hatte schon damals das preußische Cabinet die Absicht, Rußland gewähren zu lassen, um nachher bei einer zweiten Theilung sein Stück zu nehmen? Das Schlimmste endlich wäre, wenn Preußen gegen Frankreich unter der Bedingung auszog, dafür ein Stück von Polen zu erhalten. Und grade dies wird sich leider mindestens als Vermuthung darstellen. Nicht Alles liegt klar vor dem Blicke der Geschichte; die heuchlerischen Ränke aber, mit welchen Katharina ihre Gewaltschritte einleitete, und die lügenhafte Sprache, die sie zu ihrer Beschönigung führte, konnten schon damals schwerlich Jemand täuschen, der nicht so befangen war, wie die russische Partei in Polen. Parteisucht hat die Polen zu allen Zeiten blind gegen die Interessen des Vaterlandes zu machen vermocht; daß Katharina mit ihren Künsten Eingang fand, darf gar nicht befremden. Drei polnische Magnaten, Felix Potocki, Rzewuski, Branicki begaben sich bald nach dem Frieden zu Jassy nach Petersburg und baten Katharina um Beistand zur Herstellung der alten Verfassung. Sie bekamen günstigen Bescheid. Darauf schlossen neun polnische Magnaten 14. Mai zu Targowicz eine Conföderation. Katharina ließ sich dies als Vorwand gefallen und 18. Mai in Warschau eine Kriegserklärung verbreiten, in der sie ihre Soldaten als Freunde und den Krieg als ein Werk ihrer Nächstenliebe ankündigte. König Stanislaus wandte sich 31. Mai an den König von Preußen, der ein Jahr zuvor die neue Verfassung anerkannt und sehr freundschaftliche Verhältnisse zu Polen angekündigt hatte. Es schien nur einer Erinnerung an gegebene Verheißungen zu bedürfen, um Hülfe zu erlangen. Doch

das Gedächtniß der hohen Politik ist in nichts schwächer, als in der Vergegenwärtigung eingegangener Verpflichtungen. König Friedrich Wilhelms Antwort (8. Juni) enthielt eine Zurückweisung der Ansprache des polnischen Königs, eine Ableugnung der im Jahre zuvor von Friedrich Wilhelm in einem Schreiben an Graf Goltz, damaligen preußischen Gesandten in Warschau, ausgesprochenen Theilnahme an der Verjüngung des polnischen Staates. Die Polen waren auf ihre eigene Stärke verwiesen. Der Verfolg der Sache ist weiter unten zu berichten.

Das deutsche Reich enthielt sich noch der Theilnahme an dem Waffenbunde Oestreichs und Preußens; der Reichstag fand, daß Frankreich ja nur an Oestreich, nicht einmal an Preußen, den Krieg erklärt habe. Einzelne von den durch die Beschlüsse des vierten Augusts gefährdeten Fürsten hatten insbesondere sich mit Frankreich zu vergleichen gesucht und die Entschädigungssache überhaupt lag bei Seite. Sachsen und Hannover lehnten die Theilnahme am Kriege ab. Dagegen zeigten Kriegslust der Landgraf von Hessen, der sich an Preußen anschließen zu müssen meinte, und die Kurfürsten von Trier und Mainz. Karl Theodor von Pfalzbayern ließ zwar Mannheim befestigen, enthielt sich aber sonst mit Würtemberg, Baden und Darmstadt thätigen Mitwirkens gegen Frankreich.

Dänemark, 12. Mai von Oestreich und Preußen zum Waffenbunde aufgefordert, erklärte parteilos bleiben zu wollen. Schweden hatte mit sich selbst zu thun.

England, wo die Sympathie eines großen Theils der Bevölkerung mit der Revolution täglich reger ward, ließ nicht die geringste Geneigtheit zum Kriege merken, und den Franzosen lag es noch fern, irgend zur Erweckung solcher zu reizen. Pitt war vor Allem Financier, und ein Minister von dieser Richtung wird immer den Krieg scheuen. Bei Eröffnung des Parlaments 31. Januar 1792 rühmte er die Prosperität der öffentlichen Zustände und machte den Antrag zur Verringerung mehrerer Taxen. Dazu paßten keine Kriegsgedanken. Heer und Flotte wurden vermindert, der Subsidientractat mit Hessen-Cassel nicht erneuert. Heitere Stimmung des Cabinets mochte auch daraus hervorgehn, daß der Sultan von

Mysore, Tippo Saib, im Frühjahr 1792 zum Frieden gezwungen wurde und das englische Besitzthum in Ostindien ansehnlichen Zuwachs erhielt. Lord Grenville, Windham's Vetter, seit 1791 Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, war ganz und gar im Systeme Pitt's. Talleyrand und Chauvelin, der Erstere als Mentor Chauvelins, waren seit Mai Frankreichs diplomatische Agenten zu London. Talleyrand hatte von Dumouriez geheime Aufträge, Pitt zur Einung mit Frankreich zu vermögen, richtete aber bei dem anders berechnenden Diplomaten nichts aus. Als nun die beiden Franzosen sich mit der Opposition und selbst mit Whigclubs einließen, verschloß sich jede Aussicht auf Verständigung mit dem englischen Cabinet. Holland war ganz abhängig von der englischen Politik.

Der König von Sardinien, längst mit dem neuen Frankreich gespannt und diesem als Schwiegervater der Grafen von Provence und von Artois und als Beherberger einer Unzahl von Emigranten verhaßt, ließ es nun zum förmlichen Bruche kommen. Er weigerte sich, den französischen Gesandten in Genua, Semonville, der zum Botschafter in Turin bestimmt war, anzuerkennen. Dumouriez setzte 24 Stunden Frist zur Anerkennung; diese verstrich ungenutzt und der Krieg war nun ohne Weiteres so gut als erklärt. Einen Bund mit Oestreich schloß der König 25. Juli. Sardinisches Kriegsvolk, doch weder zahlreich genug, noch gut angeführt, lagerte sich am Var und in den Alpenpässen.

Spaniens Cabinet hatte noch nicht die Entschlossenheit, einen Angriffskrieg zu beginnen. Aranda, wieder ins Ministerium eingetreten, hielt von raschen Kriegsbeschlüssen zurück; auch Godoi, Beischläfer der Königin und von entscheidender Stimme im geheimsten Rathe des Königs, war nicht für Krieg; also lebte man einstweilen den Tag im Tage.

Die Schweiz wurde von Ludwigs Brüdern zum Kriege aufgefordert, wiederum durch revolutionäre Sendboten nach Genf, dem Waadtlande ꝛc. beunruhigt, ließ sich aber in ihrer Parteilosigkeit nicht stören.

Die preußische Armee, der die Hauptrolle bestimmt war, indem

Oestreich dem Könige von Preußen die Leitung des Feldzugs überlassen hatte, zog in drei Abtheilungen dem Rheine zu. Die ganze preußische Heeresmacht aufzubieten, ward nicht für nothwendig noch räthlich erachtet. Jenes nicht, weil man leichten Kaufs mit den Franzosen fertig zu werden meinte. Es zogen nur gegen 60,000 Mann gen Frankreich. Der Herzog von Braunschweig hatte freilich eine etwas bängliche Ansicht von der Natur des Kriegs und gab viel darauf, wie man die Stimmung des Volkes in Frankreich finden würde. Doch er war nicht der Mann, seine Ansicht dem Könige und dessen Rathgebern gegenüber mit Nachdruck geltendzumachen. Als bei der Musterung bei Magdeburg Bischoffswerder den Officieren halb scherzend sagte, sie möchten sich nicht viel Mühe mit der Feldausrüstung geben, die Sache werde bald aus sein, und nun das charmante Wort von „militärischem Spatziergange" aufkam, sprach auch der Herzog in diesem Tone. Herrschend wurde die Vorstellung, die französische Armee habe nur Bijoutiers, Schuster, Schneider ꝛc. zu Officieren, die weder Ehre hätten, noch den Dienst verständen. So zog der preußischen Armee eine Dunstwolke von Einbildung voraus. Räthlich aber schien das Aufgebot der gesamten Heeresmacht nicht, weil man nur ein Auge nach Frankreich, das andere aber nach Polen richtete. Zur Mitwirkung bei dem Entwurfe eines Kriegsplans wurde Marschall Bouillé berufen. Man setzte fest: die Hauptarmee solle von Luxemburg aus auf Longwy und Verdun vordringen, die Oestreicher auf beiden Flügeln operiren. Am 26. Juni erschien ein in sehr gemäßigtem Tone abgefaßtes preußisches Kriegsmanifest. Oestreich that es in Rüstungen Preußen nicht zuvor. Etwa 30,000 Mann waren in Belgien unter dem Befehl des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen versammelt; davon sollten 20,000 Mann unter Clerfayt zu der preußischen Armee stoßen; 20,000 Mann unter Fürst Hohenlohe-Kirchberg sollten von Landau bis Thionville sich an den linken Flügel der Preußen anschließen; ein drittes Corps von geringerer Stärke (10,000 Mann) unter Fürst Esterhazy sollte von der Schweiz bis Philippsburg den Oberrhein beobachten. Die Emigranten konnten trotz allem Andringen nicht erlangen, dos man sie zum Vortrabe

nähme; ihr Hauptcorps, gegen 12,000 Mann, das Fußvolk unter dem 74jährigen Marschal Broglie, die Reiter (gegen 4000 M.) unter dem Marschal Castries, vormaligem Minister, sollte der preußischen Armee in zweiter Linie folgen, das Condésche Corps und das Corps Mirabeau's, der aber schon 15. August 1792 an den Folgen seiner Ausschweifungen in Trunk und Wollust starb, im Breisgau unter Esterhazy stehen. Sechstausend Hessen und zweitausend Mainzer wurden erst später mitgezählt. Am Ende des Juni kam der Herzog von Braunschweig nach Coblenz; die französischen Prinzen begaben sich darauf nach Bingen.

Am 5. Juli wurde der König von Böhmen und Ungarn zum deutschen Kaiser erwählt. Der König von Preußen verließ bald darauf Berlin, um mit dem neuen Kaiser Franz II. in Mainz zusammenzutreffen. In diesen Tagen (15. Juli ff.) wurde zu Frankfurt eine diplomatische Conferenz gehalten, um die Kriegsführung in Uebereinstimmung mit den Wünschen Ludwigs XVI. zu bringen. Diesem und selbst der Königin ahnte nichts Gutes von dem Kriege; sie fürchteten, die französische Volkswuth werde dadurch nur gegen sie gereizt werden und, im Fall das Ausland den Emigranten freie Hand ließe, auch die Herstellung der alten Monarchie ihnen durch die Anmaßung jener schlimme Zeit bringen; ihre Wünsche gingen gleichmäßig auf Trennung der Jacobiner von der Nation und der Emigranten von der Throngewalt. In diesem Sinne hatte Breteuil schon früher dem hochfahrenden Treiben der Prinzenpartei im Auftrage des Königs und der Königin entgegengearbeitet. Darüber sich mit Oestreich und Preußen zu verständigen, war die Correspondenz nicht mehr sicher genug; Bertrand de Molleville fand aber in dem Genfer Mallet-du-Pan, der von dem wackern Malouet empfohlen worden war, den rechten Mann zur Vermittlung. Dieser bekam seine Instruction, begab sich über Genf nach Bingen zu dem Marschal von Castries, und beglaubigte sich als Agenten Ludwigs. Darauf traten Graf Philipp Cobenzl, Graf Haugwitz, preußischer Gesandter am wiener Hofe, und Heymann, vormals französischer General, mit Bouillé ausgewandert und jetzt im Gefolge des Königs von Preußen, mit ihm zusammen. Seine Vorschläge zu einem

Manifeste, in dem man nicht der Nation, sondern nur einer Faction, Krieg ankündigte, und zu dem gegen die Emigranten zu beobachtenden Verfahren wurden gebilligt. Nun trafen 19. Juli Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm in Mainz zusammen und jetzt sollte schleunigst das Manifest redigirt werden. Auf dem reizenden Lustschloß Favorite wurden Conferenzen gehalten. Die Sache wurde anders als vorbereitet war. Calonne empfahl zur Abfassung des Manifestes einen Marquis von Limon und dieser lieferte ein Musterstück von Emigranten-Unvernunft. Der Herzog von Braunschweig protestirte dagegen; die beiden Monarchen ließen es durch ihre Diplomaten, Graf Philipp Cobenzl und Baron Spielmann, Graf Schulenburg und Geheimerath Renfner, prüfen und durch Renfner einige Stellen ändern; jener fand es auch so noch zu stark, aber er wagte keinen Widerspruch und begnügte sich in vertrautem Gespräche seinen Unmuth über das „deplorable" Manifest auszusprechen. Es wurde 25. Juli von Coblenz aus veröffentlicht. Demnach, um nur die schärfsten Puncte hervorzuheben, erklärten die beiden Majestäten: „Die Bewohner der Städte, Flecken und Dörfer, welche wagen, sich zu vertheidigen, sollen auf der Stelle nach der Strenge des Kriegsrechts gerichtet und ihre Häuser niedergerissen oder verbrannt werden. Paris soll sich auf der Stelle dem Könige unterwerfen, die Mitglieder der Nationalversammlung, des Departements ꝛc. sind für alle Vorgänge persönlich mit ihrem Kopfe verantwortlich, militärisch gerichtet zu werden, ohne Hoffnung auf Pardon. Im Fall die Tuilerien angegriffen werden und der königl. Familie Leides geschieht, werden die Majestäten dafür exemplarische und auf immer denkwürdige Rache nehmen, indem sie die Stadt Paris einer militärischen Execution und gänzlichen Zerstörung, und die der Attentate schuldigen Rebellen den verdienten Strafen unterwerfen werden." Katharina bewies in ihrer Erklärung an die Polen, daß sie besser verstand, was zur Sache gehörte. An dem Tage der Bekanntmachung jenes vernunftlosen Machwerks kam der König von Preußen nach Coblenz; am 30. Juli brach die Armee von hier auf und zog langsam gen Trier; die Emigranten setzten sich von Bingen aus in Marsch zum Anschluß an jene. Bei Trier lagerten

sich die Preußen 5. August ff.; die Verpflegung stockte; auch schien es dem Herzoge von Braunschweig ganz und gar nicht um Raschheit der Bewegung zu thun zu sein. Seine Langsamkeit blieb hinter aller Methodik zurück; es ist, als ob seine Abneigung gegen diesen Krieg auf seine Heerführung gewirkt habe. Und doch mag auch ihm die Einbildung, es gehe sicher nach Paris, in gewissen Augenblicken nicht fremd gewesen sein. Lafayette behauptet, er werde den König gerettet haben, wenn nicht ein Brief des Herzogs aus Coblenz diesen beschworen habe, in Paris abzuwarten, daß die Coalition ihn dort finde.*) Erst 11. August überschritt der Vortrab die französische Grenze. Die Preußen wurden in dem Städtchen Sierck von den Einwohnern mit Flintenschüssen empfangen. Dies eine schwache Probe von dem Geiste der Bevölkerung Frankreichs und der Wirkung des Manifestes; ehe aber die gesamte Armee auf französischem Boden stand, kam zu ihr die Nachricht von dem Umsturze des französischen Throns.

Paris bietet uns vom 30. Juni bis 10. August das Schauspiel eines vierzigtägigen Stürmens und Drängens. Es glühte bei den Jacobinern, bei den Cordeliers, in den Versammlungen der Sectionen; verwegene Petitionen, bei den Ersteren vorbereitet und von den Letzteren an die Nationalversammlung gebracht, sind charakteristisches Merkmal der Umtriebe dieser Zeit. Parlamentarische Debatten sind selten; die Rechte begann den Muth zu verlieren; ihre Reihen lichteten sich; standhaft blieben bis zum 10. August nur 40—50 Constitutionelle auf ihren Posten. Um so häufiger waren Anklagen; und hierin hatte die Gironde ihre Stärke. Nicht minder ihre Schwäche; sie taumelte, zum Theil aus Antagonismus gegen die Feuillans, fort auf einem Pfade, der sie nimmermehr zu ihrem Ziel führen sollte, den sie nur für die Gewaltpartei ebnete. Während noch Unterschriften zu der obgedachten Petition der 20,000 gesammelt wurden, geschahen 30. Juni in der Nationalversammlung zwei Vorschläge, die wilde Gewalt des Volks zu entfesseln und die constitutionelle Staatswaltung durch eine außerordentliche zu suspen-

*) Lafayette Mém. 5, 326.

diren und Volk und Regierung in revolutionären Zustand zu versetzen. Jean de Bry schlug vor, zu erklären, das Vaterland sei in Gefahr, Delaunay von Angers, man solle als höchstes Gesetz die Wohlfahrt des Volkes, die über der Constitution stehe, ankündigen und diesem gemäß ohne die gewöhnlichen Formen verfahren. Die Gironde bemächtigte sich des Thema's darzuthun, warum das Vaterland in Gefahr sei; sie übernahm die Anklage des Hofes. Es ist nochmals zu erinnern, daß die Sorge vor Lafayette die Gironde zu Schritten trieb, die sie sonst vielleicht würde unterlassen haben. Die Sorge war gegründet, insofern Lafayette allerdings mit dem Gedanken umging, seine Armee gegen Paris zu führen; aber die Ausführung lag nicht in seiner Hand und er traf nicht einmal von weitem her Anstalten zu derselben. Er suchte zunächst Luckner für seinen Plan zu gewinnen. Um so eifriger arbeiteten darauf die Jacobiner daran, Luckner auf ihre Seite zu ziehen. Zugleich wußten sie zu veranstalten, daß Lafayette's Heer an Zahl der Mannschaft vermindert und die Gesinnung der Soldaten demoralisirt, auch daß ihm Ausrüstung und Verpflegung möglichst verkümmert wurde. Vergniaud hielt 2. Juli eine kunstvoll zusammengesetzte Verdächtigungsrede, meisterhaft nach ihrer mephistophelischen Natur, schreckbar, wenn man erwägt, daß Vergniaud kein böser Mensch war, daß nur politische Leidenschaft ihn bethörte. Beweise hatte er nicht, aber Folgerungen aus bedingten Annahmen, der König habe die Constitution verletzt und das Volk verrathen. Mit einer zweiten Anklage trat Condorcet 6. Juli auf. Dieser konnte bei keiner Gelegenheit die Dogmen der neuen Philosophie verleugnen und man war es schon gewohnt, von ihm dergleichen bei Allem und Jedem, was er vorbrachte, zu vernehmen. Also empfahl er Abschaffung der Testamente, größte Ehefreiheit, Berechtung der Bastarde, Erlaubniß der Ehescheidung, öffentlichen Unterricht und Unterstützungsanstalten. Sehr bösartig war dagegen, was ihm sein tiefeingewurzelter Haß gegen den Hof eingab. Am folgenden Tage wollte Brissot auftreten. Aber ein seltsames Gaukelspiel drängte sich in die Kette der Verhandlungen. Bischof Lamourette erhob sich 7. Juli zu einer beweglichen Ermahnung zur Eintracht; die

Versammlung wurde dadurch berauscht, es folgten Betheuerungen und Umarmungen; alle Parteiung schien abgeschworen zu sein. Doch war das keiner der schönen Tage der Revolution; diese waren abgenutzt: jene Scene soll uns nur eine Erinnerung sein, daß, wenn auch heillose politische Schwärmer und selbst verruchte Frevler in der Versammlung waren, wir es im Ganzen doch nicht mit herzlosen Bösewichtern und verworfenem Gesindel zu thun haben. Dem Hofe kam von der Aufwallung nichts zu gute. An demselben Tage ward bekannt, daß das Directorium des Departements Petion und Manuel suspendirt und Untersuchung gegen die Municipalbeamten, die 20. Juni Eröffnung des Thors am Carrouselplatze geboten, und gegen Santerre ꝛc. verfügt habe. Dies machte die Gährung in der Menge schlimmer als zuvor, und in der Nationalversammlung trat nun 9. Juli Brissot als dritter Ankläger des Hofes hervor; seine Anklage umfaßte außer dem Könige auch die Minister, Lafayette und das Departements-Directorium. „Das Vaterland ist in Gefahr," sprach er, „weil man seine Kräfte gelähmt hat. Und wer lähmte sie? Ein einziger Mensch, den die Constitution zu ihrem Haupt, treulose Rathgeber aber zu ihrem Feinde gemacht haben. Man sagt Euch, Ihr habet die Könige von Ungarn und Preußen zu fürchten, und ich sage, daß die Hauptstärke dieser Könige am Hofe ist und daß wir da zuerst siegen müssen. Man sagt Euch, Ihr habet die widerspänstigen Priester des ganzen Königreichs zu treffen, und ich sage, daß den Hof der Tuilerien treffen alle Verräther mit Einem Schlage treffen ist, denn dieser Hof ist der Punct, wohin alle Fäden der Conspiration auslaufen ꝛc." Die Minister nahmen sofort ihre Entlassung; Petion aber wurde hergestellt. Indessen wurden unter tausendfältigem Lebehoch für Petion Anstalten zur Jahresfeier des 14. Juli getroffen, die deshalb nach Paris berufenen Föderirten bei den Jacobinern und Sectionen festlich bewillkommt und für die Tagsfragen erhitzt. Das Fest war ein trauriges Abbild von dem des Jahres 1790. Der König erschien, mit einem Panzerhemde unter dem Gewande; es lauerte kein Mörder; der König wurde kaum beachtet; „Petion oder der Tod" war Volksgeschrei. Es war keine Unterbrechung des Sturmschrittes der Feinde

des Throns, vielmehr ein Anstoß, ihn zu beschleunigen. Das Volk erhitzte sich mit Gerüchten von einem neuen Fluchtplane des Hofes, die nicht ungegründet waren, von Lafayette's Einverständniß mit ihm, von Waffenvorräthen in den Tuilerien; Billaud-Varennes schlug bei den Jacobinern vor, den König über die Grenze zu schaffen. In diese Zeit gehört auch die Abrede des excentrischen Girondisten Grangeneuve mit Chabot, zu loosen, wer den Andern umbringen solle, worauf dann der Ueberlebende die Schuld des Mordes auf den Hof schieben solle, eine Abrede, die nicht zur That wurde, weil Chabot ausblieb. In der Nationalversammlung aber wurde nun von Bazire ꝛc. auf Anklage gegen Lafayette gedrungen. Um gegen Lafayette Beweise zu erlangen, hatten die Jacobiner Luckner zum 14. Juli nach Paris kommen lassen, ihn trunken gemacht und so aus ihm herausgelockt, daß ihm Lafayette „horrible Propositionen" gemacht habe; doch in der Nüchternheit widerrief er dies. Nun erfolgte 22. Juli mit einer aufregenden Feierlichkeit und imposantem Aufzuge die Bekanntmachung des Decrets, welches das Vaterland für in Gefahr befindlich erklärte. Schon 4. Juli hatte die Nationalversammlung bestimmt, was für Anstalten eine solche Erklärung, die sich damals als neue Idee dargeboten hatte, zur Folge haben sollte. Die Hauptsache war Bewaffnung der sämtlichen Bevölkerung, Bildung von Bataillonen aus Nationalgarden zur Aussendung gegen den Feind und ununterbrochene Wachsamkeit der Behörden (état de surveillance permanente). Eine Consequenz davon war, daß 25. Juli für die Sectionen der gesamten Bürgerschaften Frankreichs Permanenz erklärt wurde; dies war so gut als Suspension der constitutionellen Behörden, die Ausschüsse der Sectionen rissen die Gewalt an sich und übten diese mit tyrannischer Willkür. Das pariser Departements-Directorium hatte, seine Ohnmacht erkennend, schon 22. Juli resignirt; nur sein Anwalt, Roederer, blieb im Amte. In Paris und in den Landschaften wurde seit dieser Zeit die Störung des Verkehrs durch Anmaßlichkeit argwöhnischer Volksbehörden höchst empfindlich. Die Revolution waffnete sich nun auch mit einer hohen Policei, wozu ebenfalls Anträge der Girondisten, namentlich Gensonné's, ermun-

terten. Nun begann eine Plackerei des Paßwesens, wie in dem Staate eines Tyrannen. Und dies zum Theil in der Hand von Sansculotten! Es war nie willkürlicher und gewaltsamer mit der Policei zugegangen, als nun geschah! Für die Menge war jene Erklärung der Ruf zur Gewalt. Ein Journal erklärte, das Volk habe sich seiner souveränen Autorität wieder bemächtigt, die Nationalversammlung habe nicht mehr das Recht, jene Erklärung auszulegen und Anordnungen zur Regelung der Volksbewegung zu machen, keine menschliche Gewalt werde das Volk hindern, zur Quelle des Uebels zu gehen. Demnach sah die Menge des Vaterlandes Gefahr weniger in dem Anzuge feindlicher Heere, als in den vermeintlichen Umtrieben des Hofes: es konnte nicht ausbleiben, daß seine Gewalt sich gegen diesen wendete, wenn nicht die Gährung ihren Ableiter nach außen bekam. Jetzt mußte der Sieg den Kühnsten zufallen.

Das waren bei aller Beherztheit nicht die Girondisten; aber den Gedanken, die Frucht der Arbeit an sich zu bringen, gaben die Häupter derselben noch nicht auf. Sie hatten den Plan, den König zum Verzicht auf die Krone zu bewegen, oder durch ein Decret der déchéance dazu zu nöthigen, den Dauphin zum Könige auszurufen, ihm Condorcet zum Erzieher zu geben und bis zu seiner Volljährigkeit zu regieren. Darüber unterhandelten Vergniaud, Guadet und Gensonné insgeheim mit dem Könige. Dessen Kammerdiener Thierry und ein Maler Boze waren die Mittelspersonen. Also auch sie auf ähnlicher Bahn, wie zuvor die Feuillans und Mirabeau! Die Mäßigung in ihren Reden 24. Juli ff. ist daraus zu erklären. Die Bethörten überschätzten ihr Vermögen in noch höherem Maße als Lafayette, die Lameth und Mirabeau. Sie erscheinen bei dem, was sie damals betrieben, nur als ehrgeizige Intriganten. Eine 26. Juli eingesetzte Commission zur Untersuchung der Schuld des Königs und der Fälle, wo eine Absetzung stattzufinden habe, kann als ihr Werk angesehen werden. Ihr Treiben war um so eitler und wahnhafter, je entschiedener Robespierre, nunmehr fast Dictator im Jacobinerclub, sich ihnen entgegenstellte. Dieser hatte unverrückt Herrschaft im Jacobinerclub im Auge gehabt, die Gironde aber ihre

Basis mehr in der Nationalversammlung und im Ministerium gesucht. Ihm standen die Mittel zur Volksbewegung durch die beiden Clubs, durch die Sectionen und die Föderirten zu Gebote; Mächte, mit denen er sich getrauen konnte, Thron und Nationalversammlung über den Haufen zu werfen. Die Gironde, dem Jacobinerclub fast entfremdet, mit den Cordeliers nur durch Barbaroux, den Freund Danton's, schwach verbunden, hatte nur die Macht der Theorien und der Rede: damit ließ sich die rohe Gewalt nicht aufhalten, noch weniger auf die Bahn der Girondisten leiten. Am Ende des Juli war die Spaltung zwischen ihnen und Robespierre offenbar. Aber so kühn dieser auf der Rednerbühne war, so wenig Antheil hatte er an dem Hauptschlage selbst: dessen Ausführung übernahm Danton.

Danton, der wo nicht schon früher, doch im Jahre 1792 Geld vom Hofe empfangen hatte,*) ward dadurch nicht abgehalten, sich gegen diesen zu wenden. In dem weiten Gewissen dieses kolossalen Frevlers hatten Bedenken des Rechts keinen Raum; ein Fratzenbild wüster Politik, die das Wohl des Volkes zum Aushängeschilde hatte, half ihm, sich mit seinem Gewissen abzufinden. Doch war nicht er zugleich alleiniger Urheber der Bewegung; sie wälzte sich durch eigenen Trieb drohend heran; er organisirte die Mittel zu einem Gewaltschlage und gab diesem die Richtung. In der Antonsvorstadt hatte sich ein Insurrectionsausschuß schon Nachts auf 26. Juli zusammengefunden, Santerre, Fournier ꝛc., und einen Angriff auf den Palast verabredet. Unter den Werkzeugen der Gewaltpartei, von deren Führern Danton voransteht, waren die in Paris zurückgebliebenen und aus Brest nachgekommenen Föderirten von Bedeutung. Danton hatte sie geloben lassen, zusammenzubleiben, bis das Geschick des Hofes entschieden sein werde. Die Gironde erkannte die Gefährlichkeit der Föderirten und betrieb am Ende des Juli ihre Fortsendung; aber umsonst: vielmehr bekamen jene aus Marseille einen furchtbaren Zuwachs. Marseille war, wie schon oben bemerkt, der südliche Pol der Revolution; die dortige Bevölkerung heißblütiger als die pariser, der Pöbel des Hafens

*) Montmorin zahlte ihm auf einmal 100,000 Francs.

jeden Frevels fähig. Marseiller hatten die royalistische „Chiffonne"*) in Arles mit den Waffen überwältigt; darauf waren Gefangene ermordet worden; die Marseiller hatten dem scheußlichen Jourdan, der nach der Amnestie wieder sein Unwesen in Avignon trieb, die Hand geboten. Nun hatte Barbaroux schon im Juni die Absendung eines aus dem rohsten Pöbel zu errichtenden Bataillons Marseiller nach Paris betrieben. Ein solches, Matrosen, Lastträger, Hafenarbeiter, dazu aber Unholde jeglicher Art, brach auf 5. Juli; bei dem Abschiede von Marseille wurde ihnen zugerufen: „Ihr geht nach Paris, den Tyrannen zu bekämpfen, sein Kopf wird Euer Sieg, Eure Belohnung sein." Sie kamen 29. Juli an zu Charenton, vor den Thoren von Paris. Mit ihnen die Hymne, welche der hüninger Capitän vom Genie Rouget de l'Isle kurz zuvor gedichtet und Allemand in Musik gesetzt hatte. Dies war ihr Kriegsgesang; sie begleiteten ihn mit wilden Gebehrden und Waffengeklirr; von ihnen hat er den Namen Marseillaise erhalten. In Charenton wurden sie von ihrem Landsmanne Barbaroux, von Danton, Santerre u. A. bewillkommt und, als ob auf ihre Ankunft die Ausführung eines Plans anberaumt gewesen wäre, sogleich eine Insurrection für den folgenden Tag festgesetzt. Jedoch dazu kam es nicht; es blieb bei einem Anfalle der Marseiller auf die loyalen Grenadiere des Bataillons der Filles S. Thomas, die in den elysäischen Feldern ein Gastgebot hielten; dabei wurde einer der Grenadiere ermordet. Danton aber vermochte am Abende die Section des Theatre français zu dem Beschlusse, auch den nicht activen Bürgern Stimmrecht zuzuerkennen: dies eine politische Mündigkeitserklärung für den Pöbel.

Die Augusttage 1792.

Während nun die Marseiller ungestraft in Paris Pöbelexcesse auf Straßen und Plätzen übten und ruhige Bürger schreckten und mishandelten, ward das Manifest der Verbündeten in Paris bekannt.

*) S. oben S. 463.

Man hat die aufregende Wirkung desselben überschätzt: sicher aber ist anzunehmen, daß mit seinem Bekanntwerden auch die Entthronung Ludwigs gebieterisch vom Volke ausgesprochen wurde. Unter andern Umständen begehrte das englische Volk bei Philipps II. Rüstung der Armada den Kopf Maria Stuart's. Mehrmals vorher war auf Suspension, auf Verweisung, auf Absetzung des Königs bei den Jacobinern angetragen worden, auch an die Nationalversammlung waren Petitionen der Art gelangt: als nun aber der Moniteur 3. August das Manifest mitgetheilt hatte, erschien Nachmittags Petion vor den Schranken, im Namen der pariser Sectionen Absetzung des Königs und Berufung eines Nationalconvents zu begehren, und am Abende des 4. August faßte die Section der Quinze-Vingt in der Antonsvorstadt den Beschluß, bis zum 9. Aug. Abends elf Uhr die Entscheidung der Volksrepräsentanten zu erwarten und, erfolge diese bis dahin nicht, die Sturmglocke zu läuten. Der Insurrectionsausschuß, worin Santerre, Alexandre, Fournier, Lasuski ꝛc. war in Permanenz. Bei den Jacobinern rief 6. August Merlin von Thionville: „Keine Adressen, keine Petitionen mehr! Die Franzosen müssen sich auf ihre Waffen, ihre Kanonen stützen und das Gesetz machen." Abends 7. August begaben sich die Marseiller in die Section des vormaligen Districts der Cordeliers, wo sie bis auf Weiteres untergebracht wurden. Die Gironde beharrte in dem Wahne, daß es noch gelingen könne, ihren Plan auf Erhebung des Kronprinzen durchzusetzen. Unbekannt mit dem, was die Sectionen betrieben, konnte sie nicht sein, denn dies geschah offen, es war keine geheime Verschwörung; auch war Barbaroux dabei thätig, und derselbe doch unter den Vertrauten des Kreises der Frau Roland; also war es wohl nicht unabsichtlich, wenn Brissot nochmals die Anklage gegen Lafayette betrieb. Dies geschah 8. August, aber nicht mit dem beabsichtigten Erfolge; 406 Stimmen gegen 224 sprachen gegen Zulässigkeit der sehr unbündig zusammengestoppelten Anklage. Dagegen war diese Abstimmung für die Gewaltpartei das Signal zum Losschlagen; sie sah darin, wie in einer Vorfrage, auch ihren Antrag auf Absetzung des Königs verworfen. Am 9. August ging die Anzeige ein, daß alle Sectionen, eine ein-

zige ausgenommen, nach dem Vorgange der Antonsvorstadt beschlossen hätten, Mitternacht, wenn nicht Absetzung ausgesprochen worden, die Sturmglocke zu läuten. Petion versicherte darauf in der Nationalversammlung, daß Anstalten zur Beschirmung des Königs getroffen worden seien; seine Empfehlung begütigender Maßregeln ließ aber erkennen, daß er zur gesetzlichen Gewalt kein Vertrauen hatte. Seine Popularität der acht Tage vom 7—14. Juli war in der Sturmfluth der Insurrection untergetaucht. Die Sectionen beschlossen noch am 9. August, die gesamte Stadtbehörde zu entsetzen, und wählten Mitglieder einer neuen, die in der Nacht die Stelle jener einnehmen sollte. Santerre's Wohnung in der Antonsvorstadt war abermals Versammlungsort der Anführer, Danton aber die Seele des Raths. Danton hat den 10. August gemacht.*) Sein Freund Westermann, vormals Militär, übernahm die Leitung des Angriffs auf die Tuilerien. Sicherlich fehlte im Rathe keiner der uns schon bekannten Pöbelführer S. Huruge, Maillard, Fournier, Legendre, Rossignol ꝛc. Die Jacobiner begaben sich in Masse Abends in die Vorstadt. Kurz zuvor hatte die Nationalversammlung ihre Sitzung geschlossen. Der Hof war seit dem Anfange des Monats in täglicher Erwartung eines Aufstandes gewesen. Nochmals war an Flucht gedacht worden. In einem 4. August gehaltenen Rathe, woran Molleville, Malouet, Montmorin, Malesherbes, Lally, Clermont-Tonnerre ꝛc. Theil nahmen, kam man überein, daß die Flucht nach dem Schlosse Gaillon in der Normandie, wozu Molleville schon im Juli Vorbereitungen getroffen hatte, ausführbar sei; sie sollte in der Nacht auf den 8. August stattfinden, aber der König wollte noch Aufschub: so wurde es zu spät. Zur Schloßwache war indessen ein Regiment Schweizer, etwa 900 Mann stark, herbeigerufen worden. Die Municipalität hatte schon 6. August von jedem Bataillon der Nationalgarde zuverlässige Mannschaft

*) C'est Danton qui a fait le 10. Août. So sprach zu mir im Jahre 1841 Royer-Collard, den ich besuchte, um Aufklärungen über jene furchtbare Nacht von ihm, damaligem Greffier der Municipalität, zu erlangen. Die ausführliche Erzählung, welche er, nicht zurückhaltend, darauf folgen ließ, bestätigte sein Wort.

aufgeboten; außerdem waren gegen 1000 Gendarmen und 12 Kanonen da. Man erwartete einen Angriff in der Nacht. Petion der Maire und Roederer, Repräsentant des Departements, nach den Tuilerien beschieden, sollten als städtische Autorität oder als Geißel dienen. Mandat, Befehlshaber der Nationalgarde, ein umsichtiger und entschlossener Mann, ordnete die bewaffnete Macht.

Der zehnte August hatte noch nicht begonnen, als schon Sturmglocke, Trommelschlag und Lärmkanonen gehört wurden. Gleich nach Mitternacht bemächtigten sich die von den Sectionen erwählten Mitglieder einer neuen Stadtbehörde des Stadthauses; mehrere der bisherigen Beamten blieben als neugewählt, vor Allen Danton und Manuel; die übrigen ließen sichs ohne Widerstand gefallen, daß sie beseitigt wurden. Die berufensten Cordeliers, Chaumette, Hebert, Fabre d'Eglantine, Lhullier, Vincent ꝛc. bekamen ihren Platz. Petion würde, als den Girondisten zugethan, im Wege gewesen sein; als ihn die Nationalversammlung aus den Tuilerien hatte zurückfordern lassen, ließ ihn der neue Stadtrath in seine Wohnung geleiten und dort Wache aufstellen. So blieb Petion ganz außer Spiel. Robespierre wurde am zehnten August nicht gesehen; später wurde ihm Schuld gegeben, er sei in einem Keller versteckt gewesen; mindestens hatte er nicht den verwegenen und trotzigen Sinn, der bei Gewaltschlägen in die Reihen der Kämpfenden führt. Die Volksrepräsentanten der Nationalversammlung eilten zum Theil schon um zwei Uhr Morgens nach ihrem Sitzungssaale; bald waren genug versammelt, um zu verhandeln; sie beschäftigten sich, wie zur Ironie des Schicksals, mit etwas, das von den Thatsachen der Gegenwart grade am weitesten ablag, mit der Frage von Abschaffung des Negersklavenhandels. Der König sandte zwei Minister, sie zum Handeln aufzufordern, aber sie lehnten dies ab und nachher selbst die in Vorschlag gekommene Absendung einer Deputation nach den Tuilerien. Dergestalt hatte der Hof nichts als die Gewalt der Waffen zu seinem Schutze, diese aber hatten nicht mehr ihren tüchtigen Befehlshaber. Mandat, zu dem neuen Stadtrath beschieden, und für Arrestanten erklärt, war auf dem Wege zum Arrest ermordet worden. Der neue Stadtrath bestellte nun Santerre zum

einstweiligen Chef der Nationalgarde. Der nunmehrige Befehlshaber der Schloßbesatzung, Lachesnaye, war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Ueberdies hatte Mandat bei seinem Weggehen aus den Tuilerien nicht die nöthigen Anweisungen und Ordres hinterlassen. Der König kam mit Tagesanbruch in die Höfe zur Musterung. Blaß, niedergeschlagen und beklommen, war er für die Getreuen, deren es in der Nationalgarde gab, nicht ein Bringer von Muth und Vertrauen; für die verwegensten Feinde des Throns aber war sein Erscheinen das Zeichen zur Auflehnung gegen ihn. Die Gendarmen und Kanoniere wurden vor seinen Augen abtrünnig und meuterisch. Hoffnungslos kehrte er in den Palast zurück. Schon waren die ersten Pikenbataillone angekommen; mit den Vorstädtern von S. Antoine, 15,000 Mann, hatten sich 5000 Mann von S. Marceau auf dem Pontneuf, dessen Wache sich sofort auflöste, vereinigt; die Nationalgarden leisteten, ungeachtet Roederer sie zum Gebrauch der Gewalt ermächtigte, nirgends ernstlichen Widerstand. Als nun gegen acht Uhr eine Deputation des neuen Stadtrathes in den Tuilerien erschien und erklärte, daß das Volk Entthronung des Königs begehre, bemerkte Roederer, daß der König nicht auf die bewaffnete Macht rechnen könne und wohl thun werde, Schutz in der Nationalversammlung zu suchen, und als die Königin, entschlossen nicht zu weichen, dem König entgegentrat und diesen aufforderte, sich als Mann zu zeigen, entkräftete Roederer deren Muth durch die Hinweisung auf ihre Verantwortlichkeit, wenn das Leben des Königs gefährdet werden sollte. Der König sprach: „Laßt uns gehen." Die königl. Familie brach mit ihm auf; unter einer Bedeckung von Schweizern und Nationalgarden kamen sie an in der Nationalversammlung. Der König richtete an Vergniaud, dermaligen Präsidenten, wenige Worte, daß er komme, um ein großes Verbrechen zu ersparen, und hier Sicherheit zu finden vertraue. Man ließ ihn nicht lange auf seinem Sitze neben Vergniaud; auf Chabot's Bemerkung, daß die Gegenwart der ausübenden Macht die Berathung hindere, wies man ihm und den Seinigen die Loge der Geschwindschreiber an. Auf Begehren der Nationalversammlung stellte der König einen Befehl an die im Schlosse zurückgebliebenen

Schweizer aus, ihre Waffen ruhen zu lassen; zugleich begab sich eine Deputation der Versammlung nach den Tuilerien; aber schon hatte das Gefecht begonnen. Das Volk hatte, angeführt von Westermann, sich in die äußeren Höfe an der Seite des Carrouselplatzes eingedrängt; die Schweizer sich dicht am Palaste aufgestellt. Westermann suchte gütliche Verständigung mit ihnen; aber es fielen Schüsse, muthmaßlich zuerst von Seiten der Menge, und nun feuerten die Schweizer so nachdrücklich, daß die Menge zurückwich. Ebenso trieben die an der Gartenseite aufgestellten Posten die Menge vom Palaste ab. Jetzt erst kam der Befehl des Königs an; nur ein Theil der Schweizer wurde davon unterrichtet. Diese stellten das Feuer ein und zogen der Reitbahn zu; indessen war das Volk wieder vorgedrungen, es überwältigte die noch übrigen Schweizer und war um zehn Uhr im Besitze des Palastes. Wenige von den Schweizern, 150 von 900, retteten ihr Leben; der wüthende Pöbel mordete auch nach dem Siege. Eine Anzahl Hofdiener theilte das Loos der Schweizer. Es fehlte nicht an Wüthrichen, die ihre Lust daran hatten, Wehrlose zu schlachten. Ein Theil der Seitengebäude des Palastes gerieth in Brand.

Während dieser Gräuel erschien vor der Nationalversammlung eine Deputation des neuen Gemeinderaths mit trotzigem Begehren eines Beschlusses, welcher den König für abgesetzt erklärte. Die Gironde wollte die Gunst der Initiative nicht entschlüpfen lassen; Vergniaud brachte, was schon früher Plan der Gironde gewesen war, in Vorschlag: Suspension der königl. Gewalt, Bestellung eines Erziehers für den Sohn des Königs. Nun aber war an Fortdauer der Constitution mit einer Regentschaft nicht mehr zu denken; Robespierre's Partei betrieb Beseitigung der Nationalversammlung; in seinem Sinne hatte das Volk durch Petition 3. August einen Nationalconvent begehrt. Dies hatte etwas für sich; nämlich weil mit jener Suspension auch die Constitution suspendirt wurde und die Nationalversammlung eben dadurch ihre Gewähr und Macht verlor, sollte eine neue Volksrepräsentation mit Vollmacht über die Constitution selbst zu beschließen, ein Nationalconvent, berufen werden; daher also der dritte Vorschlag Vergniaud's, Berufung eines Na-

tionalconvents. Diese Concession an die Gewaltpartei ging, gleich wie die gewaltsame Absetzung des Königs selbst, über die früheren Pläne der Gironde hinaus; die Gironde fiel in ihre eigenen Schlingen. Vergniaud's Vorschlag wurde angenommen und von Guadet und Jean de Bry das Wahlgesetz für den Nationalconvent verfaßt: kein Unterschied mehr zwischen activen und passiven Bürgern; wer 21 Jahr zurückgelegt habe und nicht Domestik sei, sollte das Wahlrecht haben, zur Erwählung in den Nationalconvent ein Alter von mindestens 25 Jahren gehören. Bis zum Eintritte des Nationalconvents sollte die Nationalversammlung in ihren Rechten bleiben und für Ausübung der vollziehenden Gewalt sorgen. Dazu beantragte Brissot die Bestellung neuer Minister; Roland, Clavières, Servan erhielten ihre vormaligen Ministerien wieder; die Justiz kam an Danton, die auswärtigen Angelegenheiten an (Abbé) Tondu Lebrun, die Marine an Monge. Ludwig und seine Familie waren Augen- und Ohrenzeugen von diesen Beschlüssen. Der Pöbel war indessen darüber aus, Zeichen und Bilder des Königthums zu zerstören. Die Sendung von Ingenieurs und Bauleuten durch die Nationalversammlung hemmte nicht die Zerstörung, nur den Unfug. So sanken denn die Statuen Heinrichs IV., Ludwigs XIV. und XV. ꝛc. darnieder. Anfangs ward der königlichen Familie der Palast Luxembourg zur Wohnung bestimmt, aber schon 12. August auf Antrag des Gemeinderaths der Tempel ihr Gefängniß.

Condorcet verfaßte 13. August eine Proclamation an die Franzosen, worin zur Rechtfertigung des Geschehenen eine Masse von Beschuldigungen auf den König gehäuft wurden. Der Philosoph ward an manchen Stellen zum Thoren oder Lügner. Im Munde des Volks war die Rede, daß der Hof eine Conspiration gemacht habe, über die Pariser herzufallen und man ihm nur zuvorgekommen sei. Daher kam das Wort „Saint-Laurent"*) als Seitenstück zur Saint-Barthelemy in Umlauf.

Die Departements schickten fast allesamt Adressen der Beistim-

*) Der 10. August, Tag des h. Laurentius.

mung zu dem Werke des 10. Augusts. Lafayette aber gedachte mit seiner Armee und den Nationalgarden der Departements der Ardennen, der Aisne und der Maas sich dagegen zu erheben. Jedoch die übrigen Generale, Dumouriez, Luckner, Biron ꝛc. waren nicht mit ihm; seine Soldaten wurden unruhig; es kamen Deputirte der Nationalversammlung und erklärten ihn für abgesetzt. Da wich das Vertrauen, dessen er immer zu viel gehabt hatte, von ihm; er gedachte in dem Lande seiner schönsten Jugenderinnerungen, in Nordamerika, die Freiheit zu begrüßen. Mit ihm war sein Generalstab, Alex. Lameth, Latour-Maubourg, Bureau-de-Puzy ꝛc. einverstanden; sie verließen in der Nacht auf 20. August das Heer; aber bei den feindlichen Vorposten angehalten, verfielen sie einer Gefangenschaft, die mehr vom Charakter der Rache als des Kriegs- und Völkerrechts an sich trug. Lameth blieb preußischer Gefangener; Lafayette, Latour-Maubourg und Bureau-de-Puzy wurden, nachdem sie in Magdeburg und Glatz gefangen gesessen, an Oestreich ausgeliefert und zu Olmütz in harter Haft gehalten. Auch dies eine Emigration, aber mit dem ausdrücklichen Protest der Flüchtigen, daß sie mit den Emigranten nichts zu thun haben wollten. Von eben der Art war die Auswanderung des Herzogs von Aiguillon, der sich um diese Zeit nach London begab, Talleyrands, der um die Zeit des 10. August zu einer diplomatischen Besprechung nach Paris gekommen war, nun mit einem Passe Danton's schleunigst nach London zurückkehrte, und nachher als Privatmann dort blieb, Lally-Tolendal's, Karl Lameth's, Narbonne's und vieler Anderer, die durch die anhebende Herrschaft der rohen Gewalt fortgeschreckt wurden.

Umsturz der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791.

Früher als der französische Königsthron war die polnische Constitution umgestürzt worden. Ludwig XVI. büßte mit für die Sünden seiner Vorfahren, nicht anders die Polen für das, was frühere Geschlechter versehen und verschuldet hatten; Jenen half die Gironde zu Gunsten ihrer eigenen Feinde stürzen, gegen diese verband ihr eigener König und eine Anzahl Verblendeter und Verräther sich

mit Polens schlimmsten Feinden. Das Unrecht der Sieger war auf beiden Seiten gleich groß; doch die hohe Politik entlehnte von den Führern der französischen Insurrection gegen den Thron den Namen zur Bezeichnung der Polen, die sich dem Drucke schlimmer Nachbarschaft entzogen hatten; als Jacobiner wurden wackere Freunde des Vaterlandes geschmäht. Wir kommen in die Zeit, wo die gleißnerische Lüge der Politik des Ostens und die brutalen Trutzreden der Revolution gegen die Fürsten gegenseitig sich steigern. Zwei russische Armeen, zusammen 100,000 Mann, überschritten 19. und 21. Mai die Grenzen Polens und Litthauens. Der polnische Reichstag, zurückgewiesen von Preußen, zu Herstellung der alten Verfassung von Seiten Oestreichs ermahnt, hatte einzig und allein auf die Kraft der Nation zu vertrauen, und war doch dieser nicht ganz mächtig, war vom König wenig unterstützt, von Verrath bedroht. Den Muth ließ er nicht sinken; die Verräther bedrohte er mit dem Tode, an die Nation richtete er einen feurigen Aufruf. Er löste sich auf 29. Mai 1792. Nur zu sehr blieb die That hinter Rath und Wort zurück. Die polnische Kriegsmacht war nicht über 40,000 Mann stark. Ihr Anführer Joseph Poniatowski, Neffe des Königs, damals dreißig Jahre alt, im östreichischen Türkenkriege schon durch rühmliche Waffenproben unter Josephs II. Augen ausgezeichnet, hatte zum Berather den edeln Kosciuszko, der aus Schmerz über hoffnungslose Liebe nach Amerika getrieben, dort an Washington's und Lafayette's Seite zum Kämpfer für die Ideen von Freiheit und Vaterland in ihrer schönsten Bedeutung emporgebildet, seit 1789 als General in das polnische Heer eingetreten war. Beide waren edle Söhne des Vaterlandes und als Anführer an ihrem Platze; das Herr war muthig und kampfbegierig: aber in dem offenen Lande gab es keine festen Stellungen, keine ansehnlichen Festungen, keine Engpässe, welche den Polen die mehr als doppelt überlegene Macht der Feinde aufzuhalten hätten helfen können; dazu kam nun die Weisung des Königs, sich nach dem Bug zurückzuziehen, um hier die Streitkräfte zu vereinigen. Hiedurch kam ohne Schwertstreich ein geräumiger Landstrich in die Hand der Russen und Conföderirten. Wo die Polen zum Kampfe kamen,

bestanden sie diesen mit Ehren. Kosciuszko's Kampf bei Dubienka 17. Juli, wo er mit 4000 Polen 15,000 Russen widerstand, war herrlich, aber endete doch mit einem Rückzuge vor der Uebermacht, die von dem nur einseitig neutralen Gallizien her die Polen in der Flanke und im Rücken bedrohte. Jedoch von den Würfeln des Kriegsglückes hatten die Polen immer noch zu hoffen; ihre Kraft sollte nicht durch offene Gewalt gebrochen werden; sie ward geknickt und gelähmt durch die trostlose Unfestigkeit des Königs, dem der Stahl des Mannes und das Feuer vaterländischer Begeisterung mangelte. Er hatte verheißen zum Heere zu kommen, aber war nicht zum Aufbruche von Warschau zu bewegen. Graf Malachowski ermunterte ihn zur Heerfahrt; er antwortete: Woher Geld? Malachowski erbot sich sogleich, 100,000 Dukaten zu zahlen, aber erst, wenn der König auf dem Wege zum Heere sei. Der böse Dämon des Königs war der Wahn, von Katharina, deren geheimste Gunst er in jungen Jahren genossen hatte, durch Unterhandlungen großmüthige Zugeständnisse zu erlangen, und die Besorgniß, durch ernstliche Führung der Waffen Katharina zu reizen und um die Frucht der Unterhandlungen zu kommen. Als Oginski ihm eine patriotische und muthige Proclamation an die Litthauer mitgetheilt hatte, äußerte er betroffen und stockend, ob man denn nicht fürchte, sich zu compromittiren und beim Eintreten von Wechselfällen Verfolgungen zu unterliegen! Katharina hatte allerdings eine gewisse Nachliebe gegen ehemalige Günstlinge: doch ihren politischen Leidenschaften durfte diese keine Schranken setzen; Stanislaus war in verderblichem Irrthum, als er die Geschlechtsschwäche der Frau auf die Politik übertrug. Ein Schreiben Katharina's vom 21. Juli besagte: Nur rascher Beitritt des Königs zur targowiczer Conföderation könne ihm ihre Freundschaft sichern, und es bedürfe der Herstellung des alten Zustandes, wenn sie sich hinfort seine Schwester und freundliche Nachbarin nennen solle. Darauf erklärte Stanislaus 23. Juli im Staatsrath seinen Entschluß, der targowiczer Conföderation beizutreten, und den Deputirten der Landschaften, daß die Verfassung vom 3. Mai null und nichtig und Herstellung der alten nothwendig sei. Dem Heere sandte er Befehl, die Feindseligkeiten einzu-

stellen und zur Conföderation von Targowicz zu treten. Ein so ungeheurer Verrath an der Sache der Nation war bei weitem sträflicher, als was die Franzosen ihrem Könige schuld geben konnten. Adel und Volk waren mit bitterem Schmerze erfüllt; der Reichsmarschal Malachowski und 4000 Edelleute protestirten; Litthauen, ganz anders gestimmt als seine beiden Magnaten, Kossakowski, die sich als Speichellecker Rußlands hervorthaten, insbesondere erließ eine energische Gegenerklärung. Das Heer, welches eben mit Kampflust einer Schlacht entgegensah, murrte und trauerte; Officiere und Soldaten zerbrachen die Waffen. Poniatowski und Kosciuszko legten ihre Stellen nieder. Kosciuszko, Kollontay, Ignaz Potocki, Malachowski, Sapieha ꝛc. begaben sich nach Sachsen und Böhmen. Die Güter der geflüchteten Patrioten wurden verwüstet, der niedere Adel mit Gewalt zur Anerkennung der Conföderation von Targowicz gezwungen. Die Stifter und Mitglieder derselben, im Gefolge der russischen Heere heimgekehrt, bildeten eine Versammlung, Generalität genannt, zur Organisation Polens für russisches Interesse. Dem Namen nach stand Felix Potocki an der Spitze derselben, aber in der That hatten die beiden Kossakowski, der Eine Bischof, der Andere Großkronfeldherr von Litthauen, die Leitung in ihren Händen. Der König, von den Häuptern der Conföderation eingeschüchtert und auch wohl von russischen Weisungen bestimmt, gab, seiner Ehre uneingedenk, sich dazu her, eine Schrift zu unterzeichnen, die jene ihm vorlegten; in dieser verwarf er 25. August alle Handlungen des letzten Reichstags, lobte die alte Verfassung und erhob Katharina's Großmuth. Die Russen breiteten sich über das Land aus; das polnische Heer, nunmehr unter des verrätherischen Branicki's Oberbefehl, wurde zerrüttet; die wackeren Soldaten wurden scharenweise entlassen oder durch Verweigerung des Soldes zum Ausreißen genöthigt. Elende Menschen wurden zu Oberofficieren bestellt, patriotische Officiere zurückgesetzt; der Ueberrest des Heers aber dergestalt auseinandergelegt, daß die vereinzelten kleinen Abtheilungen desselben von russischen Truppen umstellt waren. Das hieß nun bei den Conföderirten Herstellung der polnischen Freiheit. Sie erließen 11. September eine Danksagung

an Katharina, daß sie den alten Glanz der Republik hergestellt habe. Wahrlich! daß die stolze und schlaue Zarin die Polen verachtete, davon tragen jene Verleugner des vaterländischen Wohls die meiste Schuld. Welchem Volke hat es je wohlgethan, den Nachbar zur Herstellung des Hausfriedens zu Hülfe zu rufen? Jedoch die Deputirten der Conföderation hörten für jetzt noch schöne Worte in Petersburg; Platon Subow, damals Katharina's Günstling, versicherte, daß an eine neue Theilung keineswegs gedacht werde; Niemand aber dachte mehr als er daran.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HM0d
W114z

14285.

Author Wachsmuth, Wilhelm.

Title Das Zeitalter der Revolution... Vol.1.

NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU